Geschichte

des

Mittelalters

von

Dr. Heinrich Rückert,
Professor an der Universität zu Breslau.



Geschichte

des

Mittelalters

von

Dr. Heinrich Rückert,
Professor an der Universität zu Breslau.

Neue Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste.

Für die deutsche Nation

geschrieben

von

Dr. Arneth, Professor in Heidelberg; Dr. Bernoulli, Professor in Basel; Dr. Bischoff, Professor in Heidelberg; Dr. Blum, Professor in Heidelberg; Dr. Bromeis, Professor in Marburg; Dr. Bronn, Hofrath und Professor in Heidelberg; Engelhard, Oberbaumeister in Kassel; Flegler, Professor in Zürich; Professor Dr. Fraas in München; Dr. Grieb in Stuttgart; Dr. Jolly, Professor in Heidelberg; Dr. Kraft, Pfarrer; Dr. Lafaurie in Hamburg; Dr. Lamont, Direktor der Sternwarte in München; Dr. Oppenheim; Dr. Riecke, Pfarrer in Lossenau; Professor Dr. Rückert in Breslau; Dr. Scherr in Zürich; Dr. Schwegler in Tübingen; Dr. Weber, Gymnasialdirektor in Bremen; Freiherr v. Wedekind, Oberforstrath in Darmstadt; Dr. Zamminer, Professor in Gießen; Dr. Zeller, Professor in Marburg.

Siebenter Band Nr. 1. b.

Geschichte des Mittelalters von Dr. Heinrich Rückert.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1853.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort.

Der hier veröffentlichte Abriß der Geschichte des Mittelalters, an den schon vor geraumer Frist die letzte Hand gelegt wurde, schließt sich unmittelbar an die Geschichte des Alterthums von Hrn. Dr. Flegler an, die bereits seit längerer Zeit einen Bestandtheil der Neuen Encyklopädie bildet. Daher mußte dieses Werk auf einen ganz selbständigen Anfang, wie man ihn sonst wohl bei geschichtlichen Arbeiten zu finden gewohnt ist, verzichten. Es war hier nicht thunlich, die Voraussetzungen und Principien der geschichtlichen Auffassung und Darstellung in den Rahmen einer übersichtlichen Einleitung einzuspannen. Ich habe mich statt dessen bemüht, das, was sonst in dieser Beziehung mit leichterer Arbeit im Eingang dargelegt zu werden pflegt, in die eigentliche Darstellung und zwar in die geschichtlichen Thatsachen im strengsten Sinne des Wortes hineinzubilden. Ihre Auswahl und Verknüpfung war es allein, die mir die Möglichkeit an die Hand gab, dem Leser das lebendige Band des Geistes deutlich zu machen, das sie zusammenhält.

In Beziehung auf den Stoff habe ich mich nach allen Seiten hin strenger beschränken zu müssen geglaubt, als es vielleicht ein Anderer gethan haben würde, der dieselbe allgemeine Aufgabe eines Ueberblickes der mittelalterlichen Geschichte ergreift. Ich habe mich nämlich durchweg an die eigentliche geschichtliche Handlung, an die äußerlich faßbaren Ereignisse und an die Persönlichkeit gehalten, die das wirkliche Getriebe der Thatsachen bestimmen. Es ist mir sehr deutlich, daß man den geistigen Gehalt, die Quintessenz der geschichtlichen Bewegung des Mittelalters, viel leichter auf einem anderen Wege zur Anschauung bringen kann. Man darf nur in das sogenannte culturhistorische Gebiet, insbesondere in die mehr theoretische Seite desselben, hineingreifen und durch eine passende Auswahl der wichtigsten Aeußerungen des geistigen Lebens auf diesem Gebiete, wird es nicht schwer werden, das was man den innersten Gehalt der Geschichte nennt, verständlich zu machen. Allein der von vorneherein gegebene nächste practische Zweck dieser Arbeit erforderte es, jenen anderen Weg einzuschlagen. Es kam nur darauf an, durch die Darstellung der äußeren Form der geschichtlichen Bewegung den sie bedingenden Geist möglichst durchleuchten zu lassen, wenigstens in so weit, daß es einem denkenden Leser zum Bewußtsein zu kommen vermöge, daß hier nicht bloß eine Nomenclatur und eine Statistik gewisser Facta gegeben

werden solle. In wie weit mir diese schwere Aufgabe geglückt ist, um so schwerer, je mehr ich durch äußere Verhältnisse zu möglichster Kürze gedrängt war, muß ich dem wohlwollenden Urtheil solcher Leser anheimgeben.

Da diese Arbeit nun einmal nur in diesem knapp zugemessenen Umfang existiren konnte, wenn sie überhaupt existiren wollte, so rechtfertigt es sich, wie ich glaube, um so eher, daß ich Vieles, was nach äußeren Rücksichten in einer Geschichte des Mittelalters seinen Platz zu finden gewohnt ist, entweder auf das Allerkürzeste, gewöhnlich nur episodisch behandelt, oder wenn es mit dem leitenden Faden der großen geschichtlichen Bewegung in gar keinem inneren Zusammenhang zu stehen schien, ganz weggelassen habe. Es war mir statt dessen darum zu thun, den jedesmaligen Kern und Mittelpunkt, den Lebenskeim des geschichtlichen Fortschrittes mit etwas größerer Ausführlichkeit zur Anschauung zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, Thatsachen anführen zu müssen, die man ungefähr ebenso auch in allen anderen Büchern gleicher Aufgabe finden kann. Aber es schien mir, als wenn der sie einheitlich betrachtende Geist auch ihre Substanz veränderte und sie so in gewissem Sinn zu etwas Neuem zu gestalten fähig wäre, das nur äußerlich identisch ist mit dem, was man hier und dorther entnehmen kann.

Breslau. Im Januar 1853.

H. Rückert.

Erstes Kapitel.

Die Völkerwanderung und ihre ersten Folgen für das römische Reich.

Als der Kaiser Valentinian I auf einem Zuge in das Land der Quaden an der mittleren Donau im Jahr 375 plötzlich gestorben war, blieb der Westen des römischen Reiches, den er mit rücksichtsloser Kraft und großem praktischem Verstand beherrscht hatte, von dem Osten unter seinem Bruder Valens nach wie vor getrennt. Aber der Gewinn für die äußere Sicherheit und innere Ordnung, welchen die Regierung Valentinians mittelst harter Kämpfe auf Leben und Tod gegen die Barbaren an den Grenzen und die Elemente der Auflösung aller politischen und socialen Verhältnisse im Innern der Westhälfte des Reichs gebracht hatte, ging unter seinem siebzehnjährigen Sohn und Nachfolger Gratian sogleich wieder verloren. Es fehlte ihm die Charakterkraft und die Schule der Lebenserfahrung seines Vaters, um sich gegen die widerspenstigen Führer der Parteien am Hofe und im Staate und gegen ihren Einfluß auf das Heer, die Hauptmacht im Reiche, zu behaupten. Er mußte sich bald dazu bequemen, seinen Bruder Valentinian II, ein Kind von vier Jahren, zum Mitregenten zu ernennen. Dadurch wurde die straffe Centralisation der Regierung, die einzige Möglichkeit des Bestehens für das damalige römische Staatswesen von vornherein gebrochen.

Während so die Kraft der westlichen Reichshälfte geschwächt wurde, erlitt der Osten noch furchtbarere und folgenreichere Erschütterungen. Die Grenze an der untern Donau war nach der geographischen Situation des Ost-Reiches und vor allem nach der Lage seiner Hauptstadt Constantinopel offenbar diejenige Stelle, wo die eigentliche Lebenskraft desselben von jeher den meisten und größten Gefahren bloßgestellt war. Seitdem sich in den weiten osteuropäischen Ebenen links von der untern Donau durch die Herrschaft des Ermanrich über die Ostgothen und die ihnen unterworfenen germanischen, sarmatischen und wahrscheinlich auch finnischen Stämme sowie durch einen 367 von Valens mit den Westgothen geschlossenen Friedensvertrag etwas festere Verhältnisse gebildet hatten, war das Bewußtsein dieser Gefahr den Römern etwas entrückt.

Aber schon wenige Jahre darauf wurde das ostgothische Reich durch die Hunnen angegriffen, die damals zum ersten Male in die mitteleuropäischen Völkerverhältnisse eintraten, während sie schon seit geraumer Zeit im äußersten Osten, in den Tieflanden an der Wolga und am kaspischen Meere bis zum Don alle daselbst angesessenen Völkerschaften überwältigt, ihrer Herrschaft unterthänig gemacht und zu beständiger Kriegsgenossenschaft gezwungen hatten. Die Hunnen selbst gehörten dem mongolischen Stamme an, der bis dahin noch niemals mit dem römischen Reiche oder überhaupt mit der Bevölkerung von Europa in unmittelbare Berührung gekommen war. Sie unterschieden sich deßhalb in ihrer physischen und geistigen Organisation ebenso sehr von den germanischen und sarmatischen Stämmen, die sie zuerst überwältigten, wie von der Bevölkerung des römischen Reiches. In Beziehung auf Lebensgewohnheiten, Sitten und Verfassung bot sich dagegen zwischen ihnen und der osteuropäischen Bevölkerung, soweit sie nicht zu dem eigentlichen gothischen Stamme gehörte, einige äußerliche Aehnlichkeit dar. Sie waren ein Nomadenvolk im vollsten Sinne des Wortes, ohne Neigung und ohne Fähigkeit, je über diesen Zustand hinauszukommen, daher darauf angewiesen, sobald sie durch äußere Veranlassungen nicht mehr im Stande waren, diese Lebensart ungestört und behaglich fortzusetzen, ein erobernbes oder vielmehr ein Räubervolk im größten Style zu werden. So wenig bei ihnen, so lange sie unaufgestört durch äußeren Zwang und unbemerkt von der Geschichte dahin lebten, von einer Verfassung auch nur im Sinne der damaligen germanischen oder sarmatischen Völker oder nur von einem bewußten Zusammenhalt des ganzen Volkes die Rede sein konnte, so leicht und gewissermaßen von selbst vereinigten sie sich zu großen Raubzügen nach außen. Einmal in eine solche Bewegung gedrängt, fanden sie in sich selbst kein Moment, welches sie wieder zur Ruhe gebracht hätte, nur eine äußere Nöthigung, ein unüberwindlicher Widerstand, auf den sie in ihrem instinctiven Vorwärtsdrängen stießen, konnte den Stillstand, aber damit zugleich auch den Untergang des Volkes bewirken, sobald er von allen Seiten ihm gleich stark entgegen trat. Die angeborene Barbarei und thierische Wildheit ihres Naturells, die sich durch langwierige und grausam geführte Kriege seit ihrer Losreißung aus ihrer ursprünglichen Heimat an der Grenze von Tübet auf eine Entsetzen erregende Art noch entwickelt und gesteigert hatte, machte einen solchen Widerstand immer schwieriger und gefährlicher. So waren sie nach und nach immer weiter nordwestwärts drängend die Herren der mongolischen, indogermanischen und finnischen Völkerstämme von den Grenzen von China bis an den Don geworden. Je weiter sie vorwärts drangen, desto gewaltiger wuchs auch ihre zum Angriff verwendbare Masse, denn die meisten der von ihnen angegriffenen Völker hatten eine freiwillige Unterwerfung einem Kampfe auf Leben und Tod vorgezogen. Eine solche freiwillige Unterwerfung ließ den einzelnen Stämmen ihr ganzes inneres Leben selbstverständlich unangetastet: ein verhältnißmäßig geringer Tribut und Kriegshülfe nach außen war die ganze Folge derselben. Die Neigung zu schrankenlosen Kämpfen, die Raublust und das Vorwärtsdrängen nach Süden und Westen, das schon früher in den halbnomadischen Völkerschaften von Osteuropa stark hervortrat, erhielt durch ihren Anschluß an die Hunnen eine außerordentliche, dem Bestand der römisch-griechischen Culturwelt höchst gefährliche Steigerung.

Das große ostgothische Reich vermochte dem Andrang dieser Massen nicht zu widerstehen. Schon ehe es zu einem eigentlichen Kampfe mit den Hunnen kam, versuchten einige unterthänige Völker, sich frei zu machen und der König Ermanrich, der an seinem eigenen und seines Volkes Geschick verzweifelte, gab

sich selbst den Tod. Sein Nachfolger Withimer fiel im Krieg gegen die Hunnen. Ein Theil der Ostgothen verließ jetzt seine Sitze und floh zu dem Fürsten der Westgothen, die bei weitem größere Mehrzahl jedoch fügte sich unter die hunnische Oberherrschaft. Aber auch die Westgothen sahen die Unmöglichkeit ein, sich in ihren damaligen Wohnsitzen am Südostabhange der Karpathen und längs der unteren Donau gegen die Hunnen zu behaupten. Ihre Widerstandskraft war auch in der That durch innere Spaltungen seit etwa einem Menschenalter bedeutend geschwächt. Hauptsächlich hatte dies die Berührung mit der römischen Cultur, insbesondere mit dem Christenthume, bewirkt, das unter ihnen die ersten und umfangreichsten Bekehrungen unter allen deutschen, den Römern nicht unterworfenen Stämmen machte. Christen-Glaube und das Interesse des römischen Reiches schienen in der damaligen Zeit so sehr Hand in Hand zu gehen, daß alle den Römern feindliche Elemente unter den Westgothen, Athanarich an ihrer Spitze, zugleich auch als erbitterte Feinde und Verfolger des neuen Glaubens sich erwiesen, während seine Anhänger von den Römern unterstützt wurden. Einzelne christliche Haufen der Westgothen hatten schon früher den kaiserlichen Schutz auf römischem Reichsboden in Anspruch nehmen müssen, weil sie sich in ihrer Heimat gegen ihre heidnischen Bedränger nicht zu halten vermochten, und waren im Hämus angesiedelt worden. Jetzt entschloß sich ein großer Theil des Volkes, einen gleichen Schritt zu thun, um dem Kampf mit den Hunnen auszuweichen. Unter den Bedingungen, welche die Römer damals diesen Hülfe suchenden Gothen stellten, befand sich auch die, daß sie alle, ohne Ausnahme zu dem Christenthum, und zwar nach dem arianischen Dogma, übertreten sollten, da Valens selbst ein zelotischer Anhänger und Beförderer des Arianismus war. Dies geschah auch, wenigstens dem Namen nach, von dem größten Theil der über die Donau herübergeführten Massen. In den schon länger bekehrten Volksgenossen unter ihnen selbst und auf dem Boden des römischen Reiches war die natürlichste Vermittlung für diese rasche Bekehrung ohnehin gegeben. Die Oberleitung derselben lag in der Hand des schon 348 zum Bischof nach arianischem Ritus geweihten Gothen Ulfila, der wegen seines Christenthumes aus seiner Heimat mit so vielen seiner Landsleute vertrieben worden war. Er hatte seit jener Zeit unermüdlich an der Verbreitung des Christenthumes unter seinem Volke gearbeitet und durch seine eigene Kraft wenigstens den Anfang einer geistlichen Literatur, durch die von ihm unternommene Uebersetzung der Bibel, in gothischer Sprache geschaffen.

Die Westgothen sollten nach dem Vertrag, der ihrer Aufnahme in das römische Reich vorherging, in der gewöhnlichen Weise schutzpflichtiger Völkerschaften, als ackerbautreibende, kriegsdienstpflichtige Unterthanen des Reiches in zusammenhängenden Sitzen in den Süd-Donauländern angesiedelt werden. Bis ihnen die versprochenen Sitze und Grundstücke zuertheilt werden konnten, wurden sie einstweilen auf Kosten des Staates verpflegt. Bald aber wurde auf beiden Seiten, von den römischen Beamten wie von den Gothen, über den gewissenlosen Bruch des Dienstvertrages geklagt. Der Kaiser Valens, bis zu dem die beiderseitigen Beschwerden gedrungen waren, ergriff für seine Beamten und gegen die Gothen, die er vollständig wehrlos glaubte, Partei und befahl, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Die schon anfangs zahlreichen Westgothen — es wurden zweihunderttausend waffenfähige Männer bei ihrem Uebergange über die Donau gezählt — hatten sich durch nachrückende ostgothische Haufen noch beträchtlich verstärkt, auch machten andere angesiedelte Deutsche, die ebenfalls mit der römischen Beamtenherrschaft in beständigem Conflikte waren, gemeinsame Sache mit ihnen. Es wurde diesen Massen ein Leichtes, Gewalt

mit Gewalt zu vertreiben und das ganze offene Land von Mösien und Thracien bis über den Hämus zu überfluthen, ehe Valens, der sich damals an der persischen Grenze befand, nur an die Möglichkeit einer solchen Gefahr dachte. Als er ihr mit Gewalt begegnen wollte und sich selbst an die Spitze eines eilig zusammengerafften und in jeder Beziehung unzulänglichen Heeres stellte, wurde er bei Adrianopel am 9. August 378 vollständig geschlagen und verlor sammt dem größten Theile des Heeres in der Schlacht sein Leben.

Nach dieser Schlacht bei Adrianopel gerieth der größte Theil der illyrischen Halbinsel bis an die Thermopylen widerstandslos in die Hände der Gothen, nur einige sehr feste Plätze hielten sich noch mit ihren römischen Besatzungen. Da Valens so plötzlich umgekommen und seine ganze nächste Umgebung entweder gefallen oder zersprengt war, traten Gratianus und Valentinian II die Regierung des ganzen Reiches an. Sie ernannten Theodosius, den Sohn des gleichnamigen großen Feldherrn unter Valentinian I, der Britannien und Afrika dem Reiche wiedergewonnen hatte, zum Mitregenten im Oriente, und diesem, der die trefflichste Schule der Kriegsführung gegen die Barbaren durchgemacht hatte, gelang es, die gothischen Haufen zu vereinzeln und entweder zu vernichten oder durch gütliche Unterhandlungen zur Wiederherstellung ihres Dienstvertrages mit Rom zu bewegen. Theodosius verstand es, durch kluge Mäßigung und Achtung gebietende Festigkeit die vielen Schwierigkeiten, welche die Realisirung der manchfach modificirten Dienst- und Ansiedlungsverträge mit sich brachte, nach und nach zu überwinden und dem römischen Reiche in den Gothen eine, solange er lebte, im hohen Grade zuverlässige und außerordentlich kriegstüchtige Schutzwehr zu schaffen, die wesentlich dazu beitrug, den Andrang der östlichen Völker fürs erste von der Donaugrenze abzulenken. Er nahm zunächst eine mehr nordwestliche Richtung an, und die davon getroffenen germanischen und sarmatischen Stämme vermochten den Hunnen natürlich noch weniger Widerstand entgegenzusetzen, als das große und einst so mächtige gothische Volk.

Durch die Beruhigung der Gothen galt Theodosius mit Recht als der Retter des Reiches. Die natürliche Folge davon war, daß von nun an die Leitung der allgemeinen Verhältnisse hauptsächlich in seine Hand zu liegen kam, so daß er endlich durch die verständige Benutzung der Verhältnisse von seiner untergeordneten Stellung als Mitregent zu der eines wahren Herrn des ganzen römischen Reiches emporstieg. Mit derselben Kraft und Einsicht, die er in Krieg und Staatsgeschäften bewährte, nahm er sich auch der kirchlichen Angelegenheiten an, und die glückliche Erledigung einer Hauptfrage der damaligen Zeit war es hauptsächlich, die ihm zum Sieg über alle inneren Feinde, zu einer wenigstens momentanen Kräftigung des Staates und zu einem glänzenden Namen verhalf.

Der Kampf zwischen dem Arianismus und dem nicäischen Glaubensbekenntniß hatte bis dahin, weil sich die Regenten des römischen Reiches in die eigentlichen kirchlichen Streitigkeiten fortwährend einmischten und Partei ergriffen, nicht wenig dazu beigetragen, die noch übrige Kraft des Staates zu lähmen. Besonders unheilvoll war in dieser Beziehung das Benehmen des Kaisers Valens gewesen. Er hatte in seinem Eifer für den Arianismus die Katholiken nicht bloß direkt und indirekt auf alle mögliche Art gekränkt und verfolgt, sondern auch Heiden und Juden, so weit es ohne den Verdacht eines geheimen Abfalls vom Christenthum geschehen konnte, aus Haß gegen die Orthodoxen geschützt und begünstigt. Nichts desto weniger verlor auch unter ihm der Arianismus immer mehr Terrain innerhalb der einheimischen Bevölkerung des römischen Reiches und die Bekehrung der Westgothen und anderer verwandter Stämme,

die durch die Bemühungen des Kaisers erfolgte, konnte ihm diese Verluste nicht ersetzen, weil diese neubekehrten Barbaren nicht im Stande waren, die zum Kampf gegen die Katholiken nöthigen geistigen und wissenschaftlichen Potenzen hervorzubringen. In der Westhälfte des Reiches, wo Valentinian indifferent, Gratian gut katholisch gesinnt war, erlosch der Arianismus schon vor der Thronbesteigung des Theodosius bis auf geringe Spuren, und die Geister richteten sich mehr und mehr nach einer ganz andern Seite hin als bisher, wo sich das Interesse hauptsächlich in der Speculation über die gegenseitige Stellung der drei göttlichen Personen concentrirt hatte. Schon trat eine mehr praktisch-menschliche Seite des Christenthums, die Frage nach dem Verhältniß der natürlichen Sündhaftigkeit des Menschen zu der göttlichen Gnade, in den Vordergrund des Denkens und Empfindens. Im Orient hatte der Arianismus allerdings noch eher einen fruchtbaren Boden, weil hier durch die Bildungsgeschichte des griechischen Geistes ein Bedürfniß nach ganz abstracten Speculationen und nach bloßer dialectischer oder sophistischer Denkbewegung im Gegensatz zu dem Occident entschieden durch alle Kreise des Volkes vorherrschte. Aber die großen Vorkämpfer der Orthodoxie im Orient, Athanasius, Basilius von Cäsarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz hatten auch hier durch wissenschaftliche und persönliche Auctorität den Sieg des orthodoxen Dogmas schon eher gesichert, ehe der Arianismus mit allen schlechten Hülfsmitteln äußerer Gewalt den letzten Versuch machte, sich gegen den ihn allseitig überflügelnden Katholicismus zu behaupten. Jetzt sicherte ein von Theodosius und Gratian nach Constantinopel 381 berufenes Concil der ganzen Kirche des römischen Reiches, durch Wiederholung der Beschlüsse von Nicäa, sowie durch die Verdammung der Macedonianer, einer der vielen Abarten des eigentlichen Arianismus, welche zwar die Göttlichkeit des Sohnes, aber nicht die des heiligen Geistes anerkannten, den bereits von innen heraus errungenen Sieg auch äußerlich der katholischen Kirche. Eine Reihe von weltlichen Gesetzen gegen die Ketzer schloß sich den Decreten dieses zweiten öcumenischen Concils nach und nach an, wodurch dem Arianismus seine frühere Verfolgungswuth mittelst weltlicher Waffen reichlich vergolten wurde. Mit derselben Energie und noch größerer Strenge unterzog sich Theodosius der Vertilgung der letzten Reste des Heidenthums, so weit es sich noch in den äußeren Formen des Staates erhalten hatte, denn die noch immer zahlreichen Anhänger des alten Glaubens mit Gewalt zum Uebertritt zum Christenthum zu zwingen, wäre nicht möglich gewesen, ohne den Bestand des Reiches auf das Spiel zu setzen. So wurden jetzt die Güter der Tempel allmählich eingezogen, ja endlich sogar alle Tempel geschlossen und die öffentliche Ausübung des heidnischen Cultus bei Todesstrafe verboten. Der Einfluß des Theodosius setzte diese Maßregeln auch bei Gratian durch. Als Gratian 383 durch den britannischen Feldherrn Maximus Thron und Leben verlor, adoptirte sie auch sein Bruder Valentinian II, der dem Theodosius seine Rettung vor Maximus und die Herrschaft über den ganzen Westen verdankte, 388. Valentinian II wurde bald darauf durch seinen Oberfeldherrn Arbogast, aus einem fränkischen fürstlichen Geschlechte, ermordet, 393. Arbogast und der von ihm erhobene Kaiser Eugenius boten das in Italien, besonders in der Stadt Rom selbst noch immer mächtige Heidenthum zum Kampf gegen Theodosius auf. Aber auch dieser letzte Waffenkampf des antiken Heidenthums gegen das Christenthum wurde von Theodosius siegreich bestanden. In der Entscheidungsschlacht waren es außerordentliche Naturerscheinungen, die seinem Heere hülfreich zur Seite standen und das feindliche verwirrten, so daß die höheren Mächte selbst für ihn Wunder zu thun schienen. Eugenius und Arbogast kamen beide in dem Kriege

um und von nun an fanden die strengen Gesetze gegen das Heidenthum selbst in Italien und sogar in der Mitte des meist noch heidnischen römischen Senats, der seit der Verlegung des Herrschersitzes von Rom weg nach Mailand und Constantinopel wieder eine etwas unabhängigere und einflußreichere Stellung als höchste Behörde der Weltstadt gewonnen hatte, ohne Widerstand ihren Vollzug. Das römische Reich lag von jetzt an, aber nur auf kurze Zeit, in der Hand eines Einzigen. Kaum fünf Monate nach der Eroberung Italiens starb Theodosius im Anfang des Jahres 395. Er hinterließ zwei Söhne als Erben des Reichs, von welchen der neunzehn Jahr alte Arcadius die größere und wichtigere östliche Hälfte, der eilfjährige Honorius die westliche erhielt. Beide waren in keiner Weise ihrem Vater gleich oder den Bedürfnissen der Situation gewachsen, daher sie denn selbst dann, als sie in die Mannesjahre eintraten, faktisch fortwährend unter der Vormundschaft einflußreicher Männer sich befanden. Im Osten führte, nach dem letzten Willen des Theodosius Rufinus, bisher Präfekt des Orients, die vormundschaftliche Regierung, im Westen Stilicho, ein Vandale von Geburt, der in der gewöhnlichen Laufbahn der in römische Dienste tretenden Barbaren sich bis zum Magister militum emporgearbeitet hatte. Beide begnügten sich mit dem faktischen Besitz der Herrschaft und ließen den Namen und den Glanz derselben ihren Schutzbefohlenen. Aber jeder von ihnen strebte nach der Reichsverweserschaft im römischen Reiche, das noch immer in der allgemeinen Vorstellung als ein einheitliches Ganze aufgefaßt wurde, welches nur zufällig und provisorisch nicht unter der Herrschaft eines Einzigen stand.

So begann eine Reihe von versteckten Feindseligkeiten zwischen den beiden mächtigsten Männern beider Staaten, wodurch die von Theodosius nothdürftig wiederhergestellte Kraft des Reiches sehr bald schwer gefährdet wurde. Zunächst löste sich in Folge davon das für die Sicherheit der Donaugrenze und des ganzen Ostens so wichtige Dienstverhältniß der von Theodosius bezwungenen Gothen.

Alarich, der Befehlshaber eines der in oströmischem Sold stehenden gothischen Haufen, benutzte jetzt die Zwistigkeiten, in welche er mit Rufin gerathen war, um große Schaaren seiner Stammesgenossen und anderer mit ihnen in gleichem Dienstverhältniß stehender Barbaren zu einem schlagfertigen und schon durch seine Masse imponirenden Heere um sich zu versammeln, in dem er die Stellung eines Feldherrn mit der eines Fürsten ganz von selbst vereinigte. Der größte Theil dieser Schaaren war bereits, sowie Alarich selbst, dem Namen nach christlich nach arianischem Bekenntniß. Thracien und Illyrien, bald auch Macedonien und Thessalien, welche beide Provinzen damals noch verhältnißmäßig zu den reichsten und bevölkertsten der östlichen Monarchie gehörten, wurden ähnlich wie vor und nach der Schlacht bei Adrianopel von diesen sogenannten Westgothen schonungslos ausgeplündert, ohne daß von Constantinopel her etwas zu ihrem Schutze geschah.

Stilicho, der diesem Aufstand der Gothen von Anfang an nicht fremd gewesen zu sein scheint, bot jetzt dem oströmischen Hofe seine Hülfe an, die jedoch von Rufin aus leicht begreiflichen Gründen abgelehnt wurde. Er hoffte, durch Unterhandlungen mit Alarich, auch ohne die Einmischung des Stilicho, die Gefahr zu beseitigen. Als Stilicho sah, daß er auf diese Weise nicht zu seinem Ziele gelangen würde, veranlaßte er die Ermordung des Rufin durch einen offenkundig von ihm angestifteten Soldatenaufstand zu Constantinopel. Eutropius, der, von den Freunden Stilicho's gehoben, an Rufins Stelle trat, ging zuerst auf die jetzt von Neuem angebotene Hülfeleistung gegen die Gothen

bereitwillig ein. Diese hatten sich unterdessen fast des ganzen griechischen Festlandes sammt des Peloponnes bemächtigt. Die einheimische Bevölkerung, so weit sie christlich war, war ihnen mit großer Bereitwilligkeit entgegengekommen und die neubekehrten Deutschen hatten jetzt zum ersten Mal Gelegenheit, ihren christlichen Glaubenseifer gegen die äußeren Formen des hier noch fast unangetasteten Heidenthums, Tempel, Altäre, Götterbilder und ihre Verehrer zu bethätigen. Stilicho folgte ihnen auf dem Fuß und schloß das deutsche Heer in den arcadischen Gebirgen ein, so daß sein Untergang unvermeidlich schien. Nichts desto weniger entkam Alarich mit dem größten Theil seiner Schaaren plötzlich auf eine unerklärliche Weise nach Epirus. Unmittelbar darauf schloß Eutropius Friede mit ihm und ernannte ihn zum Oberfeldherrn von Illyrien. In dieser Stellung, auf der Grenze zwischen beiden Reichen, konnte er füglich auch gegen das weströmische Reich verwendet werden, und Stilicho, der die Bedeutung dieser Maßregel vollständig durchschaute, traf seine Vorbereitungen demgemäß. Eutropius wurde kurz darnach, 399, durch einen Truppenaufstand zu Constantinopel gestürzt und ums Leben gebracht, aber die Politik des oströmischen Hofes gegen Stilicho blieb dieselbe wie früher. Schon 400 versuchte Alarich einen Einbruch in Oberitalien, den er nach zwei Jahren, noch besser gerüstet, wiederholte. Er drang bis nach Ligurien vor, wurde jedoch von Stilicho bei Pollentia und noch einmal auf seinem Rückzug bei Verona geschlagen. Ein großer Theil seines Heeres war auf diesem Zuge umgekommen oder hatte sich zerstreut oder war endlich auch in weströmische Dienste übergetreten. Doch führten die Uebriggebliebenen noch immer eine unermeßliche Beute an Gefangenen und Schätzen aller Art trotz der beiden Niederlagen mit sich nach Illyrien. Noch immer war Italien, trotz aller Verwüstung in den inneren Kriegen der letzten Jahrhunderte und trotz des allgemeinen Verfalls der materiellen Hülfsmittel der römischen Cultur im Ganzen und Großen, das am meisten mit lockenden Besitzthümern angefüllte Land der damaligen Welt. So trostlos sich auch die Zustände der ackerbautreibenden Bevölkerung des platten Landes und der kleineren Städte schon seit einem halben Jahrtausend gerade hier gestaltet hatten, so brachte doch die politische und merkantile Stellung des Landes, das noch immer den Mittelpunkt der cultivirten Welt bildete, wenigstens in den Händen Einzelner eine unermeßliche Anhäufung von Besitzthümern aller Art, namentlich an edlen Metallen zu Wege, die von jeher die Phantasie der Barbaren reizte und jetzt um so mehr reizen mußte, je weniger sich ihre Habsucht in den schon so vielfach ausgeplünderten Grenzprovinzen befriedigen konnte. Kurze Zeit nach dem Rückzug Alarichs sammelten sich andere germanische Schaaren, die aus den verschiedenartigsten Stämmen, besonders aus eigentlichen Gothen, Vandalen, Sueven (d. h. wohl Quaden) und den halbgermanischen Alanen zusammenströmten, unter einem gothischen Führer Rhadagais, der schon an Alarichs Zug Theil genommen hatte. Das Ziel war die Eroberung von Rom und die Erbeutung der unermeßlichen Schätze der Welthauptstadt. Zugleich aber sollte auch das Christenthum vertilgt werden, in welchem diese Barbaren nach und nach ihren gefährlichsten Feind zu ahnen begannen. Rom, die Stadt der Apostel und unzähliger Märtyrer, galt schon damals, trotz der massenhaften Reste des Heidenthums, die sich daselbst mehr als anderswo erhalten hatten, als der eigentliche Sitz des neuen Glaubens, und wenn man dem Christenthum den Todesstoß geben wollte, konnte das allerdings nur durch die Vernichtung des christlichen Roms geschehen, wie es diese Barbaren mit richtigem Instinkt fühlten. So stürzten sich plötzlich Hunderttausende von Barbaren mit dem Gefolge ihrer Weiber, Kinder und Knechte

über die Alpenpässe im Süden der oberen Donau, 404, mitten in die oberitalischen Ebenen. Da die Heeresmacht, über die Stilicho damals verfügen konnte, nicht ausreichte, um diesen Massen die Spitze zu bieten, so fiel ganz Oberitalien bis tief nach Etrurien hinein schnell in ihre Hände, unter unerhörter Verwüstung des Landes und ebenso unerhörten Grausamkeiten gegen alle die, die sich nicht in die wenigen hinlänglich befestigten größeren Städte zu flüchten vermochten. In dem gänzlich verwüsteten Lande riß bald Mangel und in Folge dessen Krankheit unter den Barbarenhorden ein, und diesen Umstand benützte Stilicho, um sie von allen Seiten her anzugreifen und im kleinen Kriege nach und nach aufzureiben. Rhadagais fiel in die Hände der Römer und wurde zum abschreckenden Beispiel für die Barbaren als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. Stilicho hatte sein Heer, mit dem er Rhadagais besiegte, durch gallische Truppen verstärkt und damit war Italien gerettet, aber dafür Gallien den schon so lange am Ober- und Mittelrhein andringenden Deutschen bloßgestellt. Sogleich nach der Besiegung des Rhadagais warfen sich zahlreiche Schaaren, zum Theil die Trümmer seines Heeres, zum Theil aus Franken, Sachsen, Herulern und Gepiden und anderen Völkerstämmen bestehend, auf die Rheinlinie und überwältigten zuerst das Hauptbollwerk der römischen Macht in Gallien, Mainz, 407. Das ganze mittlere und südliche Gallien fiel mit Ausnahme weniger sehr fester Städte den Eindringenden in die Hände, welche darin auf ähnliche Weise wütheten, wie das Jahr vorher in Oberitalien. Namentlich kehrte sich der Grimm der zum größten Theile heidnischen, zum geringeren Theile arianischen Barbaren gegen die katholische Priesterschaft. Eine ganze Reihe gefeierter Kirchenhäupter starb damals unter den Ruinen ihrer Kirchen und in der Mitte ihrer Gemeinden den Märtyrertod und befestigte damit die eigenthümliche Stellung, welche die katholischen Bischöfe in dieser grauenvollen Zeit des Untergangs der alten Weltordnung immer entschiedener einnahmen, als Lenker, Beschützer und Tröster ihrer Heerde in allen Lagen des Lebens, nicht bloß auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete, während von Seite der damaligen Civil- und Militärbehörden des Reichs weder der Wille noch die Kraft, die Unterthanen zu beschützen, vorhanden war.

Gleichzeitig wurde auch Britannien von den beständigen Feinden der römischen Herrschaft, den Bergstämmen im nördlichen Schottland, stark verwüstet. Auch aus dieser Provinz waren von Stilicho die besten Truppen nach Italien gezogen worden. Indessen versuchten die Einwohner des Landes, welche weniger als die der anderen Hauptprovinzen des römischen Reiches ihre alte kriegerische Tüchtigkeit verloren hatten, sich auf eigne Hand mit Hülfe der wenigen noch zurückgebliebenen römischen Soldaten zu vertheidigen. Ein Eingeborner, Constantin, wurde von ihnen zum Augustus ernannt, und führte die Vertheidigung des Landes so glücklich, daß ihn die gallischen Provinzen zu Hülfe gegen die Barbaren riefen. Er kam und führte den Krieg gegen sie auch hier mit solchem Glücke, daß er bald an die Eroberung von Spanien dachte. Hier befanden sich zwar noch römische Truppen, da sie indessen ohne Unterstützung von Honorius gelassen wurden, so unterwarf Constantins Sohn, Constans, bald den größten Theil des Landes. Honorius mußte endlich beide als Beherrscher der ganzen gallischen Präfectur anerkennen, nachdem er einige vergebliche Versuche gemacht hatte, sie aus Gallien zu verdrängen.

Stilicho hatte unterdessen, um nur Italien sicher zu stellen, einen Vertrag mit Alarich abgeschlossen, wodurch dieser gegen die Zahlung eines Jahrgehaltes in weströmische Dienste trat, ohne jedoch seine Stellung zu dem oströmischen Reiche aufzugeben. Dieser Vertrag wurde von der schon lange thätigen Gegen-

partei des Stilicho am Hofe von Ravenna benützt, um ihn als Verräther am Reiche und an dem Kaiser selbst zu verleumden. Es fiel seinen Feinden nicht schwer, nachdem sie sich erst des Kaisers bemächtigt hatten, einen Militäraufstand zu erregen und Stilicho sammt seinem Sohne verhaften zu lassen, worauf dann bald auch die Hinrichtung folgte, 408. An Stilicho's Platz trat Olympius, der durch eine Reihe gewaltthätiger Maßregeln und eine durchgreifende Aenderung des bisherigen Systems der inneren Politik sich einen festen Halt gegen die keineswegs vernichtete Partei des Stilicho zu schaffen suchte. Die katholische Geistlichkeit in Italien und ihr Anhang hatten Stilicho's Duldsamkeit gegen die arianischen und heidnischen Bestandtheile des Heeres sehr übel empfunden: jetzt wurden strenge Decrete gegen alle Ketzer erlassen und mit der größten Rücksichtslosigkeit vollzogen. Stilicho hatte besonders in den gothischen und alanischen Soldtruppen treue Anhänger gehabt; diese, die schon durch seine Hinrichtung, sowie durch die Verfolgung gegen die Arianer äußerst erbittert und dem Aufstand nahe gebracht waren, wurden jetzt durch absichtliche Beleidigungen, um sich ihrer zu entledigen, zu offener Feindseligkeit getrieben. Auch der Vertrag mit Alarich wurde jetzt aufgehoben. Die Folge aller dieser Maßregeln war, daß sich vierzigtausend Mann römischer Kerntruppen mit Alarich, der sogleich zum Angriff auf Italien vorging, verbanden. Italien bis nach Rom hin fiel ohne Widerstand in seine Hände, und Honorius mußte sich in das durch Natur und Kunst gleich unüberwindlich feste Ravenna einschließen, das überhaupt von dieser Zeit an die eigentliche Hauptstadt Italiens wurde, während seit dem Ende des dritten Jahrhunderts Mailand gewöhnlich diesen Rang eingenommen hatte. Alarich zog vor Rom, ohne eine wirkliche Belagerung der Stadt zu unternehmen. Allein die bloße Umschließung der noch immer außerordentlich volkreichen Stadt brachte diese dem Fall so nahe, daß sich der Senat zu Unterhandlungen entschloß und durch große Versprechungen Alarich zum Abzug bewog. Da Honorius nicht dazu zu bringen war, den geschlossenen Vertrag zu bestätigen, und auch der Senat denselben nicht vollständig erfüllte, so erschien Alarich von Neuem vor Rom. Durch die Einnahme von Ostia, dem Hafen von Rom, gelang es ihm auch ohne Gewaltthätigkeiten gegen die Stadt, den Senat und das Volk, die ohnehin an keine ernstliche Vertheidigung dachten, seinem Willen fügsam zu machen. Er forderte und erlangte die Anerkennung des kurz vorher erst ernannten Stadtpräfecten von Rom, Attalus, als Kaiser. Wie es scheint, war dies bloß als Demonstration gegen Honorius gemeint, mit dem Alarich fortwährend in Unterhandlung stand, um zum Magister militum ernannt zu werden, wodurch er ohne Kampf und unter einer legitimen Form der factische Herr des römischen Reiches in der Weise eines Stilicho zu werden gedachte. Die Umgebung des Honorius wollte sich unter keiner Bedingung zu diesem Zugeständniß verstehen und versuchte durch den Sturz des Olympius sich und das Reich zu retten. Im Gegensatz zu dem von ihm eingeschlagenen Weg der Verfolgung der Ketzer und Heiden wurden diese jetzt auffällig begünstigt, und viele hohe Civil- und Militärstellen mit ihnen besetzt. Indessen gaben diese Maßregeln in dem Verhältniß zu Alarich keinen Ausschlag, und vermehrten nur die schon genugsam vorhandenen Elemente der inneren Feindseligkeit durch alle Schichten der Bevölkerung von Italien. Da Alarich die Absicht, die ihn bei der Erhebung des Attalus geleitet hatte, nicht in Erfüllung gehen sah, so entschloß er sich endlich zu einer Belagerung von Ravenna, die jedoch nichts fruchtete und ihm viele Leute kostete. Er erklärte jetzt Attalus kurzweg für abgesetzt, um sich auf eigne Hand zum Herrn von Rom und Italien zu machen. Die Stadt Rom suchte nun zwar Widerstand zu leisten, wurde

jedoch am 28. August 410 mit Sturm erobert. Die Beute der Gothen war unermeßlich, auch verübten zwar nicht die eigentlichen Gothen selbst, aber die mit ihnen vereinigten Haufen aus allerlei barbarischen Stämmen und viele aus Rom entwichene Sklaven, die sich ebenfalls dem Heere angeschlossen hatten, manche Grausamkeiten an den Einwohnern. Den Kirchen und ihren Besitzthümern wurde dagegen die größte Schonung auf ausdrücklichen Befehl des Alarich erwiesen, der, obgleich selbst Arianer, doch die beiden Glaubensbekenntnissen gemeinsamen Apostel und Heiligen und die unter ihrem Schutze stehenden Personen und Orte respektirte. Die äußere Gestalt der Stadt Rom ward durch diese Erstürmung wenig verändert: von ihren älteren und neueren architektonischen Hauptzierden ging dabei nichts zu Grunde.

Von Rom aus wandte sich Alarich mit seinem Heere nach der Meerenge von Messina, wo er einen vergeblichen Versuch machte, Sicilien, nebst Afrika die Vorrathskammer von Italien, ohne welche dies Land nicht behauptet werden konnte, zu erobern. Auf dem Rückwege starb er in Calabrien und wurde von seinem Heere ganz auf heidnisch-germanische Art in einem abgegrabenen Flusse bestattet. An seine Stelle trat Ataulf, sein Schwager, der sogleich in Unterhandlungen mit Honorius einging. Man hoffte ihn in Ravenna mit der gewöhnlich gewordenen hinterlistigen Politik der Römer gegen die Barbaren zugleich aus Italien entfernen und zur vollständigen Wiedereroberung von Gallien und Spanien benützen zu können. Dafür wurden ihm und seinem Heere Landanweisungen versprochen, und ihm selbst die Aussicht auf die Hand der Placidia, der Schwester des Honorius, eröffnet. Ataulf zog wirklich aus Italien ab nach dem südlichen Gallien. Dort war der bereits (s. o. S. 9) erwähnte, von Honorius ausdrücklich anerkannte Kaiser Constantin sammt seinem Sohne Constans durch Gerontius, einen früheren eifrigen Anhänger und tüchtigen Feldherrn, wieder gestürzt worden. Dieser selbst, so wie der von ihm erhobene Maximus, hatten dem kaiserlichen Feldherrn Constantius weichen müssen, der mit geringen Mitteln, insbesondere durch kluge Benützung der allenthalben eingedrungenen Barbaren, einen großen Theil des Landes für Honorius zurückeroberte. Aber noch war namentlich fast der ganze Südwesten in den Händen der im Jahre 406 über den Mittel- und Oberrhein eingedrungenen Schaaren, die bereits auch den Tod des Constantin und Constans zur Eroberung eines großen Theiles von Spanien benutzt hatten. — Nach manchfachem Wechsel in seinen Beziehungen zu dem Hofe von Ravenna vermählte sich Ataulf 414 zu Narbonne mit Placidia, und drang von dem eroberten Lande südlich der Garonne nach Spanien vor, wurde jedoch bald darauf ermordet. Nach blutigen Kämpfen trat Wallia an seine Stelle. Er war ein Anhänger der von Ataulf befolgten Politik, sich an den Hof von Ravenna anzuschließen und unter seiner Autorität ein römisch-gothisches Reich zu gründen. Er legte dem Hof auf alle mögliche Weise seine Willfährigkeit dar, und erhielt von ihm den schon an Ataulf ertheilten Auftrag, Spanien dem römischen Reiche wieder zu erobern, sammt dem Versprechen der Abtretung des südlichen Galliens. Wallia brachte den in Spanien eingedrungenen Barbaren, welche sich bereits auf die Dauer niederzulassen anschickten, große Verluste bei und beschränkte sie auf den Nordwesten des Landes, wo sich fürs erste Sueven und Vandalen sammt den Resten der fast ganz aufgeriebenen Alanen zusammendrängten. Die Hauptstadt des Reiches, das er als Belohnung für seine Dienste überlassen erhielt, wurde Toulouse, damals die wichtigste Stadt zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Der westgothische König erkannte die Oberhoheit des Kaisers über das ihm angewiesene Land an und leistete das Versprechen treuer Kriegshülfe. Außer-

dem aber trat er ganz unabhängig an die Spitze der ganzen politischen und militärischen Administration der ihm abgetretenen Provinz und erhielt für die Einwohner derselben alle die Rechte und Einkünfte, die bisher der Kaiser dort gehabt hatte. Der ganze politische und rechtliche Zustand des Landes blieb übrigens unangetastet. Die Rechtspflege, die politische und finanzielle Administration, soweit sie sich auf die Eingebornen bezog, wurde von Eingebornen ausgeübt und nur einige höhere Civilstellen, sowie die Befehlshaberstellen in dem fast ganz aus Germanen bestehenden Heere, mit Westgothen besetzt. Statt der Naturalverpflegung, welche die Provinzialen dem Heere bis dahin zu leisten gehabt hatten, wurde jetzt für das definitiv eingebürgerte gothische Heer eine Abfindung durch Grundbesitz durchgeführt, was sich in Gallien wie in allen römischen Provinzen ohne große Störung der socialen Verhältnisse bewerkstelligen ließ, weil die Zahl der unmittelbar davon Betroffenen nur gering war. Die Ereignisse der letzten Jahrhunderte hatten den Grundbesitz, der hier immer die Neigung zur Concentration zeigte, vollends in wenige Hände gerathen lassen und das Verhältniß des Colonats, das sich stufenweis mit der Concentration des Grundeigenthums ausbildete, vollständig zu einer Fesselung der ackerbautreibenden Bevölkerung an die Scholle gestaltet, die durch einen Uebergang des Besitzes in andere Hände nicht geändert oder aufgehoben wurde. Die Ueberlassung eines Dritttheils von dem Grundeigenthume sammt den dazu gehörigen Colonen war für die Besitzer in jedem Falle weniger drückend, als die oft ungemessenen Ansprüche, die aus der Verpflichtung zur Naturalverpflegung erwuchsen.

Fast um dieselbe Zeit, als das südliche Gallien auf legitimem Weg zu einem germanischen Staat umgeformt wurde, nahmen sich die Burgunder, die bis dahin rechts vom Rhein gewohnt hatten, von den Alemannen gedrängt, Wohnsitze am linken Rheinufer im heutigen Elsaß bis zum Jura hin. Auch sie verwandelten bald das System der Naturalverpflegung in die Abtretung einer Quote des Grundeigenthums sammt dazu gehörigen Colonen. Die Quote betrug hier zwei Dritttheil des Grund und Bodens, aber nur ein Dritttheil der Colonen — offenbar weil Menschenhände nach den argen Verwüstungen der letzten Zeit einen relativ größeren Werth hatten, als die Scholle. Die Burgunden erwiesen sich in ihren neuen Sitzen sehr bald den äußeren Formen der römischen Cultur zugänglich. Die Provinzialbevölkerung gewöhnte sich daher leicht an diese ihre neuen Herren und betrachtete auch ihre weitere Verbreitung nach Süden hin keineswegs mit ungünstigen Augen. Gleich in den ersten Jahren nach dem Beginn ihrer Eroberungen auf dem linken Rheinufer trat der größte Theil des Volkes zur katholischen Kirche über, wodurch ein mächtiges Bindemittel mit der einheimischen Bevölkerung gegeben ward. Von Seite des kaiserlichen Hofes ließ man sich diese Besitzergreifung einstweilen gefallen, jedoch ohne sie formell anzuerkennen.

Zweites Kapitel.

Die Zeit des Attila und Geiserich.

Das oströmische Reich, wo schon im Jahre 408 Arcadius gestorben und sein minderjähriger Sohn Theodosius II, zuerst unter der Vormundschaft des Präfecten Anthemius, gefolgt war, hatte während dieser Völkerbewegungen im Westen verhältnißmäßig sich großer Ruhe und Sicherheit erfreut. Seit dem Wegzuge des Alarich nach Italien war die Hauptquelle der bisherigen inneren Wirren abgeleitet, auch konnte die Umgebung des Kaisers Honorius von der Zeit nicht wohl mehr an Intriguen in Constantinopel in der früheren Weise denken. Vielmehr handelte es sich jetzt bei der großen und allseitigen Bedrängniß des weströmischen Reiches nur darum, daß man sich in Ravenna den Hof von Constantinopel möglichst wohlgesinnt erhielt. Wirklich gelang dieß auch zeitweilig so gut, daß unter Anderm ein zahlreiches oströmisches Hülfskorps nach dem von Alarich belagerten Ravenna geschickt und dieser hauptsächlich dadurch zur Aufhebung der Belagerung der Stadt genöthigt wurde.

Honorius starb 423, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Nach seinem Tode hatte sich der Primicerius notariorum Johannes, der in den letzten Zeiten des Kaisers am Hofe und im Reiche allmächtig war, zum Kaiser ausrufen lassen. Der oströmische Hof aber erkannte ihn nicht an, sondern beschloß, das Erbrecht des jungen Valentinian III, des Sohnes des Constantius und der Placidia aufrecht zu erhalten. Es gelang ihm mittelst Waffengewalt, Valentinian III die Herrschaft zu sichern. Der factische Regent des Reichs wurde Aëtius, ein von Johannes zu Valentinian übergetretener höherer Befehlshaber. Er benutzte seine vielfachen Verbindungen mit den Franken im nordwestlichen Gallien, den Burgunden, Westgothen und Hunnen, um bald im Wege friedlicher Unterhandlungen und vortheilhafter Dienstverträge, bald mit den Waffen den noch übrigen Besitzstand des weströmischen Reiches in Gallien und an der oberen Donau im Ganzen glücklich zu erhalten. Durch wechselseitige Benutzung der verschiedenen in das römische Reich eingedrungenen Barbaren wurden die Uebergriffe, die sich bald die einen bald die andern zu Schulden kommen ließen, meist mit Glück zurückgewiesen; so geschah es namentlich den Westgothen, die sich von ihren vertragsmäßigen Sitzen immer weiter in den noch römischen Theilen des mittleren und südöstlichen Galliens auszubreiten versuchten. Den Römern kam dabei die im Ganzen während geraumer Zeit friedliche Haltung der Hunnen sehr zu Statten.

Diese waren damals in ihrem Vorwärtsstreben nach Südwesten zu einer momentanen Ruhe gelangt. Sie hatten sich mit ihrer Hauptmasse seit dem Jahre 375 nicht weiter als bis an die mittlere Donau vorgeschoben, wo sie allerdings durch die geographische Position ihres Aufenthaltes das westliche und östliche Reich auf gleiche Weise im Schach hielten. Die germanischen und sar-

matischen Völkerschaften, die früheren Bewohner dieser Landschaften, hatten dasselbe Schicksal erfahren wie die Gothen. Sie waren entweder in Unterthänigkeit unter die Hunnen gerathen oder, in kleinere Bruchstücke aufgelöst, weiter nach Westen und Süden vorgeschoben worden, um als Bundesgenossen in römischen Sold zu treten oder auf eigene Hand Kriegs- und Beutezüge in die Donau- und Rheinlandschaften zu unternehmen. Viele von ihnen hatten in Verbindung mit gothischen Haufen an dem Zuge des Rhadagais Theil genommen, die Ueberreste davon sammt neuer Verstärkung hatten dann Gallien und Spanien überschwemmt. — Der Zusammenhalt des eigentlich herrschenden hunnischen Volkes war jetzt wieder, wo es sich in einer Art von Stillstand befand, so gering, daß sich gelegentlich auch einzelne hunnische Horden mit solchen germanischen oder sarmatischen Haufen verbanden, um entweder wie sie in römische Dienste zu treten oder in den römischen Provinzen zu plündern. Ja es geschah sogar, daß Streitigkeiten zwischen den einzelnen Stämmen und ihren Häuptern, an denen es niemals gefehlt hatte, selbst nicht zur Zeit der lebhaftesten Action nach Außen, die ganze Masse des Volkes in feindliche und sich offen bekriegende Heerlager spalteten. Die Abhängigkeit der unterworfenen Völker war unter solchen Verhältnissen äußerst lose und erschien mehr in der Form eines altherkömmlichen Freundschaftsverhältnisses als in der einer wirklichen Dienstbarkeit. Nichts desto weniger blieben die Hunnen auch so noch immer eine für die auswärtige Politik der beiden römischen Reiche äußerst einflußreiche Macht, und beide Höfe bemühten sich, im möglichst guten Einverständniß mit ihren einzelnen Horden und deren Fürsten zu bleiben, während sie im Stillen alle und jede Mittel in Bewegung setzten, um das ganze Volk in seiner damaligen Zerspaltung und Schwäche zu erhalten und dieselbe durch scheinbar uneigennützige Einmischung in seine inneren Angelegenheiten noch zu vermehren. Dem weströmischen Hofe gelang dieß durch Vermittlung des Aëtius besser als dem oströmischen. Der letztere mußte die Freundschaft der Hunnen und die Sicherheit der Donauprovinzen durch die Zahlung bedeutender Jahresgehalte erkaufen, die die schmachvolle Form eines wirklichen Tributes annahmen, während die in der That auch nicht anders gemeinten und empfangenen Geschenke, welche den Hunnen von Ravenna aus zukamen, doch dem äußeren Ansehen des Reiches und seines Beherrschers keinen so wesentlichen Eintrag thaten, weil dergleichen Abfindungsmittel schon durch langhergebrachte Praxis unanstößig geworden waren.

Doch erstreckte sich die wirkliche römische Herrschaft auch in dieser Periode nicht weiter als über Italien, die Süddonauländer und einen Theil von Gallien. Armorica (die heutige Bretagne) behauptete sich nach dem Tode des Constantius als ein unabhängiger Staat, der höchstens die kaiserliche Oberhoheit anerkennen wollte. Britannien war seit derselben Zeit ganz unabhängig und außer aller Verbindung mit der römischen Regierung. Auch in Spanien gelang nicht nur nicht die fortwährend beabsichtigte vollständige Wiedereroberung, sondern es folgten hier noch weitere Verluste. Die Sueven und Alanen, welche von den Westgothen unter Wallia weit zurückgedrängt worden waren, breiteten sich, nachdem unter Wallias Nachfolger das gute Einvernehmen mit den Römern häufige Störungen erlitt, wieder weiter nach Süden und Osten aus. Auch die Vandalen hatten sich von ihren Niederlagen erholt und wandten sich unter dem König Gunderich nach dem südlichen Spanien, was schon einst von den stammverwandten Silingen besetzt, aber durch Wallia dem Kaiser zurückerobert worden war. In ihre bisherige Sitze rückten die Sueven nach, die von da in Verbindung mit den längs des Tajo ausgebreiteten Alanen einen mächtigen und umfangreichen Staat bildeten. Nach dem Tode des Gunderich bemächtigte sich

sein Bruder Geiserich mit Verdrängung seines Neffen des vandalischen Thrones. Es bot sich ihm bald nachher Gelegenheit zu einer beutereichen und ruhmvollen Kriegsthat im größten Styl.

Bonifacius, der römische Statthalter der Provinz Afrika, sah sich durch Aëtius, der am Hofe von Ravenna damals unbeschränkten Einfluß hatte, in seiner Stellung so bedroht, daß er Unterhandlungen mit Geiserich anknüpfte, um sich mit seiner Hülfe auch gegen allenfallsige Gewaltstreiche des kaiserlichen Hofes zu behaupten. Er schloß einen Dienstvertrag in der herkömmlichen Weise mit ihm ab. Geiserich erhielt durch denselben für sein Volk und Heer Wohnsitze in der Provinz Afrika zugesichert und führte seine Vandalen im Jahr 429 über die Meerenge nach Afrika hinüber. Es waren 80,000 waffenfähige Männer, also eine Gesammtsumme von höchstens 500,000 Menschen, aus denen dieser Theil des vandalischen Volkes bestand. Auch war es noch dazu mit Alanen und Gothen stark vermischt, die in die angegebene Zahl eingerechnet sind, weil sie in einer politischen und militärischen Einheit mit den Vandalen verbunden waren. Auf keinen Fall kann jedoch das ganze altberühmte vandalische Volk damals von so geringer Stärke gewesen sein, sondern es ist anzunehmen, daß ein vielleicht viel zahlreicherer Theil desselben sich nach und nach von der am meisten nach Westen vorgeschobenen Masse getrennt und allmählich in dem Namen und Wesen anderer deutscher und ächt deutscher Völker untergegangen ist. Eine Abtheilung wird noch in der Mitte des sechsten Jahrhunderts in den pannonischen Provinzen erwähnt, vielleicht an der Stelle, wo sich später die deutsche Sprachinsel der Gotscheeer im jetzigen Herzogthum Krain in Mitten einer ganz slavischen Bevölkerung sich zeigt.

Geiserich erschien zuerst als höchst willkommener Bundesgenosse des Bonifacius, aber es dauerte nur kurze Zeit, so gerieth er mit ihm über die Erfüllung des Dienstvertrags in Streit, den er mit Absicht bis zum Ausbruch eines förmlichen Krieges steigerte, in welchem er sich mit geringer Mühe, aber unter großer Verwüstung des Landes und argen Bedrückungen gegen die Einwohner, eines großen Theils von Afrika bemächtigte. Bonifacius hatte unterdessen seinen ehemaligen Einfluß am Hofe von Ravenna wieder erlangt, auch Unterstützung an Geld und Truppen erhalten, aber er vermochte auch damit nicht den Vandalen zu widerstehen, die schon im Jahre 430 ganz Numidien und die eigentliche Provinz Afrika bis auf einige feste Punkte eroberten. Der römische Hof, dem es vor allen Dingen an Geldmitteln fehlte, um die kostspielige Ueberführung von neuen Truppen zu ermöglichen, schloß 435 einen Friedensvertrag, der den Vandalen feste Sitze in Afrika unter römischer Oberhoheit bewilligte. Aber Geiserich begnügte sich damit nicht, sondern verletzte den Frieden auf alle mögliche Weise, bis er endlich im Jahre 439 die Stadt Carthago, die reichste und größte römische Stadt in ganz Afrika nach Alexandrien in Aegypten, plötzlich überfiel und in seine Gewalt brachte. Neue Widerstandsversuche der Römer endeten mit einem neuen Frieden, der den Vandalen ihre Eroberungen als selbstständiges Eigenthum überließ, im Jahr 442, wogegen Sicherheit für die noch römischen Städte und Landschaften in Afrika ausbedungen wurde. Aber auch dieser Vertrag wurde von den Vandalen gebrochen und die Römer ganz aus diesem Theile von Afrika, also nach der damaligen Terminologie, wo Aegypten mit seinen Nebenländern nicht zu Afrika gerechnet wurde, aus ganz Afrika, vertrieben.

Geiserich hatte schon seit 430 mit großem Eifer die Ausrüstung einer Kriegs- und Piratenflotte begonnen, mit welcher er den Ländern am mittelländischen Meere, besonders der Insel Sicilien, großen Schaden zufügte. Im Laufe

seiner glücklichen Eroberungen zu Lande verlor er die Stellung zur See nie aus den Augen und erkannte darin die Hauptstärke seiner Macht. In Kurzem war er der fast unumschränkte Gebieter der Westhälfte des mittelländischen Meeres, beherrschte den überseeischen Handel aller seiner Küstenlande und hatte die Zufuhr von Getreide nach Italien, die diesem Lande schon so lange ein nothwendiges Bedürfniß geworden war, in seiner Hand. Offenbar war dieß auch der Grund, weßhalb man in Ravenna immer sich nach neuen Uebergriffen Geiserichs zum Frieden bereit finden ließ, während man am oströmischen Hofe, wo die Seeherrschaft der Vandalen nicht so unmittelbar sich bemerklich machte, fortwährend auf Widerstand drang und über allerlei Vertheidigungs- und Angriffsprojekte mit dem Hofe von Ravenna unterhandelte. Nur die schwankende Stellung der Westgothen, die von römischer wie von vandalischer Seite bearbeitet wurden, aber doch im Ganzen mehr ihrem Interesse angemessen fanden, wenn sie Geiserich nicht allzu mächtig werden ließen, verhinderte es, daß er nicht schon damals Italien eroberte, was das Ziel seines Ehrgeizes gewesen zu sein scheint. Durch die auf der höchsten Stufe ihrer Macht stehenden Westgothen war Afrika, die Basis seiner Herrschaft, ebenso schwer bedroht, wie er selbst es früher, als er noch auf dem nördlichen Ufer der Meerenge von Gibraltar sich hielt, bedroht hatte, und auch seine Seemacht konnte den Feinden hier den Uebergang nicht gut streitig machen.

Wie sich Geiserich in seiner auswärtigen Politik als unversöhnlichen Feind der Römer zeigte und hier geradezu in einer bisher unerhörten Weise auf die Vernichtung des römischen Reiches hinarbeitete, nicht bloß auf möglichst große Ländereroberungen und Reichthümer, wie es andre deutsche Fürsten bisher gethan, so strebte auch seine innere Politik, im Gegensatz zu der anderer Barbaren, auf eine möglichste Unterdrückung, ja Vernichtung der Römer in den von ihm eroberten Ländern. Er betrachtete alles römische Eigenthum, das öffentliche wie das private, als ihm und den Vandalen gehörig, und nahm in diesem Sinne für sich und sein Volk was und wie viel ihm beliebte. Die Vandalen wurden in ganz anderem Sinne als die Westgothen und Burgunder das herrschende Volk, indem die Römer aller politischen Rechte verlustig gingen, und der ganze Staat nur aus den eingewanderten Deutschen bestand, denen gegenüber die römische Bevölkerung zwar im Ganzen ihre persönliche Freiheit behielt, aber alle Rechte, die daraus folgten, verloren.

Die Vandalen waren schon vor ihrem Einbruch in Afrika Christen, und zwar wie die anderen Stämme dieses großen deutschen Völkerzweiges, des östlichen oder gothischen, Arianer. Ihre Bekehrung wurde wahrscheinlich durch die gothischen Priester vermittelt, die nach allen Richtungen hin bei den Völkern ihres Stammes für ihren Glauben eine sehr eifrige Thätigkeit entfalteten. Afrika war zwar voll von Ketzern, aber zugleich auch der Sitz der intensivsten Orthodoxie, deren Hauptrepräsentant Augustinus noch zu der Zeit dieses Einbruchs als Bischof von Hippo lebte. Die Ketzer traten überall auf ihre Seite, so lange es den ersten Kampf gegen den Katholicismus galt. Er wurde von den Vandalen ebenso grausam wie ihre Feldzüge, und gewöhnlich in Verbindung mit diesen, geführt. Die afrikanische Kirche erhielt jetzt eine große Reihe von Märtyrern: alle katholischen Priester in den eroberten Landschaften wurden zum wenigsten von ihren Gemeinden vertrieben, die Kirchen und ihre Güter den Arianern und Ketzern gegeben, und alle möglichen Mittel der Gewalt und List in Bewegung gesetzt, um einen massenhaften Uebertritt zum Arianismus hervorzubringen. Aber nur wenige von der einheimischen Bevölkerung ließen sich verleiten, obgleich sie dadurch nicht bloß Leben und Eigenthum, sondern auch

eine bevorrechtete Stellung wie das herrschende Volk selbst erkaufen konnten. So blieb der römischen Bevölkerung in der Zähigkeit des katholischen Bekenntnisses wenigstens ein Element des Zusammenhaltes und passiven Widerstandes, und zwar das kräftigste unter allen. Natürlich steigerte sich die Verfolgungssucht der Arianer, die Anfangs weniger aus religiösem Fanatismus als aus nationaler Abneigung und bei Geiserich selbst unzweifelhaft vor Allem aus bestimmter politischer Reflexion hervorgegangen war, dadurch mehr und mehr, aber nur um auch auf der katholischen Seite ein desto intensiveres Beharren in dem Glauben, der zugleich als das Palladium der ganzen Nationalität gegen die über alle Begriffe gehaßten Vandalen galt, zu erwecken.

Die Eroberung Afrikas durch die Vandalen war in ihren Folgen allerdings der schwerste Schlag, der das weströmische Reich treffen konnte, indessen wurde sie in ihrer ganzen Bedeutung vielleicht deßhalb weniger empfunden, weil sie in eine Zeit hineinfiel, in der die religiösen Fragen wieder einmal mit der größten Lebhaftigkeit sich hervordrängten und alles Interesse sich beinahe ausschließlich in ihnen concentrirte.

Auch nach dem definitiven Sieg des Katholizismus über den Arianismus, der durch das zweite allgemeine Concil zu Constantinopel (s. o. S. 5) bezeichnet wird, hatte der letztere noch immer seine Existenz zu fristen gewußt, aber freilich von Jahr zu Jahr größere Einbuße erlitten, die sich nur scheinbar durch die fortwährenden Bekehrungen germanischer Haufen und ganzer Völkerschaften ersetzte. In der occidentalischen Kirche besonders erschien der Arianismus von nun als eine ganz beseitigte und überwundene Ketzerei, gegen welche sich eine ernstliche und tiefgehende Polemik kaum mehr verlohnte. Dafür beschäftigte sich dort die wissenschaftliche Theologie mit den bisher wenig durchgearbeiteten Fragen über den Ursprung und Einfluß der Sünde auf den Menschen, namentlich über die Freiheit des Willens und über das Verhältniß der göttlichen Gnade zu ihm. Die frühere Kirche hatte wohl immer die hohe Wichtigkeit dieser Gegenstände der Speculation anerkannt, ohne jedoch zu einer systematischen Formulirung der hieher einschlagenden Hauptlehren gelangen zu können, weil sich das Interesse der Geister von einer andern Seite her, seit Arius von der Trinitätslehre, zu stark in Anspruch genommen sah.

Je mehr sich die äußeren Formen des Cultus, die Heiligenverehrung, die kirchlichen Bußanstalten und das Mönchthum ausbildeten, das wenigstens nach seiner Voraussetzung dem ganzen äußeren Welttreiben entsagen sollte, desto mehr mußte sich in der Masse der damaligen Christenheit die Ansicht verbreiten, daß man durch eifrige und gläubige Hingabe an diese großen sichtbaren Heilsanstalten am besten zur Sicherung gegen die von Außen andringenden Verlockungen der Sünde zu gelangen vermöge, und daß sie allein kraft der erbarmenden Fürsorge Gottes im Stande seien, die verderblichen Folgen der Hingabe an die Sünde, die bei der Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur nicht zu vermeiden war, aufzuheben oder wenigstens in etwas zu beschränken. Wie man sich das Wesen dieser menschlichen Verderbtheit denken sollte, war früher weniger Gegenstand des Nachdenkens geworden, allgemein aber herrschte die Ueberzeugung, die sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit schon aus einer flüchtigen Beobachtung des damaligen Lebens und Treibens im Großen und Ganzen und bei auch noch so flüchtiger Einkehr in das eigene Innere ergab, daß die Zustände und Individuen sittlich schwer erkrankt seien, und daß für die Heilung dieser Krankheit die in den Einzelkräften liegenden Mittel immer weniger ausreichten. Bei tieferem Nachdenken über ihren Ursprung waren einzelne bedeutende Lehrer der Kirche, so bereits schon Tertullian, mit Anknüpfung an die im alten

Testamente gegebene Urgeschichte der Menschheit und kühner Deutung neutestamentlicher Stellen zu der Annahme gelangt, daß sich die Sünde des ersten Elternpaares als Sündhaftigkeit auf seine ganze Nachkommenschaft verpflanzt habe, und daß nur der unmittelbare Einfluß der göttlichen Gnade die durch Christi Verdienst erworbene Möglichkeit der Befreiung von den Folgen dieser angebornen Sündhaftigkeit dem Einzelnen gewähren könne. Sobald man die Consequenzen dieser Auffassung zog, mußte man zunächst alle und jede Möglichkeit durch eigenes Verdienst, sei es auf welche Weise auch immer erworben, der göttlichen Gnade und der Befreiung von den Strafen der Sünde theilhaft zu werden, läugnen. Jene naive, aber auch von der kirchlichen Doctrin stillschweigend anerkannte Auffassung von der Heilsamkeit eines frommen und gottseligen Lebens und Handelns in den strengen Formen der Kirchlichkeit konnte mit dieser Ansicht nicht länger bestehen. Ja noch mehr, es war das Verdienst solcher guten Werke nicht bloß zweifelhaft geworden, sondern es fragte sich sogar, ob der Wille des Einzelnen überhaupt die Fähigkeit, irgend etwas Gott Wohlgefälliges zu thun, besitze, oder ob er nicht vielmehr, eber durch die angeborne Sündhaftigkeit ganz und gar in den Banden der Sünde liege und nur in so weit frei sei, als er die Neigung zur Befriedigung des angebornen Triebes zum Bösen habe und ihr zu willfahren suche. Nur ein Akt der unmittelbaren göttlichen Gnade konnte dann dazwischen treten, und die scheinbare Freiheit des Willens kraft der göttlichen Allmacht zur Hingabe an sie und somit zur ewigen Seligkeit gewissermaßen zwingen. Bei weiterem Nachdenken schienen besonders zwei Punkte mit unlösbaren Schwierigkeiten umgeben: weßhalb die göttliche Gnade nur Einzelne und nicht Alle mittelst eines solchen unmittelbaren Eingreifens errette; ob dieß irgendwie durch Mitwirkung des Menschen hervorgerufen oder befördert werde, oder ob es nach menschlicher Ansicht ganz unwillkürlich geschehe. Im Anfang des fünften Jahrhunderts, wo diese Fragen immer ernstlicher die Geister beschäftigten, erhob sich in der afrikanischen Kirche, die am meisten davon bewegt wurde und deren größte Autoritäten sich zu der strengsten Ansicht neigten, eine umfassende Opposition gegen die Hauptpunkte dieser an und für sich dem gewöhnlichen Gefühle widerstrebenden und unheimlichen Vorstellungsweise durch die aus Britannien gekommenen Mönche Cölestius und Pelagius. Indem sie auf die Aussprüche angesehener Lehrer der früheren Kirche zurückgingen, läugneten sie die Erbsünde sammt allen daraus gezogenen Consequenzen. Der Mensch sollte, als von Natur zur Seligkeit bestimmt und in seinem freien Willen ebenso sehr mit der Möglichkeit zum Guten wie zum Bösen ausgestattet, allerdings durch die Taufe, die Lehre und das Vorbild Christi zu einer höheren Tugend und Gottseligkeit und in Folge davon auch zu einer höheren Seligkeit im jenseitigen Leben gelangen, als durch seine bloßen natürlichen Kräfte. Eine solche Ansicht befriedigte die Gemüther wohl insofern, als dabei das Gebiet der Verdienste des Einzelnen, der guten Werke, im volksmäßig-kirchlichen Sinn ungeschmälert erhalten blieb. Dagegen erschien die Bedeutung des Verdienstes Christi und der Kirche im Allgemeinen dadurch auf eine höchst bedenkliche und anstößige Art beschränkt. Schon durch den Gegensatz gegen das nach allen Seiten hin noch lebendige Heidenthum war die Ueberzeugung, daß außer der Kirche gar kein Heil sei, die Grundstimmung der damaligen Christenheit, nicht etwa bloß der eigentliche Vertreter und Vorkämpfer der wissenschaftlichen Theologie geworden. Man konnte sich unmöglich mit einem bloß relativen Vorzug des Christenthums vor anderen Religionen begnügen. Auch widerstritt die Theorie von der natürlichen Güte der menschlichen Natur, so sehr

sie auf der einen Seite durch ihre Consequenzen für viele Lebensverhältnisse sich empfahl, doch auf der andern Seite allzustark dem durchweg verbreiteten Gefühl einer alles beherrschenden und verpestenden Verdorbenheit oder Sündhaftigkeit, die die Einzelnen ohnedieß nach dem ganzen Entwickelungsgange der Zeit als einen Ausfluß eines unabänderlich feststehenden, der Macht der Individuen entrückten Naturgesetzes ansahen und damit die Verantwortung für das auf sie fallende Theil derselben gewissermaßen von sich abzulehnen versuchten.

Ohne Zweifel wäre die Lehre des Pelagius ohne nachhaltige Wirkungen vorübergegangen, wenn sie nicht die Veranlassung zu einer systematischen Ausbildung der entgegengesetzten Ansicht gegeben hätte, die an und für sich mehr dem Geist der Zeit angemessen war, so lange nicht ihre schroffsten Consequenzen gezogen wurden. Erst dann wandten sich Viele, da sie in sich selbst keine Ausgleichung des Conflictes fanden, der, man kann wohl sagen, milderen und menschlicheren aber auch seichteren Lehre des Cölestius und Pelagius zu.

Die tiefere und zugleich dem damaligen sittlichen Bedürfniß angemessenere Auffassung wurde gerade durch den Gegensatz der pelagianischen Lehre, sowie durch die Persönlichkeit ihres Hauptvertreters zur unerbittlichsten Hervorkehrung ihrer äußersten Consequenzen getrieben. Augustinus, ein ächter Sohn der damals bis zu krankhaftester Ueberreizung geistig erregten Provinz Afrika, nahm den bis dahin lau und äußerlich geführten Streit mit Cölestius und Pelagius auf, und setzte ihnen eine Reihe von Schriften entgegen, in welchen ein mit allen Hülfsmitteln der damaligen Dialektik begründetes System der Lehre von der Erbsünde, dem freien Willen und der göttlichen Gnade enthalten war. Seine Ausführung wurde zwar wegen der Tiefe und des Reichthums der Anschauungen und der verhältnißmäßigen Gedrungenheit und Schärfe der dialektischen Entwickelung nur von Wenigen vollständig erfaßt, aber nichts desto weniger von der großen Mehrzahl aller Kirchenlehrer im Occident als der Ausdruck der wahren katholischen Auffassung des Sachverhältnisses anerkannt und mit unbedingter Hingebung aufgenommen. Er bestimmte die Freiheit des menschlichen Willens in schärfster Formulirung dahin, daß in dem Menschen durch die Erbsünde alle und jede Möglichkeit, das Gute aus Liebe zu Gott zu wollen, aufgehoben sei. Aber die unmittelbare Wirkung der Gnade Gottes erzeugt in den Einzelnen, denen sie zu Theil wird, auf eine unwiderstehliche Weise eine vollkommene innere Umkehr, als deren erstes Ergebniß der wahre Glaube, dann die Liebe und die Kraft zur Erfüllung des göttlichen Willens anzusehen ist. Alles, was der Mensch ohne eine solche „Rechtfertigung" thut, kann zwar den Schein des Guten, Großen und Gott Wohlgefälligen haben, ist aber vor Gott, weil es innerlich mit den Folgen der Erbsünde behaftet ist, nicht besser, als das gewöhnliche sündige Thun. Die Gnadenwahl geschieht nach einem von Gott von Ewigkeit her beschlossenen Plane: menschlicher Verstand reicht nicht hin, die Motive derselben zu enthüllen. Sie ist gebunden an das Verdienst Christi und an die äußere Gemeinschaft mit den Gnadenmitteln der Kirche. Sie wirkt ohne Zuthun des menschlichen Willens, ja sogar im Widerspruch mit demselben, was sich aus seiner sündigen Verderbtheit mit Nothwendigkeit ergibt. Es ist also auch hiebei von einem Verdienste des Menschen keine Rede, selbst nicht in so weit, daß es als secundäres Moment die primäre Gnadenwahl zu unterstützen vermöchte. Wer nach dem ewigen Rathschluß Gottes auf solche Weise zur ewigen Rettung bestimmt ist, ist auch für alle Ewigkeit gerettet, alle Anderen sind ebenso für alle Ewigkeit, auch bei aller äußeren Tugend, der ewigen Verdammniß überliefert; da die guten Werke sammt und sonders nur als Folgen der Rechtfertigung Werth haben, so vermag auch Niemand, selbst bei scheinbar

vollkommenster Freiheit von aller Selbsttäuschung, von sich zu sagen, ob er zu den Auserwählten gehört. Diese Erkenntniß ist auf den Tag des Gerichtes aufgespart, und der Mensch muß daher in seinem ganzen Leben in Furcht und Zittern vor den durch seine Sündhaftigkeit wohlverdienten Folgen des göttlichen Zornes verharren.

Der Einfluß des Augustinus durch den ganzen Occident, der schon vor seinem Kampf gegen Pelagius ein großer war, weil sich in ihm eine umfassende Kenntniß der Ergebnisse der römisch-griechischen Bildung mit der gründlichsten specifisch-kirchlichen Gelehrsamkeit und einer eminenten Persönlichkeit verband, gewann jetzt eine Bedeutung, die ihn bis zu seinem im Jahr 430 zu Hippo, wo er Bischof war, erfolgten Tode als lebendigen Repräsentanten des wahren Glaubens erscheinen ließ. Im Orient dagegen nahm man überhaupt wenig Antheil an diesen Hauptfragen, die den Occident bewegten, und der Einfluß des Augustinus hatte dort keine so unmittelbare Bedeutung. Aeußerlich jedoch berücksichtigte auch die orientalische Kirche die Pelagianischen Streitigkeiten, und auf einer im Orient gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus, 429, wurde die Lehre des Pelagius und seiner Anhänger als Ketzerei verdammt.

Dafür war die orientalische Kirche ihrerseits in andere Streitigkeiten verwickelt, die sie eben so gewaltig, ja äußerlich noch heftiger erschütterten, als die Frage über die Natur der Sünde, des freien Willens und der göttlichen Gnade es dem Abendlande that. Es waren die fortgesetzten Untersuchungen über die Natur Christi, die erst zum Theil durch den Ausgang des Kampfes mit dem Arianismus als gelöst betrachtet werden konnten. Das Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo war durch das nicäische Symbolum nicht näher bestimmt, sondern bloß entschieden, daß die eine sowohl wie die andere in ihm vorhanden sei. Auf welche Weise sich beide zu einander verhielten, wie sie mit einander verbunden waren, konnte noch auf die manchfaltigste Weise von der Theorie erörtert werden, und es fehlte nicht, daß die Ansichten darüber, weil der Subjectivität dabei noch so ganz freier Spielraum gestattet war, auf die allerverschiedenste Weise aus einander gingen, wenn gleich als allgemeiner Grundzug die Ansicht festgehalten wurde, daß beide in vollster Realität und allseitigster Entfaltung unbeeinträchtigt neben einander existirend gedacht werden müßten. — Mit dieser allgemeinsten Auffassung begnügte sich im Wesentlichen die ganze abendländische Kirche, welche die hohe Bedeutung des Dogmas keineswegs verkannte. Nicht so war es in der griechisch-orientalischen Kirche. Das dort schärfer entwickelte begriffsmäßige Denken und die große dialektische Uebung, die sie von jeher als nationales Culturerbtheil auszeichnete, mußte zu einer genaueren Untersuchung und Formulirung der großen Frage und in Folge davon auch zu schrofferer Hervorkehrung gesonderter Ansichten führen. Es entwickelten sich hier allmählich zwei Hauptrichtungen, die bald die ganze Kirche des Orients in zwei scharf getrennte Parteien spalteten. Die eine, die besonders in der ägyptischen oder alexandrinischen theologischen Schule vertreten war, suchte die Einheit der Person Christi möglichst festzuhalten und glaubte dieß im Gegensatz zu allen möglichen ketzerischen Ansichten, insbesondere zu schroffster Unterscheidung von dem Arianismus, der ja auch in seiner Weise auf der Einheit Christi zu bestehen versucht hatte, hauptsächlich dadurch thun zu können, daß alles Gewicht auf die Göttlichkeit seines Wesens gelegt wurde. Die andere Hauptrichtung vertrat die syrisch-antiochenische Schule. Sie bemühte sich, die beiden Naturen in Christo möglichst zu trennen, um den Grundpfeiler der ganzen

Erlösungstheorie der Kirche, die Fleischwerdung des Wortes, nicht zu untergraben.

Die beiden orientalischen Schulen geriethen indessen bald so tief in Streit, daß keine Vermittlung mehr ausreichte. Ein Hauptvertreter der antiochenischen Ansicht, Nestorius, war damals Patriarch von Constantinopel. Er hatte sich den Alexandrinern durch seine Proteste gegen die von ihnen der heiligen Jungfrau gewöhnlich gegebene Bezeichnung, Gottgebärerin, eine Bezeichnung, auf die sie von ihrem Standpunkte aus das größte Gewicht legten, besonders verhaßt gemacht. Dazu kam noch, daß das neugegründete Patriarchat zu Constantinopel dem Bischof von Alexandrien in seiner hierarchischen Stellung nicht weniger ein Gegenstand des Anstoßes war, wie die Doctrin der antiochenischen Schule den ägyptischen Theologen. Der Streit nahm durch das Hereinspielen ursprünglich ganz fremdartiger Interessen bald eine sehr bedenkliche Wendung, und die Heftigkeit beider Parteien steigerte sich insbesondere durch die maßlose Erbitterung, mit welcher Cyrillus, der damalige Bischof von Alexandrien, gegen Nestorius vorging. Die großen Kirchenlehrer des Abendlandes, die sich Anfangs neutral hielten, nahmen doch bald gegen Nestorius Partei, obwohl sie wie alle unparteiischen Zeitgenossen von dem über alles billige Maß hinaus ehrgeizigen und herrschsüchtigen Charakter des Cyrillus keine gute Meinung hatten. Es war den Alexandrinern nämlich gelungen, sie von einem äußeren und inneren Zusammenhange zwischen den Lehren des Pelagius und des Nestorius zu überzeugen, und damit war, bei der im Abendlande vorherrschenden Stimmung, die Ansicht über die Streitfragen der beiden Naturen von vorneherein gegen die antiochenische Schule entschieden. Nestorius hatte in der That, als die Pelagianer schon auf verschiedenen Synoden des Abendlandes verurtheilt waren, noch auf persönliche Verwendung einiger ihrer Hauptvertreter Schritte für sie gethan, unter Anderm in Rom bei dem damaligen Bischof Cölestius, die ihm jetzt für seine Stellung zu der abendländischen Kirche verhängnißvoll wurden. — Bei dieser Lage des Streites war es natürlich, daß Cyrillus auf dem 429 nach Ephesus von Theodosius II berufenen Concil mit der Verdammung der Irrthümer des Nestorius und sogar mit seiner Absetzung durchdrang, so wenig auch der Hof von Constantinopel geneigt war, seinen Patriarchen fallen zu lassen, dessen kirchliche Machtstellung bereits als ein sehr berücksichtigungswerthes Moment von der inneren Staatskunst des oströmischen Reiches betrachtet wurde. Aber dennoch widersprachen viele orientalische Bischöfe sowohl der Lehre des Cyrillus, als der Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen Nestorius, und alle Verfolgungen, welche von der Regierung und der Partei des Cyrillus gegen sie verhängt wurden, vermochten sie nicht zur Anerkennung des Verdammungsurtheils gegen Nestorius zu bewegen. Am eifrigsten ward die streng nestorianische Ansicht zu Edessa, dem östlichsten Hauptsitz der christlichen Theologie, gepflegt. Als hier sich schwere Verfolgungen gegen ihre Hauptanhänger erhoben, begaben sich dieselben unter den Schutz der Nachbarherrscher, der persischen Könige, die aus diesen inneren Zerwürfnissen bei den Oströmern politische Vortheile zu ziehen hofften. Die sogenannten Nestorianer gelangten bald durch die Begünstigung der persischen Könige zu ausschließlicher Herrschaft in allen christlichen Gemeinden, die sich unter persischer Oberhoheit befanden, und es bildete sich auf diese Weise eine von der Verbindung mit der christlichen Kirche des römischen Reiches losgelöste kirchliche Gemeinschaft, die sich bis zum heutigen Tag in Ueberresten hauptsächlich in den ehemaligen Grenzlandschaften des persischen und römischen Reiches, in Medien, Assyrien und Mesopotamien, erhalten hat. Sie brachten die Bezeichnung chaldäische Christen für sich selbst in Gang und

erkannten den Bischof von Ctesiphon als ihren Metropoliten an. Gelegentlich benutzten sie den Schutz des persischen Reiches, um nun auch ihrerseits die Katholiken jener Gegenden zu verfolgen. Stets aber blieben sie nach ihrer Trennung von der gesammten christlichen Kirche, die damals äußerlich und innerlich doch im Wesentlichen mit dem Umfang des römischen Reiches und der römisch-griechischen Cultur zusammenfiel, und nach ihrer Hingabe an eine dem römischen Reich feindselige Nationalität, wie die persische, von der weiteren Entwickelung der gesammten christlichen Kirche unberührt und auch ohne Fähigkeit, aus ihrer Abgeschlossenheit heraus diesen Mangel zu ersetzen.

Trotz der Verurtheilung des Nestorius war der Sieg der Alexandriner auch in der Kirche des römischen Reiches nur unvollständig. Cyrillus zeigte bald durch Biegsamkeit gegen die mildere antiochenische Formulirung der Hauptpunkte, daß er mehr gegen die Person und die Stellung des Nestorius, als gegen seine Lehre zu unerbittlichem Kampfe bereit gewesen sei. Sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl von Alexandrien dagegen, Dioscurus, kehrte mit aller Einseitigkeit die streng alexandrinische Fassung hervor, die im Abendlande früher nicht so genau bekannt gewesen war, und als sie jetzt in allen ihren Einzelheiten bekannt wurde, besonders bei dem Bischof von Rom, Leo I, Anstoß erregte. Auch im Orient zählte sie mit Ausnahme der ägyptischen und eigentlich griechischen Theologen wenig Anhänger, da sie so ganz und gar das Bedürfniß der Zeit, durch die Berücksichtigung der menschlichen Natur in Christo eine innige und gemüthliche Vermittlung zwischen dem gläubigen Menschen und ihm herzustellen, unbefriedigt ließ. Diese starre alexandrinische Ansicht konnte überhaupt nur da Boden finden, wo der wissenschaftliche Geist völlig in äußerliche Spekulation und sophistische Dialektik sich verstrickt hatte und von den Bedürfnissen des Gemüthslebens keine Ahnung hatte. Ein Vertreter der ägyptischen Schule, der Archimandrit Eutyches zu Constantinopel, wurde geradezu wegen seiner Lehre von den beiden Naturen, die sich in Nichts von der Ansicht des Dioscurus und der anderen Alexandriner unterschied, von seinem Bischof abgesetzt. Dioscurus erzwang nun zwar auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Ephesus, 449, den Widerruf dieser Maßregel und die Anerkennung seiner Lehre, aber das Concil war mit solch schreiender Verletzung des kirchlichen Herkommens abgehalten, daß es von allen Seiten ungültig erklärt wurde. Kurz darauf starb auch Theodosius II, der bis zu seinem Tode ein eifriger Begünstiger der Alexandriner geblieben war, wogegen seine Schwester Pulcheria und ihr Gemahl Marcianus, die ihm auf dem Throne folgten, schon vorher sich gegen die Alexandriner und zu Leo, dem Hauptfeind des Dioscurus und Eutyches, neigten, wie überhaupt der bei weitem größte Theil der orientalischen Kirche für Leo gestimmt war.

Ein neues 451 nach Chalcedon berufenes Concil setzte den Dioscurus ab und verurtheilte die Lehre von der einen, nur göttlichen Natur in Christo. Als canonische Fassung der ganzen Lehre wurde die von dem Papst Leo verfaßte, an Flavian, den Patriarchen von Constantinopel gerichtete Auseinandersetzung der Streitfrage anerkannt. Wie überhaupt das ganze Concil geistig von dem römischen Bischof beherrscht war, so hatten auch seine Abgeordneten den Vorsitz in den Versammlungen und leiteten die Verhandlungen, woraus sich von da ab ein herkömmliches Recht für den römischen Bischof bildete. Das persönliche Ansehen Leo's I war, wie leicht begreiflich, in Folge des glücklichen Ausgangs dieser Streitigkeiten außerordentlich gewachsen. Nach dem Tode des Augustinus gab es auch wirklich in der ganzen abendländischen, ja man kann sagen, in der ganzen christlichen Kirche keinen, der sich ihm an umfassender kirchlicher Gelehr-

samkeit und rastloser Thatkraft für die Gesammtinteressen der Kirche vergleichen konnte. Das Ansehen, welches die römischen Bischöfe als Nachfolger des ersten der Apostel und als Vorsteher der Gemeinde in der wichtigsten Stadt der Erde, der wirklichen Hauptstadt der Welt, schon vorher genossen hatten, das durch geschickte Benützung der Umstände schon bis zu der Wahl Leo's im Jahre 440 zu einem kirchlichen Primat in verschiedenen Theilen des Abendlandes, namentlich in Gallien, Illyrien und den Süddonauländern sich erweitert hatte, wurde jetzt durch den Einfluß der Persönlichkeit Leo's über das ganze Abendland ausgedehnt. Allerdings wirkten neue begünstigende Umstände dazu mit, so vor Allem außer der Demüthigung der Alexandriner auch die Bedrängniß der afrikanischen Kirche durch die Vandalen, die diese sonst auf ihre Unabhängigkeit und ihren Eifer für die freie Entfaltung der kirchlichen Lehre so stolze Kirche gänzlich beugte und zum Anschluß an Rom drängte. Valentinian III hatte den Primat des Bischofs der Reichshauptstadt für das Abendland schon im Jahr 445 durch ein besonderes Gesetz anerkannt, und das Concil zu Chalcedon gab dieser äußeren Bekräftigung einer selbstwüchsigen Thatsache noch die letzte nöthige moralische Weihe. Für den Orient widersetzte sich der Patriarch von Constantinopel der Anerkennung dieses Primates und wurde in seinem Widerstand von seinem Hofe aus politischen Gründen ebenso sehr geschützt, wie Leo von Ravenna aus begünstigt ward. So war jetzt für die bisher im Ganzen noch ihres Abschlusses ermangelnde Verfassung der Kirche ein fester Anhaltspunkt gewonnen, der um so nöthiger sich erwies, je wichtiger überhaupt die äußeren Formen des kirchlichen Lebens nach den Verhältnissen der Zeit wurden. Jetzt, wo die äußeren Ordnungen des Staates und der Gesellschaft, wie allgemein gefühlt wurde, immer sichtbarer dem Untergang entgegen gingen, war in einer festen Gliederung der Kirche das letzte Rettungsmittel zur Erhaltung der nothwendigen Grundpfeiler aller menschlichen Gesellschaftszustände, aus denen eine höhere Cultur hervorgeht, gegeben, und darum hielten alle besseren Kräfte mit möglichster Energie an diesem kirchlichen Organismus fest. Von selbst war dabei das monarchische Element an der Spitze des Ganzen gefordert, wie es sich bisher schon in den engeren Kreisen immer entschiedener herausgebildet hatte. Wenn es auch anfänglich, wie natürlich, in mildester Form auftrat, neben welcher die altherkömmliche Autonomie der einzelnen Hauptglieder der Gesammtheit noch ungefährdet fortbestehen zu können schien, so war es doch im Lauf der Zeit zu immer rücksichtsloserer Entfaltung der ganzen in ihm ruhenden Machtfülle gewissermaßen gezwungen. Ohne ein sichtbares Oberhaupt vermochte die abendländische Kirche nicht mehr zu existiren: es handelte sich also für die Nachfolger Leo's I nur darum, ob sie den ihnen historisch gebührenden Platz einnehmen und verständig ausfüllen oder in die Reihe der Gehorchenden herabsteigen wollten.

Um dieselbe Zeit, in welcher sich zu Chalcedon die Bischöfe der Christenheit versammelten, trat die Gefahr der äußeren Auflösung des Reiches, die während einiger Jahrzehnte verhältnißmäßig entfernt schien, in neuer und bedrohlicherer Gestalt, als sie bisher irgend einmal erschienen war, besonders dem Westen wieder nahe. Die Hunnen nämlich waren etwa seit dem Jahr 430 wieder entschieden aus ihrer bisherigen Auflösung, in welcher sie dem römischen Reiche keinen dauernden Schaden zufügen konnten, wieder zu einer festeren Gliederung und was dasselbe hieß, zum neuen Angriff auf den Süden und Westen übergegangen. Aus der Mitte der in fortwährenden inneren Zwistigkeiten die Kräfte des Volkes verzehrenden Stammesfürsten erhob sich ein besonders von der Natur und dem Glücke begünstigter Mann, dessen natio-

naler Name über dem deutschen, von den unterworfenen Völkerschaften ihm beigelegten Attila, vergessen worden ist, zum unumschränkten Gebieter des ganzen eigenen und der unterthänigen Völker. Er war in jeder Hinsicht der vollkommene Repräsentant, der wahre Typus der historischen Erscheinung der Hunnen, von seiner äußeren Gestalt und Gesichtszügen an, die das abschreckende Gepräge der mongolischen Stammeseigenthümlichkeit den schon physisch so viel höher organisirten Nationen des Westens zeigten, bis zu dem System des zugleich patriarchalischen und blutdürstigen Despotismus, des rohen Verwüstungstriebes und der barbarischen Genußsucht, die ihn gleichmäßig in voller Ungeschlachtheit beherrschten. Die gesammte römische Welt erkannte in ihm bald die Zuchtruthe Gottes, bestimmt zu einer vollen Weltzerstörung, und bei ihm selbst und seinem Volke gestaltete sich der instinctive Drang nach der Erfüllung dieser Aufgabe jetzt zu einer Art von Bewußtsein einer historischen Mission, die ihrem Andrang einen fanatischen Ungestüm beimischte, der ihn vollends unwiderstehlich machte. Anfangs theilte Attila die Herrschaft mit seinem Bruder Bleda, aber im Jahr 443 entledigte er sich seiner durch Mord und war von nun an der alleinige Gebieter vom caspischen Meere an bis tief nach Deutschland hinein. Immer mehr Völker des innern Deutschlands traten in Schutzverhältniß zu ihm, so daß er bald von einem förmlichen Hofstaate deutscher Fürsten und Vornehmen umgeben war. Unter ihnen behaupteten die Könige der den Hunnen zuerst unterthänig gewordenen Ostgothen und der Fürst der den Gothen nahe verwandten Gepiden, Ardemir, die erste Stelle. Das Hofleben des Großchans nahm durch diese Vereinigung so verschiedener Nationalitäten eine Art von universellem Charakter an, der das barbarische Gegenstück zu dem ebenfalls aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Hofleben in Ravenna und Constantinopel darbot. Noch waren selbst in den äußeren Einrichtungen des Hoflagers die Spuren des asiatischen Nomadenlebens nicht geschwunden, aber auf das Wunderlichste mit roher Pracht aus der Beute des Westens vermischt. Um den noch seinem nationalen Heidenthum, wie es scheint, dem uralt mongolischen Schamanenthum ergebenen Weltherrscher sammelten sich die Bekenner der verschiedensten Religionen Asiens und Europas. Die deutsche Umgebung brachte zum Theil noch ihr nationales Heidenthum, zum Theil den Arianismus mit, der selbst bei den ganz außerhalb des Umfangs des römischen Weltreiches und jetzt schon so lange wieder nach einem heidnischen Mittelpunkt hingedrängten Völkern des gothischen Stammes immer weitere Fortschritte gemacht hatte. Aber alle diese Religionen standen hier wie die verschiedenen nationalen Kulturstufen friedlich neben einander; Attila schwebte über ihnen allen als eine Art von sichtbarer Obergottheit, vor der sich alle beugten.

Das oströmische Reich war den Hunnen, als sie nach ihrem ersten Auftreten in Europa zu einer periodischen Ruhe gelangten, doch tributär geworden. Die Nöthigung lag in der Schutzlosigkeit der Donauländer, welche von den Hunnen am meisten bedroht waren. Attila hatte seinen gewöhnlichen Herrschersitz zwischen die Donau und Theiß an den Südabhang der Karpathen gelegt und saß dadurch mit seiner ganzen Macht dem oströmischen Reiche recht eigentlich auf dem Nacken. Theodosius II und sein Hof mußten es daher als eine Art von glücklicher Fügung ansehen, daß er sich mit einem allerdings für die damaligen finanziellen Kräfte des Staates fast unerschwinglichen jährlichen Tribut begnügte, der zuletzt bis zur Höhe von 2100 Pfund Gold stieg. Nach Theodosius Tode wagte es Marcian, ihm den Tribut aufzukündigen, weil er einen baldigen Entscheidungskampf dem langsamen und unvermeidlichen Untergange durch die Entkräftung des Reiches vorzog. Attila nahm denselben

zum Staunen der Welt nicht an. Er zog es vor, sich gegen den Westen zu wenden, der bis dahin noch keine unmittelbare Bedrängniß von den Hunnen erfahren hatte.

Die friedlichen und freundlichen Beziehungen, welche früher Aëtius hauptsächlich vermittelte, waren nach und nach in ein strenges Abhängigkeitsverhältniß übergegangen, dessen drückendste Last jedoch noch immer in nichts Anderem als in der Uebersendung möglichst kostbarer Geschenke lag. Attila, der in seiner Umgebung auch viele römische Unterthanen hatte, welche die Kräfte und Hülfsmittel, sowie die politischen Verhältnisse beider Reiche genau kannten, und von ihm, jeder nach seiner Fähigkeit, in seinem großen Zerstörungsplane gerade so genial verwandt wurden, wie jene barbarischen Massen, aus denen er emporgestiegen war, kannte die größere Schwäche der weströmischen Regierung sehr gut, während er vor Marcianus, als einem tüchtigen und glücklichen Feldherrn, einige Scheu besaß. Um den Westen auf Einen Schlag gänzlich zu verderben, hatte er schon lange weit verzweigte Unterhandlungen mit den deutschen Völkern, die auf römischem Gebiete angesiedelt waren, und besonders mit den in Afrika eingedrungenen Vandalen, die sich noch immer in offener Feindschaft mit den Römern und noch mehr mit den Westgothen in Südfrankreich, den nominellen Unterthanen des Kaisers, befanden, angeknüpft. Er glaubte auf ihren Beistand und auf den der im nordwestlichen Gallien angesiedelten Franken und anderer Barbaren sicher rechnen zu können, als er seine Heeresmassen im Jahre 452 gegen den Rhein in Bewegung setzte, um zuerst die einzige größere noch übrige Provinz des weströmischen Reiches, Gallien, zu erobern und die Westgothen zu vernichten, mit denen er vergebens lange Zeit unterhandelt hatte. Italien schien dann von selbst als eine wehrlose Beute ihm zufallen zu müssen.

Im nördlichen, mittleren und östlichen Italien war durch Aëtius, ungefähr seit dem Jahr 434, die römische Herrschaft wieder fester begründet worden, als sie seit den Zeiten des Kaisers Theodosius I gewesen war. Aëtius hatte zuerst auf eigene Hand, dann als kaiserlicher Statthalter, indem er seine Verbindungen mit den Barbaren benützte, sich ein Soldheer gebildet, womit er nach der Reihe die Franken im nordwestlichen Theil des Landes, die Burgunder im Westen, ja auch die Westgothen im Süden, welche alle die ihnen vertragsmäßig festgesetzten Grenzen allmählig überschritten, nach der Mitte von Gallien hindrängte, sowie die einzelnen in verschiedenen Theilen der Provinz zu verschiedenen Zeiten angesiedelten Haufen von Sachsen, Vandalen, Alanen und anderen Völkern im Zaum hielt. Sein eignes Heer war zum Theil in der heutigen Dauphiné angesiedelt, wo es zu den römischen Einwohnern ganz in dieselben Verhältnisse trat, wie die Burgunder und Westgothen. Selbst Armorica, wo sich das celtische Element der gallischen Urbevölkerung fast ganz ungemischt erhalten und seit Stilicho's Tod auch einen äußerlich unabhängigen Staat gebildet hatte, erkannte jetzt wieder die römische Oberhoheit an.

Attila rechnete darauf, daß die Gewaltherrschaft des Aëtius ihm in den barbarischen Bestandtheilen der gallischen Bevölkerung, vielleicht auch selbst in den schwer gedrückten Provinzialen Bundesgenossen zuführen werde, welche ihm den Sieg über die Römer und die Westgothen erleichtern sollten. Aber schon am Rhein sah er, daß er sich im Ganzen in dieser Berechnung getäuscht hatte. Die Burgunder leisteten ihm Widerstand, welcher indessen durch den massenhaften Andrang der Hunnen bald gebrochen wurde. Sie huldigten ihm und schlossen Friede; doch kurz darauf wurde ihr König Gundichar mit seinem Geschlechte ermordet. Nur ein Theil der Franken stieß freiwillig zu dem hunnischen Heere,

der größere Theil focht unter Aëtius, der neben dem Kern seiner erprobten Soldtruppen die Westgothen unter dem König Theodorich, die Sachsen von der Nordküste von Gallien, die Armoriker, viele Burgunder und Provinzialen vereinigte, und so bald über ein an Zahl mit den hunnischen Massen nicht zu vergleichendes, ihnen aber sonst in jeder Hinsicht überlegenes Heer gebot. Attila war im Jahre 451 unaufhaltsam durch den Nordwesten von Gallien bis nach Orleans vorgedrungen; die Scenen der gräuelvollen Verwüstung, welche die Vandalen und Alanen 406 über diese Landschaften gebracht hatten, wiederholten sich, und ebenso wie damals waren es wieder die Bischöfe, welche sich als die einzigen Tröster und Führer der verlassenen Einwohner bewiesen und mit ihnen freudig in den Tod gingen, wenn die Mittel des Widerstandes erschöpft waren. Bei der Annäherung des Heeres von Aëtius, welches sich an der Garonne gesammelt hatte, zog sich Attila zurück, um es in dem Gebiete von Catalaunum im westlichen Gallien, zur Hauptschlacht gerüstet, zu erwarten. Diese fiel zu seinem Nachtheile aus, nachdem beide Heere, was sich bei der Hitze des Kampfes und der Masse der Kämpfenden leicht begreifen läßt, ganz über alles Maß hinausgehende Verluste erlitten hatten. Attila zog, von dem römischen Heere unverfolgt, wieder dem Rheine zu, um aus den Völkern des eigentlichen Deutschlands, den streitbarsten Bestandtheilen seiner Herrschaft, sein Heer wieder zu ergänzen.

Schon im nächsten Jahre, 452, versuchte er von einer andern Seite her einen neuen Angriff gegen das weströmische Reich. Dießmal brach er in Italien selbst von Osten her ein. Nachdem die Hauptfestung Aquileja, der Schlüssel von ganz Oberitalien, nach hartnäckigster Belagerung erobert und der grauenvollsten Zerstörung Preis gegeben war, fiel bald die ganze oberitalische Ebene in seine Hände. Die ganze Bevölkerung, soweit sie sich nicht durch die Flucht rettete, wurde gemordet, oder als Sklaven dem Heere nachgeschleppt, denn Attila glaubte nun die Zeit der vollständigen Erfüllung der Zerstörung und zugleich der Rache für seine Niederlage in Gallien gekommen. Damals flüchteten sich viele Bewohner der einstmals so reichen und bevölkerten Städte von Aquileja an bis zur Etsch auf die ihnen nahe liegenden, bis dahin fast unbewohnten niedrigen Inseln an den Mündungen der Piave, Brenta und der andern kleinen Küstenflüsse, wo sie für den Augenblick sicher waren. Viele von ihnen blieben auch nach dem Abzug der Hunnen dort angesessen, weil die Zeiten nicht besser wurden, und später wurden sie noch durch viele neue Ankömmlinge verstärkt, welche hier zwischen Meer und Land den einzigen Rest ächt italischer oder römischer Bevölkerung erhielten, während außerdem die mannigfaltigsten Erneuungen der Bevölkerung stattfanden.

Der Einbruch der Hunnen in Italien hatte die Weströmer so überrascht, daß bis nach Rom hin alles Land ihnen wehrlos offen zu stehen schien. Selbst Aëtius dachte an keinen Widerstand, und rieth dem Kaiser Valentinian, sich in Ravenna einzuschließen. Aber gerade als Attila im Begriff war, nach der Eroberung von Pavia über den Po zu gehen, erschien der Papst Leo an der Spitze einer Gesandtschaft vornehmer Römer. Attila kehrte plötzlich aus unbekannten Gründen um, wie es den Zeitgenossen erschien, überwältigt durch den imposanten Eindruck der Persönlichkeit des Papstes und geschreckt durch die Drohung, daß die Apostel Petrus und Paulus ihre Stadt gegen ihn vertheidigen würden. So wurde der Papst, der bis dahin in kirchlichen Dingen den lebendigen Mittelpunkt der christlichen Welt gebildet hatte, der nach allen Seiten hin Belehrung, Ermahnung und Trost in den Wirren der theologischen Kämpfe und der sittlichen Conflikte der Einzelnen in reichster Fülle und mit dem segens-

vollsten Erfolge zu spenden pflegte, auch der Retter der ganzen Christenheit aus ihren äußeren Bedrängnissen, wo Alle schon an der Rettung verzweifelt waren. Er erschien durch diese That für die ganze Christenheit als das, was die Zeit von den einzelnen Bischöfen für ihre einzelnen Gemeinden forderte, und wirklich viel öfter, als man nach den übrigen sittlichen Zuständen hätte vermuthen sollen, in ihnen fand, als Tröster und Helfer in jeder Gefahr des Leibes und der Seele.

Der hunnische Herrscher zog aus Italien wieder nach Pannonien zurück, um von Neuem großartige Aufgebote der gesammten osteuropäischen Barbarenmacht zu einem zweiten Rachezug nach Gallien und gegen die Westgothen in Bewegung zu setzen. Dießmal versuchte er von den Jurapässen her einzubrechen, wurde jedoch wieder, und zwar wieder hauptsächlich von dem westgothischen Heer, geschlagen. Schon im nächsten Jahre starb er plötzlich, noch in der vollsten Kraft seiner Jahre, auf räthselhafte Weise, mitten im Glanze seiner Herrschaft, der durch die beiden unglücklichen Unternehmungen nicht getrübt war, denn an Verwüstung und Beute war sie doch unendlich reich gewesen, und danach allein bemaßen die unterworfenen Völker ihre Größe.

Nach seinem Tode brachen augenblicklich Streitigkeiten zwischen seinen vielen hinterlassenen Söhnen aus, von denen jeder gerne dem Vater in seinem Weltdespotismus nachgefolgt wäre. Die alten Elemente der Zersplitterung, welche durch Attila gebändigt und nach Außen abgeleitet worden waren, machten sich alle wieder geltend, so daß die unterworfenen Völker jetzt an ihre Befreiung dachten und die Hunnen aus den Donaugegenden bis an den Pruth zurückdrängten, wo sie sich bald noch mehr zersplitterten und sich später in stammverwandten Horden verloren.

Dem weströmischen Reiche kam die Selbstauflösung der hunnischen Macht nur kurze Zeit zu Gute. Valentinian III zeigte sich, als er erwachsen war, durchaus nur als ein sinnloser Despot, der auf alle mögliche Weise gegen seinen eigenen und des Reiches Vortheil wüthete. Selbst Aëtius, der sich in den schwierigsten Lagen ohne Zweifel als unentbehrlich erprobt und das Reich nicht bloß vor dem augenblicklichen Untergang gerettet, sondern es in gewisser Weise wieder zu kräftigen verstanden hatte, wurde von ihm durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt. Seine Zügellosigkeit führte endlich seine eigene Ermordung durch den Senator Petronius Maximus herbei, der an seiner Stelle auf den Thron erhoben wurde, und die Wittwe seines Vorgängers, Eudoxia, die Tochter des oströmischen Kaisers Theodosius, zur Vermählung mit sich nöthigte. Diese und die ihr ergebene Hofpartei setzte sich dafür mit dem König der Vandalen, Geiserich, in Verbindung, der schon lange Zeit einen Raubzug nach Italien, hauptsächlich nach Rom selbst, vorbereitete. Im Besitze von Afrika mußte er sich so lange unsicher fühlen, als das weströmische Reich in Italien noch einige Lebenskraft entwickelte, denn da die Ernährung von Italien und Rom größtentheils von den Getreidezufuhren aus Afrika abhing, da von dort einstmals die Haupteinnahmequellen des Schatzes geflossen waren, so konnte er voraussehen, daß er früher oder später doch einen Entscheidungskampf mit den Weströmern zu bestehen haben werde, dem er am Besten durch einen rasch geführten Schlag vorbeugte.

Geiserich erschien mit einer zahlreichen Flotte im Juni 455 an der Mündung der Tiber und nahm Ostia ein, dessen Besitz seit dem Untergang der Republik über das Schicksal der Stadt Rom zu entscheiden pflegte. Darauf hin brach ein Aufstand gegen Petronius Maximus los, in welchem er das Leben verlor. Da Geiserich angeblich als Bluträcher des Kaiser Valentinian gekommen

sein wollte, mit dem er zuletzt in einem ostensibeln Freundschaftsverhältniß gestanden war, so wurde ihm der Tod des Usurpators alsbald mitgetheilt und er zur Rückkehr nach Afrika aufgefordert. Indessen zeigte sich nun auf der Stelle die wahre Absicht seines Unternehmens. Er drang trotz aller Bitten und Vorstellungen der römischen Gesandtschaft, an deren Spitze sich wieder der große Papst Leo befand, nach Rom vor und plünderte die wehrlose Stadt vierzehn Tage lang. Die Vandalen schienen besser in diesem Geschäfte geübt, als einst die Gothen unter Alarich. Ihre methodischen Erpressungen betrafen nicht bloß das öffentliche Eigenthum, die Kassen und die Schätze der Stadt, oder einzelne reiche Einwohner, sondern alles was nur irgend werthvoll war, wurde von ihnen zusammengerafft und auf die Schiffe geschleppt. Besonders folgenreich für den massenhaften Untergang der sichtbaren Denkmale der antiken Cultur, der von jetzt an eigentlich begann, war es, daß die Vandalen eine große Anzahl metallener Statuen, die bis dahin dem christlichen Zerstörungseifer und den verschiedenen Plünderungen der Stadt durch die Feinde und die eigenen Regenten entgangen waren, mit sich fortnahmen. Selbst die Kirchen wurden dießmal nicht verschont, denn der ebenso habsüchtige wie fanatische Arianer Geiserich fühlte nur den Gegensatz seines Glaubensbekenntnisses gegen das katholische, nicht das beiden gemeinsame, wie einst Alarich. Als so ziemlich alles werthvolle bewegliche Eigenthum geraubt war, bemächtigten sich die Vandalen noch vieler Personen vornehmen und geringen Standes, von denen sie entweder ein großes Lösegeld zu erpressen oder die sie theuer zu verkaufen hoffen durften. Auch die Kaiserin Eudoxia befand sich darunter, und alle diese Gefangenen wurden in Afrika mit der den Vandalen eigenen Brutalität und Härte behandelt. Selbst die auch hier wieder glänzend sich offenbarende barmherzige Sorgfalt ihrer nicht weniger von den ketzerischen Gebietern bedrängten katholischen Glaubensbrüder, namentlich der Geistlichkeit, vermochte für den großen Jammer nur geringe Linderung zu beschaffen.

Der Krieg mit den Hunnen, aber noch mehr dieses Unglück, das über die an materiellen wie geistigen Hilfsmitteln aller Art noch immer überschwenglich reiche Hauptstadt so plötzlich hereinbrach, stürzten das weströmische Reich in vollständige Erschöpfung. Wenn es auch dem Namen nach noch immer fortbestand, so war doch nach dem Abzug der Vandalen aller Glaube an seine Lebensfähigkeit so ganz und gar aus den herrschenden Kreisen der höheren Hof-, Beamten- und Militärwelt entschwunden, daß man in Ravenna nicht einmal einen Versuch machte, den erledigten Thron zu besetzen, sondern dem westgothischen König Theodorich II, dem vornehmsten Vasallen des Reichs, die Ernennung eines Kaisers überließ. Auf sein Veranstalten wurde der Feldherr Avitus zum Kaiser ernannt und auch bald im ganzen Umfang des Reiches anerkannt. Er vermochte sich jedoch nur ein Jahr zu halten: schon 456 wurde er durch den Oberbefehlshaber der fremden Truppen in Italien, Richimer, einen Sueven, gestürzt. Dieser versuchte eine Zeit lang ganz ohne Kaiser zu regieren, sah aber bald ein, daß der legitime Name des Kaiserthums zur Erhaltung seiner Herrschaft unerläßlich sei, weil sich, sobald der Kaiser fehlte, jeder nur einigermaßen mächtige Befehlshaber, vor allen Dingen aber die Fürsten der im Reiche angesiedelten germanischen Völker, der Verpflichtung zum Gehorsam ledig glaubten. Derselbe Grund, so wie der Nimbus des kaiserlichen Namens, der trotz aller Entwürdigung doch noch in den Augen der Einheimischen und der Barbaren groß genug war, hielt ihn zurück, sich selbst zum Kaiser zu erklären. Denn noch immer galt es als ausgemacht, daß nur ein geborner Römer das kaiserliche Diadem tragen dürfe. Deßhalb ernannte Richimer seinen Freund Majorianus

zu dieser Würde, der auch wirklich einige Jahre lang ihr Ansehen so gut als möglich wieder herzustellen versuchte. Namentlich gab er sich alle Mühe, den Besitzstand des Reiches wenigstens in dem Umfang aufrecht zu erhalten, wie er ihn überkommen, aber überall drängten jetzt die deutschen Völker so mächtig vorwärts, daß einzelne Siege über die Vandalen, Burgunder, Franken und Westgothen für die Dauer nichts fruchteten. Majorianus hatte in dieser Noth des Reiches auf Unterstützung von Constantinopel gehofft und deßhalb gleich zu seiner Thronbesteigung die Genehmigung des griechischen Kaisers nachgesucht und seine Oberhoheit anerkannt. Aber auch dadurch verbesserte sich seine äußere Stellung nicht, und als er in den innern Verhältnissen sich von Richimer unabhängig zu machen versuchte, wurde er von diesem entthront und ermordet, 461. Richimer erhob einen neuen nominellen Kaiser, Lybius Severus, und als dieser 465 starb, ließ er den Thron wieder fast zwei Jahre erledigt, bis der oströmische Kaiser Leo I, kraft seiner Oberherrlichkeit über das ganze Reich, Anthemius, den Schwiegersohn des Kaisers Marcian, nach Ravenna schickte, wo er auch sogleich als Kaiser anerkannt wurde. Die Vertheidigung des Reiches schien mit seiner Ankunft einen neuen Schwung anzunehmen. Der oströmische Hof rüstete in größtem Maßstab gegen den König Geiserich, der seine Herrschaft unterdessen immer weiter in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres ausgebreitet, Sardinien und die kleineren Inseln an der Westküste Italiens besetzt und den ganzen zum materiellen Bestand der römischen Welt unerläßlich nothwendigen Handel auf dem mittelländischen Meere durch seine rasch geschaffene, fortwährend verstärkte und außerordentlich seetüchtige Flotte vernichtet hatte. Auch diese große Unternehmung gegen ihn, die im Jahre 468 dem glücklichsten Erfolge nahe schien, scheiterte im Angesicht von Karthago, dem Sitze der Macht des Königs der Vandalen, gänzlich, und die frühere Hilflosigkeit des weströmischen Reiches diesem Feinde gegenüber trat in verstärktem Maße wiederum ein.

Nach dem unglücklichen Ausgang des vandalischen Krieges wurde Anthemius geradezu von Richimer bekriegt, da er sich seiner nicht so leicht entledigen konnte als der früheren Kaiser. Anthemius war von einem zahlreichen und ihm ergebenen Heere unterstützt, und so kam es zu einer Feldschlacht in der Nähe von Rom, die Anthemius verlor. Darauf folgte schnell die Erstürmung der von Anthemius vertheidigten Stadt, wobei er selbst umkam. Die Stadt wurde mit allen Gräueln der Verwüstung, wie sie der barbarischen Kriegführung jener Zeit zur Gewohnheit geworden waren, heimgesucht. Kurz darauf starb Richimer, nachdem er kurz vorher einen neuen Titularkaiser, den Senator Olybrius, ernannt hatte. Richimers Neffe, Gundobald, trat an die Stelle seines Oheims, und machte nach dem Tode des Olybrius Glycerius zum Kaiser, der jedoch von dem oströmischen Hofe nicht anerkannt wurde. Dieser stellte den Patricius Julius Nepos als Gegenkaiser auf und Glycerius sah sich zur Abdankung genöthigt. Aber auch Nepos wurde bald durch den Patricius Orestes verdrängt und zog sich nach Dalmatien zurück, wo er den Titel eines römischen Kaisers noch fünf Jahre lang bis zu seinem 480 durch Mörderhand erfolgten Tod führte, aber trotzdem, daß er fortwährend von dem oströmischen Hof als einzig rechtmäßiger Beherrscher des Abendlandes angesehen ward, doch nur die factische Herrschaft über einen Theil von Dalmatien von Salona aus ausübte. — Orestes ließ seinen Sohn Romulus Momyllus zum Kaiser ausrufen, um selbst für ihn, der noch ein Knabe war, zu herrschen. Allein der magister militum, Odovaker, seiner Herkunft nach aus dem deutschen Volke der Turcilingen, der damals in Pannonien gegen die allenthalben eindringenden Heruler und Rugier im Felde

stand, zog auf die Nachricht von der Empörung des Orestes gegen Nepos mit seinem Heere nach Italien und schlug ihn. Das Heer des Orestes hatte vor diesem Kampfe als Garantie für seinen Sold Landanweisungen in Italien verlangt, und da er Anstand nahm, sie zu gewähren, ihn größtentheils verlassen. So war dem Odovaker seine Besiegung leicht geworden, Orestes wurde auf der Flucht gefangen und als Empörer hingerichtet, Romulus dagegen rettete durch Verzichtleistung auf den ihm aufgedrungenen Kaisertitel sein Leben, 476.

Odovaker mußte nun zuerst den zu ihm übergetretenen Truppen und seinem eigenen Heere das Verlangen nach einer dauerhaften Feststellung ihrer äußeren Verhältnisse gewähren. Es war durch die finanzielle Lage des römischen Staates allerdings in hohem Grade gerechtfertigt, denn seit der Eroberung Roms durch die Vandalen waren in den Soldzahlungen fortwährend Unregelmäßigkeiten vorgekommen, die sich voraussichtlich bei dem immer tieferen Verfall der Staatskräfte noch für die Zukunft vermehren mußten. Außerdem wirkte auch das Beispiel der Westgothen, Burgunder und anderer unter römischer Oberhoheit stehender Völkerheere. Da jetzt fast das ganze Gebiet des Reiches, mit Ausnahme von Italien selbst, occupirt war, so richteten sich die Ansprüche der Soldaten natürlich auf Ansiedelung in Italien. Bis dahin war hier von der römischen Regierung aus leicht begreiflichen Gründen eine eigentliche Landestheilung und Einbürgerung heimatloser barbarischer Soldtruppen noch immer vermieden worden. Jetzt aber erhielt das Heer des Odovaker gegen die Verpflichtung zu ferneren Kriegsdiensten ein Drittheil des Grundeigenthums durch ganz Italien, wobei sich ähnliche Verhältnisse gestalteten, wie sie die Landestheilung der Westgothen in Südfrankreich hervorgerufen hatte. Da ein großer Theil des culturfähigen Landes gerade in Italien unbebaut war, so konnte eine solche Maßregel ohne große Belästigung der Eigenthümer durchgeführt werden. Aus den angesiedelten Kriegsmännern wurden bald, wie es auch anderwärts die Deutschen zu halten pflegten, fleißige Ackerbauer und die Zunahme der ländlichen Bevölkerung, sowie die im Ganzen friedlichen und gesicherten Zustände, die sich seitdem zu bilden begannen, gaben Italien nach und nach einen seit langer Zeit hier verschwundenen materiellen Aufschwung. Das Land fing wieder an, sich aus seinen eigenen Hülfsquellen zu nähren, was Jahrhunderte lang nicht mehr der Fall gewesen war. Im Uebrigen blieben alle politischen und administrativen Einrichtungen wie unter der römischen Herrschaft bestehen: in Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung wurden die Provinzialen meist von denselben Personen und ganz nach denselben Formen, nur milder und gerechter regiert, wie zu den Zeiten der römischen Kaiser. Niemand sehnte sich daher nach einer Wiederkehr der früheren Zustände, obgleich auch die neue Herrschaft trotz aller ihrer unläugbaren Vorzüge nicht populär wurde. Dieß verhinderte schon der noch immer ungebrochene und historisch wohlberechtigte Stolz der Römer, der jetzt nicht bloß die Thatsache, sondern auch den Namen einer Herrschaft der Barbaren dulden mußte. Dann störte auch der Unterschied des Glaubens zwischen den Fremdlingen und den Eingebornen. Jene waren sammt ihrem König Arianer, diese durchweg Katholiken. Obgleich Odovaker selbst die größte Duldsamkeit bewies und keinerlei Druck und Feindseligkeiten übte, wozu er sich, bei der ihm wohlbekannten und von der Geistlichkeit ganz offen genährten Abneigung seiner katholischen Unterthanen leicht hätte verleiten lassen können, wurde doch keine rechte innere Versöhnung möglich. Seine einzige wirkliche Stütze blieb daher nach wie vor sein Heer, zu dem er jetzt nicht mehr bloß als Oberfeldherr, sondern zugleich als König, also in noch engeren Beziehungen als früher stand.

Seine königliche Gewalt über dasselbe war freilich durch die herkömmlichen Rechtsbegriffe der einzelnen Völkerschaften, aus denen es zusammengesetzt war, factisch sehr beschränkt, während er dem Namen nach dieselbe Stellung beanspruchte, die einst der römische Imperator zu allen seinen Unterthanen gehabt hatte.

Seine Stellung nach Außen suchte sich Odovaker durch eine vorsichtige und verständige Nachgiebigkeit in formellen Dingen nach allen Seiten zu sichern. Er hatte gleich bei seinem Zuge nach Italien ausdrücklich erklärt, daß er für den legitimen Kaiser Julius Nepos gegen den Usurpator Orestes die Waffen ergriffen habe. Julius Nepos verlieh ihm dann durch Vermittelung des byzantinischen Hofes den Titel eines Patricius, auf welchen er seine legitime Herrschaftsrechte über die einheimische Bevölkerung in Italien gründete. Nach dem Tode des Nepos, im Jahre 480, schob er den von ihm stets mit großer Rücksicht behandelten römischen Senat vor, um erklären zu lassen, daß Ein Kaiser für das ganze römische Reich genüge, und daß deßhalb im Abendlande die Ernennung eines neuen Kaisers überflüssig sei. Der Hof von Constantinopel, der die wahre Bedeutung dieser scheinbar in seinem eigenen Interesse gegebenen Erklärung leicht durchschaute, war damit zwar unzufrieden, hütete sich jedoch, seine Unzufriedenheit durch direkte Schritte gegen Odovaker für den Augenblick kund zu geben.

Die außerhalb Italien gelegenen, nominell zu dem weströmischen Reiche gehörigen Provinzen gab er mit wenigen Ausnahmen auf. Er überließ den Westgothen den bis dahin noch von den Römern behaupteten Theil von Südfrankreich, so daß sich jetzt das westgothische Reich an dieser Seite bis zu der Naturgrenze von Italien, zu den Alpen, ausdehnte. Dafür erkannte ihn ihr König Eurich, unter dem die gothische Macht ohne Frage die höchste Stufe erstiegen hatte, als Herrn von Italien an, und versprach ihm Freundschaft und Bundesgenossenschaft. Den Vandalen überließ er ebenso nicht bloß ihre bisherigen Eroberungen, sondern auch Sicilien, und stellte damit die Sicherheit des Handels auf dem mittelländischen Meere wieder her. Nur die Süddonaulandschaften, und nach dem Tode des Kaisers Julius Nepos auch Dalmatien und ein Theil von Illyrien wurden von ihm behauptet, aus demselben Grunde, der einst den Römern ihre Eroberung nothwendig gemacht hatte. Er betrachtete sie mit Recht als den Schlüssel zu Italien, und suchte die Fortschritte der schon allenthalben hier eingedrungenen Völker, namentlich der Rugier und Heruler, möglichst zu beschränken, da ihm ihre völlige Vertreibung trotz mancher glücklichen Erfolge gegen beide, besonders aber gegen die Rugier, nicht gelingen wollte.

Drittes Kapitel.

Die Eroberung Britanniens durch die Angeln und Sachsen und die Ansiedlung der Franken im eigentlichen Gallien.

In dem weiten Umfange des ehemaligen weströmischen Reiches gab es jetzt keine größere Landstrecke, wo nicht deutsche Fürsten mit ihren Heeren die Gebieter und reichsten Besitzer geworden waren. Selbst die durch das Meer geschützte Provinz Britannien wurde in der zweiten Hälfte des 5ten Jahrhunderts in den Kreis der germanischen Eroberungen hineingezogen, nachdem sie vergebliche Versuche gemacht hatte, ihre äußere Selbstständigkeit, gestützt auf ihre keltische Nationalität, sowohl gegen ihre eigenen barbarischen Stammverwandten im Norden zu behaupten, als gegen die von der See her vordrängenden Deutschen.

Die römische Provinzialverfassung war hier in Britannien seit dem Anfang des 5ten Jahrhunderts ganz beseitigt worden, und die eingebornen vornehmen Geschlechter an die Stelle der römischen Beamten getreten. Sie hatten sich immer in gewisser Weise von dem specifisch römischen Element in der Bevölkerung der Städte ferne gehalten und nach alter Weise in Mitte einer zahlreichen Umgebung von mehr oder minder abhängigen Leuten als erbliche Herren großer Stammgüter gelebt. Diese ganze Schichte der Bevölkerung war nur äußerlich von der römischen Cultur berührt: sogar die nationale Sprache hatte sich hier fast in ihrem ganzen Umfange erhalten, und das daneben auch erlernte Lateinisch diente nur zum Verkehr nach Außen mit den herrschenden Römern. Die nationelle Ungebundenheit und Excentricität des nationellen Wesens mußte sich allerdings äußerlich in die geordneten Formen der römischen Provinzialverwaltung fügen: dafür wucherte sie nach Innen desto üppiger. Erst das Christenthum war im Stande, ein neues und gedeihliches Bildungselement in dieß abgeschlossene Volksleben hineinzubringen. Das nationale Heidenthum, das schon von den heidnischen Römern durch methodische Unterdrückung und Verfolgung seiner Hierarchie, der Druiden, sehr gefährdet worden war, fügte sich schnell und ohne Spuren eines hartnäckigen Widerstandes in die neuen religiösen Anschauungen. Ja aus dem Stand der Druiden selbst gingen die eifrigsten Vorfechter des Christenthums hervor. Besonders fand das Klosterleben hier mehr als in irgend einer Provinz des Occidents, Afrika ausgenommen, baldige Verbreitung. Dagegen nahm die britische Kirche verhältnißmäßig geringen Theil an den großen dogmatischen Streitigkeiten der Zeit, wozu die öftere Unterbrechung des politischen Zusammenhanges mit dem weströmischen Reiche sehr viel beitrug. Doch war sie auch in ihrer Abgeschiedenheit im Ganzen der Entwicklung des katholischen Dogmas treu gefolgt, und die Ketzereien des 4ten und 5ten Jahrhunderts hatten mit Ausnahme des Pelagianismus, der hier seine

eigentliche Urheimat hatte, weniger Boden als irgendwo anders gefunden. In den Formen der kirchlichen Verfassung dagegen erhielt sich hier schon damals im Gegensatz zu andern Ländern viel von der alterthümlichen Einfachheit und den freieren Einrichtungen der älteren Kirche überhaupt. Eine Unterordnung unter den Primat des römischen Stuhles in der Weise, wie sie in Gallien und Illyrien schon vor Papst Leo dem Großen stattfand, war hier unbekannt. Von Rom aus konnten schon wegen der abgeschlossenen Stellung des Landes keine einleitenden Schritte dazu gethan werden. Die eingebornen Priester und Mönche zeichneten sich dabei durch gelehrten Eifer und eine gewisse strenge Zucht des Lebens aus; da sie sich auch in einer größeren Nähe zu dem altnationellen Leben gehalten hatten als anderswo, so war ihr Einfluß in allen Theilen der Bevölkerung gleich bedeutend. Während sonst die Geistlichkeit die unerbittlichste Feindin und Verfolgerin aller heimischen Traditionen in Sitte und Glauben war, soweit sie nur irgend einen Zusammenhang mit dem Heidenthume errathen ließen, fand hier die aus dem Druidenthume hervorgegangene Poesie in leiser christlicher Umbildung in den gelehrten Dienern der Kirche Beschützer und Pfleger.

Selbst die ursprünglich römischen Bestandtheile der Bevölkerung in den blühenden Städten, die aus Militärcolonien oder Militärstationen hervorgegangen waren, verwuchsen nach und nach mit dem einheimischen Leben. Die lateinische Sprache und die Municipalverfassung unterschied sie allerdings noch immer von den übrigen Eingebornen, aber trotzdem fühlten auch sie den Zug der Gemeinsamkeit, der durch das ganze Leben der Insel in einer Stärke wie in keiner anderen römischen Provinz ging. Aber dieß Alles reichte doch nicht hin zur äußeren Vertheidigung des Landes gegen die Feinde im Norden und Süden. Schon zur römischen Zeit, als noch kriegsgeübte Legionen die Nordgrenze besetzt hielten, konnte man sich doch nur mit Noth gegen den Andrang der wilden Bergstämme, der Picten und Scoten, schützen. Nach dem Abzug der römischen bewaffneten Macht war ihnen der nördliche Theil des Landes fast wehrlos preisgegeben. Ebenso wurden auch die Südküsten jetzt noch mehr wie früher von deutschen Seeräubern verheert. Sie waren von den Mündungen des Rheins, der Weser und der Elbe aus schon seit dem dritten Jahrhundert periodisch in Britannien erschienen; seit dem Ende des vierten Jahrhunderts gesellten sich zu ihnen noch andre Schaaren von der gegenüberliegenden belgischen und gallischen Küste, aus dem damals sogenannten litus saxonicum, das durch seinen bereits officiell in Gebrauch gekommenen Namen die Nationalität des größten Theiles seiner Bewohner deutlich anzeigt. Sie kamen schon nicht mehr zu bloßen Beutezügen, sondern zu dauernder Niederlassung an der Küste, die sie Anfangs nur als Stützpunkte und Zufluchtsörter für ihre Raubanfälle ins Innere gründeten. Bald wurde jedoch dem ganzen umliegenden Lande durch nachrückende neue Ankömmlinge aus demselben oder aus einem verwandten Stamme ein entschieden germanischer Charakter aufgedrückt und es bildete sich so eine immer wachsende, auf der See wie zu Lande gleich kriegstüchtige deutsche Bevölkerung längs den Ufern des Kanals und an den Mündungen der Themse und des Humber. Friesen, Sachsen, Franken waren ihre eigentlichen Stammväter, alles Völker, die damals noch von der römischen Bildung wenig berührt waren und ohne Ausnahme an ihrem nationellen Heidenthume festhielten.

Gegen den doppelten Angriff der Feinde im Norden und Süden vermochten sich die einzelnen keltischen Häuptlinge trotz aller ihrer glänzenden Tapferkeit nicht zu halten. Auch hierin hatten sie ihren nationalen Charakter zu erhalten gewußt, gerade so, wie sie auch noch den Geist der Zersplitterung und

Unverträglichkeit ganz wie zu der Zeit, als die Römer ihre Insel eroberten, bewahrten. Noch immer stand gewöhnlich jeder Stamm, seinen Häuptling an der Spitze, für sich den Feinden gegenüber, häufig lagen sogar die einzelnen Häuptlinge und ihre Vasallen im Krieg gegen einander, weil sich auch hier uralte Feindschaften über die Periode der römischen Herrschaft hinaus bis zu der neugewonnenen Unabhängigkeit erhielten, die jetzt mit verstärkter Zähigkeit sich geltend machten.

Unter solchen Verhältnissen kamen einzelne Fürsten auf den Gedanken, deutsche Haufen gegen ihre fremden und einheimischen Feinde in Sold zu nehmen. Dieß geschah besonders seit dem Jahr 445 immer öfter, und einer der britannischen Fürsten, Vortigern, erwarb sich durch glückliche Benutzung dieses Mittels bald eine Art von Vormacht im ganzen Lande. Er bediente sich hauptsächlich jütischer Soldtruppen, die er auf die gewöhnliche Art, mit Landanweisungen, bezahlte. Ihr glückliches Schicksal führte ihnen bald eine Menge von Landsleuten und Stammverwandten aus den unteren Elbgegenden nach, meist Sachsen, Angeln und Friesen, doch auch einzelne Langobarden. Sie alle verlangten ähnliche Dienstverträge wie die zuerst Gekommenen, und da Vortigern sie ihnen nicht gewähren konnte, suchten sie sich auf eigene Hand durch Vertreibung der bisherigen Einwohner festzusetzen. So entspann sich ein hartnäckiger Krieg, in welchem sich das Glück bald ganz entschieden auf die Seite der Deutschen neigte. Ein britannischer Stamm nach dem andern in den südlichen und östlichen Gegenden des Landes wurde von ihnen aufgerieben, und die Verluste, die sie in dem mit grausamer Erbitterung geführten Kampfe erlitten, ersetzten immer neue Haufen, die reichlich aus allen deutschen Küstenländern der Nordsee nachströmten. Wo die Fremden festen Fuß faßten, wurde nicht etwa bloß eine Landestheilung vorgenommen, wie es bei der Ansiedlung der Westgothen, Burgunder und der Truppen Odovakers geschehen war. Der größte Theil der einheimischen Bevölkerung verfiel dem Untergang, und was nicht geradezu vertilgt wurde, in Leibeigenschaft der Sieger, die sich alles vorhandenen Eigenthums bemächtigten. Der Gegensatz der Religion steigerte noch die Düsterheit dieses Vernichtungskampfes, und die Deutschen hielten, nachdem einmal der offene Krieg mit den christlichen Ureinwohnern des Landes ausgebrochen war, die Vertilgung des Christenthums eben so sehr für das Ziel ihres Kampfes, wie die Eroberung des ganzen Landes und die Ausrottung der Kelten und Römer.

Fast in demselben Jahre, in welchem mit dem Tode des Kaisers Julius Nepos der Name des weströmischen Kaiserthums erlosch, wurde auch ein anderer Landstrich, der bisher von einem Römer im Namen des Reiches beherrscht war, durch Deutsche erobert. In der Mitte von Gallien bestand zur Zeit des Kaisers Majorianus allein noch ein Rest unmittelbarer römischer Herrschaft. Nach der Ermordung des Majorianus durch Richimer, 461, erkannte der dort stationirte römische Feldherr Aegidius den nominellen Nachfolger Majorians, Lybius Severus, nicht an und behauptete sich trotz aller Bemühungen des Richimer unabhängig. Er stand an der Spitze eines Barbarenheeres, das namentlich aus den benachbarten Völkern, Franken, Burgundern und Sachsen, geworben war. Mit ihm vertheidigte er den kleinen Rest der ehemaligen großen Provinz Gallien tapfer gegen alle Angriffe. Nach seinem Tode, im Jahre 463, folgte ihm sein Sohn Syagrius unter immer schwierigeren Verhältnissen. Sein Vater war mit den nordwestlichen Nachbarn, den salischen Franken, im Ganzen in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Eine Zeit lang hatte sogar ein Theil des Volkes seinen einheimischen Fürsten Childerich vertrieben, und sich unter

seine unmittelbare Herrschaft gestellt. Childerich war dann wieder zurückgerufen worden, aber die Verbindung zwischen Aegidius und den Franken wurde damit nicht gelöst. Syagrius dagegen wurde in Krieg mit Chlodwig, dem Sohn und Nachfolger Childerichs, verwickelt und 486 bei Soissons so von ihm geschlagen, daß er den weiteren Widerstand aufgab und zu den Westgothen flüchtete. Von diesen wurde er jedoch seinem Feinde ausgeliefert, der ihn hinrichten ließ. Sein Land fiel ohne weitere große Kriegsarbeit in die Hände der salischen Franken. Es war zwar nur von beschränktem Umfang, denn schon Childerich, der Vater Chlodwigs, hatte seine Eroberungen bis über Paris und bis an die nördliche Grenze des burgundischen Reiches ausgedehnt. Aber durch seine Lage recht im Herzen von Gallien war es von selbst zum Kern eines großen Reiches bestimmt. Fürs erste schied jedoch noch die Loire das fränkische Gebiet von dem bei weitem größeren westgothischen Reiche und auch zwischen der Loire und dem Kanal, in dem Armorica genannten Landstrich, der die heutige Bretagne und den größeren Theil der Normandie umfaßte, wurde die fränkische Herrschaft noch nicht anerkannt. Die wichtigste Stadt im Besitz der Franken war Paris, das wegen seiner festen Lage schon seit länger als einem Jahrhunderte als eine der wichtigsten Städte in Gallien galt. Chlodwig erhob es ausdrücklich zur Hauptstadt des fränkischen Reiches.

Schon vor der Besiegung des Syagrius hatte sich die fränkische Bevölkerung von ihren älteren Sitzen aus an der untern Schelde immer weiter nach Südwesten verbreitet. Massenhaft trat sie aber doch nur südlich bis zur Somme auf: bis dahin war das ursprünglich einheimische keltisch-romanische Element ganz von ihr verdrängt. Von der Somme an bis zu der Grenze der jüngsten Eroberung, der Herrschaft des Syagrius, mochten sich beide Nationalitäten ungefähr das Gleichgewicht halten. In dem Lande des Syagrius dagegen blieb die fränkische Bevölkerung trotz aller späteren Einwanderungen immer in der Minderzahl. Die eingewanderten Franken suchten sich wie andere deutsche Völker durch Erwerbung von Grundeigenthum dauernd an ihre neue Heimat zu fesseln. Doch wurde in dem neuerbauten Lande keine förmliche Theilung des Eigenthumes vorgenommen, wie es von andern Völkern, die sich im gleichen Verhältniß wie jetzt die Franken befanden, geschehen war. Die ehemaligen kaiserlichen und Staatsdomänen, die Güter des Syagrius und seiner vornehmsten Anhänger, das viele herrenlose Land, welches seit dem Beginne des fünften Jahrhunderts gerade in diesen Gegenden sich vorfand, reichte vollkommen aus, um diejenigen Franken, die sich in den neuen Eroberungen ansiedeln wollten, mit Grundbesitz auszustatten, und dabei blieb noch ein sehr großer Theil für den König selbst übrig, der ihn in derselben Weise als sein Privateigenthum in Besitz nahm, wie seine Unterthanen, Franken sowohl als Römer, ihre unbeweglichen Güter als vollständiges Privateigenthum ansahen, mit dem sie nach Belieben schalten und walten durften.

Die fränkische Eroberung Galliens erhielt schon dadurch einen milderen Charakter als alle bisherige deutsche Ansiedlungen im römischen Reiche. Auch erlitt außerdem der rechtliche und sociale Zustand der alten Einwohner, nachdem die ersten Kriegsstürme mit dem Gefolge einzelner Brutalitäten vorbei waren, keine Störung im Großen und Ganzen. Die Provinzialen blieben im Besitz aller ihrer Rechte und Einrichtungen, nur traten fränkische Beamte mit dem römischen Titel Comites an die Spitze der einzelnen größeren Bezirke, zugleich als oberste Civil- und Militärbehörden. Die fränkischen Unterthanen lebten nach wie vor nach ihrem alten Nationalrecht, das damals schon seit einiger Zeit eine schriftliche Aufzeichnung, die sogenannte Lex Salica, erfahren hatte, wahr-

scheinlich, weil durch die neuen socialen und politischen Verhältnisse, die sich bei dem Vordringen der Salier in das römische Land gebildet hatten, manche alte Rechtsinstitutionen schwankend und neue ganz unwillkürlich aufgekommen waren. Ein solcher Zustand machte von selbst die Fixirung aller jener schwankenden Fälle nothwendig. Auf eine systematische und umfassende Gesetzgebung war es natürlich bei dieser lex Salica nicht abgesehen.

Die königliche Gewalt empfing durch die Ausdehnung des Reiches zunächst keine formale Erweiterung. Noch immer begriff sie im Wesentlichen nur die Oberfeldherrschaft im Krieg und die oberste Gerichtsbarkeit im Frieden, aber durch den Zuwachs an äußeren Machtmitteln wuchs auch ganz unwillkürlich die Bedeutung des fränkischen Königs. Dazu kam noch die Persönlichkeit Chlodwigs, aus welcher sich hinwiederum der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen erklärt. In allen seinen Handlungen zeigte er die Eigenschaften, welche seinen Stammesgenossen am meisten imponirten, persönlichen Muth in der Schlacht und Kriegserfahrenheit, rücksichtslose List und schlaue Vorsicht, sowie großmüthige Freigebigkeit in eminentem Grade, und war so in der That der Erste und Tüchtigste in seinem ganzen Volke.

Die Provinzialen forderten zunächst nichts als Schonung ihres Lebens und Eigenthums, Sicherstellung vor der Brutalität der Eroberer, und dieß wurde ihnen durch Chlodwig im ausgedehnten Maße zu Theil. Sie nahmen deßhalb auch keinen besonderen Anstoß daran, daß der König sowie die Mehrzahl seines Volkes noch dem Heidenthum ergeben war. Dieses Heidenthum hatte freilich seine alte feindliche Härte gegen das Christenthum längst abgelegt. Schon die unzähligen Berührungspunkte, die es seit Jahrhunderten zwischen den Vorfahren der Eroberer von Gallien und den christlichen Römern gab, ließen einen zugleich ächt nationalen und ächt religiösen heidnischen Fanatismus bei den Franken nicht aufkommen. So konnte man sagen, daß das Heidenthum Chlodwigs fast bloß noch negativen Gehalt hatte und beinahe bis zu einem vollständigen religiösen Indifferentismus herabgesunken war. Daneben gab es bereits einzelne bekehrte Franken selbst unter den vornehmsten Leuten und in der Umgebung des Königs. Chlodwig war auch schon durch das Beispiel seines Vaters Childerich gewöhnt, der katholischen Kirche und ihren Dienern die größte Achtung zu gewähren und mit ihnen in respektvollen Verkehr zu treten. Wenn er auch nichts Anderes in ihnen sah, als die vornehmste, gebildetste und einflußreichste Klasse seiner römischen Unterthanen, so war dieß schon für ihn hinreichend, sich um sie zu bemühen und ihnen zu zeigen, daß sie unter fränkischer Herrschaft sich derselben Sicherheit und desselben Ansehens erfreuen konnten, wie unter römischer. So gedieh es bald dahin, daß der noch heidnische König von der Kirche und in Folge davon von der gesammten katholischen Bevölkerung mit günstigeren Augen angesehen wurde, als wenn er schon Christ, aber Arianer, gewesen wäre. Es schien sich gewissermaßen von selbst zu verstehen, daß er, der dem Katholicismus stets so offenkundige Beweise seiner Hochachtung gab, über kurz oder lang die äußeren Formen des Heidenthums abstreifen und offen in die Gemeinschaft der römischen Kirche eintreten müsse.

Chlodwig vereinigte trotz seiner Siege über die Römer noch keineswegs die Gesammtherrschaft über alle Frankenstämme in seiner Hand. Nicht einmal das ganze salische Volk gehorchte ihm unmittelbar, sondern neben und unter ihm standen noch einige kleinere Fürsten, die demselben Geschlecht wie er, der Familie der Merovinger, angehört zu haben scheinen. Wenn auch ihre Bedeutung für den Augenblick die auf außerordentliches Glück und große persönliche Eigenschaften gegründete Macht Chlodwigs nicht in Schatten stellen konnte, so

beschränkten sie dieselbe doch einigermaßen und mußten schon, weil sie die alterthümlichen Verfassungsverhältnisse des salisch-fränkischen Volkes leibhaftig repräsentirten, dem vorwärts strebenden und ganz auf neuen Grundlagen bauenden König unangenehm im Wege stegen. Noch ungünstiger war seine Stellung zu der östlichen Hauptabtheilung des gesammten fränkischen Volkes. Sie war damals in einem besonderen rheinfränkischen oder ripuarischen Reiche vereinigt, das die chattischen und ampsivarischen Stämme seit dem Ende des dritten Jahrhunderts größtentheils auf römisch-gallischem Boden gegründet hatten. Ein großer Theil von ihnen war aus den älteren Sitzen rechts vom Rhein gezogen und schon im Laufe des vierten Jahrhunderts bis über die Mosel und zu den Ardennen vorgedrungen. In fortwährenden, nur selten durch Dienst- und Unterthänigkeitsverhältnisse zu den Römern unterbrochenen Kriegen verbreiteten sie sich über die hochcultivirten Gebiete der großen Römerstädte Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Trier, Jülich und anderer, und eroberten endlich eine dieser Städte nach der anderen. Köln, die größte und mächtigste der römischen Rheinstädte, wurde auch die Hauptstadt ihres Reiches.

Ihr Vorrücken war in ganz anderer Weise geschehen, wie die Eroberungen der salischen Franken im eigentlichen Gallien. Die römische oder romanisirte Bevölkerung hatte vor ihren nachdrängenden Schaaren zum großen Theil weichen müssen, und in den einst so durch und durch mit römischer Cultur durchtränkten städtischen Mittelpunkten dieser Landschaften, in Orten wie Köln, Mainz, ja selbst in Trier, das einst das andere Rom geheißen, waren nur dürftige Trümmer des römischen Elementes in der Bevölkerung und in dem äußeren Zuschnitt des Lebens zu entdecken. Deutschsprechende, dem Heidenthum ergebene Franken ersetzten die römisch gebildete, christliche Bevölkerung dieser Städte, und nur verstohlen erhielt sich hie und da ein Ueberrest des Römer- und Christenthums. Da schon geraume Zeit verflossen war, seitdem hier die letzten Kämpfe zwischen Römern und Deutschen stattgefunden, so hatte sich auch allmählich der Haß dieser Franken gegen alles Römische insoweit beseitigt, daß sie diese dürftigen Ueberreste der ehemaligen Herren des Landes nicht weiter in ihren Sitten und ihrem Glauben belästigten.

Das Reich der ripuarischen Franken war so lange in fortwährender Machtzunahme gewachsen, als es galt, die Römer zu bekämpfen und von ihnen zu erobern. Als erobert war, was erobert werden konnte, befand es sich in einer eigenthümlichen Stellung zu seinen deutschen Nachbarn im Rücken und in der Flanke. Dieselbe Bewegung, die die ripuarischen Franken westwärts führte, trieb auch ihre östlichen und südöstlichen Nachbarn weiter nach Westen. Allmählich wurde von jenen ein großer Theil der ehemaligen Stammländer der Franken am rechten Ufer des Niederrheins aufgegeben und von den nachrückenden Völkern sächsischen Stammes eingenommen. Sie hatten schon damals das rechte Ufer des Niederrheins zu ihrer Grenze gewonnen und schoben sich doch noch immer weiter nach Süden zu vor, da sie einstweilen den Rhein nicht zu überschreiten vermochten. Dazu kam noch, daß die Alemannen seit einiger Zeit sich vom Oberrhein aus nach der Mosel auszubreiten begannen. So waren die Ripuarier zu fortwährender Anlehnung an die viel kräftigeren salischen Franken gezwungen, und Clodwig verstand es, ihre Schutzbedürftigkeit bestens auszubeuten. Als die Angriffe der Alemannen immer ungestümer wurden, so trat er für die Ripuarier ein und schlug in Verbindung mit ihnen ein großes alemannisches Heer im Jahre 496 so sehr, daß die Alemannen nicht bloß die noch nicht lange von ihnen eingenommenen Landstriche am linken Rheinufer nördlich von Hagenau bis über Mainz hinaus und auf dem rechten nördlich vom Neckar bis zur Lahn

wieder aufgeben mußten, sondern auch den nachrückenden Siegern keinen weiteren Widerstand entgegensetzen konnten. Chlodwig unterwarf den größten Theil des Volkes bis zur Donau hin, weiter wollte er nicht vordringen, wahrscheinlich aus Furcht vor einem Conflict mit dem damaligen Beherrscher von Italien, Theodorich, der die Donaugrenze zur Sicherheit Italiens ebenso unerläßlich nöthig erachtete, wie es die Römer gethan hatten. Das eroberte alemannische Land erhielt von Chlodwig einen obersten Beamten, der den Titel eines dux führte und wahrscheinlich aus einem einheimischen Geschlechte genommen wurde. Er mußte für sich und sein Volk die Oberhoheit Chlodwigs und seiner Nachfolger anerkennen, und ihnen versprechen, falls es gefordert wurde, Kriegshülfe mit der waffenfähigen Mannschaft seines Landes zu leisten, sowie umgekehrt ihm Chlodwig den Beistand und Schutz der Franken gegen alle etwaigen Feinde zusicherte. Das alemannische Volk blieb außerdem in seinem innern Rechtsleben und in allen seinen socialen Verhältnissen unangetastet, nur wurde jetzt jedem einzelnen Freien auferlegt, einen jährlichen Zins als Zeichen der Unterthänigkeit an den fränkischen König zu zahlen.

Chlodwig erhielt durch diese Eroberung auch sonst noch einen bedeutenden Zuwachs an materieller Macht, indem er eine Masse herrenlosen Landes in allen Strichen von Alemannien ganz in derselben Weise mit den königlichen Gütern oder dem Fiscus vereinigte, wie er es in Gallien gethan hatte. Den ripuarischen Franken, in deren Interesse der Krieg doch zunächst unternommen war, scheint aus dem Siege kein weiterer Vortheil als die Sicherheit vor den Alemannen erwachsen zu sein. Nicht einmal die früher von ihnen besessenen Landstriche nördlich vom Elsaß und Neckar, die zuletzt in den Händen der Alemannen sich befunden hatten, wurden ihnen wieder zurückgegeben, sondern unmittelbar mit dem fränkisch-salischen Reiche vereinigt.

Der glänzende Sieg hatte indessen Chlodwig auch bei den Ripuariern ein solches Ansehen verschafft, daß er jetzt an die Beseitigung des alten und gebrechlichen Königs Sigibert denken konnte. Indem er seine gewöhnliche rücksichtslose Hinterlist anwandte, gelang es ihm bald, sogar auch den Sohn und Erben des alten Königs in den Untergang des Vaters zu verwickeln. Nun konnte Chlodwig eine Art von Erbrecht auf den erledigten Thron geltend machen, da sonst niemand aus der königlichen Familie vorhanden war. Auf ähnliche Weise entledigte er sich auch nach und nach durch die heimtückischsten Kunstgriffe der andern salisch-fränkischen Linien, so daß er ohne alle gewaltsamen Revolutionen endlich als Alleinherrscher aller fränkischen Völker dastand.

Chlodwig hatte in der großen Alemannenschlacht im Jahre 496, als der Sieg lange schwankte und die Vernichtung des fränkischen Heeres bevorzustehen schien, das Gelübde gethan, den christlichen Gott als den wahren anzuerkennen und seine einheimischen Götter zu verlassen, wenn er ihm den Sieg verleihe. Schon vorher waren die wenigen Ueberreste heidnischer Eindrücke, die er auf den Thron mitgebracht, durch den fortgesetzten Verkehr mit eifrigen Christen, hauptsächlich aber durch seine eigene Gemahlin Chlotilde aus dem burgundischen Königshause bis auf die letzten Spuren verlöscht worden. Jetzt gab der zufällige Umstand seiner Todesangst in dem Entscheidungskampf die äußere Veranlassung zu dem unermeßlich wichtigen, allseitig bestens vorbereiteten Ereigniß der Bekehrung des Königs und des fränkischen Volkes. Da er fast ausschließlich mit strengen und eifrigen Katholiken in Verbindung gestanden war, da gerade das fränkische Gallien wegen der Nachbarschaft der arianischen Westgothen und Burgunder um so feuriger für den Katholicismus glühte, so war es ganz naturgemäß, daß auch der fränkische König, als er den Entschluß zur Bekehrung

faßte, sich dem katholischen Glaubensbekenntniß zuwandte. Die einfachste Berechnung wie die unmittelbaren Eindrücke des täglichen Lebens mußten ihn auf gleiche Weise zu diesem Entschluß bringen, ohne daß sich erkennen läßt, welches Moment das vorwiegende dabei gewesen sein möge. Mit ihm trat ein großer Theil seiner Umgebung und tausende aus der Masse des Volkes über, ohne daß dabei jedoch irgend ein Zwang Statt gefunden hätte. Es war der erste Fall, wo sich ein deutsches Volk zum Katholicismus bekehrte, wenn man die Burgunder abrechnet, die bald wieder zum großen Theile abgefallen waren.

Die Wichtigkeit dieses Ereignisses ließ sich schon aus dem Eindruck ahnen, den es in der ganzen katholischen Christenheit hervorbrachte. Der Papst Anastasius II, der selbst unter der Herrschaft eines Arianers, des ostgothischen Königs Theodorich lebte, so wie der Bischof Avitus von Vienne, das angesehenste katholische Kirchenhaupt in Burgund beglückwünschten ihn unmittelbar nach der Taufe: der letztere sah in Chlodwig den wahren christlichen König des Abendlandes erstanden. Wenn Chlodwig selbst nicht im Stande gewesen wäre, die unermeßlichen Aussichten, die sich ihm jetzt eröffneten, richtig zu würdigen, so sorgte die katholische Kirche möglichst dafür, ihn darüber in's Klare zu setzen und er war viel zu sehr mit Schlauheit und Ehrgeiz begabt, als daß er nicht alle Consequenzen seiner Stellung auszubeuten versucht hätte. Zunächst benützte er sie gegen die Burgunder, wo damals zwei Brüder, Gundobald und Godegisel gemeinschaftlich regierten und auf die gewöhnliche Weise einander anfeindeten. Durch Einmischung in diese Zerwürfnisse und Parteinahme für Godegisel suchte er im Innern von Burgund festen Fuß zu fassen. Es gelang ihm auch eine Zeit über so gut, daß die Existenz des burgundischen Reiches auf dem Spiele stand. Da verband sich Gundobald mit dem westgothischen König Alarich, ebenso trat auch der ostgothische König Theodorich für ihn ein, der dem Namen nach noch mit Chlodwig, seinem Schwager, befreundet und verbündet war. Er wollte die Franken um keinen Preis als Nachbarn von Italien dulden und machte sich sogar auf die Eventualität eines Krieges mit ihnen gefaßt. Doch ließ es Chlodwig nicht so weit kommen; er begnügte sich mit einigen Vortheilen, die ihm Gundobald gewährte. So wurde der äußere Bestand des burgundischen Reiches noch einmal gerettet, während die innere Möglichkeit seiner Existenz schon lange geschwunden war. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, wo das burgundische Volk sammt dem Königshause von den Hunnen so schwer mitgenommen wurde, hatte es sich äußerlich noch immer bedeutend erweitert und umfaßte nach und nach alles Land südlich vom Elsaß und Sundgau längs der Rhone, dem Jura und den Alpen bis zur Durance hin.

Das Land hatte allmählig einen seit der Mitte des vierten Jahrhunderts nicht mehr gekannten Wohlstand zurückgewonnen, der sich gleichmäßig auf die unterthänige Provinzialbevölkerung und das herrschende Volk erstreckte. Bereits war auch in andern Beziehungen der Unterschied zwischen beiden sehr verwischt. Die Burgunder hatten ihre einheimische Sprache gegen die lateinischen Volksdialekte des Landes zum größten Theil aufgegeben, sie hatten sich in häuslichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen schon so an die Romanen angeschmiegt, daß nur noch die Namen und die in Gesichtszügen und Körperbildung hervortretende germanische Eigenthümlichkeit in äußerlicher Hinsicht einen Unterschied zwischen ihnen begründete. Aber ein anderer, tiefer wurzelnder Unterschied brachte doch noch immer eine große Trennung zwischen beiden Völkern hervor. Es war der der Religion, indem sich die überwiegende Mehrheit der eigentlichen Burgunder zum Arianismus bekannte, der durch äußere Vermittelung von den Westgothen her mit einem westgothischen Königsstamme nach dem Untergang der

heimischen Herrscherfamilie (s. o. S. 24) an sie gekommen war. Namentlich mögen die vornehmeren und reicheren Geschlechter ihm zugefallen sein, doch lange nicht alle, wie ja sogar in dem Königshaus immer der Katholicismus sich neben dem Arianismus gehalten hatte. Gundobalds eigener Sohn, Sigismund, war schon von früher Jugend an katholisch und so die Aussicht gegeben, daß sich diese Kluft zwischen Burgundern und Romanen dereinst ausfüllen werde, wie sich auch Gundobald fortwährend ernstlichst Mühe gab, ein friedliches Verhältniß zwischen beiden Confessionen aufrecht zu erhalten.

Die fortwährende Berührung mit dem kräftigeren Naturell der eingewanderten Deutschen hatte die römische Bevölkerung in mancher Beziehung vortheilhaft verändert. Sie war ohne Zweifel kerniger, unternehmender und selbständiger in ihrer ganzen Haltung geworden, als vorher, ja sie hatte sich sogar wieder an den Gebrauch der Waffen zu eigener Vertheidigung und im Dienste der Herrscher gewöhnt und damit das erste Erforderniß der Unabhängkeit gewonnen. Die beiden Völker lebten in der gewöhnlichen Weise der Zeit jedes nach seinem herkömmlichen Rechte fort. Der König Gundobald, der sich nach allen Seiten hin bemühte, sein Reich von neuem zu organisiren, wandte seine Blicke auch auf die Rechtsverhältnisse seiner Unterthanen, doch dachte er nicht daran, trotzdem daß die Verschmelzung von Germanen und Romanen hier weiter als anderswo gediehen war, sie auch in rechtlicher Beziehung denselben Normen zu unterwerfen. Er sorgte vielmehr für eine systematische Sammlung der römischen Rechtsgewohnheiten, die sich bis auf die Gegenwart unter dem sonderbaren Namen Papiniani liber responsorum erhalten hat, und ebenso für eine schriftliche Aufzeichnung des burgundischen Rechts, die sogenannte Lex Burgundionum oder Gundobada. Nur einzelne strafrechtliche Bestimmungen waren für beide Völker zugleich bestimmt.

So konnte man in allen Dingen als charakteristisch für das burgundische Wesen eine auffallende Weichheit und Aneignungsfähigkeit des romanischen Elementes wohl durchsehen, aber gerade darin lag die größte Gefahr für seine Sicherheit von außen her, wenn es in Conflict mit irgend einer andern germanischen Nation gerieth, die sich noch ihre ganze ungebrochene Kraft und ihre ungezügelte Ausdehnungsfähigkeit bewahrt hatte, die eigentliche Lebensbedingung für alle deutschen Völker, die auf römischem Gebiete Staaten zu gründen versuchten, wie es bei den Franken in damaliger Zeit offenbar noch der Fall war. Nur durch die größte innere Festigung konnte eine solche Gefahr abgewandt werden, und dafür fanden sich in den bestehenden Verhältnissen keine begünstigenden Momente. Die sittliche Beschaffenheit der herrschenden Nation war der Art, daß sich der noch ungebändigt rohe und rücksichtslose Egoismus der Einzelnen, der nach außen hin im Vordringen und Erobern keine Befriedigung mehr zu finden vermochte, nach innen warf und die innern Bande des Staats- und Volkslebens nach Möglichkeit lockerte. Von der Zeit an, wo die Kämpfe mit den Hunnen und Römern aufhörten, hatten wüste gemeinschaftliche Regierungen, Landestheilungen, Erbstreitigkeiten mit dem Gefolge wilder Fehden zunächst das Ansehen des Königshauses auf's tiefste erschüttert. Die vornehmen Familien aus deutschem wie aus römischem Blute benutzten diese Zustände best möglichst, um durch Parteinahme für die eine oder andere Seite Besitz und Macht auf Kosten der Könige zu gewinnen und selbst in der letzten Hälfte der Regierung Gundobalds war das Ansehen des Königthums viel zu geringe, um der wüsten Zerfahrenheit im Innern des Reiches zu steuern. Noch viel weniger war es möglich, mit solchen Mitteln einem kräftigen äußeren Feinde zu widerstehen, falls er es ernstlich auf die Vernichtung der Selbständigkeit des bur-

gundischen Reiches absah. Für den Augenblick mochte immerhin die Stellung Theodorichs und der Westgothen einige Garantie bieten; für die Zukunft genügte dieselbe nicht.

Als sich Chlodwig nach dieser Seite hin in seinem unaufhaltsamen Siegeslaufe gehindert sah, wandte er sich gegen die Westgothen, die den Franken an scheinbarer Macht damals nach der allgemeinen Ansicht weit überlegen waren. Chlodwig benutzte mit seiner gewöhnlichen Raschheit einen Zeitpunkt, wo Theodorich, der Wächter der Integrität der einzelnen germanischen Staaten, in politische Verwickelungen mit den Oströmern gerathen und seine ganze Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin in Anspruch genommen war, um plötzlich zum Angriff gegen sie vorzugehen. Die Unternehmung Chlodwigs trug dießmal in den Augen der Franken und der gallischen Provinzialen eine vorzugsweis religiöse Färbung. Es schien ein Rachekrieg des wahren Glaubens gegen die arianische Ketzerei zu sein, die durch die Westgothen bisher so übermüthig und hart gegen den ersteren hatte wüthen dürfen. Allerdings war dieser Ansicht eine gewisse Richtigkeit nicht abzustreiten.

So wenig auch die vom Anfang an arianischen Westgothen die katholische Provinzialbevölkerung zunächst in der Ausübung ihrer Religion gestört hatten, so waren doch auch sie allmählig in eine fanatische Verfolgungssucht hineingedrängt worden. Die Schuld daran lag, wie auch sonst gewöhnlich, an dem zähen geistigen Widerstand und dem schroffen Stolze, welche die unterworfene römische Bevölkerung als letzte Waffe ihren Siegern entgegenstellte. Eine wirkliche Versöhnung und Verschmelzung zwischen beiden Racen war daher auch hier unmöglich und die innere Kraft des westgothischen Reiches eben nur auf die beständige Schlagfertigkeit seiner deutschen Einwohner gegründet. — Noch in der zweiten Hälfte des 5 Jahrhunderts hatte der König Eurich mit großem Glanze geherrscht, fast ganz Spanien den Römern und Sueven entrissen und als der gefeiertste Held und Herrscher seiner Zeit gegolten. Unter ihm war das westgothische Reich auf die Spitze seiner Macht gelangt und stand für Freund und Feind gleich achtunggebietend als das erste und vornehmste aller germanischen Reiche auf römischem Boden da. Eurich versuchte es, den stillen Widerstand seiner katholischen Unterthanen durch systematische Verfolgung der katholischen Bischöfe und Geistlichen zu brechen, weil er annahm, daß sie die moralischen Urheber dieser feindseligen Stellung seien. Indessen war damit nur das Gegentheil erreicht worden. Sein Sohn und Nachfolger Alarich II, der 483 den Thron bestieg, sah die übeln Folgen der Regierung seines Vaters und bemühte sich, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Er bewies sich möglichst schonend gegen den Katholicismus, aber ohne die erbitterten Gemüther ihm und der deutschen Herrschaft überhaupt günstiger stimmen zu können. So glänzend auch der Zustand des Reiches zur Zeit Eurichs und noch unter Alarich nach außen hin erschien, so war doch ähnlich wie bei den Burgundern seine innere Kraft durch die an Gräueln aller Art reiche Geschichte des Königshauses sehr geschwächt, wo Brudermord und Usurpation schon seit Ataulphs Zeit an der Tagesordnung waren. Eine ruhmreiche Regierung wie die Eurichs mochte das Unheil allenfalls verdecken, war aber nicht im Stande, es aufzuheben. Noch viel weniger konnte die Versöhnungspolitik Alarichs Hülfe bringen, die sich nach einer andern der Verbesserung allerdings auch sehr bedürftigen Seite wandte.

Kurze Zeit nach der Entstehung des Krieges zwischen den Westgothen und Franken zeigte es sich, wo die meiste innere Kraft lag. Das westgothische Heer wurde in den Voglabensischen Feldern bei Poitiers 507 vollständig geschlagen

und Alarich selbst fand dabei seinen Tod. Das ganze Land zwischen Loire und Garonne wurde in einem Augenblicke von den Franken erobert und überall überlieferten die katholischen Einwohner ihren als den von Gott gesandten Befreiern der geknechteten Kirche die Städte und Festungen. Die vielen Verwüstungen und Mordthaten, welche die Befreier nach der Art der damaligen Kriegführung verübten, kamen gegen die Freude, die Vernichtung der verhaßten ketzerischen Heere zu sehen, nicht in Anschlag. Mitten im Kriegsunglück brachen bei den Westgothen jetzt noch dazu die gewöhnlichen Thronstreitigkeiten aus, und der sonst unvermeidliche Untergang des Reiches und Volkes wurde nur durch das Dazwischentreten des ostgothischen Königs verhindert, der in aller Eile ein starkes Heer nach dem südlichen Gallien sandte. So mußte sich Chlodwig auch hier wieder zum Frieden verstehen, doch zu einem für ihn sehr gewinnreichen. Den Westgothen blieb von allen ihren gallischen Besitzungen nichts als das heutige Languedoc. Das Land auf dem rechten Rhoneufer südlich der Durance, welches seit Odoakers Zeit (s. o. S. 30) gleichfalls zum westgothischen Reiche gehörte, behielt Theodorich unter eigener Verwaltung. In den übrigen Theilen des Reiches setzte er die Erbrechte des ältesten Sohnes Alarichs II, Amalrich, der zugleich der Tochtersohn Theodorichs war, nach langen und blutigen Kämpfen durch. Er übernahm für ihn die vormundschaftliche Regierung und damit war den weiteren Eroberungsgelüsten Chlodwigs nach dieser Seite hin eine unüberschreitbare Grenze gezogen.

Mitten zwischen den andern größeren Unternehmungen hatte sich Chlodwig auch Armorica unterworfen. Dorthin waren seit dem Vordringen der Deutschen in der Insel Britannien viele keltische und christliche Eingeborene des unglücklichen Landes geflüchtet und bildeten allmählig einen so vorwiegenden Bestandtheil der Bevölkerung, daß für die westlichen Gegenden Armoricas der Name Britannia minor in Gebrauch kam, aus welchem die heutige Bezeichnung „Bretagne“ entstanden ist. Aber auch mit dem neuen Bevölkerungszuwachs vermochte Armorica nicht seine Unabhängigkeit zu behaupten. Nach einigen Feldzügen erkannte es die Oberhoheit der Franken an, und somit war ganz Gallien bis auf das burgundische Reich und den äußersten Süden und Westen dem fränkischen Könige unterworfen.

Als äußere Anerkennung der durch seine Kraft errungenen politischen Weltstellung der fränkischen Macht erfolgte die Ernennung Chlodwigs zum Patricius und Titular-Consul von Seiten des oströmischen Kaisers Anastasius im Jahre 508. Der fränkische König legte die Insignien dieser Würden, die ihm in den Augen seiner Provinzialunterthanen eine gewisse Weihe der Legitimität gaben, zum ersten Mal in der Kirche des heiligen Martinus zu Tours an, der geweihtesten Stätte in ganz Gallien, wo der heilige Martin sich vor allen andern Heiligen einer besonderen Verehrung erfreute.

Aber schon im Jahre 511 machte der Tod Chlodwigs großartigem Lebenslaufe ein Ende. Er starb in der Blüthe des Mannesalters, 45 Jahre alt. Sein Tod löste zunächst die immer drohender sich gestaltenden Verwickelungen zwischen dem fränkischen und dem ostgothischen Reiche, den beiden einzigen germanischen Staaten, die für die allgemeine europäische Entwickelung noch Bedeutung hatten. So wurde ein Conflict der katholischen und arianischen Hauptmacht vermieden und Theodorich genoß nach dem Tode seines großen Nebenbuhlers ganz ungeschmälert den Ruhm, der größte aller deutschen Herrscher seiner Zeit zu sein.

Viertes Kapitel.

Theodorich, König der Ostgothen.

Odovaker hatte mittelst einer höchst vorsichtigen auswärtigen Politik seine Herrschaft in Italien vor den Angriffen einiger früherer Feinde des weströmischen Reiches, wie der Vandalen und Westgothen, geschützt, andere, wie die Heruler und Rugier, mit Gewalt der Waffen niedergehalten. Bis zum Jahre 480 war auch die Legitimität seiner Stellung von Seite des Hofes von Konstantinopel nicht angefochten worden, erst als er gegen die Wiederverleihung des Kaisertitels intriguirte, begann man dort ihn bedenklich zu finden und die nie ganz aufgegebenen Gedanken einer Wiederherstellung des gesammten römischen Reiches von Konstantinopel aus gewannen mehr und mehr in Beziehung auf Italien Raum. Doch schoben die Gefahren der inneren Zustände des Ostens, so wie mancherlei auswärtige Bedrängnisse die Durchführung dieses Angriffsplanes in seinem ursprünglichen Sinn von Jahr zu Jahr hinaus. Unter den Ursachen der Verhinderung standen die kirchlichen Zerwürfnisse wieder einmal oben an. Noch immer erkannte eine große Zahl orientalischer, insbesondere ägyptischer Bischöfe die Beschlüsse des Concils von Chalcedon nicht an und hielt an der einheimischen Lehre von der einen Natur in Christo trotz aller Verfolgungen von Seite der weltlichen Behörden mit echtägyptischer Zähigkeit fest. Es gestaltete sich aus ihnen immer mehr eine förmlich organisirte Sekte, die später mit dem Namen der Monophysiten oder Jakobiten bezeichnet ward. Ihr Einfluß wuchs fortwährend und der Kaiser Leo I, der von 457—474 regierte, sah sich deßhalb veranlaßt, Gutachten bei den Bischöfen des Reiches über die Rechtsgültigkeit der Beschlüsse von Chalcedon einzuholen, die indessen der Mehrzahl nach ihre unbedingte Gültigkeit demonstrirten; doch sogar in den einstmaligen Mittelpunkt der allerentgegengesetztesten Ansicht, in die Kirche von Antiochien, drängte sich ein entschiedener Anhänger der einen Natur, Petrus Fullo ein, und es gelang ihm auch, den dortigen Patriarchen, einen Anhänger des Concils von Chalcedon, von seinem Platze zu stoßen und sich an seine Stelle zu setzen. Der Nachfolger des Kaisers Leo I, Zeno war ein aufrichtiger Beschützer der Orthodoxie gegen alle Manöver der Monophysiten, aber der Usurpator Basiliskus, der ihn während der Jahre 466—71 vom Throne vertrieben hatte, ein desto eifrigerer Monophysite. Als der rechtmäßige Kaiser Zeno den Thron wieder bestieg, bewies er die größte Mäßigung gegen die Monophysiten, weil er den Widerstand der Partei des Basiliskus nicht noch durch Verfeindung auf kirchlichem Gebiete verstärken mochte. Durch eine allgemein gehaltene Glaubensformel, das Henotikon von 482, hoffte er eine leidliche Versöhnung der starren Chalcedonianer und starren Monophysiten. Aber mit Güte war das Henotikon nicht durchzusetzen und als er endlich Gewalt brauchte, so fachte er damit den

Fanatismus auf beiden Seiten erst recht an. Die gesammte Kirche des Occidentes hatte dem Monophysitismus nie die geringsten Concessionen gemacht, und da sich Italien seit dem Jahre 476 unter einem von Konstantinopel faktisch unabhängigen Herrscher befand, da alle andern Provinzen des Abendlandes gleichfalls dem unmittelbaren Einfluß des oströmischen Kaisers entzogen waren, so konnte hier der Widerstand gegen seine Vermittlungsversuche auch äußerlich gefahrlos und mit ganz anderer Rücksichtslosigkeit wie in der orientalischen Kirche ausgeübt werden. Die occidentalische Kirche, den Papst Felix II an der Spitze, ging sogar so weit, die Kirchengemeinschaft zwischen dem Orient und Occidente aufzuheben und den Patriarchen Acacius von Konstantinopel, das vornehmste Werkzeug der kaiserlichen Vermittlungsversuche, mit dem Bann zu belegen, 484. Mochte auch unter der katholischen Bevölkerung des Abendlandes und vorzüglich Italiens die Abneigung gegen die Herrschaft der ketzerischen Barbaren weit verbreitet sein, so verlor sie doch ihre positive Bedeutung für die Restaurationsplane des Hofes von Konstantinopel, seitdem dieses neue, aus scheinbar so wohlgesinnten Bestrebungen entstandene Zerwürfniß Orient und Occident in einer bisher noch unbekannten Weise gerade auf dem Gebiete entfremdeten, wo nach der vorherrschenden Richtung der Zeit die Geister sich am festesten an einander ketten ließen, aber sich auch am meisten von einander entfremden konnten.

Auch die auswärtigen Verhältnisse des oströmischen Reiches gestalteten sich seit dem Tode des Kaisers Marcian, 457, fortwährend ungünstiger. Die Gefahr vor den Hunnen war durch Marcians Festigkeit im kritischen Augenblick wohl glücklich und ehrenvoll genug abgewandt, und das hunnische Volk selbst nach Attila's Tode zu solcher Bedeutungslosigkeit herabgesunken, daß es dem oströmischen Reiche nicht weiter Schaden bringen konnte, falls dieses nur zur Noth seine Vertheidigungsanstalten im Stand hielt. Da aber dieß nicht geschah, so gelang es den Ueberresten desselben doch noch gelegentlich, in die schlecht geschützten Donauprovinzen einzubrechen und Verwüstung und Schrecken bis nach Illyrien hin zu verbreiten. Einer der finnischen Stämme, welcher von den Hunnen wie so viele andere Völker aus seinen älteren Sitzen losgerissen und nach Westen gestoßen worden war, das Volk der Bulgaren, trat jetzt von der unteren Donau her, wo es sich nach der Auflösung des hunnischen Reiches seßhaft gemacht hatte, in ähnlicher Weise, nur in kleinerem Maßstabe wie dereinst die Hunnen selbst, feindlich gegen das oströmische Reich auf.

Nördlich und nordwestlich von ihnen, ebenfalls auf ehemaligem Reichsgebiet, hatten sich die Ostgothen niedergelassen, welche zwar dem Namen nach die Oberhoheit des Kaisers anerkannten, in der That aber durch ihre Zahl und Streitbarkeit so gut wie unabhängig waren. In Verbindung mit den andern Feinden des oströmischen Reiches längs der Donaugrenze wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, dieselbe Rolle zu spielen, wie einst Alarich und seine Gothen unter Arcadius. Aber die Oströmer wußten sie durch eine ebenso vorsichtige wie perfide Politik einigermaßen in Schranken zu halten. Doch war es vorauszusehen, daß diese Politik, ihre Blicke von Süden und Südosten und der verhältnißmäßig leichten Beute, die ihrer da wartete, abzulenken, nicht immer reussiren werde, besonders wenn einmal irgend ein ehrgeiziger Fürst an die Spitze des Volkes kam. Wirklich geschah dieß schon 475 mit Theodorich, dem Sohne des Theodomir, der am Hofe zu Constantinopel in alle Hülfsmittel der oströmischen Bildung und Staatskunst eingeweiht worden war. Auch die asiatischen und afrikanischen Provinzen litten fortwährend durch Einbrüche der Grenznachbarn, besonders der arabischen Stämme an der syrischen und palästi-

nensischen Grenze und der Perser am Euphrat und in Armenien. Es kann eine gewisse Bewunderung erregen, daß ungeachtet solcher drückender Verhältnisse der Glaube an die Berechtigung zur Weltherrschaft doch keinen der oströmischen Kaiser verließ. Keine Provinz, die irgend einmal zu dem römischen Reiche östlicher oder westlicher Hälfte gehört hatte, wurde aus der Zahl der von Gottes- und Rechtswegen zu dem Reiche gehörenden Glieder gestrichen; alle Verträge und Bündnisse mit ihren factischen Beherrschern erschienen nur als zufällige und innerlich ungültige Abfindungsmittel, und Zeit- und Ort wurde fest im Auge behalten, wo das Verlorene wieder gewonnen werden konnte.

Da die Lage der Dinge in der letzten Hälfte der Regierungszeit des Kaisers Zeno nicht von der Art war, daß eine directe Wiedereroberung Italiens auch nur versucht werden konnte, so begnügte sich die oströmische Politik hier mit einem vorläufigen Schritt, der als ein Meisterstück feiner Berechnung im Geiste der Staatskunst jener Zeit und Verhältnisse angesehen werden muß. Der Hof von Constantinopel beauftragte den ostgothischen König Theodorich mit der Eroberung des Landes: im Fall des Gelingens wurde ihm der Besitz des Landes unter der Oberhoheit des Kaisers zugesagt. Theodorich führte sein Volk als Heer gegliedert auf dem natürlichen Verbindungswege zwischen der untern Donau und Oberitalien längs der Sau und Drau durch die Sitze der stammverwandten Gepiden, welche jedoch damals wie gewöhnlich mit den Gothen verfeindet und mit Odovaker im Bündniß waren. Er erzwang sich durch eine Schlacht den Weg, besiegte auch noch die Bulgaren, welche sich gleichfalls ihren alten Nachbarn und Feinden entgegen stellten, und erschien im Herbst des Jahres 489 am Isonzo, an der Grenze Italiens. Odovaker verlor noch in diesem Jahre, sowie im nächsten, 490, drei Hauptschlachten nach einander, wodurch ganz Italien, bis auf die Hauptstadt und Hauptfestung des Landes, Ravenna, in die Hände der Ostgothen kam. In Ravenna hielt Odovaker mit dem Rest seines Heeres eine dreijährige Belagerung aus und ergab sich endlich nur in Folge von Unterhandlungen im März 493 an Theodorich, der ihm die günstigsten Bedingungen stellte. Aber Theodorich glaubte sich dem wehrlosen Feind gegenüber jeder Rücksicht enthoben und ließ ihn sammt seinen nächsten Freunden und Vertrauten ermorden.

Mit Italien waren auch die Pertinenzen der Herrschaft Odovakers an Theodorich gefallen, dessen Reich sich also bis an die Donau und an die Grenzen der Alemannen in Graubündten und am Gotthard erstreckte. Bald ergab sich an dieser Stelle noch Gelegenheit zu neuen Eroberungen. Als die Alemannen 496 von dem fränkischen König Chlodwig geschlagen wurden (s. o. S. 37), nahm Theodorich das von ihnen bewohnte Land bis zu dem Schwarzwald, dem Bodensee und den Quellen der Donau in Besitz. Chlodwig wagte es nicht, seine Eroberungen über diese Grenze auszudehnen. Theodorich setzte in dem neueroberten, größtentheils mit undurchdringlichen Wald- und Gebirgswüsten erfüllten Lande einen obersten Beamten mit dem Titel eines dux ein, der zugleich die obersten Militär- und Civilfunktionen auszuüben hatte, und besonders ein wachsames Auge auf alle Bewegungen des benachbarten fränkischen Königes und des von ihm eingesetzten dux der Alemannen haben sollte.

So war der Lauf der Donau beinahe bis zur Mündung der Drau die Nordgrenze des italienischen Reiches der Ostgothen geworden. Ihre früheren Sitze in Pannonien scheint Theodorich unmittelbar nach der Eroberung Italiens aufgegeben zu haben; andere deutsche Stämme finden sich gleich darauf an derselben Stelle seßhaft, unter ihnen das Volk der Langobarden, das bis dahin

wenig in die Geschichte eingegriffen hatte, aber für die nächste Zukunft eine große Bedeutung erlangte. Auch die Bulgaren suchten sich nach dem Abzug der Ostgothen einzudrängen und wurden in diesem Bestreben von dem oströmischen Hof, der sich ihrer damit zu entledigen hoffte, so sehr unterstützt, als es nur irgend ohne eine auffällige Verletzung der officiellen Freundschaftsbeziehungen zu den Ostgothen geschehen durfte. Doch wehrte sich Theodorich mit aller Macht gegen das Eindrängen nicht deutscher Elemente in die unmittelbare Nähe von Italien, und so mußten sie sich fürs erste noch nach Westen hin mit ihrer bereits erreichten Grenze begnügen. Odovaker hatte die deutschen Völker der Heruler und Rugier in den ehemaligen römischen Provinzen Noricum und dem oberen Pannonien, so gut es ging, zu bändigen versucht. Theodorich vollendete ihre Unterwerfung in soweit, daß sie ihm während seiner Lebenszeit treu und gehorsam blieben. Auch die vom Norden her über die Donau damals vordringenden Deutschen, wahrscheinlich ehemalige Bewohner von Böhmen, also Theile des markomannischen Volkes, mußten sich in die wenigstens einigermaßen geordneten Zustände der ostgothischen Grenzlandschaften fügen. Die Westgrenze Italiens unter der Herrschaft Theodorichs blieb viele Jahre dieselbe wie zur Zeit Odovakers. Erst in Folge des Krieges der Franken mit den Westgothen vereinigte er die Provence mit seinem Reiche. Dadurch war eine unmittelbare Länderverbindung zwischen dem ost- und westgothischen Reiche hergestellt, die jetzt, wo Theodorich die Vormundschaft über seinen Enkel Amalrich, den Sohn des unglücklichen Alarich I, und die Reichsregentschaft über die Westgothen führte (s. o. S. 41), durchaus nothwendig für ihn war. Alle diese Erwerbungen waren indessen nicht die Folgen eigentlicher Eroberungskriege, wie sie damals Chlodwig während der ganzen Zeit seines Lebens führte, oder wie sie die anderen Fürsten der deutschen Völker vor und nach Theodorich als eigentliche Lebensaufgabe betrachteten. Nachdem er einmal Italien erobert hatte, war seine auswärtige Politik mehr durch friedliche Mittel als durch die Waffen wirksam, und als ihr Zweck galt ihm die Erhaltung des bestehenden Zustandes von Westeuropa, namentlich die Erhaltung der Selbstständigkeit der einmal vorhandenen germanischen Staaten. Ihre Existenz schien hauptsächlich durch Chlodwig und die Franken bedroht, deren Eroberungssucht gar keine andere Grenzen als die Gewalt der Waffen anerkannte. Er konnte freilich die Erfolge Chlodwigs nicht ganz verhindern, doch beschränkte er sie überall, und zwar, ohne ihm je offen auf dem Schlachtfelde begegnen zu müssen, durch den bloßen Eindruck seiner Machtstellung als Herr Italiens und Haupt einer Art von großem occidentalisch-arianisch-germanischem Völkerbunde. Die äußeren Fäden, die ihn zusammenhalten sollten, bildeten verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dem ostgothischen Königshaus und den Regentenfamilien der Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer. Sie alle schienen in gewissem Sinne ein großes Geschlecht zu bilden, als dessen Haupt der gefeierte Heldenkönig der Ostgothen galt. Auch Chlodwig war durch Verwandtschaft mit Theodorich verbunden: Theodorich war in zweiter Ehe mit der Schwester desselben verheirathet, aber es zeigte sich hier deutlich, daß ein verwandtschaftliches Band gegenüber den persönlichen Leidenschaften und dem Zug der Verhältnisse unzureichend blieb, denn gerade sein Schwager Chlodwig war während seines ganzen Lebens das Object der meisten politischen Combinationen Theodorichs, und die Verwandtschaft gab höchstens den äußeren freundschaftlichen Formen, die bei allen feindseligen Gegensätzen zwischen beiden fortwährend aufrecht erhalten wurden, eine bequeme Handhabe.

Auch gegen den oströmischen Kaiser wußte Theodorich die vollste factische

Unabhängigkeit bei aller Beobachtung der Formen einer ausgesuchten Ehrerbietung, wie man sie einem an Rang viel höher Stehenden schuldig ist, zu behaupten. Auch hier ergaben sich allerlei Verwicklungen, indem die conservative Politik Theodorichs sehr häufig gegen die im innersten Wesen aggressive des byzantinischen Hofes, besonders wo es die Verhältnisse der germanischen Staaten galt, Front zu machen gezwungen war; aber auch hier wurden die Kämpfe nur mit den Waffen der Diplomatie ausgefochten, und das Aeußerste, wozu es kam, waren hie und da einmal einige kriegerische Demonstrationen, nach welchen sich stets wieder die alte geschmeidige Glätte der officiellen Freundschaftsbeziehungen einzustellen pflegte. Theodorich zeigte den Oströmern, daß er nicht umsonst einen großen Theil seiner Jugend an dem Hofe von Constantinopel zugebracht hatte, und daß die dort geübten Staatskünste und die dort traditionell gepflegte Art der Diplomatie ihm ebenso gut geläufig waren, wie jenen. Die Eroberung durch die Ostgothen veränderte wenig in der äußeren Gestalt der politischen und socialen Verhältnisse der einheimischen Bevölkerung Italiens. Selbst die herkömmlichen Kriegsverwüstungen erstreckten sich dießmal nur auf einen kleinen Theil des Landes und waren von so kurzer Dauer und durch eine verhältnißmäßige Menschlichkeit in dem Charakter Theodorichs und seiner Krieger so gemildert worden, daß wenige Jahre hinreichten, um alle Spuren davon zu tilgen. Italien zeigte eine fortwährende Zunahme der materiellen Blüthe während der 33jährigen Herrschaft Theodorichs, 493—526. Der Ertrag des Ackerbaues, der Werth des Grund und Bodens auf dem Lande waren fortwährend im Steigen, und ebenso wuchsen und gediehen auch die Städte mehr und mehr, vor allen Rom, Ravenna und Verona, die gewöhnliche Residenz des Königs, weil es der gefährdetsten Grenze, den Alpen, am nächsten lag. Zahlreiche Prachtbauten, Kirchen, Paläste und Kriegsgebäude erhielten sogar die Reste der antiken, bildenden Kunst in fortwährender Uebung im Dienst eines weltlichen Herrn, noch dazu eines Barbaren, während es sonst im Abendlande eigentlich nur die Kirche war, die sich ihrer Pflege annahm. Große architektonische Denkmäler der römischen Zeit, die durch die Zeit oder die wilden Kriegsläufte der letzten Periode dem Untergang nahe waren, wurden nach besten Kräften wieder hergestellt und erhalten. Die auf den öffentlichen Nutzen berechneten Anlagen der Vergangenheit, die unvergleichlichen Aquäducte, Straßen, Häfen und Entwässerungsbauten der alten Römer und der ersten Kaiserzeit konnten zwar nicht alle aus ihrem meist grenzenlosen Verfalle gerettet werden, denn die Staatskräfte dieser Zeit und dieses Italiens würden dazu nicht ausgereicht haben, aber viele wurden doch dem Untergang entrissen und der Verkehr und die Gesundheit des Landes bedeutend dadurch befördert.

Der Besitzstand der römischen Einwohner wurde durch Theodorich bei der Eroberung nicht angetastet. Die Güter der im Kampf gebliebenen oder verjagten Soldaten Odovakers reichten hin, um viele Gothen auszustatten, für die Andern scheint aus dem Privatbesitz Odovakers, der, wie bei Chlodwig alle ehemaligen Güter des Fiscus sammt späteren Erwerbungen durch Confiskationen herrenlosen Landes umfaßte, gesorgt worden zu sein, so daß im Allgemeinen ein Drittheil alles Grundeigenthums in ihre Hände kam, wie es vorher in den Händen der Soldaten Odovakers gewesen war. Sie mußten von diesen Besitzungen dieselben Steuern zahlen, denen die Römer unterworfen waren, und außerdem lastete noch auf ihnen die persönliche Verpflichtung zum Kriegsdienst, so daß sie in dieser Hinsicht als Sieger weniger begünstigt scheinen konnten, als die Besiegten, wenn man nicht die Waffenfähigkeit als ihr ehrenvolles Vorrecht ansehen wollte, wie es Theodorich selbst that.

Odovaker hatte den ganzen Staatsmechanismus, wie er ihn vorfand, vorläufig beibehalten für seine römischen Unterthanen; seine deutschen Soldaten, ohnehin ein sehr geringer Theil der ganzen Einwohnerschaft Italiens, lebten nach ihren national persönlichen Rechten, auch nach der Ansiedlung in militärischer Verfassung fort. Theodorich dehnte die römischen Verfassungsformen auch über sein eigenes Volk aus. Er umgab sich mit einem Cabinet, welches ganz nach dem Zuschnitte von Constantinopel eingerichtet war, und an dessen Spitze lange Zeit ein geborner Römer, Cassiodor, stand. Ueberhaupt suchte er alle Civilstellen möglichst mit Römern zu besetzen, während in den Händen der Gothen die Militärverwaltung lag. In den persönlichen Rechtszuständen seines Volkes konnte Theodorich nicht sogleich durchgreifende Anordnungen vornehmen, aber er versuchte doch auch hier möglichste Annäherung an die römischen Rechtsverhältnisse anzubahnen. So erließ er im Jahre 500 ein Edict ganz in der Art der früheren prätorischen Edicte, worin einige hauptsächliche Rechtsfragen bei Streitigkeiten zwischen den Gothen selbst ganz und gar nach Grundsätzen des römischen Rechts entschieden wurden. Ebenso beförderte er auch sonst eine friedliche Verständigung zwischen beiden Nationalitäten schon durch sein persönliches Verhalten auf alle mögliche Weise. Er forderte von seinem Volke, daß es sich die großen äußeren und inneren Culturmittel der Römerwelt möglichst zu eigen mache, daß es Sitte und Sprache den höher gebildeten Römern anbequeme. Er glaubte in dieser Beziehung der nothwendigen inneren Einheit des Reiches nicht zu viel opfern zu können, und der Vorzug der Gothen als des herrschenden Volkes, dessen er sich weder für sich noch für sie selbst entäußern wollte, schien ihm durch ihre ausschließliche Waffenfähigkeit hinlänglich gewahrt.

Theodorich und sein ganzes Volk waren als Arianer nach Italien gekommen und blieben auch diesem Glaubensbekenntniß, aber ohne irgend einen positiven Fanatismus, treu. Auch gab er sich alle Mühe, den unangenehmen Eindruck, den dieser Glaubensunterschied auf seine Unterthanen machen mußte, durch strengste Handhabung der religiösen Duldsamkeit zu mildern, oder wie er anfänglich hoffte, auszugleichen. Er mußte jedoch bald sehen, daß man auf katholischer Seite von einem religiösen Indifferentismus in der Weise, wie er bei den arianischen deutschen Völkern damals so häufig sich zeigte, weit entfernt war. Diese Kluft ließ sich auch durch Geschenke an katholische Bischöfe, offenkundige Abneigung gegen allen Proselytismus aus äußerlichen Gründen, ehrerbietige Freundschaftsbezeugungen gegen katholische Bischöfe und Geistliche nicht ausfüllen. Der Katholicismus beruhigte sich nicht, daß der Arianismus so zu sagen nur als Hausreligion des Königs und der Gothen sich geltend machte, er wollte ihn ganz vertilgt sehen. Auf der andern Seite erzeugte sich auch bei den Gothen gerade durch den Fanatismus, auf den sie bei den Katholiken stießen, eine gewisse Zähigkeit in ihrem Bekenntnisse, das ihnen instinktartig bald als ein Stück ihres nationalen Wesens erschien, die sich nach und nach zu einer gelegentlich auch in Feindseligkeiten zum Ausbruch kommenden Bitterkeit steigerte. Es schien, als wollten sie zeigen, daß sie, die gehaßten und verketzerten Arianer, wenigstens noch die äußere Gewalt in den Händen hätten, sich für diese unverdienten Angriffe zu rächen. So lange jene Glaubensspaltungen zwischen der orientalischen und occidentalischen, speciell römischen Kirche bestanden, welche durch die Begünstigung des Monophysitismus im Orient erzeugt waren, nahm die Abneigung der Katholiken wenigstens keine dem Bestand der ostgothischen Herrschaft gefährliche Gestalt an, weil die natürlichen Anknüpfungspunkte an Constantinopel fehlten. Der Glaubenszwiespalt dauerte durch die ganze

Regierung des Kaisers Anastasius von 491—518 fort, aber unter Justin I errang die Orthodoxie im Orient sogleich wieder den vollständigen Sieg. Die Beschlüsse des Concils zu Chalcedon wurden feierlichst wieder anerkannt, strenge Strafgesetze gegen alle Ketzer, besonders Monophysiten, und bald auch Arianer erlassen und die ersten in den meisten Provinzen des Reiches, nur in Aegypten nicht, wo der größte Theil der Bevölkerung fanatisch für die einheimischen Doctrinen schwärmte, durchgesetzt. Die unmittelbare Folge davon war die Herstellung der Kirchengemeinschaft zwischen Rom und dem Orient. Bald zeigte sich eine merkliche Hinneigung unter den Häuptern der italienischen Kirche nach Constantinopel, die Theodorichs Blick nicht entging. Er suchte jetzt nicht mehr durch Milde, sondern durch unnachsichtliche Strenge, aus der bald rücksichtslose Härte wurde, das Uebel an seiner Wurzel anzugreifen. Aber von katholischer Seite steigerte sich die Hartnäckigkeit und in einzelnen Fällen die Kampflust gegen den Arianismus, und somit auch der offene Abfall von dem gothischen Könige in so bedenklicher Weise gerade durch solche Verfolgungen, daß Theodorich endlich einen Hauptschlag zu führen beschloß.

Der Papst Johannes I, gegen den der König bis dahin stets die Formen ehrfurchtsvoller Freundschaft beobachtet hatte, wurde von ihm nach Constantinopel geschickt, um dort über die Zurücknahme der Verfolgungsdekrete gegen die Arianer zu unterhandeln. Statt dessen feuerte er von Constantinopel aus den Glaubenseifer seiner katholischen Mitbischöfe in Italien an und ermunterte sie, die Drohungen des Königs und alle Leiden und Verfolgungen, ja selbst den Tod in ihrem Kampfe gegen die arianische Ketzerei nicht zu scheuen. Johannes hatte den Muth, wieder nach Rom zurückzukehren, und wurde nun von Theodorich nach Ravenna gefordert und eingekerkert. Er starb in der Gefangenschaft am 18. Mai 526, und Theodorich hatte dadurch seinen Feinden den großen Gewinn eines Martyriums vom ersten Range verschafft. Auch die römische Stadtaristokratie, die großen senatorischen Familien, welche früher von Theodorich mit großer Auszeichnung behandelt und mit Ehren überhäuft worden waren, erregten jetzt den Verdacht des Königs. Obgleich sich bei ihnen ebenso wenig wie bei den katholischen Kirchenhäuptern ein geheimes Einverständniß mit den Feinden des ostgothischen Reiches und noch viel weniger ein wirkliches Majestätsverbrechen beweisen ließ, so wurden doch viele der angesehensten Senatoren verhaftet und einem höchst willkürlichen Gerichtsverfahren unterworfen. Symmachus und sein Schwiegervater Boëthius, damals ohne Frage die beiden angesehensten Männer weltlichen Standes in ganz Italien, fielen dem Zorne des Königs zum Opfer. Als Symmachus zum Tode ging, forderte er den König wegen des unschuldig vergossenen Christenblutes vor den Richterstuhl Gottes und starb wie ein alter christlicher Märtyrer. Boëthius tröstete sich, als er eingekerkert war und seinen Tod unvermeidlich vor Augen sah, mit den Grundsätzen der heidnischen Moralphilosophie, welche ihn die Nichtigkeit aller irdischen Dinge, der Freuden wie der Leiden des Lebens, ja selbst des Todes und die vollständige Ergebung in die gerechte und weise Fügung des höchsten Lenkers der Welt gelehrt hatte. Zu eigner Stärkung und zum Nutzen der nicht geringen Anzahl gleich Denkender in den gebildeten Kreisen von Rom und anderer Städte, wo sich noch eine unmittelbare Tradition der national-antiken Weltanschauung neben den barbarischen und christlichen Einflüssen erhalten hatte, schrieb er diese seine Meditationen nieder unter dem Titel: von der Tröstung der Philosophie (de consolatione philosophiae). Sie erwarben bald auch über die Sphäre hinaus, für welche sie nach den zu Grunde liegenden Principien eigentlich geschrieben waren, einen zahl-

reichen und verdächtigen Leserkreis durch viele Jahrhunderte, indem das allgemein menschlich Rührende in dem Schicksal des Verfassers, sowie die gleichfalls allgemein ergreifende elegische Resignation seiner Stimmung sammt den einzelnen erbaulichen Aussprüchen aus einer reichen und geschmackvollen Lectüre, endlich die elegante und gelehrte Einkleidung den gänzlichen Mangel aller positiv-christlichen Elemente vergessen ließen.

So hatte sich Theodorich im höchsten Greisenalter die einflußreichsten Glieder seines Staates bis zu der unversöhnlichsten Feindschaft entfremdet. Er starb mitten in seinen leidenschaftlichen Verfolgungen, vierundsiebenzig Jahre alt, am 30. August 526, von Erbitterung und Reue auf gleiche Weise in seinen letzten Tagen gequält. Nach Außen hin überdauerte der Glanz seiner glücklichen Zeit die letzten Jahre mit ihren Schrecken und Grausamkeiten. Er galt noch immer allen Germanen als der erste Mann seiner Zeit, als der unvergleichliche Held und König, und eine große Menge von sagenhaften Zügen verklärten die schon im Leben über das gewöhnliche menschliche Maß hinausreichende Gestalt allmählich so, daß Dieterich von Bern, wie er im deutschen Mittelalter heißt, auf gleiche Stufe mit den mythischen Gestalten der heidnisch-nationalen Tradition gehoben wurde; dabei verlor er die auch in der Geschichte nur als eine äußere Form ihm anhaftende christliche Beimischung ganz, ja er nahm in einzelnen Sagenkreisen geradezu Züge ehemaliger Götter und Dämonen des Heidenthums an. Von der kirchlich-italienischen Volkssage aber wurde er in die Flammengluthen der Hölle zu den anderen großen Verfolgern des Christenthums versetzt, oder zu einer furchtbaren Spukgestalt, wie viele Götter des antiken Heidenthums umgeformt.

Aehnlich wie im westgothischen Reiche nach dem Tode Eurichs (s. o. S. 40), wurde jetzt auch im ostgothischen eine allseitige Versöhnungspolitik eingeschlagen. Dem Namen nach regierte ein Kind, der Enkel Theodorichs, Athalarich. Seine Mutter, Theodorichs Tochter, Amalaswintha, führte seine Vormundschaft. Sie war nach den Grundsätzen ihres Vaters ganz in die römische Bildung eingeführt und suchte auch ihren Sohn in dieser Weise zu leiten, wobei sich ihr von Seite der vornehmen Gothen gleich Anfangs geheimer und offener Widerstand bei der Erziehung entgegenstellte. Denn die Ausgleichungsversuche zwischen gothischem Barbarenthum und römischer Bildung hatten bei den Gothen im Stillen Unzufriedenheit nach und nach angesammelt, die Theodorich gegenüber sich nicht zu äußern wagte, jetzt aber noch ein neues bedenkliches Moment zu der inneren Verwirrung des Reiches bei aller seiner äußeren Ordnung und Blüthe hinzubrachte.

Die römischen und katholischen Unterthanen waren durch die augenblickliche Einstellung der Verfolgungen, durch Restitutionen confiscirter Güter, durch freundliche Worte und Versprechungen, kurz durch die gewöhnlichen Mittel einer Versöhnungspolitik, welche doch nicht mit dem ganzen bisher befolgten Staatsprincipe brechen kann und will, nicht mehr zu gewinnen. Auch die Wiederanknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit dem oströmischen Kaiserhofe vermochte der dort befolgten, direct auf die Vernichtung des gothischen Reiches lossteuernden Politik keine veränderte Richtung zu geben. Durch das Zusammenwirken aller dieser Einflüsse wurde die Machtstellung des ostgothischen Reiches, welches bis zum Tode Theodorichs ohne Frage die politischen Verhältnisse von ganz Mittel- und Westeuropa beherrscht hatte, ganz von selbst, ohne irgend eine äußere Katastrophe, so gut wie vernichtet. Die fortwährend von Amalaswintha beobachtete streng conservative auswärtige Politik lenkte die schon an und für sich widerspenstigen und mit einem friedlich geordneten Staatswesen

auf die Dauer unvereinbaren Kräfte der Gothen nun nothwendig nach Innen, und bald war die Regentin so im Parteigedränge, daß sie sich nur durch engsten Anschluß an ihren wirklichen Todfeind, an den Hof von Constantinopel, retten zu können glaubte. Dazu starb auch ihr Sohn schon 534, und nun hatte sie, streng genommen, den legitimen Anspruch auf die Regierung des Reiches verloren, da eine weibliche Erbfolge im Königthum den gothischen Staats- und Rechtsbegriffen gänzlich widerstrebte. Da sie ihn doch nicht aufgeben wollte, so suchte sie ihm durch eine zweite Vermählung eine neue Stütze zu geben. Sie wählte einen vornehmen, der königlichen Familie angehörigen Gothen, Theodahat, zum Gemahl und Mitregenten. Aber kaum war er dazu mit Beistimmung des Volkes und des oströmischen Kaisers, als des Schutzherrn der Gothen, erhoben, so ließ er Amalaswintha ermorden, und versuchte sich als alleiniger König der Gothen zu behaupten.

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des vandalischen und ostgothischen Reiches.

Das oströmische Reich regierte seit dem Jahre 527 Justinianus, der Neffe Justins, der sich durch seine Energie und seinen Verstand von einem thracischen Hirten in der gewöhnlichen militärischen Laufbahn zum Kaiser emporgehoben hatte. Als Kaiser wußte er dann durch strenge und gerechte Wiederherstellung und Beaufsichtigung des unter den letzten Regierungen seit Marcians Tod ganz verfallenen Staatsmechanismus, besonders der Finanzen, und durch seinen Eifer für die Sache der Orthodoxie dem Reiche eine materielle und moralische Kraft zu geben, welche seinem ehrgeizigen Nachfolger die Möglichkeit bot, den nie fallen gelassenen Plan zur Wiederherstellung des ganzen römischen Reiches und seiner Vereinigung unter dem Scepter des Kaisers zu Constantinopel, als des legitimen Erben der alten Imperatoren, wenigstens theilweise ins Werk zu setzen.

Der Tod des Königs Theodorich, 526, hatte den großen germanischen Völkerbund in der Mitte zwischen den beiden, ihm innerlich gleich feindseligen Weltmächten, dem fränkischen und dem oströmischen Reiche, gänzlich aufgelöst, wenn auch die Formen der freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, welche die einzelnen Glieder mit einander verbanden, noch auf lange hinaus in Geltung blieben. Die einzelnen Staaten waren von nun an auf ihre eigene Kraft verwiesen und mußten sehen, wie sie sich damit ihre gewöhn-

lich von inneren und äußeren Feinden gleich bedrohte Existenz fristen konnten. Offenbar war das Hauptziel der Restaurationsplane Justinians Italien oder das ostgothische Reich, doch galt ihm dieß anfänglich noch als ein so furchtbarer Feind, daß er ihnen fürs erste eine andere Richtung zuwies, und durch möglichst geschickte diplomatische Kunstgriffe, deren Wirkung durch die innern Zustände nach dem Tode Theodorichs außerordentlich erleichtert wurde, die ostgothische Regierung über die wahren Tendenzen seiner Politik in vollständiger Täuschung erhielt.

Unter den übrigen germanischen Reichen auf ehemalig römischem Gebiete wurde von Justinian das vandalische in Afrika zum Gegenstand des ersten Angriffs auserseheu. Die Wahl war ganz im Geist seiner Staatsklugheit mit richtigster Erwägung aller nur irgend in Betracht zu ziehenden Momente gemacht. Die Vandalen befanden sich damals ohne Frage unter allen eingewanderten Germanen in der größten Selbstauflösung. Schon seit Geiserichs Tode zeigten sich die ersten Spuren davon. Geiserich hatte seine Herrschaft auf den Schrecken und die roheste Gewalt nach Innen und Außen gegründet. Sein Sohn und Nachfolger Hunerich, der von 477—484 regierte, ging denselben Weg. Er war zwar mit der 355 bei der Plünderung von Rom gefangenen Wittwe Valentinians III, Eudoxia, vermählt, und dadurch ihm die Möglichkeit eröffnet, römischen und katholischen Einfluß auf sich wirken zu lassen. Aber er blieb ein ebenso grausamer Verfolger des Katholicismus und der römischen Bevölkerung, wie sein Vater gewesen. So blieb das System der vandalischen Herrscher bis zu Hilderich, dem Sohn Hunerichs, der nach dem eigenthümlichen, von Geiserich gegebenen Hausgesetze, erst nach seinen beiden Oheimen Gunthemund und Thrasamund, im Jahre 523 den Thron bestieg. Dieser versuchte seine katholischen Unterthanen durch Duldsamkeit zu versöhnen und sich nach Außen hin an den oströmischen Hof anzulehnen, während bis dahin selbst bei den factisch bestehenden Friedensverträgen doch eine ganz natürliche Abneigung zwischen jenem und den Vandalen vorhanden gewesen war, und diese zu dem großen ostgothischen Staatenverein gehört hatten. Hilderich vermehrte durch diesen Wechsel des politischen Systems nur die Schwäche des vandalischen Reiches. An seinen römischen und katholischen Unterthanen bekam er keine neue Stütze, und sein eigenes Volk, dessen Glaubensfanatismus und Römerhaß sich seit Geiserich nur noch gesteigert hatte, faßte Mißtrauen gegen ihn. So konnte er sich nicht einmal mehr der Angriffe der maurischen Bergvölker erwehren, welche gegen die Vandalen dieselbe feindselige Stellung einnahmen, wie früher gegen die Römer, aber jetzt, da sie dem katholischen Glauben angehörten, von der römischen Bevölkerung auf jede mögliche Art gegen ihren ketzerischen Tyrannen unterstützt wurden. Hilderich wandte sich um Hülfe an den Kaiser Justinian; aber dieß ward die Veranlassung zu einem allgemeinen Abfall und Aufstand der Vandalen, der ihm den Thron kostete. Ein Urenkel Geiserichs, Gelimer, wurde an seiner Stelle König. Justinian protestirte sogleich gegen diese Usurpation, und damit war ein passender Vorwand zu dem so lange beschlossenen und durch großartige Rüstungen im Stillen vorbereiteten Kriege gegeben. Gelimer, im Bewußtsein seiner Souveränität, antwortete trotzig und herausfordernd, so daß der Krieg bald unvermeidlich war. Im Herbste des Jahrs 533 landete ein oströmisches Heer unter dem tüchtigsten Feldherrn des Reichs, Belisar. Ohne Widerstand, im Gegentheil überall von der einheimischen Bevölkerung als Befreier begrüßt, drang er bis in die Nähe von Carthago vor und eroberte durch eine gewonnene Schlacht die Hauptstadt des ganzen Reiches.

Nach einer zweiten Niederlage flüchtete sich Gelimer mit geringer Begleitung in den Atlas und suchte in der Unwegsamkeit des Gebirges seine Rettung. Er wurde von einer Abtheilung des byzantinischen Heeres umzingelt und ausgehungert und ergab sich, nachdem er drei Monate lang den äußersten Mangel ausgehalten hatte.

Belisar vollendete mittlerweile die Unterwerfung des ganzen Landes. Gelimer wurde mit Tausenden seiner gefangenen Landsleute nach Constantinopel gebracht, im Mai 534, und die übrig gebliebenen Vandalen retteten sich entweder zu ihren früheren Feinden, den Mauren, oder sie verloren sich sonst unter die früher von ihnen so arg tyrannisirte Bevölkerung. Afrika wurde als eine neu eroberte Provinz ganz nach dem gewöhnlichen Verwaltungsmechanismus des byzantinischen Reiches eingerichtet und namentlich dem drückenden Steuersystem desselben unnachsichtlich unterworfen, so daß der materielle Wohlstand selbst im Vergleich mit der wilden Vandalenzeit noch mehr sank. Die Kämpfe mit den Mauren und Barbaren im Gebirge dauerten fort, und die Herrscher zogen nicht den Gewinn von der neuen Eroberung, auf den sie gerechnet hatten.

Der Sieg über die Vandalen war mit verhältnißmäßig geringen Opfern erlangt worden und ermuthigte Justinian zu rascher Verfolgung seiner weit aussehenden Pläne. So wie früher Italiens Behauptung wesentlich von dem Besitze von Afrika abgehangen hatte, so bot jetzt die Eroberung Afrikas die bequemste Brücke nach Italien. Gerade um diese Zeit wurde dort Amalaswintha ermordet, und damit war die passendste und scheinbar gerechteste Veranlassung zur Einmischung in Italien gefunden. Justinian trat als Rächer auf und beauftragte zwei Heere, von Dalmatien und Sicilien aus das gothische Reich anzugreifen. Theodahat, der Gemahl und Mörder von Amalaswintha, versuchte vergebens, der Gefahr durch gütliche Anerbietungen zu begegnen. Von Sicilien aus führte Belisar das eine Heer nach Unteritalien und geraden Weges auf Rom los, um der Macht der Gothen mit möglichst raschen Schlägen den Todesstoß zu geben.

Der Krieg wurde in Unteritalien mit solchem Erfolge von Belisar geführt, daß der König Theodahat durch einen Aufstand seines Heeres und Volkes abgesetzt und ein sehr erfahrener Feldherr, Vitiges, an seiner Stelle erhoben wurde. Aber auch dieser vermochte dem Kampf keine andere Wendung zu geben; bald war ganz Unter- und Mittelitalien sammt der Stadt Rom in den Händen des an Zahl sehr geringen byzantinischen Heeres, und selbst das Aufgebot der Gesammtheit des gothischen Volkes, welches Anfangs die Bedeutung des Krieges weniger durchschaut hatte, und erst jetzt aus seiner Theilnahmlosigkeit sich aufraffte, konnte Rom dem Belisar nicht wieder entreißen. Auch nützte es den Gothen wenig, daß sich neue Verbündete ihrer Sache annahmen. Vitiges hatte gleich nach seiner Erhebung den fränkischen König Theodobert von seinem Bündnisse mit Justinian durch Geld und das Versprechen der Abtretung des alemannischen Ducates und der Provence insgeheim abspenstig gemacht. Offen mochte er nach dem kurz vorher geschlossenen feierlichen Vertrage nicht von dem katholischen Kaiser zu dem arianischen Usurpator übertreten. Er erlaubte den Gothen Werbungen in seinem Gebiete, und so strömten bald Schaaren von Alemannen und Burgundern nach Oberitalien, wo sie eine dorthin, in den Rücken der gothischen Hauptmacht entsendete Abtheilung des byzantinischen Heeres zurücktrieben, Mailand eroberten und diese unter ostgothischer Herrschaft zu großem Reichthum und Volkszahl gelangte Stadt dem Erdboden gleich machten. Aber die reiche Beute der Lombardei veranlaßte diese wilden Hülfsvölker,

einen Raubzug auf eigene Hand durch ganz Oberitalien, eben so sehr gegen die Gothen wie gegen die Römer zu führen. Als sie genug Schätze gesammelt hatten, kehrten sie nach Hause zurück. Die Habsucht der Franken wurde dadurch so erhitzt, daß jetzt der König Theodobert selbst sich nicht mehr halten konnte, und ohne Rücksicht auf frühere Verträge und Eidschwüre in Oberitalien erschien und den größten Theil der Lombardei bis zum Po in eine Wüste verwandelte.

Gothen und Byzantiner freuten sich auf gleiche Weise, als sich auch dieses Räuberheer nach einigen Monaten beutebeladen zur Rückkehr anschickte. Belisar war inzwischen bis Ravenna vorgedrungen, wo sich Vitiges eingeschlossen hielt. Durch geschickte Unterhandlungen gelang es dem oströmischen Feldherrn sich der uneinnehmbaren Stadt zu bemächtigen und Vitiges zur Abdankung und Unterwerfung unter den Kaiser zu bewegen. Damit schien der Krieg zu Ende und die Unterwerfung Italiens vollbracht. Noch hielten sich zwar größere und kleinere gothische Schaaren in verschiedenen Theilen von Oberitalien, aber sie erregten den Byzantinern so wenig Furcht, daß schon jetzt in ganz Italien die gewöhnliche Provinzialadministration eingeführt, und das Land in allen Stücken als ein sicheres Besitzthum behandelt wurde. Auch Belisar selbst, dessen Feldherrentalent und staatsmännischer Routine man allein die Besiegung der Gothen zu verdanken hatte, wurde jetzt als hier überflüssig abberufen und an den Euphrat geschickt, um dem Krieg gegen die Perser eine günstigere Wendung zu geben.

Kaum hatte sich die Nachricht von Belisars Abberufung verbreitet, so begannen sich auch jene zerstreuten bewaffneten Banden in Oberitalien fester zu organisiren. Von allen Seiten strömten ihnen Verstärkungen zu und sie fühlten sich bald so kräftig, daß sie zu der Wahl eines neuen Königs der Ostgothen schritten. Hildebald, ein viel genannter Feldherr, wurde zu dieser Würde erhoben. Doch war sein Erfolg im Anfang nur sehr gering, und dieß war auch die Veranlassung, daß sich die Gothen seiner bald wieder durch Mord entledigten. An seiner Stelle wurde Totila, der berühmteste aller damals lebenden gothischen Feldherrn, zum König erhoben. Er führte den Krieg gegen die sehr schwachen, mangelhaft ausgerüsteten und schlecht befehligten byzantinischen Truppen mit solchem Glücke, daß er innerhalb dreier Jahre, 541—544, ganz Italien, mit Ausnahme einzelner Hauptfestungen, den Oströmern wieder abnahm. Jetzt endlich wurde Belisar von Constantinopel aus wieder geschickt, aber mit so unzureichender Geld- und Kriegsausrüstung, daß er sich trotz seines Feldherrngenies auf einen höchst vorsichtig geführten Vertheidigungskrieg der wenigen Trümmer seiner großen Eroberungen beschränken mußte, ohne doch weitere Verluste ganz abwenden zu können. Mit einer solchen Art der Kriegsführung, die sich auf zähe Vertheidigung, kleine Handstreiche und wohl disponirte Märsche oder feste Stellungen beschränkte, war nothwendigerweise eine viel mehr ins Einzelne gehende und nachhaltigere Verwüstung des jedesmaligen Kriegsschauplatzes verbunden, als wenn große Massen in offener Feldschlacht gegen einander operirten. Auch setzten die Gothen jetzt alle Rücksicht gegen die einheimische Bevölkerung des Landes außer Augen: sie gaben ihr durch schonungslose Härte und grausame Behandlung, so wenig sonst dergleichen auch im gothischen Nationalcharakter zum Vorschein gekommen war, deutlich zu verstehen, daß sie alle Römer und Katholiken für die natürlichen Verbündeten ihrer Todfeinde hielten, selbst wenn sie ihnen äußerlich Gehorsam und Unterstützung leisteten. Bald war von dem Wohlstand und dem Behagen, wie es Odoaker und Theodorich geschaffen, keine Spur mehr

zu finden. Auch die Stadt Rom, deren äußerer Glanz unter der gothischen Herrschaft wenigstens nicht mehr gesunken war, sah sich jetzt mehrmals mit einer gänzlichen Verödung, ja sogar mit einer völligen Zerstörung durch die Gothen bedroht, indem auch sie in dem Festungskriege wie jeder andere befestigte Platz von beiden Parteien ziemlich auf gleiche Weise zu ihren strategischen Dispositionen benutzt wurde. — Da Belisar trotz allen dringenden Bitten und Vorstellungen in Constantinopel keine genügenderen Kriegsmittel beschaffen konnte, entweder weil eine ihm ungünstige Hofclique gegen ihn operirte, oder auch weil die Staatskraft des Reiches durch den noch immer fortdauernden persischen Krieg und andere kostspielige Unternehmungen allzusehr in Anspruch genommen war, so fand er sich endlich dahin gebracht, daß er mit Ungestüm seine Zurückberufung nach Constantinopel forderte und es für ein Glück ansah, daß er sie auch wirklich bald erhielt.

Nach Belisars zweiter Entfernung wurde Totila im kurzen Meister von ganz Italien und bemächtigte sich auch mittelst einer rasch ausgerüsteten Flotte der Herrschaft über einen großen Theil des mittelländischen Meeres. Schon beschäftigte er sich mit weitaussehenden Plänen zu einem großartigen Angriffskrieg gegen das oströmische Reich, als endlich 552 Narses, der Feldherr, der damals am Hofe von Constantinopel das meiste Vertrauen genoß, mit reichlichem Gelde nach Italien geschickt ward. Es war ihm ein Leichtes, nach gewohnter Weise zahlreiche Haufen aus allen möglichen Barbarenvölkern nicht bloß Germanen, sondern auch Slaven und Bulgaren für seine guten Byzantiner, die durch ganz Europa sehnsüchtig begehrten oströmischen Geldmünzen zu werben.

Totila verlor bei Gubbio in Etrurien eine Hauptschlacht und wurde selbst dabei tödtlich verwundet. Aber die Gothen gaben deßhalb doch den Krieg nicht auf. Sie rechneten jetzt wieder stärker als je auf den Beistand der Franken, obgleich ihre frühere Erfahrung ihnen sagen konnte, daß sie von dieser Seite her keiner aufrichtigen und nachhaltigen Hülfe gewärtig sein durften. Narses operirte jedoch so, daß er Oberitalien und damit die Verbindungslinie mit den Franken in seine Hand bekam. Nur nach Unteritalien ließ er dem gothischen Heere den Weg offen stehen. Damit war ihr Schicksal strategisch entschieden, ehe es zu einer neuen Hauptschlacht kam. Die Gothen concentrirten sich unter ihrem neu gewählten König Teja am Vesuv. Dort umzingelte sie Narses und nöthigte sie durch Abschneidung der Zufuhr zu einer Schlacht, da sie alle Capitulationsanerbietungen resignirt zurückwiesen. Diese Schlacht vollendete den Untergang des Volkes. Der König Teja focht und fiel an der Spitze seines Heeres. Die Gothen zeigten sich in dieser Schlacht zum ersten und letzten Male während des ganzen Krieges als die Nachkommen jener alten Germanen, vor deren natürlichem Kriegsfeuer die Kriegskunst und Uebung der Römer, der besten Soldaten der Welt, zu Schanden wurde. Die Verluste des byzantinischen Heeres waren so groß, daß Narses den letzten Resten der Gothen noch einmal sehr günstige Capitulationsbedingungen stellte, obgleich er selbst ihren Untergang sicher vor Augen sah. Auch diese wurden nur von dem geringeren Theil der Gothen angenommen, der andere schlug sich, ohne großen Widerstand zu finden, durch und zog geraden Wegs nach Oberitalien. Dort vereinigten sie sich mit einer eben eingedrungenen Masse von Alemannen. Allein diese Schaaren hatten nicht das geringste Interesse für die Gothen zu fechten: sie begnügten sich wieder mit einem furchtbaren Plünderungszug durch ganz Italien. Narses stellte ihnen gar keine Streitkräfte entgegen, sondern begnügte sich mit der Deckung der Städte und festen Plätze. In dem verheerten Lande fand der größte Theil dieser Räuberhorden durch Hunger und Seuchen seinen

Untergang im Jahre 554, und jetzt konnte auch Narses die noch unter Waffen stehenden einzelnen gothischen Heeresabtheilungen im kleinen Krieg vernichten. Der Untergang des ostgothischen Volkes war damit so vollständig geschehen, daß sich die wenigen Ueberreste desselben in allerkürzester Zeit unter der übrigen Bevölkerung Italiens verloren. Die fünfzehen Kriegsjahre hatten Ober- und Mittelitalien, welches offenbar noch um 540 das reichste und blühendste Land des damaligen Europas war, in das allerärmste und menschenleerste verwandelt. Selbst die großen städtischen Mittelpunkte, deren zähe Lebenskraft schon so manche Stürme überdauert hatte, waren jetzt auf lange hinaus gebrochen. Das Schicksal von Rom war schon traurig genug, noch furchtbarer ergieng es Mailand, das am Ende des Krieges nichts als ein noch immer von gierigen Räuberhorden durchwühlter Schutthaufen war. Damals verkamen oder erloschen auch wohl die meisten der großen römischen Familien der Kaiserzeit, aus welchen sich der römische Senat der letzten Jahrhunderte zusammensetzte, und dieser selbst gieng damals bis auf den Namen unter. Die Zeit Odovakers, Theodorichs und Amalaswinthas war der letzte Nachglanz seines alten Weltruhms gewesen. — Jetzt wurde Ravenna, das seit 540 stets in den Händen der Oströmer blieb und ihnen als unangreifbarer Stützpunkt im Laufe des ganzen gothischen Krieges diente, die Hauptstadt des wiedereroberten Italiens, nicht Rom, um welches sich die Byzantiner geflissentlich, wie es scheint, wohl um dem Wettstreit zwischen den zwei Hauptstädten des gebildeten Erdkreises für immer ein Ende zu machen, so wenig als möglich kümmerten. In Ravenna hatte der höchste kaiserliche Beamte seinen Sitz, der zugleich, wie die zunächst unter ihm stehenden, die Civil- und Militärgewalt in seiner Hand vereinigte, da Italien nach dem gewöhnlichen Schema der Grenzprovinzen des Reiches verwaltet werden sollte. Dieser oberste kaiserliche Beamte führte den Titel eines Exarchen, und Narses selbst ward, wie billig, zuerst mit dieser Würde geehrt.

So stand Italien wieder unter einem legitimen und katholischen Herrscher. Die militärische Büreaukratie und der unerschwingliche Steuerdruck, die sich auf das ausgesogene Land lagerten, lehrten seine Bewohner fast augenblicklich erkennen, was dieß von der materiellen Seite her zu bedeuten habe. Das verarmte Land sollte jetzt nicht bloß seine kostspielige Verwaltung und Besatzung aus eigenen Mitteln unterhalten, sondern auch noch Ueberschüsse in die gänzlich erschöpfte Staatskasse von Constantinopel liefern. —

Der ostgothische Krieg war noch lange nicht beendigt, als Justinian auch die Westgothen in dem damaligen Hauptsitze ihrer Macht, in Spanien, angreifen ließ. Auch hier errang das byzantinische Heer große Erfolge und dehnte seine Eroberungen bald von den südlichen und südöstlichen Küstenlandschaften in das Innere aus. Doch kostete die Kriegsführung in dem so weit entlegenen Spanien zu viel und die Macht der Westgothen war bei aller innerer Schwäche doch noch so ausgedehnt und imposant, daß sich Justinian hier mit einem langsameren Erfolge zufrieden gab und die vollständige Eroberung dieses Theiles des ehemaligen römischen Reiches der Zukunft überließ.

Der Kampf mit zwei arianischgermanischen Hauptvölkern, den Vandalen und den Ostgothen, war, wenn auch mit ungeheuren Opfern, siegreich beendigt. Noch fehlte freilich an der gänzlichen Wiederherstellung des occidentalischen Reiches sehr viel. Doch kann es als ein Beweis für Justinians genaue Kenntniß der Widerstandsfähigkeit seiner Gegner gelten, daß er mit dem, was er einstweilen erreicht hatte, sich zufrieden gab und namentlich nicht einmal den Versuch machte, seine Restitutionspläne auch auf das fränkische Reich auszudehnen.

Trotz aller inneren Zerwürfnisse und Verwirrungen, die schon kurze Zeit nach Chlodwigs Tode auch die Kraft dieses fränkischen Volkes nicht zu voller Entfaltung nach außen gedeihen ließen, machte es doch auf das Cabinet von Constantinopel den Eindruck einer gewissen Ebenbürtigkeit, die man dort keinem anderen barbarischen Volke zugestand. Man legte bei dieser Schätzung mit Recht das Hauptgewicht auf die Glaubenseinheit, die die Franken den Römern gleich stellte, daneben auch auf ihren kriegerischen Ungestüm und ihr lebhaftes Nationalbewußtsein, das bei ihnen stärker als bei allen andern germanischen Völkern hervortrat. Daher duldete man es auch in Constantinopel, daß die Könige der Franken mit dem oströmischen Kaiser sehr bald ganz auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehrten und die nominelle Anerkennung der Oberhoheit des Kaisers, welche einst Chlodwig durch Annahme des Patriciates geleistet hatte, erlosch ganz von selbst nach dem Tode des Trägers dieser Würde. In allen allgemein politischen Fragen, soweit sie den Occident berührten, verstand es sich bald von selbst, daß die Stellung der Franken entscheidend wirkte. Daher hatte sich Justinian auch alle mögliche Mühe nicht verdrießen lassen, sie in dem ostgothischen Kriege wenigstens in officieller Neutralität zu erhalten, da es ihm nicht gelingen wollte, sie zu treuer Ausführung der versprochenen bundesgenossenschaftlichen Hülfe zu bewegen. Selbst nach den Ereignissen des Jahres 554 wurde die Form intimer Freundschaft zwischen den Beherrschern beider Reiche wieder hergestellt, die vorher einige Male nicht mehr ganz hatte Stand halten wollen, als sich die üble Gesinnung der Franken gar zu offenkundig gezeigt hatte. Trotzdem wagte es Justinian auch in der Zeit der Spannung nicht, den gothischen Ducat in Alemannien, den Vitiges an Theodobert abgetreten (s. o. S. 52), als Pertinenz des ostgothischen Reiches oder Italiens zurückzufordern. Ja die Franken bemächtigten sich im Laufe des Krieges sogar der Oberhoheit über die westlich davon gelegenen Landschaften, von der Donau bis nach den Ebenen von Oberitalien, wo sich damals das bairische Volk aus eingewanderten nördlichen Stämmen, wahrscheinlich den Resten der Marcomannen und den schon vorhandenen germanischen Völkertrümmern, bildete. So hatte die neuerworbene Provinz Italien ihre ehemalige feste Nordgrenze eingebüßt und stand den Franken von dieser Seite her offen. Ebenso stand es auf der Westgrenze: auch hier hatten die Franken nicht bloß die Provence von den Ostgothen überkommen und so auch im Südwesten die Alpen erreicht, sondern noch eine ganze Anzahl von festen Plätzen bis tief nach Ligurien hinein trotz aller Protestationen der oströmischen Behörden occupirt und behielten sie auch nach Beendigung des Krieges ruhig in ihrem Besitze.

Justinians Erfolge waren also nach dieser Seite hin lange nicht so glänzend als sie aussahen. Uebrigens wurden sie auch noch durch Unfälle nach anderen Seiten in der That aufgewogen, wenn auch die Ansicht der Zeitgenossen sich von dem pomphaften Geräusch der byzantinischen Siegesberichte über die wahre Lage der Dinge fortwährend täuschen ließ.

Die Erbfeinde des römischen Namens im Osten, die Perser, standen seit 531 unter dem Großkönig Koshru Nushirvan, der gleich Justinian nach nationalem und persönlichem Kriegsruhm dürstete. Nach allen Seiten hin glückten ihm seine Unternehmungen, doch betrachtete er alle Erfolge nur als Vorbereitungen zu dem Kampf gegen die Byzantiner, den er nach der herkömmlichen Tradition der persischen Könige als seine eigentliche Lebensaufgabe ansah. Schon im Jahre 540 breitete sich ein zahlloses persisches Heer über Armenien, Mesopotamien und Syrien aus und die wichtigste Stadt von ganz Asien, so weit es den Oströmern und dem Christenthum gehörte, Antiochia, fiel in seine Hände.

Sie wurde mit dem ganzen Ingrimme nationalen und religiösen Hasses zerstört. — Selbst Belisar, der nach der Thronentsagung des ostgothischen Königs Vitiges aus dem, wie es schien, ganz eroberten und befriedeten Italien abberufen ward, vermochte die Perser nur in etwas von weiterem Vordringen zurückzuhalten, keineswegs aber ihnen alle ihre Eroberungen wieder zu entreißen, oder sie in einer Hauptschlacht zu schlagen. Als Belisar gegen Totila 544 aus dem Orient wieder abberufen werden mußte, erlitt das oströmische Heer fast augenblicklich eine solche Reihe von Niederlagen, daß sich Justinian schleunigst zu Friedensunterhandlungen auf jede Bedingung genöthigt sah, um dem sonst unaufhaltsamen Vordringen der Perser auf Constantinopel zu vorzukommen. Es gelang den byzantinischen Diplomaten durch große Geldzahlungen einen Waffenstillstand zu erkaufen. Als der Krieg dann wieder ausbrach, nahm er dieselbe unglückliche Wendung wie früher, und wieder konnten nur diplomatische Künste den Persern begegnen. Justinian mußte sich zu einigen Landabtretungen, so wie zur augenblicklichen Zahlung einer großen Geldsumme, endlich 561 sogar zu einem förmlichen jährlichen Tribut an den Großkönig verstehen. Darauf hin wurde ihm endlich definitiver Friede gewährt und unter seiner Regierung nicht mehr gebrochen. Der Besieger der Vandalen, Gothen, Alemannen 2c. mußte sich am persischen Hofe zu den Vasallen des unbesiegbaren Koshru, des Gebieters der ganzen Welt, zählen lassen und es kostete dem byzantinischen Hofe alle Mühe, diese Schmach in den Augen des Occidentes und der eigenen Unterthanen durch ihre gewöhnlichen Meisterstücke von Lügen und Prahlereien in etwas zu vertuschen.

Auch an der unteren Donaugrenze erfuhr Justinian während seiner ganzen Regierungszeit Unglück über Unglück, obwohl er gerade auf die militärische Sicherstellung dieser Hauptvertheidigungslinie des Reiches, die den Zugang zu dem Herzen des Staates deckte, große Anstrengungen und außerordentliche Geldopfer verwandte.

Die Noth an dieser Stelle kam nicht wie früher von den deutschen Völkern her, die die Donaugegenden noch immer bewohnten. Sie blieben im Großen und Ganzen durch die kluge Politik des oströmischen Hofes, ein Volk durch das andere im Schach zu halten, paralysirt. Dem Namen nach erkannten sie die Oberhoheit des Kaisers an oder standen wenigstens in Freundschafts- und Bundesgenossenschaftsverhältnissen zu dem Reich. Sie waren die unerschöpfliche Vorrathskammer für das zahlreiche Heer des Staates. Wenn auch alle möglichen Leute aus allen Völkern von Europa, Westasien und Nordafrika im Solde der Byzantiner dienten, so waren doch die Longobarden, Gepiden, Rugier und Heruler vor allen anderen zahlreich und galten als die eigentlichen Kerntruppen des kaiserlichen Heeres. Namentlich zeichneten sich die Heruler als besonders brauchbar aus sowohl gegen die äußeren Feinde, Vandalen, Ost- und Westgothen, Bulgaren, Slaven, Perser und Mauren, wie gegen das empörungslustige Proletariat der ungeheuren Hauptstadt. An ihnen offenbarte es sich aber auch am deutlichsten, wie solche innigen Beziehungen zu Constantinopel auf das Leben der deutschen Völker wirkten. Kein anderes Volk war wie sie äußerlich so nach allen Gegenden der Welt auseinandergesprengt und sittlich zerfressen. Aehnliches, nur nicht ganz so Auffallendes fand sich auch bei ihren Nachbarn vor, und so war es allerdings der byzantinischen Politik geglückt, diese eventuellen Feinde durch Vergiftung ihrer Lebenskraft unschädlich zu machen. Verhältnißmäßig am frischesten hatte sich noch das Volk der Longobarden gehalten. Sie behaupteten jetzt ungefähr die östliche Hälfte der ehemaligen Sitze der Ostgothen vor deren Abzug nach Italien und bemühten

sich ihre einstigen engen Verbündeten, die Gepiden, auch aus der westlichen Hälfte zu verdrängen. Justinian sah diesem Drängen und Treiben mit großer Befriedigung zu, so lange sich beide streitende Partein ungefähr die Wagen hielten, je nachdem sich aber der Sieg auf die erste oder die andere Seite neigte, unterstützte er die andere kraft seiner schutzherrlichen Autorität. Die Folge davon war, daß sich die bedrohte Partei mit anderen Feinden des Reichs in der Nähe der Donaugrenze, mit Bulgaren und Slaven, verband. Damit verdarb sich die byzantinische Politik selbst wieder den Vortheil, den sie aus einer richtigen Benutzung der deutschen Völker hätte ziehen können. Denn nun waren sie es gerade, die anderen Feinden den Zugang zum Reiche möglichst eröffneten. So beförderten namentlich die Gepiden, als Justinian die Longobarden längere Zeit gegen sie unterstützte, die Raub- und Eroberungszüge der Slaven über die Donau, während es ihnen ein leichtes gewesen wäre, das Reich gegen sie zu beschützen.

Die Slaven waren es überhaupt, die sich als die eigentlichen Gefahr drohenden Feinde auf dieser Seite des Reiches von der Zeit Justinians geltend machten. Sie drängten zunächst an der unteren Donau an den Pässen, wo früher die Gothen in das römische Reich eingebrochen waren, mit deren Eroberungszügen die ihrigen manches Aehnliche hatten. Auch sie schoben sich immer weiter nach Süden vor, nach einem unbestimmten, aber desto mehr von der Phantasie verklärten Ziele reicher und schöner Länder, und wenn ihnen auch zunächst eine dauernde Ansiedlung auf dem südlichen Ufer der Donau nicht gelang, so war doch schon am Ende der Regierung des Kaisers die strategische Linie der Donaubefestigungen von ihnen vollständig durchbrochen oder umgangen und keine Möglichkeit mehr, das früher von denselben gedeckte Land zu behaupten. Auch sie waren durch Völker, die auf sie drängten, gezwungen, sich durch neue Eroberungen ihre Existenz zu sichern: in ihrem Rücken waren die Bulgaren, in ihrer nordwestlichen Flanke die Avaren, und beide hatten, wie die Slaven selbst, das Objekt ihrer Eroberungszüge im byzantinischen Reiche. Aber sie mußten erst über die Spitze der keilförmig vorwärts schiebenden slavischen Massen hinüber, ehe sie ihrem Angriffsobjekte zu unmittelbarer Berührung nahe kamen. So hatten die Slaven nicht bloß einen fortwährenden Offensivkrieg gegen die Römer, sondern auch einen nur selten durch gemeinsame Unternehmungen gegen das römische Reich unterbrochenen Defensivkrieg gegen andere Barbarenvölker zu führen. Beides war für sie mit großem Menschenverlust verbunden, indessen wurde der Abgang reichlich durch neu zuströmende Schaaren von jenseits der Karpathen, aus der alten Heimat der Sarmaten, wie die slavischen Stämme bei den Griechen und Römern hießen, wieder ersetzt. Aehnlich wie einst die Germanen, imponirten auch sie der körperlich so verkommenen einheimischen Bevölkerung der oströmischen Länder durch ihre außerordentliche Frische und Unverwüstlichkeit, durch eine Ueberfülle an physischer Kraft. Von staatlichem Zusammenhalt zeigte dieß slavische Völkergewirre noch weniger eine Spur als einst die Germanen: der Verein des Blutes oder die Tradition, daß ein solcher bestehe, ballte wohl kleinere oder größere Massen zusammen. Sie lebten dann ganz und gar noch in den Formen patriarchalischer Verfassung unter Stammesältesten und Stammesfürsten. Unter den einzelnen Stämmen bestand keine weitere Verbindung als die, welche die räumliche Nachbarschaft, die große Gleichheit der Sprache, Sitte und des Glaubens hervorbrachte. Die einzelnen slavischen Stämme bekämpften einander gelegentlich eben so heftig, wie sie auch mit einander gegen Römer, Avaren und Bulgaren fochten, und von einem Versuche,

ein größeres Ganze aus diesen ungegliederten Massen zu organisiren, findet sich keine Spur.

Die Slaven waren, ehe sie in die neue Bewegung nach Südwesten hineingerissen wurden, in viel höherem Grade als die Germanen ein seßhaftes und auf den Betrieb des Ackerbaues gerichtetes Volk gewesen. Wo sie später in der europäischen Völkergeschichte auftraten, zeigten sie selbst mitten im Drang der äußeren Kämpfe eine entschiedene Neigung, sich in möglichst engen Zusammenhang mit dem Boden zu setzen, auf welchem sie zufällig verweilten. Daher trugen ihre Eroberungszüge einen ganz andern Typus, als die der Völker mongolischen und finnisch-türkischen Stammes, die vor und neben ihnen sich in Osteuropa niederließen. Alle diese vermochten nur die schon vorhandene Cultur zu vertilgen, aber keine dauernden Spuren von ihrem Aufenthalt zurückzulassen, während die Slaven den Ländern, die sie eroberten, vollständig das Gepräge ihrer Nationalität aufdrückten.

So rückte jetzt Sprache und Sitte der Sarmaten aus den Ebenen am Dnieper und Dniester über die Donau und immer weiter nach dem Süden zu dem Hämus entgegen. Die römische Bevölkerung, mit Ausnahme der in festen Städten geschützten, verschwand vor dieser slavischen Völkerwanderung, ebenso das Christenthum, und bald reichte der Dienst der slavischen Nationalgötter bis in die unmittelbare Nähe des Mittelpunkts des christlichen Orients, bis an die Thore der Hauptstadt Constantinopel, und während die Heere des Kaisers in Italien, Spanien und Afrika so glücklich fochten und der Traum der Neugründung der Weltherrschaft seiner Erfüllung so nahe schien, wurde das damalige Hauptland des Reiches, die illyrische Halbinsel, mehr und mehr zu einer Domäne des ungebändigtesten Barbarenthums.

Der äußere Halt des weitläufigen Reiches beruhte bei diesem Drängen und Treiben in der illyrischen Halbinsel in der Lage der Hauptstadt. Der geniale Instinkt, der Constantins Wahl auf Byzanz gelenkt hatte, zeigte sich erst jetzt in seiner vollen weltgeschichtlichen Bedeutung. Es mochten große Provinzen, ja das ganze Land bis an die Mauern der Hauptstadt von Feinden überschwemmt sein, sie selbst blieb als eine kleine Welt für sich meist unangegriffen und stets unerobert. Recht in der Mitte der cultivirten Erde lag diese unvergleichlich sichere Zufluchtstätte für die gesammte Cultur, und die Grundbedingungen ihrer Lebenskraft waren so tief, daß alles Toben und Drohen der Barbaren außerhalb der Mauer kaum eine Störung in der Physiognomie des gewöhnlichen Lebens und Treibens der gewaltigen Stadt hervorzubringen vermochte.

Der kunstvolle politische und militärische Staatsmechanismus, der hier zu einer Spitze zusammenlief, erlitt deßhalb in der Hauptsache nie eine Störung, wenn auch alle oder die meisten seiner auslaufenden Glieder beseitigt oder zerstört wurden. Hier lagen die Schätze aufgehäuft seit Constantins Zeit, die zwar durch die Thorheit einzelner Kaiser und die Noth der Zeiten oft der Erschöpfung nahe waren, aber doch immer noch ausreichten, um zahlreiche Heere zu werben und zu unterhalten. Hieher strömte dann wieder das Geld aus allen Provinzen des Reiches, um die Lücken der Schatzkammer auszufüllen oder um den Kreislauf durch alle Provinzen von dem Herzen des Staates aus zu beginnen. Von hier aus strömten dann auch die Schaaren der Civilbeamten in die alten und neuen Provinzen des Reichs, um im Augenblicke überall die festen, stets gleichen Formen der Staatsverwaltung in Gang zu setzen und durch die strengste Ankettung an die Centralbehörden in der Hauptstadt dauernd im Gang zu erhalten. Alle einsichtsvollen Kaiser bemühten sich daher, die schon von Natur so unvergleichlich feste Lage Constantinopels noch durch künstliche

Befestigungen möglichst zu verstärken und die Stadt geradezu uneinnehmbar zu machen. Die Landseite bedurfte selbstverständlich am meisten der Sicherung und das System der darauf hinzielenden Arbeiten ward schon von Kaiser Anastasius durch die Vollendung einer gewaltigen, zwölf Meilen langen Verschanzung abgeschlossen. Nichts desto weniger verstärkte sie Justinian noch durch neue Bollwerke. Daran prallten die Horden der Slaven und Bulgaren machtlos ab, und sie ermöglichte es, die Stadt mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Truppenzahl gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen und die Hauptstreitkräfte des Reiches in der Ferne, gegen Perser, Vandalen, Ost- und Westgothen zu verwenden.

Das byzantinische Staatswesen war in Gemäßheit der Lage seiner Hauptstadt somit schon im Gange zu erhalten und sogar zu großer Kraftentwickelung fähig, wenn das herkömmliche Verwaltungssystem nur im Centrum selbst durch eine einigermaßen geschickte Hand geleitet oder beaufsichtigt wurde. Ja, sein starrer regelrechter Mechanismus ertrug selbst eine Reihe unfähiger und gegen die innersten Lebensbedingungen des Staates sich versündigender Regenten, wie dieß die Geschichte der Jahre 457—519 zeigte, wo Justin I den Thron bestieg. Die Maschine gerieth wohl in einige Verwirrung, aber in der Hauptsache lief sie doch noch stetig fort, oder ihre unfähigen Leiter wurden von ihr durch scheinbare Zufälligkeiten bei Seite geschleudert oder zermalmt. Dann öffnete sich ganz von selbst ein Platz für einen verständigen und energischen Charakter, der ohne alle geniale Begabung nur durch streng conservatives Verhalten das alte Rädergetriebe leicht wieder in Ordnung zu bringen vermochte. Ein Mann solchen Schlages war Justin I gewesen. Auch Justinian fügte sich, weil er Takt genug besaß, um in der strengen Einhaltung der überlieferten Regierungs- und Verwaltungsformen den Lebensnerv des Staates zu erkennen, im Ganzen und Großen in dieß conservative System, während ihn sein Naturell zu autonomischer und individueller Thätigkeit hintrieb. Ziemlich am Ungefährlichsten befriedigte es sich in der Leidenschaft für kriegerischen Ruhm. Er gab ihr zwar mehr Spielraum, als ein im Sinne des byzantinischen Staatsgeistes ganz verständiger Regent gethan haben würde, aber es geschah wenigstens doch immer im Anschluß an die traditionelle auswärtige Politik des Hofes von Constantinopel, in der die Wiedervereinigung des ganzen römischen Reiches als erstes Dogma galt. Es sah dieß zwar nun wie eine todte Formel aus, aber sie wirkte mit der Kraft eines lebendigen Prinzipes, und mit Recht, denn die Selbsterhaltung der östlichen Hälfte des Reiches machte es unerläßlich, der Bildung lebenskräftiger Volks- und Staatskörper im Westen zuvorzukommen, die die Schwerpunkte der ganzen europäischen Politik in sich verlegt haben würden, und naturnothwendig nach und nach zu einer aggressiven Haltung gegen den Osten vorgeschritten wären.

Scheinbar ebenso unschuldig war die Neigung des Kaisers, seinen Ruhm durch die Errichtung großartiger architektonischer Werke und die Beförderung der bildenden Künste der Gegenwart kund zu geben und der Nachwelt zu überliefern. Es gab in der That in allen Theilen des Reiches genug Denkmäler der Vergangenheit zu restauriren oder aus dem Schutt neu aufzubauen. Die fortwährenden Verheerungszüge der barbarischen Nachbarn der Oströmer schafften in dieser Beziehung Arbeit in Fülle. Aber damit begnügte sich ein Mann wie Justinian nicht. Es sollte um jeden Preis Neues und noch nie Gesehenes geschaffen werden. Obenan standen bei dem glaubenseifrigen Kaiser und nach dem Geist seiner Zeit kirchliche Bauten. In allen Theilen des Reiches wurden auf seine unmittelbare Veranlassung und auf die Rechnung des kaiserlichen Schatzes

solche Unternehmungen begonnen, in der Hauptstadt allein nicht weniger als fünf und zwanzig. Unter den letzteren wurde wieder die von Constantin dem Großen errichtete Basilika der heiligen Sophia, die in einem Volkstumult im Jahr 542 durch Feuer zerstört worden war, das Lieblingswerk des baulustigen Kaisers. Es gelang hier in der That, etwas wahrhaft Neues und Staunenswerthes in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt zu schaffen. Dem bisherigen kirchlichen Baustyle, der sich an die Grundform der Basilika hielt, wurde durch die Verbindung dieser Form mit dem Kuppelbau ein neues Feld eröffnet und occidentalische und orientalische Kunstmotive in wundersamer Weise mit einander vermischt, ungefähr wie das byzantinische Reich ein Amalgam aus beiden, dem Orient und Occident, darstellte. Dazu trat noch die möglichste Entfaltung äußerer, die Sinne befangender Pracht, unschätzbarer Schmuck an Mosaiken, edlen Gesteinen, silbernen und goldenen Verzierungen und Geräthschaften, so daß der Kaiser nach der Meinung der Zeit mit Recht sich rühmen durfte, Salomo's Tempelbau übertroffen zu haben. Jedenfalls hatte er damit einen Kanon der kirchlichen Baukunst aufgestellt, der Jahrhunderte lang weit und breit befolgt wurde und der noch bis zu dem heutigen Tage die kirchliche Baukunst des christlichen Orientes und des slavischen Ostens sowie des Islam beherrscht, die ja auch in anderer Hinsicht von dem Abhub der Cultur des byzantinischen Reiches zehren.

Das oströmische Staatswesen ging auf eine vollständige Beherrschung aller individueller Lebensthätigkeit aus, mochte sie in volksthümlichen, korporativen oder anderen Elementen ihren Ursprung nehmen. Deßhalb konnte auch die Baulust des Kaisers in alle möglichen Gebiete der menschlichen Bedürfnisse eingreifen, ohne an dem nationalen oder lokalen selbstständigen Schöpfungstriebe einen Concurrenten zu haben. Wie Justinian aller Orten nach Plänen, die in Constantinopel gezeichnet und geprüft wurden, Kirchen baute, so geschah dieß auch mit Rennbahnen, Herbergen, Kornmagazinen, Krankenhäusern, Citadellen, Wasserleitungen u. dgl. Alles dieß brachte oft großen materiellen Nutzen für den damit ausgestatteten Ort, aber jedenfalls überstiegen die Kosten den Gewinn immer bedeutend. Auch kam es ihm bei diesen Bauten nicht sowohl darauf an, ob irgend ein dringendes Bedürfniß damit auf die rechte Art befriedigt wurde, sondern es handelte sich vielmehr darum, ob ein solcher Neubau an den passenden Stellen zu stehen kam, um den Ruhm des kunstliebenden Kaisers Fremden und Einheimischen möglichst auffällig zu verkündigen. So wurden unermeßliche Summen auf die Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes des Kaisers verwandt, die jedenfalls dem Reiche viel besser zu Statten gekommen wären, hätten sie zu Sold für die Truppen verwandt werden können. Und was gebaut worden war, kostete nicht nur enormes Geld und brachte wenig Nutzen, sondern fiel meist auch bald in Trümmer, weil die Finanzen des Kaisers nicht auch die Last der Erhaltung so zahlreicher und kostspieliger Prachtgebäude zu tragen vermochten.

Ganz in derselben Weise bemühte sich Justinian auch in einem anderen Gebiete, in der Gesetzgebung, seine geniale Schöpfungskraft durch unsterbliche Arbeiten zu bethätigen und auch hier nicht mit dem Erfolg, den er in seiner selbstgefälligen Eitelkeit voraussehen zu können vermeint hatte. Von einer ganz neuen schaffenden Thätigkeit im strengsten Sinne des Wortes konnte hier, wie er selbst fühlte, freilich keine Rede sein, wenn er nicht den Mechanismus des ganzen Staatswesens und damit auch seine Existenz leichtsinnig aufs Spiel setzen wollte. Aber dafür gab es desto mehr Gelegenheit zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, Lücken auszufüllen und Zweifel und Verwirrungen in der Theorie

und Praxis zu lösen. Jedenfalls konnte sich die Thätigkeit eines verständigen Regenten nirgends nutzbaarer geltend machen, als auf diesem Gebiete, das in unzählige Interessen eingriff, aber eben deßhalb auch mit besonders schonender Hand berührt sein wollte. Schon war von Seite der Reichsregierung ein solcher Versuch der systematischen Zusammenfassung des früher ganz naturwüchsig fortgebildeten römischen Rechtes gemacht worden. Der Kaiser Thedosius II hatte im Jahre 438 einen Codex der wichtigsten und noch im Gebrauche befindlichen kaiserlichen Gesetze und Machtaussprüche publiziren lassen, der zu seiner Zeit als ein sehr brauchbares Hülfsmittel für die Rechtspflege und Staatsverwaltung auch außerhalb der Grenzen des römischen Reiches Verbreitung gefunden hatte. Inzwischen war allerdings das Material wieder um ein Bedeutendes gewachsen, denn je unfruchtbarer die wissenschaftliche Jurisprudenz allmälig geworden war, desto üppiger wucherte die Gesetzfabrikation von Staatswegen, besonders im oströmischen Reiche. Allerdings war sie in gewissem Sinne ein nothwendiges Uebel, weil alle autonomischen Bildungstriebe auf politischem und legislatorischem Gebiete entweder von selbst abgestorben oder methodisch zu Grunde gerichtet waren, so daß es jetzt eines fortwährenden Eingreifens der Regierungsgesetzgebung bedurfte, um nur die Staatsmaschine im Gange zu erhalten. Daher konnte man den Entschluß Justinians, in ähnlicher Weise, wie es sein Vorgänger Theodosius II gethan hatte, die bestehende Gesetzgebung systematisch zu sammeln, an und für sich nur passend finden, aber freilich kam es darauf an, wie diese Codifikation des Rechtes im Einzelnen angegriffen wurde. Schon 529 war der Codex vollendet, an welchem eine Commission der bedeutendsten praktischen und theoretischen Kenner des Rechtes gearbeitet hatte. Als er publicirt wurde, verbot Justinian, um von dieser Seite her durch eine apodictische Entscheidung allen etwaigen Zweifeln und Einwänden auf Einen Schlag ein Ende zu machen, den Gebrauch früherer Privatsammlungen ähnlichen Inhalts sowie des Codex Theodosianus.

Daneben aber erwies es sich auch als unumgänglich nöthig, die Schriften einiger großer Rechtsgelehrter der Vergangenheit, die allmählig ein canonisches Ansehen erlangt hatten und von der Gesetzgebung des Staates selbst auf gleiche Linie mit der kaiserlichen Autorität gestellt waren, in eine handliche Sammlung mit Ausscheidung alles Veralteten oder Zweifelhaften zu bringen. Es war dieß die nothwendig theoretische Ergänzung für den Codex, der sonst wieder seine Hauptaufgabe, vollständigstes Abschneiden aller Controversen von Seite der einzelnen Richter oder Rechtsgelehrten, verfehlt haben würde. In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit wurde auch diese Arbeit aus einem ungeheuern Material durch Theilung des Stoffes unter die verschiedenen Arbeitskräfte zu Stande gebracht. 533 konnte sie unter dem Namen der Digesten oder Pandekten publizirt werden, und nun schien die ganze Rechtswissenschaft dem Kaiser so vollständig abgeschlossen, daß er, um alle Verwirrungen für die Zukunft zu vermeiden, der Theorie die selbstständige Beschäftigung mit diesem Werke möglichst erschwerte. Er verbot sogar die Anfertigung von Commentaren über das Werk, das nichts desto weniger bei allem Unterricht in der Rechtswissenschaft als alleinige Grundlage gebraucht werden sollte. Als Einleitung in sein Studium erschienen in demselben Jahre auch die Institutionen, die nach dem Muster ähnlicher Lehrbücher verfertigt wurden, aber ebenfalls ausschließlich in Gebrauch kommen sollten. Aber sehr bald zeigte sich, daß der, wie gerühmt wurde, systematisch gearbeitete, vollständig zweckentsprechende Codex überaus lückenhaft war. Die Fehler desselben traten so auffallend heraus, daß er schon 534 in ganz umgearbeiteter Gestalt als Codex repetitae praelectionis publizirt wurde, der übri-

gens ganz auf dieselbe Weise innerlich unvollkommen blieb, wie der erste gewesen war.

Justinian setzte wohl ebenso sehr und noch mehr als in die eben berührten Lieblingsneigungen einen Ruhm in seinen orthodoxen Glaubenseifer. Aber auch hier bezeigte er sich nicht mit der ihm durch den bisherigen Entwicklungsgang der Kirche und seines Staates vorgezeichneten wesentlich passiven Stellung als Oberschirmherr der rechtgläubigen Christenheit. Ueberall drängte sich auch hier seine Persönlichkeit, seine Neigung, thätig und schöpferisch zu sein, und den Ruhm des Helden mit dem des weisen und frommen Gesetzgebers zu verbinden, herein, um, wie es auf dem kirchlichen Gebiete, als dem einzigen, wo die Selbstständigkeit einzelner Kräfte und Gliederungen noch nicht durch einen absoluten Herrscherwillen gehemmt oder gebrochen war, sich von selbst verstand, statt der beabsichtigten Eintracht Zwietracht, statt der Neugründungen Verwirrung des alten Feststehenden zu verursachen. Gemäß der Richtung des oströmischen Geistes und nach den aus seiner nächsten Umgebung auf ihn unmittelbar wirkenden persönlichen Einflüssen beschäftigte auch ihn zugleich die Ausgleichung der dogmatischen Skrupel und Zwistigkeiten, welche in näherer oder fernerer Beziehung zu der Lehre von der göttlichen und menschlichen Natur in Christo standen.

Justinian ging dabei stets von der Voraussetzung aus, daß seine Rechtgläubigkeit über allen Zweifel erhaben sei, weil er sich immer als eifrigsten Anhänger des chalcedonischen Concils, auf welchem die Lehre von den verschiedenen Naturen in Christo endgültig entschieden war, bekannte. Er wollte, wie er glaubte, nur die noch immer widerstrebenden Bekenner der Einen Natur wieder mit der Kirche versöhnen. So weit hatte auch die katholische Kirche nichts gegen seine Bestrebungen einzuwenden, wohl aber gegen den Weg, den er einschlug. Am Hofe zu Constantinopel zählte die monophysitische Ansicht im Geheimen zahlreiche und mächtige Anhänger, unter denen die Kaiserin Theodora, die auf ihren Gemahl einen unbegrenzten Einfluß ausübte, obenan stand. Sie suchte den Kaiser dahin zu bringen, daß er von gewaltsamen Maßregeln gegen die Monophysiten, wie sie einige seiner Vorgänger und zuletzt noch Justin I mehr versucht als durchzusetzen gewagt hatten, abstand, indem sie ihm die Gefahr, die dem Reiche von der so zahlreichen und fanatisirten Seite drohte, in den grellsten Farben darstellte und ihn zugleich beredete, daß durch im Wesen gleichgültige Concessionen der orthodoxen Kirche die ganze Streitigkeit unfehlbar geendet werden könnte. So führte er die monophysitische Formel: „Gott ist gekreuzigt!“ wieder in die katholische Liturgie ein, wo sie schon unter Anastasius gegolten, aber von Justin I beseitigt worden war. Die katholische Ansicht konnte sich immerhin noch mit dieser Formel befreunden, insofern der Gegensatz gegen die Nestorianische Auffassung von der Trennung der beiden Naturen in Christo damit am schärfsten ausgesprochen war. Doch weil sie von den Monophysiten offenbar in ganz anderem Sinne verstanden wurde, indem sie damit die wahrhafte menschliche Natur in Christus und seinen wahrhaft menschlichen Tod beseitigen wollten, blieb er der katholischen Kirche auch jetzt, wo sie von dem noch als streng orthodox geltenden Kaiser empfohlen wurde, verdächtig und vermochte nur in wenigen Kreisen Eingang zu gewinnen. Die Monophysiten ihrerseits ließen sich durch diese scheinbare Concession nicht aus ihrer zähen Opposition bringen, so wenig wie durch andere gewaltsamere Maßregeln, die je nach den augenblicklichen Launen des Kaisers mit solchen Unionsversuchen abwechselten. So setzte er 536 einen katholischen Patriarchen von Alexandrien ein, was ein völliges Schisma in der ägyptischen und äthiopischen Kirche zur Folge hatte, indem der größte Theil der eingebornen Bevölkerung dem nationalen Monophy-

sitismus und seiner abstrakt mumienhaften Vorstellung von der Person Christi, weil sie gänzlich mit der ursprünglichen Geistesrichtung des Volkes harmonirte, treu blieb.

Die im Geheimen thätige monophysitische Partei am Hofe suchte, da sie durch den Kaiser allein nicht zum Ziele zu kommen hoffte, durch persönliche Einflüsse auf die bedeutendsten kirchlichen Würdenträger des Reichs, insbesondere auf den vornehmsten von allen, den Bischof von Rom, zu wirken. Vigilius, der durch ihre Intriguen 538 Bischof von Rom wurde, hatte vorher ein fast ganz monophysitisches Glaubensbekenntniß ablegen müssen, aber als Papst sah er sich durch die einmüthige Haltung der ganzen occidentalischen Kirche gezwungen, davon Umgang zu nehmen und die zwei Naturen zu vertheidigen.

Endlich sollte auf einer allgemeinen Synode, die 553 zu Constantinopel gehalten wurde, der letzte Schlag geführt werden. Justinian hatte bereits drei Hauptschriftwerke gegen den Monophysitismus durch kaiserliches Edict verdammt, die sogenannten tria capitula, war aber damit im Occident auf heftigen Widerstand gestoßen, weil zwei davon ausdrücklich im chalcedonischen Concil als kanonisch anerkannt waren. Jetzt sollte das durch die gewöhnlichen Intriguen von vorn herein zu einem gefälligen Werkzeuge gemachte Concil die Verdammung wiederholen und der Papst Vigilius sie durch seine Autorität bekräftigen. Der letztere weigerte sich aber standhaft ein ganzes Jahr lang; als er endlich doch nachgab, hoben viele abendländische Kirchen die Gemeinschaft mit Rom auf. Sein Nachfolger, Pelagius I, war noch mehr wie Vigilius selbst ein gefälliger Diener des Kaisers, was seiner Stellung sowie der Bedeutung des Papstthums überhaupt sehr großen Eintrag that. Denn man entwöhnte sich jetzt im Abendlande wieder von der schon so allgemein durchgedrungenen Ansicht, in Rom die lauterste Quelle der Orthodoxie zu finden, und stellte die römischen Bischöfe auf eine und dieselbe Linie mit den orientalischen Bischöfen, deren feige Nachgiebigkeit gegen die kaiserlichen Launen in Glaubenssachen im Abendlande sprüchwörtlich geworden war.

Nachdem Justinian einmal so weit von der strengen Orthodoxie im Sinne des Abendlandes abgewichen war, ging er auch bald noch weiter, und in den letzten Jahren seiner Regierung machte er der monophysitischen Lehre immer größere Concessionen, zu denen er wie gewöhnlich einen bedeutenden Theil der orientalischen Kirche mit fortzureißen vermochte. Für das Abendland verschwand der Nimbus der Orthodoxie, der ihn anfänglich umgeben hatte, mehr und mehr, und es fehlte wenig, so hätte er dort für einen offenbaren Ketzer gegolten.

Diese Eingreifung des Kaisers in die dogmatischen Streitigkeiten, sein unverholenes Bestreben, die eigentliche Doctrin der Kirche durch Cabinetsentscheidung etwa wie irgend eine privatrechtliche Controverse zu erledigen, schadete zunächst dem Ansehen der katholischen Kirche im Allgemeinen, besonders der orientalischen. Es wurde den griechischen Bischöfen offen von ihren auswärtigen Amtsbrüdern vorgeworfen, daß weltliche Vortheile sie zum Verrath an der Kirche vermöchten, und sie waren nicht im Stande, diese Vorwürfe mit gutem Gewissen zurückzuweisen. Am meisten litt jedoch für den Augenblick die Bedeutung des apostolischen Stuhles zu Rom, seit sich Vigilius und Pelagius I so willfährig gegen die Winke des Kaisers erwiesen hatten. Es war um allen ihren Einfluß auf dem Occident, so weit er nicht durch kaiserliche Cabinetsbefehle regiert wurde, geschehen, wenn sich die Ansicht bildete, daß sie gehorsame Staatsdiener des Kaisers, nur mit einem andern Titel seien und die bedrohlichen Anzeichen von dieser Auffassung ließen sich bereits hie und da, besonders in der fränkisch-katholischen Kirche deutlich erkennen. Sie täuschten sich, wenn sie durch

fügsamste Unterordnung unter die kaiserlichen Ordonnanzen die oberste Stelle in der Hierarchie des Reiches unbestritten zu verdienen hofften. Abgesehen davon, daß neben der kaiserlichen Willkür diese Stellung bald nur zu einem inhaltsleeren Namen werden mußte, war der Hof zu Konstantinopel entschieden gesonnen, die von jeher begünstigten Ansprüche des Patriarchen von Konstantinopel auf den Primat wenigstens für die ganze Kirche des Orients durchzusetzen.

So brachte zwar Justinians Regierung das oströmische Regierungs- und Staatsprinzip der vollständigsten Ertödtung alles autonomen Lebens um einen bedeutenden Schritt weiter durch fortwährende und von glücklichem Erfolg begünstigte Demolirungsversuche gegen die Freiheit der einzigen noch halbweg selbständigen Gliederung der katholischen Kirche, aber die Folgen davon waren weder für Justinian noch für die Zukunft des Staates ersprießlich. Die einmal eingeschlagene Bahn der Einmischung auch in rein dogmatische Angelegenheiten gab die naheliegende Veranlassung, daß die Kaiser selbst, falls sie irgend einmal von der in der übrigen Christenheit angenommenen Fassung eines Dogmas abwichen, nicht bloß als Begünstiger der Ketzerei wie früher, sondern als Urheber davon gehaßt und verachtet wurden, sowohl bei ihren eigenen Unterthanen als auswärts. So wie sich auf der einen Seite die Gewaltthätigkeit des in einer Hand concentrirten geistlichen und weltlichen Absolutismus steigerte, so steigerte sich auch die Zähigkeit des Fanatismus in den Opfern seines kirchlichen Eifers. Je weniger die in Abhängigkeit gerathene Kirche in ihren natürlichen Vertretern zu einer innerlich lebendigen und erfolgreichen conservativen Haltung befähigt war, desto schranken- und haltungsloser schwankten die Herrscher bald hierhin, bald dorthin und jeder ihrer Bewegungen folgten unausbleiblich neue zugleich kirchliche und politische Verwirrungen.

Indessen waren die Folgen der Regierung Justinians auf diesem Gebiete für noch lange hinaus in allgemein formlosen Zuständen verhüllt, und als sie endlich greifbarer hervortraten, erschienen sie als die Schuld momentaner Fehlgriffe und nicht als das Ergebniß einer ganz verkehrten Vergangenheit. Unmittelbar dagegen fiel die materielle Kraftlosigkeit des Staates noch während seiner Regierung und gleich unter seinen nächsten Nachfolgern als die Schuld seiner kostspieligen Liebhabereien in die Augen. Er hatte ihr vergebens durch alle möglichen erlaubten und unerlaubten Finanzspeculationen zu steuern versucht; aber wenn sie auch die Staatskasse auf Kosten der Unterthanen füllten, so waren doch niemals hinreichende Geldmittel für die Bestreitung von auswärtigen Kriegen, von unzähligen Bauten und der laufenden Staatsbedürfnisse vorhanden und überall mußte in der Sache selbst gespart werden, um nur den äußeren Schein zu retten. Theils aus dem Gesichtspunkte, neue finanzielle Hilfsmittel zu eröffnen, theils auch um auf jedem Gebiete groß und schöpferisch dazustehen, hatte sich Justinian weniger die Beförderung der vorhandenen Industriezweige und die Pflege der vorhandenen Handelsverbindungen angelegen sein lassen, als die Einführung ganz neuer. So wurde auf seinen Betrieb die Erzeugung und Bearbeitung der Seide, welche bis dahin meist auf dem Landweg durch das innere Asien aus China bezogen worden war, unternommen und nach und nach so glücklich eingebürgert, daß das oströmische Reich bald mit dem Oriente in diesem damals kostbarsten und gesuchtesten Stoffe concurriren konnte. Aber auch damit, so nützlich gerade hier der allseitige Thätigkeitstrieb des Kaisers für die Zukunft wirkte, wurden für den Augenblick nur neue Kosten dem Schatze auferlegt. Bis ungefähr in die Mitte der Regierung Justinians war die immer vorhandene Geldnoth wenigstens nie so groß gewesen, daß die ersten und wichtigsten Organe

des Staates nach seinen damaligen Verhältnissen, die Wehrkräfte, darunter gelitten hätten. Von da an aber, wo sich die Nothwendigkeit ihrer Verstärkung durch immer weitere Ausdehnung der Angriffs- und Vertheidigungsobjecte fortwährend mehr geltend machte, trat das Mißverhältniß zwischen der Kraft des Staates und dem persönlichen Regierungssystem des Kaisers immer deutlicher und bedenklicher hervor. Die Truppen waren unverhältnißmäßig schwach, schlecht ausgerüstet, schlecht bezahlt und ebendeßwegen auch nicht mehr so ausschließlich von jenem unübertrefflich kriegstüchtigen, aber freilich auch sich theuer verkaufenden Menschenschlage, wie vordem. Die großen Erfolge Totila's wurden allein dadurch veranlaßt und wenn nicht noch ein ausgezeichneter Stamm niederer und höherer Befehlshaber, unter denen eine ganze Anzahl genialer Strategen sich befand, den Geist des Heeres einigermaßen erhalten hätte, so würde Justinian den schimpflichsten Verlust des Ebengewonnenen noch bei seinen Lebzeiten erfahren haben.

Nach seinem Tode 565 zeigte sich bald, wie die Kräfte des Reiches durch seine Schuld zur Bewahrung des Gewonnenen unzureichend geworden waren.

Diejenige Kriegsthat, die den Ruhm des Kaisers am meisten verbreitet hatte und die ihm selbst stets das glorreichste Ereigniß seines Lebens schien, war die Besiegung der Ostgothen und die Wiedereroberung von Italien, dem Stammlande des römischen Weltreichs. Nach dem Untergang der Gothen konnte Italien zunächst für dauernd gesichert gelten: mit den fränkischen Königen, die sich die letzten Verwirrungen zu Nutzen gemacht und in Oberitalien bis zum Po hin so wie in Ligurien erobert hatten, stellten sich wieder freundschaftliche Verhältnisse her. In Folge davon gaben die Franken wenigstens einen Theil ihrer Eroberungen an den Kaiser zurück. Von Osten her waren die Longobarden die Nachbarn Italiens, die seit langer Zeit als Bundesgenossen und Schutzangehörige des römischen Reichs galten.

Eine Seemacht, die Italien von einer andern Seite her gefährden konnte, gab es nach dem Untergang der Vandalen nicht mehr. Daher wurde das wiedereroberte Land in jeder Beziehung rücksichtslos wie ein vollkommen sicherer Besitz behandelt. Das Einzige, was noch an die Anstrengung, welche die eben vollbrachte Eroberung gekostet hatte, gemahnte, war, daß es als Grenzland organisirt und nicht wie in den inneren Provinzen die Militär- und Civilverwaltung getrennt wurde. Die durch den gothischen Krieg fast aufgeriebene, gänzlich verarmte Bevölkerung von Italien wurde jetzt, als sie unter die Herrschaft des orthodoxen Kaisers zurückkehrte, ganz in der Weise als Object der Finanzspeculationen behandelt, wie die andern Unterthanen des Reichs, und wenige Jahre reichten hin, um eine Art von Sehnsucht nach den wenigstens in materieller Beziehung unendlich günstigeren Zeiten der gothischen Herrschaft entstehen zu lassen. Zu dem unerschwinglichen Druck der direkten und indirekten Steuern kam noch die Habsucht der byzantinischen Beamten, die ihre meist durch Bestechung förmlich erhandelten Stellen hier wie anderwärts auf Kosten der Unterthanen möglichst lukrativ zu machen suchten. — Dabei wurde doch für die Vertheidigung des Landes auf keine Weise gesorgt, weil man es durch die befreundeten Nachbarn gesichert glaubte und weil die Erschöpfung des Staatsschatzes, die Justinian verschuldet hatte, jetzt unter seinem Nachfolger zur alleräußersten Beschränkung im Militärbudget zwang, da in dem Staatshaushalt selbst, wenn nicht die ganze Maschinerie ins Stocken gerathen sollte, keine Ersparnisse zu machen waren. Die Klagen der italischen Bevölkerung erhoben sich bald mit solcher Heftigkeit, daß man in Konstantinopel ihnen durch die Abberufung des Narses, des Vernichters der Gothen und Franken, eine scheinbare

Abhilfe angedeihen zu lassen beschloß. In der That war damit den Italienern nichts gedient, wenn auch Narses die Vorwürfe ungemessener Habsucht ohne Zweifel verdient hatte, die ihm von den Provinzialen gemacht wurden. Der byzantinische Hof dagegen benützte diese Veranlassung nur, um den schon längst unbequemen und mit argwöhnischen Augen angesehenen Mann zu entfernen. Longinus, der an seine Stelle trat, war eine Kreatur des Hofes und der Kaiserin Sophia, die jenen allmächtig beherrschte. Er stieß von vorneherein auf großes Mißtrauen unter dem Rest der Kerntruppen, die durch Narses gebildet, unter ihm die Sicherheit Italiens noch lange hinaus verbürgen konnten, obschon sie allmählich sehr zusammengeschmolzen, schlecht bezahlt und schlecht ausgerüstet waren. Narses hatte mit überlegenem Geiste die Nachbarvölker, besonders die Longobarden, dem Interesse des Reiches dienstbar zu erhalten verstanden; sein Nachfolger, der von allen diesen verwickelten Verhältnissen, die nur durch eine langjährige Erfahrung begriffen werden konnten, nichts wußte, war auch hierin ein unzureichender Ersatz des großen Feldherrn und Staatsmannes.

Kaum war Narses entfernt, so brach über die byzantinische Herrschaft in Italien gerade von dieser Seite das Verderben herein.

Der König der Longobarden, Alboin, hatte bis dahin gegen deutsche und nichtdeutsche Nachbarvölker sich in vielen Kriegen einen großen Namen erworben. Er hatte auch der uralten Feindschaft zwischen seinem Volke und den Gepiden durch die völlige Zerstörung des gepidischen Reiches ein Ende gemacht. Der König der Gepiden, Cunemund, fiel selbst in dem Krieg; seine hinterlassene Tochter, Rosamunde, heirathete der Sieger, der vorher mit einer fränkischen Prinzessin vermählt gewesen war. Der Rest der Gepiden schloß sich meist den Longobarden an: einen großen Theil ihres Landes überließ Alboin den Avaren, die ihn bei seinem Kampfe unterstützten, und hier erhielten sich noch Jahrhunderte lang Trümmer des einst so mächtigen Volks. Aehnlich wie die Ostgothen ungefähr von denselben Sitzen aus, die jetzt die Longobarden inne hatten, Italien eroberten, dessen Zugänge sie beherrschten, beschloß auch jetzt Alboin, sein Volk dorthin zu führen. Im Jahre 568 überschritt er die Grenze des römischen Gebietes und eroberte fast ohne Widerstand die Ebenen von Oberitalien. Nur Ticinum (Pavia) hielt eine lange Belagerung aus, doch auch diese Stadt, die durch ihre Lage zwischen Tessin und Po sehr geschützt war, wurde 571 von ihm erobert und zur Hauptstadt des Reichs gemacht. Alboin wurde zwar schon 574 ermordet, ebenso sein Nachfolger Kleph nach kaum anderthalbjähriger Herrschaft, und das longobardische Volk hatte eine Zeit lang kein allgemein anerkanntes Oberhaupt. Trotzdem giengen die Eroberungen bei manchen Wechselfällen im Einzelnen doch im Ganzen unaufhaltsam fort und der größte Theil von Ober- und Mittelitalien, sowie die Osthälfte des inneren Landes von Unteritalien wurde den Byzantinern entrissen. Nach Süden hin ward Benevent der äußerste Hauptpunkt der longobardischen Herrschaft. Nur in dem Gebiet von Ravenna, in Ligurien, Rom und der Umgegend, Neapel, dann in der äußersten Südspitze des Festlands sowie an der Ostküste hielten sich die byzantinischen Befehlshaber, die durch die dazwischen eingedrungenen Longobarden fast außer allen Zusammenhang mit einander kamen und schon deßhalb den Krieg nie im größeren Styl gegen sie zu führen vermochten. Außerdem waren sie auch von Konstantinopel sehr schlecht unterstützt und in der That nur auf ihre eigenen Hilfsmittel und die gute Gesinnung der Bevölkerung der festen Städte, in welchen sie residirten, angewiesen.

Die Abneigung, welche das despotische Aussaugungssystem der Byzantiner so schnell unter der italischen Bevölkerung erregt hatte, war allerdings sehr groß;

aber noch größer die Furcht und der Haß, den die Longobarden erzeugten. Sie waren von Anfang an in der schonungslosesten Weise aufgetreten. Die ohnehin wenig zahlreiche einheimische Bevölkerung von Oberitalien wurde von ihnen entweder ausgerottet oder in die strengste Hörigkeit versetzt. Selbst die Städte, die in andern römischen Provinzen unter den germanischen Fürsten immer noch eine gewisse Freiheit zu behaupten vermocht hatten, entgiengen diesem Schicksal nicht. Fast alles Eigenthum in jenen Landschaften wechselte damals seine Besitzer und an die Stelle der Einheimischen traten die verhältnißmäßig sehr zahlreichen Einwanderer, die noch durch große Zuzüge von vielen andern deutschen und nichtdeutschen Völkern verstärkt wurden. Gepiden, Sachsen, Bulgaren, Avaren, Slaven befanden sich unter ihnen und alle waren entschlossen, sich dauernd in Italien niederzulassen.

Ueberdieß zeichneten sich die eigentlichen Longobarden traditionell vor allen deutschen Völkern durch eine selbst damals auffallende Wildheit und boshafte Tücke aus, die das Loos der Besiegten auch im Frieden viel schlimmer gestaltete, als unter irgend einer anderen deutschen Oberherrschaft. Dazu kam noch, daß sie im Glauben von den Provinzialen getrennt waren. Ein Theil von ihnen war dem Namen nach dem arianischen Christenthum zugethan, wozu sich auch der König Alboin bekannte, trotzdem daß seine erste fränkische Gemahlin eifrige Katholikin gewesen war. Der bei weitem größere Theil sowie die meisten aus den andern fremden Stämmen war aber noch dem Heidenthum ergeben.

Arianer und Heiden stimmten wenigstens in einer rohen Verfolgungssucht gegen die katholische Kirche überein, und so mußte Italien, das Mutterland des occidentalischen Christenthums, das ungeheure Schicksal erfahren, daß die rechtgläubige Kirche in einem großen Theile des Landes nicht bloß verfolgt und unterdrückt, sondern fast vertilgt wurde, und daß an ihre Stelle ein ganz wüstes Heidenthum und der unter einem solchen Volke auch nicht viel bessere Arianismus trat.

Als jedoch die Longobarden verhältnißmäßig rasch ihre Eroberungen über weite Landstrecken bis zu den bereits angegebenen Grenzen ausdehnten, lag schon in der Weitläufigkeit des Territoriums eine Art von Gegengewicht gegen die gründliche Vertilgung der einheimischen Bevölkerung, der Reste der alten Cultur und der katholischen Kirche. Doch im Einzelnen dauerten die schweren Schicksale, die über die Italiener hereingebrochen waren, fort und besonders an den Gränzpunkten, wo der kleine Krieg unaufhörlich hin und her gieng, z. B. in Spoleto, Benevent, Tuscien und sonst, erlosch das nationale Element und die nationale Cultur für eine Zeit lang, ebenso in Oberitalien, dem eigentlichen Sitz des regnum Langobardorum. Dabei schwebte Rom, das von allen Seiten durch die Longobarden eingeschlossen war, fortwährend in der größten Gefahr, von ihnen erobert zu werden, und es bedurfte der angestrengtesten Thätigkeit der kleinen byzantinischen Besatzung, sowie der Einwohnerschaft selbst, um die häufigen Angriffe kleinerer longobardischer Schaaren zurückzuweisen.

Damals retteten sich auch viele römische Familien aus den oberitalischen Städten auf die Inseln am Ausfluß der Ströme, die durch die östliche Lombardei fließen, von Tagliamento an bis zur Mündung des Po. Dort hatten schon zahlreiche Flüchtlinge vor den Einbrüchen der Hunnen und anderer Barbaren Schutz gesucht. Jetzt organisirten sich daselbst ganze Gemeinden, die die byzantinische Oberherrschaft anerkannten, aber für ihre Vertheidigung und ihren Lebensunterhalt ganz auf sich selbst angewiesen waren. Sie mußten den letzteren nur auf dem Meere suchen und wurden so durch die Nothwendigkeit zu einem Volke von Fischern und Seefahrern, die sich nicht nur an dem noch immer

lebhaften Handel im adriatischen Meere betheiligten, sondern auch ihre Handelsverbindungen bis in den Orient ausdehnten. Unter ihnen erhielt sich die nationale Sprache und Sitte und der Katholicismus, und so wuchsen fast unbeachtet von der übrigen Welt die Anfänge des bald so mächtigen Staates der Venetianer mitten unter der größten Zerrüttung, die jemals über Italien hereingebrochen war, heran.

Sechstes Kapitel.

Gregor der Große.

In dieser Noth der eingebornen katholischen Bevölkerung Italiens, der nachhaltigsten und schwersten, welche bis dahin über sie gekommen war, konnten weder die elenden Vertheidigungsanstalten des byzantinischen Reiches, noch die alten diplomatischen Künste, wodurch den Longobarden auswärtige Kriege erregt werden sollten, irgend eine Abhülfe gewähren. Wenn sich Italien nicht selbst zu halten vermochte, so mußte es nach und nach unzweifelhaft die Beute der Barbaren werden, und gerade die Langsamkeit dieses Eroberungsprozesses gab die Gewähr, daß er mit einer vollständigsten Vertilgung der bisherigen nationalen und geistigen Culturelemente, ja sogar der einheimischen Race endigen würde. Wirklich erzeugte diese alleräußerste Gefahr in den seit Jahrhunderten auf fremden Schutz ausschließlich verwiesenen Italienern hie und da eine, wie es schien, für immer entschwundene Kraft des physischen Widerstands. Die Einwohnerschaft der noch nicht von den Longobarden eroberten Städte dachte allmählich, da ihre Besatzungen zu ihrem Schutze unzureichend waren, auf eigene Hand oder im Anschluß an die regulären Truppen an militärische Organisation, und führte diese meist gegen den Willen ihrer damaligen Beherrscher durch. Es waren dieß selbstverständlich ungenügende Versuche, die nur, wenn sie von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte geleitet und mit einander in Fug und Schick gebracht wurden, einige Hoffnung auf Erfolg versprachen. Aber daran fehlte es fortwährend bei dem Geiste des byzantinischen Regierungssystems, und so mußte einer der Faktoren des damaligen national italienischen Lebens, der nach seiner ganzen inneren Anlage am wenigsten dazu geschaffen war, so gut es eben gehen wollte, um seiner Selbsterhaltung willen eine Art von Ersatz dafür zu bieten versuchen. Dieß war der apostolische Stuhl zu Rom, bereits längst anerkanntermaßen das höchste geistliche Haupt der katholischen Christenheit, wenn auch schon vielfach in seiner universellen Bedeutung beeinträchtigt durch den alle Lebensorganisation zerstörenden Einfluß des oströmischen Absolutismus, der

überall gleich verderblich wirkte. Sein nächstes Interesse lag jetzt unzweifelhaft in der Sicherung der Stätte, wo die ganze materielle Seite seiner Existenz für alle Zeit Wurzeln geschlagen hatte, in der Rettung der Stadt Rom vor gänzlicher Verwüstung durch ketzerische oder heidnische Barbaren, denen alle Organe zur Aufnahme eines umbildenden Einflusses der christlich italienischen Cultur damals sichtbar fehlten. Dagegen traten alle andere Gefahren, vor allem die Knechtung durch den oströmischen Hof, in den Hintergrund, denn es mußte den Päpsten ohne Zweifel viel mehr als den Kaisern an der Erhaltung von Rom gelegen sein. Wirklich war es gleich bei dem ersten Anstürmen der Longobarden hauptsächlich der Eifer der Päpste, welcher die schläfrigen Vertheidigungsanstalten der Stadt etwas belebte. Ja sie zeigten sich gerne zu großen materiellen Opfern bereit, nur um die nach wie vor schlecht unterhaltenen Truppen in der Stadt und in der Gegend zufrieden zu stellen, so daß die Bestreitung ihres Unterhaltes allmählich ganz als herkömmliche Last auf die Kasse der römischen Kirche gewälzt wurde.

Das Papstthum kam durch diese Situation, welche den Blick ganz unwillkürlich auf die nächsten kleinen Verhältnisse richtete, weil in ihnen die Grundbedingung des ganzen Daseins augenblicklich lag, in die Gefahr, seine bereits errungene universelle Bedeutung vollständig aufzugeben. Davor wurde es weniger durch die Gunst neu eintretender historischer Momente, als vielmehr durch einen Mann vom allerersten Rang, Gregorius I, gerettet, der in den nur vierzehn Jahren seiner Regierung von 590—604 unter den allerschwierigsten Verhältnissen die Aufgabe löste, den nächsten Bedürfnissen vollständig gerecht zu werden und zugleich die ganze bisherige Errungenschaft der Geschichte und gewaltiger Persönlichkeiten wieder aufzunehmen und festzuhalten, nach allen Seiten zu erweitern und innerlich zu kräftigen. Den Nachfolgern war damit die Bahn vorgezeichnet, auf der sie ganz gewiß die ihnen anvertraute Stellung fördern mußten, wenn sie in demselben Geiste des klügsten Conservatismus und des unbeugsamsten Glaubens an ihre eigene Mission vorwärts gingen.

Gregor hatte sich durch seine Privatverhältnisse und durch seine frühere Laufbahn — er gehörte einer altrömischen patricischen Familie an, war lange Jahre im Staatsdienst gewesen und bis zu der Würde eines Präfecten der Stadt gestiegen — den vollständigsten Einblick in die socialen und politischen Verhältnisse seiner näheren und ferneren Umgebung verschafft. Dieß kam ihm zunächst als oberstem Verwalter des Vermögens der römischen Kirche zu gute. Dasselbe bestand größtentheils in den Einkünften unermeßlicher Grundbesitzungen im eigentlichen Italien, besonders in Tuscien, Sicilien, im südlichen Gallien, auf den Inseln des mittelländischen Meeres, und war durch die Freigebigkeit römischer Kaiser seit Constantin dem Großen und vornehmer Römer und Provinzialen nach und nach zu solchem Umfange gediehen, daß sich in der damaligen christlichen Welt kein gleich großer Güterkomplex in den Händen eines Privaten oder einer geistlichen oder weltlichen Stiftung befand. Es wurde ganz nach alter Weise durch päpstliche Beamte und Einnehmer verwaltet und größtentheils auch noch von Colonen bebaut. Die Entfernung vieler dieser Besitzungen, die politischen und kirchlichen Wirren der Zeit, endlich auch die Unfähigkeit der meisten Vorsteher der römischen Kirche für die Administration hatten jedoch die Einkünfte davon weit unter dem Maße gehalten, das sie bei geordneter Verwaltung hätten erreichen müssen. Daneben vermehrten sich die Ausgaben fortwährend. Je mehr der Zug der Zeit nach einer Entwickelung der äußeren Erscheinungsformen des kirchlichen Lebens hindrängte, desto mehr häuften sich die Bedürfnisse für den Unterhalt der immer zahlreicheren Cleriker, Mönche und

Zugehörigen der Kirche, für die Bestreitung des immer prachtvolleren Gottesdienstes, für kirchliche Neubauten oder Ausschmückung und Vergrößerung der vorhandenen in der ganzen Christenheit, vor allem aber in der ersten und angesehensten Stadt derselben. Jetzt war noch vollends das Militärbudget für den Bezirk von Rom daraus aufzubringen, während die Longobarden die päpstlichen Güter bis an die Mauer der Stadt fortwährend verwüsteten, wodurch reichlich ein Drittheil der bisherigen Einnahmen entweder höchst unsicher oder ganz entzogen wurde. Gregor stellte hier die musterhafteste Ordnung her und verstand es nicht bloß, alle laufenden Ausgaben vollständig zu bestreiten, sondern sogar für außerordentliche Fälle ganz unbegreiflich große Summen in Bereitschaft zu haben. Auch frühere Päpste hatten durch fast asketische Verzichtleistung auf alle Lebensbedürfnisse, sofern sie nicht zur bloßen Fristung des Leibes dringend nöthig waren, für ihre Person Sparsamkeit geübt und damit nichts weiter gethan, als was man nach der Ansicht der Zeit zwar nicht geradezu von dem höchsten geistlichen Haupte fordern durfte, aber doch mit innerer Befriedigung als Beispiel für die ganze Kirche geleistet sah. Gregor fügte zu dieser Tugend des Enthaltens auch die des Gebens hinzu, und zwar des Gebens im größten Maßstabe und immer im größten Sinne aus dem vollsten Bewußtsein seiner Stellung heraus.

Die Abhängigkeit, in welche die kaiserlichen Organe zu Rom von den Päpsten durch die finanziellen Verhältnisse gerathen waren, wurde von ihm bestens benutzt, um sie für den dauernden Schutz der römischen Kirche und Italiens, welche Gesichtspunkte ja vollständig zusammenfielen, zu gebrauchen. Obgleich sich äußerlich nichts an den bisherigen weltlichen Regierungs- und Verwaltungsformen änderte, so war doch Gregor, ohne den Namen eines weltlichen Oberhaupts von Rom zu führen, in der That und meist ungeirrt durch kleinliche Eifersüchteleien der ihm durch die Verhältnisse untergeordneten byzantinischen Militär- und Civilbeamten alleiniger Gebieter in der Stadt und ihrem Bezirke. Aber auch über diesen hinaus erstreckte sich sein Einfluß. Der Exarch von Ravenna, die verschiedenen kaiserlichen Befehlshaber in Ligurien, Mittel- und Unteritalien wurden von ihm fortwährend mit Geld und gutem Rathe unterstützt. Ja er übte auch hier gelegentlich in nothwendigen Fällen eine geradezu oberherrliche Gewalt, die eben so wenig legitim begründet war, als die in der Stadt Rom selbst, aber ebenso segensreich zu rechter Zeit eingriff, und deßhalb meist unbestritten anerkannt wurde. Wenn er nach Neapel einen Magister militum schickte und von den dortigen Truppen Gehorsam für ihn verlangte und erhielt, so wirkte für seine günstige Aufnahme ebenso sehr das päpstliche Gold, welches er in die geleerte Kriegskasse brachte, als der Name Gregors und das Vertrauen auf seine vollständige Kenntniß der Verhältnisse und sein uneigennütziges Interesse. Er setzte dabei die strengsten Formen des unbedingten Gehorsams gegen den Kaiser nie aus den Augen, und ihm selbst wäre es wohl zuletzt in den Sinn gekommen, daß er die Rechte seines Oberherrn durch Usurpation an sich gerissen hätte. Gregor war so weit von irgend welchen Auflehnungsgelüsten gegen die kaiserliche Autorität entfernt, daß er wie seine Vorgänger die Bestätigung seiner Erhebung bei dem Exarchen nachsuchte, fortwährend in Correspondenz mit dem kaiserlichen Hofe stand, bei diesem Klagen anbrachte, so weit sie durch die oberschiedsrichterliche und schutzherrliche Stellung des Kaisers für die äußeren Angelegenheiten der Kirche vor das kaiserliche Forum gehörten, und sich stets auf die demüthigste Weise als der gehorsamste Unterthan nicht bloß in Worten und Briefformeln, sondern auch durch die That bezeigte. Er focht auf diesem Wege einen langwierigen Streit mit dem Patriarchen

Johannes von Constantinopel aus, der den Titel eines allgemeinen Patriarchen (οἰκουμενικὸς) ausschließlich für sich forderte und von Kaiser Mauricius dabei unterstützt wurde. Nach der Entthronung des Mauricius durch Phokas wurde die Angelegenheit nach dem Wunsche Gregors erledigt und dem Patriarchen von Constantinopel der Gebrauch des Titels untersagt, offenbar nur, weil sich Phokas in dem geehrtesten und fast schon bei Lebzeiten heilig geachteten Zeitgenossen eine Stütze für seinen Thron verschaffen wollte. Aber auch nach dieser indirekten Anerkennung des Vorranges des römischen Stuhles durch den Kaiser Phokas änderte sich das Abhängigkeitsverhältniß desselben von der weltlichen Gewalt nicht, sondern es wußte sich fortwährend mit den Interessen der Kirche und der factischen Autonomie des Papstes in den weltlichen Angelegenheiten von Rom und Italien bestens zu vertragen.

Der Sturm der Longobarden hatte den Frieden in der italienischen Kirche schnell und fast gänzlich wiederhergestellt. Die Metropoliten von Mailand und Ravenna stellten die Kirchengemeinschaft mit Rom schon vor der Regierung Gregors wieder her. Daß der Bischof von Aquileja noch in seinem Schisma beharrte, kam wenig in Betracht, da ein großer Theil seines Sprengels in den Händen der Longobarden war und seine Opposition ohne irgend welche Bedeutung sein mußte. Alle Bischöfe in Italien sahen immer mehr in dem Papstthum nicht bloß die höchste geistliche Autorität, sondern auch den unmittelbaren Erretter von der äußersten Gefahr oder den letzten Trost mitten unter den Verfolgungen der Feinde. Denn Gregor blieb mit den Katholiken in den von Longobarden besetzten Landstrecken fortwährend in engster Verbindung und ließ ihnen alle möglichen Unterstützungen, Trost und Rath ohne Unterbrechung zufließen.

Wie hier auf kleinerem Terrain, das jedoch wegen der Stellung des apostolischen Stuhles zu Italien von unermeßlicher Wichtigkeit für ihn war, so verstand es Gregor, die universelle Stellung des Papstthums durch ganz neue und äußerlich glanzvolle Erwerbungen im größten Style oder durch die Sicherung bereits begonnener Unternehmungen den Augen der Völker in großartigster Weise deutlicher als je vorher zur Erscheinung kommen zu lassen.

Seiner unvergleichlichen Thätigkeit, die ihre Fäden nicht bloß durch die ganze christlich katholische Welt, sondern auch nach allen Seiten über die heidnischen und ketzerischen Völker des damaligen Europas gezogen hatte, gelang die Bekehrung der in England eingedrungenen deutschen Stämme, die bis dahin als die wüthendsten Feinde des christlichen Namens gegolten hatten. Hundert und fünfzig Jahre waren seit ihrer dauernden Festsetzung in Britannien vergangen, die ganz und gar durch die blutigsten Vertilgungskriege gegen die einheimische Bevölkerung sammt ihrem Glauben ausgefüllt sind. Trotz eines neuen Aufschwungs des celtischen Stammes, der am Ende des fünften und Anfangs des sechsten Jahrhunderts zu erkennen ist, vermochten die von aller äußeren Hülfe verlassenen, ganz auf ihre eigene Kraft angewiesenen Urbewohner sich doch nicht gegen die sich immer neu aus den sächsischen Landschaften in Niederdeutschland ergänzenden Schaaren der Fremden zu vertheidigen. Die in einzelnen Aufwallungen glänzende und schwunghafte Tapferkeit einzelner britannischer Führer und Könige, unter welchen Artus durch sein Glück und seinen Edelmuth im Sinne der alten celtischen Ritterlichkeit sowie durch seine feurige Anhänglichkeit an das Christenthum in der Geschichte die erste Stelle einnimmt und von seiner nationalen Sage für alle Zeiten als der schönste und vollständigste Ausdruck der Mannhaftigkeit gefeiert wird, vermochte nichts gegen die gleich zähe wie ungestüme Kraft der Deutschen, die aus den Stämmen entsprossen waren, welche damals

noch allein die ganze ungebrochene Wildheit des aus seiner Passivität aufgestörten Barbarenthums bewahrten. Schon war nach und nach das ganze ebene Land von England und Südschottland germanisch und heidnisch geworden. Nur in den Gebirgen im Norden hielten sich die alten pictischen und scotischen Stämme, die jetzt ihre frühere Stellung als kecke Bedränger des Südens mit der von bedrängten Vertheidigern der eigenen Heimath vertauschen mußten. Auch im Westen setzten die Hochgebirgslandschaften des heutigen Wales und das gleichfalls geographisch isolirte Cornwallis den deutschen Eroberern einen unübersteiglichen Damm entgegen. Hier erhielt sich neben dem vollständigen altbritischen nationalen Leben auch das Christenthum in voller Blüthe. Die warme Intensivität des Glaubens steigerte jetzt sich noch durch den Gegensatz zu den heidnischen Todfeinden und keine christliche Landschaft des damaligen Europa war in dieser Hinsicht mit jenen armen und von aller Welt abgeschnittenen Gebirgsthälern und Hochebenen am irländischen Meere zu vergleichen. Mit der übrigen christlichen Kirche, namentlich mit Rom, hörte die schon seit dem Beginne des fünften Jahrhunderts geringe Verbindung jetzt fast ganz auf: die Vermittlung hätte durch die gallische Kirche geschehen müssen, aber deren Bestrebungen waren nach einer andern Seite hin gekehrt und durchaus nicht auf die Pflege der gemeinschaftlichen christlichen Interessen gerichtet. Daher war schon jetzt in äußeren Gebräuchen und Einrichtungen mancher Unterschied zwischen dieser celtischen einsamen Kirche und der allgemeinen zu bemerken, ohne daß jedoch auf der einen oder der anderen Seite damals schon ein Zweifel an der Rechtgläubigkeit des andern Theiles auftauchte. Uebrigens war die eigentliche dogmatische Entwicklung in allen wesentlichen Punkten bereits abgeschlossen, als sich die altbritische Kirche zu isoliren begann, und so bestand die später so sehr urgirte Trennung in der That von Anfang an nur in einem Unterschied in äußeren kirchlichen Einrichtungen. Aber weil auf diese nach dem damaligen Entwicklungsgange der Kirche immer größeres Gewicht gelegt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß Differenzen, über die man früher, wo das Hauptinteresse dogmatischer Natur war, leicht hinweggegangen wäre, später Grund zu einer gegenseitigen Verdammung boten. An eine Mission unter den deutschen Eroberern konnte diese altbritische Kirche bei allem inneren Glaubensfeuer nicht denken: ihre derartigen Bestrebungen richteten sich nach der ihr von der Natur und Geschichte angewiesenen Seite, nach Westen, wo schon durch Patricius der Anfang zur Bekehrung Irlands gemacht worden war. Bald wurde ganz Irland christlich, und zahlreiche Klöster und Kirchen erhoben sich in dem von der römischen Cultur ganz unberührten Land, das erst jetzt durch stammverwandte Missionen mit der antik christlichen Weltkultur in Verbindung gesetzt ward. Von hier aus gingen dann wieder Missionen weiter nach Norden und Nordwesten, nach den schottischen Inseln und Hochschottland selbst, und auch hier wurde die Bekehrung der celtischen Einwohner schnell und gründlich vollzogen. Aber an der Grenze der deutschen Stämme standen diese Missionäre voll des rastlosesten Glaubenseifers stille; ja sie zog'en es vor, um demselben Bethätigung zu gewähren, lieber die entlegensten, noch heidnischen Länder aufzusuchen, als sich unter ihre nächsten Nachbarn zu begeben.

Die neuen socialen Verhältnisse, welche die gewaltsame Besitznahme eines so großen und reichen Landes, wie das damalige Britannien, unter den eingewanderten Deutschen erzeugte, die, wenn auch stets feindlichen, so doch nicht ohne nachwirkende Eindrücke stattfindenden Berührungen mit fremder Sitte, Sprache, Glauben und Cultus, endlich die Mischung verschiedener deutscher Stämme im Laufe der Eroberung nicht nach innerer Anziehungskraft, sondern nach rein

zufälligen Motiven, hatten die nationalen Geistes- und Culturergebnisse, die aus der Heimat noch ganz in alterthümlichster Frische und Ursprünglichkeit von den meisten mitgenommen waren, wenigstens in so weit innerlich gebrochen, daß bei allem Schein der Kraft und Zähigkeit alle productiven Elemente daraus geschwunden und nur die rein negative Feindschaft gegen alles Andere und Fremdartige übrig geblieben war. Aber auch dieser negative Widerstand wurde durch die von Papst Gregor mit erstaunlicher Umsicht entworfene und überwachte christliche Mission, wenn auch nicht ohne blutiges Aufbrausen des altheidnischen und nationalen Fanatismus, mit größtem Glücke bekämpft. Aehnlich wie in der bisherigen Geschichte einzelne Helden und angesehene Männer dieses oder jenes Barbarenstammes, wenn sie die Herrlichkeit des römischen Reiches aus eigener Anschauung kennen gelernt, oder vom Hörensagen in ihre Phantasie aufgenommen und noch köstlicher ausgeschmückt hatten, Pläne entwarfen, wie sie sich den lockenden Genuß davon verschaffen könnten, so entwarf jetzt das Oberhaupt der römischen Kirche ebenso aus der Ferne einen Eroberungsplan gegen die Geister der heidnischen Barbaren, deren erstaunliche Kraft und Wildheit förmlich zum Sprüchwort in der damaligen Welt geworden war. Es war die erste derartige Unternehmung des römischen Stuhles, und obgleich sie weniger durch die Gunst äußerer geschichtlicher Bedingungen, wiewohl auch diese in Anschlag gebracht werden muß, als durch den Geist ihres Inhabers zu dem herrlichsten Ende gebracht wurde, so begann doch diese rein persönliche Thätigkeit als eine Art von allgemeinem Attribut des Papstthums zu erscheinen: es galt seit Gregor dem Großen in der Ansicht der Völker als die besonders berufene große christliche Missionsanstalt unter den Heiden und zwar wurde dieß bald die am meisten in die Augen fallende Seite seiner nach außen gerichteten Thätigkeit.

Der römische Mönch Augustinus wurde von Gregor an die Spitze des Bekehrungswerkes gestellt und eine äußere Verbindung mit dem König Ethelbert von Kent angeknüpft. Er übte unter den damaligen angelsächsischen Herrschern eine Art von Hegemonie, die sich freilich nicht weiter als auf althergebrachte Ehrenrechte und die vielfach beschränkte oberste Feldherrschaft im Kriege gegen auswärtige Feinde, zunächst gegen die Briten, erstreckte. Ethelbert war mit einer Christin, Bertha, aus dem fränkisch-merovingischen Königshause vermählt, und wenn er auch selbst durch den Einfluß seiner Frau wenigstens äußerlich noch nicht seinem angestammten Heidenthum entfremdet wurde, so bot sich dadurch doch der wirksamste Zugang zu ihm dar. Er wurde von den Missionären mit außerordentlicher Gewandtheit benutzt, um zuerst den König für sich zu gewinnen. Ethelbert ließ sich auch wirklich bald taufen, und seinem Beispiel folgten viele seiner Stammesgenossen und Unterthanen. Weihnachten 597, kaum ein Jahr nach der Ankunft Augustins, traten zehntausend Sachsen auf einmal über. Die römischen Mönche erleichterten deren Bekehrung durch möglichste Schonung ihrer nationalen Sitte, ein Punkt, auf den Gregor durch besondere Instruktionen fortwährend aufmerksam machte. Sein Grundsatz war, daß die Bekehrung schrittweise erfolgen müsse, und daß er so wilden Gemüthern, wie die heidnischen Sachsen, nicht alles auf einmal, was gottlos und heidnisch sei, entreißen könne, ohne sie zur völligen Verstocktheit zu bringen. Die heidnischen Opferanstalten und Tempel wurden keineswegs vertilgt und zerstört, sondern mit Entfernung der anstößigen heidnischen Bilder und Symbole zu christlichen Kirchen geweiht, die Opferfeste der Völker an den altheiligen Stätten nicht etwa verboten, sondern an die Feste christlicher Heiligen und der Schutzpatrone der neuen Kirche angeschlossen, auf die Phantasie des Volkes durch die

Entfaltung aller sinnlichen Pracht des Cultus und Hervorhebung der christlichen Sagen- und Wundergeschichte möglichst gewirkt, während sich die eigentliche Lehre mit möglichst einfacher und kurzer Fassung des Dogmas und milder Anbequemung der kirchlichen Moral an den vorhandenen Volksgeist begnügte. Bald war die Zahl der Christen so gewachsen, daß an die Errichtung eines kirchlichen Mittelpunktes gedacht werden konnte. Die Hauptstadt von Kent, Canterbury, das alte Cantabriga, wurde dazu ausersehen, und hier die Hauptkirche und ein Kloster gegründet. Hieraus ging dann später der Metropolitansitz für ganz Britannien hervor. Augustin selbst wurde in Anerkennung seiner Verdienste von Gregor zum ersten Abt von Canterbury ernannt. Die angelsächsische Kirche war damit gleich durch ihre Gründung in ein engeres Verhältniß zu Rom gesetzt, als irgend eine der bisherigen Landeskirchen, und die unbedingte Anerkennung des Primats des apostolischen Stuhles in der bisherigen Auffassung und in der Ausdehnung, wie sie in Rom irgend einmal beliebt werden mochte, verstand sich bei der Tochterkirche in England ganz von selbst.

Augustin und seine Begleiter hatten sich bemüht, ihre Thätigkeit mit der der altbritischen Kirche in Verbindung zu setzen; es war ihnen jedoch nicht gelungen, den Zwiespalt der äußeren Einrichtungen zur Befriedigung für beide Theile auszugleichen. Die Priester der einheimischen Kirche äußerten von nun an nicht bloß gegen die neuen Amtsbrüder aus Rom, sondern gegen die gesammte römische Kirche mit dem Papste an der Spitze eine mehr in defensiver Zurückgezogenheit als in offener Feindschaft sich kund gebende Abneigung. Die Bekehrung der Angelsachsen wurde indessen dadurch eher gefördert als gehemmt, denn die nationale Feindschaft zwischen den Celten und Deutschen in England war noch so groß, daß das Christenthum, wenn es von jenen gepredigt wurde, schon deßhalb auf Haß und Verachtung rechnen durfte. Ja es schien jetzt, als wenn das Christenthum, welches von Rom aus eingeführt ward, gar nicht dieselbe Religion sei, gegen die einst die Angelsachsen so gewüthet hatten, weil ihre gegenwärtigen Vertreter jene einheimische Priesterschaft nicht als rechtgläubig anerkannten.

Ein Jahr vor der Inthronisation Gregors wurde auch ein anderes deutsches Hauptvolk, die Westgothen, ohne directes Zuthun des damaligen Inhabers des römischen Stuhles dem Katholicismus gewonnen. Noch kurz vorher war durch den König Leovigild 569—585 die ganze noch vorhandene nationale Kraft und der Gegensatz zum Katholicismus und Römerthum aufgerüttelt worden. Er hatte dem westgothischen Reiche von neuem eine Bedeutung als Mittelpunkt des Widerstandes gegen beide gegeben, die es seit König Eurich für immer verloren zu haben schien. Leovigild, ein Heldenfürst in altgermanischer Weise, gründete seine persönliche Bedeutung durch glänzende Siege über die Sueven, Oströmer und die Basken, die zwischen den westgothischen Besitzungen im südlichen Gallien und dem Hauptlande Spanien in der Mitte früher niemals eigentlich bezwungen waren, sondern nur in einem losen Unterthänigkeitsverhältniß gestanden hatten, das sie nach der Gelegenheit des Augenblicks durch Raubzüge nach Nordwesten und Südwesten sich nicht zu verletzen scheuten. Durch ihre totale Besiegung wurde, wenigstens so lange Leovigild lebte, die sichere Verbindung der beiden Theile des Reiches vollkommen hergestellt. — Die Oströmer, die seit Justinian an der Ostküste Spaniens sich festgesetzt und von da aus nach und nach fast ganz Andalusien und Valencia erobert hatten, wurden jetzt wieder auf einige Küstenplätze beschränkt, die sie mit Hülfe der Seeverbindung zu halten im Stande waren. — Das suevische Volk, welches bis dahin im Nordwesten von Spanien neben den Westgothen einen selbständigen meist mit diesen verfeindeten

Staat gebildet hatte, wurde nach vielen Niederlagen, die es schon vor Leovigild erlitten, jetzt mit dem westgothischen Reiche verbunden. Die Sueven hatten, seitdem ihre Nachbarn durch die Siege Chlodwigs auf Spanien beschränkt waren, wohl die innere Nothwendigkeit erkannt, die diese zu ihrer Unterjochung und Einverleibung drängte, denn die Westgothen, wenn sie nicht sich selbst aufgeben wollten, mußten wenigstens in Spanien unbedingt gebieten. Als Hauptrettungsmittel hatten sie nach langem Sträuben und Schwanken endlich zum Uebertritt zum Katholicismus gegriffen, aber dadurch ihren Untergang nur beschleunigt, weil sie damit das westgothische Reich an der verwundbarsten Seite angriffen, ohne im Augenblick durch diesen zu lange verschobenen Schritt die Hülfsmittel zu gewinnen, die ihnen in einem Kampfe auf Leben und Tod gegen ihre viel stärkeren Nachbarn unter der Führung eines Helden wie Leovigild unerläßlich nöthig waren. Die Franken, nach wie vor die gefährlichsten Nachbarn des westgothischen Reiches, verstanden sich der unermüdlichen Kraftentwicklung unter Leovigild gegenüber wenigstens äußerlich zu friedlichem und freundlichem Einvernehmen, die durch verwandtschaftliche Verbindungen zwischen den beiderseitigen Königsfamilien bestätigt wurde.

Nach innen versuchte Leovigild die Kraft des Reiches auf der alten Grundlage der ausschließlichen Herrschaft des arianischen Glaubens und des westgothischen Elementes neu aufzubauen. Aber hier stieß er auf einen Widerstand, den er nicht bewältigen konnte, wenn er ihn auch äußerlich besiegte. Sein eigener Sohn Ermningild trat an die Spitze der katholischen Partei und gab sich ohne Rückhalt als Vorkämpfer der unterdrückten und mißhandelten katholischen und römischen Unterthanen aus. Da jede friedliche Verständigung zwischen Vater und Sohn gänzlich scheiterte, so ergriff Ermningild die Waffen in Verbindung mit den von seinem Vater niedergeworfenen auswärtigen Feinden, den Oströmern, Basken und Sueven und mit geheimer Unterstützung der Franken. Leovigild besiegte diese größte Gefahr; sein Sohn wurde gefangen und nach mannigfachen Quälereien endlich hingerichtet. Er starb als ein Märtyrer für den Glauben und die Freiheit der Mehrzahl der Unterthanen. Selbst unter den eigentlichen Westgothen, von denen schon viele vorher katholisch geworden waren, entschied diese unerhörte Katastrophe gegen das System Leovigilds. Dieser starb in Reue, 586, ein Jahr nach Ermningilds Hinrichtung. Sein zweiter Sohn und Nachfolger, Reccared, folgte dem Beispiel seines Bruders, und trat 589 feierlich zum Katholicismus über. Gregor der Große war schon vor seiner Thronbesteigung durch seinen geistig von ihm ganz abhängigen Freund, Bischof Leander von Sevilla, der eigentliche Lenker der katholischen Erhebung gewesen; als er Papst geworden, befestigte er vollends die schon lange bestehende und in den Zeiten der arianischen Verfolgung immer enger geschlossene Verbindung der spanischen Kirche mit Rom, zu welcher nun auch der König und der größere Theil des herrschenden Volkes gehörte.

Sogar bei den unversöhnlichen Todfeinden Italiens und der Stadt Rom und damit auch des päbstlichen Stuhles, den Longobarden, gelang es Gregor Verbindungen einzuleiten, welche dem katholischen Glauben und damit dem engen Anschluß an Rom die Bahn öffneten. Dort war durch die Gemahlin des Königs Authari, Theudelinde, die Tochter des bairischen Herzogs Garibalt, der Katholicismus, der bis dahin als Religion der auf alle Weise bedrückten und verfolgten römischen Unterthanen nur Schmach und Verhöhnung erfahren hatte, selbst am Hofe heimisch geworden. Authari blieb nach wie vor ein hartnäckiger Feind der Römer und duldete eben nur bei seiner Gemahlin und deren bairischer Umgebung die Ausübung des katholischen Glaubens. Indessen ver-

hinderte ihr Einfluß nach und nach doch viele bisher gewöhnliche Gewaltthätigkeiten und die einheimischen Katholiken blieben, wenn auch in ärmlichster Unterdrückung doch wenigstens in dem noch geretteten Bestand unangefochten. Nach dem Tode Authari's war keine andere einflußreiche Macht im longobardischen Reich, die den Zerfall in früherer Weise verhüten konnte, als Theudelinde und ihre zahlreiche und durch die Verbindung mit den Franken und Baiern mächtige und angesehene Umgebung ihrer katholischen Landsleute. Daher ereignete sich der unerhörte Fall, daß die Bestimmung über die Wiederbesetzung des Thrones in ihre Hand gelegt wurde. Sie wählte den Herzog Agilulf von Turin zum König und zweiten Gemahl. Auch dieser setzte die Kriegszüge gegen die Byzantiner in bisheriger Art fort und bedrängte besonders die Stadt Rom lange Zeit auf's äußerste, da er wohl einsah, daß mit ihrer Eroberung die byzantinische Macht in Italien verloren sei, wenn sie sich auch etwa noch Jahre lang in Ravenna, oder anderen einzelnen Festungen hielt. In diesem kritischen Moment trat der Einfluß des Papstes auf Theudelinde entscheidend dazwischen. Theudelinde war in größter Ergebenheit dem Pabst zugethan und so viel als möglich selbst mit großer Gefahr für ihre Stellung und Existenz immer bereit, seinen väterlichen Befehlen Vollziehung zu geben. Es war ihr gelungen, ihren zweiten Gemahl dem katholischen Glaubensbekenntniß geneigt zu machen, so daß er sich sogar öffentlich als katholisch zu bekennen wagte. Es gelang ihr auch die noch schwerere Aufgabe, ihm die Fortsetzung seiner Angriffe gegen Rom als einen Frevel gegen den eben von ihm bekannten Glauben begreiflich zu machen. Als sie es endlich so weit brachte, wurde zwar nur der Stadt Rom ein Waffenstillstand gewährt und der Krieg gegen das Exarchat fortgesetzt, aber schon damit war das Papstthum gerettet, wie die Kraft der Longobarden durch diese einmalige Abkehr von ihrem natürlichen Wege für immer paralysirt war. Wenn auch dem Uebertritte Agilulfs zuerst verhältnißmäßig nur wenig Longobarden nachfolgten, so vermehrte sich ihre Zahl doch bald so, daß sie den Arianern und den noch Heiden Gebliebenen ungefähr das Gleichgewicht hielt. Der Druck auf die katholische Kirche als solche hörte damit von selbst auf, wenn auch der nationale Gegensatz in voller Kraft bestehen blieb. Natürlich verstärkte sich die Anziehungskraft des römischen Stuhles unter solchen Umständen mehr und mehr, da auf der einen Seite nun die Möglichkeit einer offenen Verbindung zwischen den longobardischen Katholiken und Rom gegeben, auf der andern Seite die politische und sociale Verkümmerung, in welcher sich die überwiegende Mehrzahl derselben als romanischen Ursprungs befand, ihre hülfesuchenden Blicke nur dahin und nirgends anders lenken mußte. —

So war es unter und durch Gregor von dem Katholicismus erreicht worden, daß alle germanischen Nationen Europas ihm angehörten und zugleich die oberste Gewalt des römischen Stuhles ohne weitere Bedenken und Vorbehalte anerkannten. Es gab von jetzt an keinen Staat des Occidentes, der den Arianismus oder gar das Heidenthum zum Lebensprincip gehabt hätte und die geistige Einheit von halb Europa in der allermächtigsten Beziehung war somit von demselben Orte aus, wo einst die Begründung der politischen Einheit mit den Waffen durchgeführt worden, durch bloße geistige Mittel auf die großartigste Weise, zwar nicht unbedingt durchgesetzt, aber doch in allen Hauptzügen festgestellt. Gregor hatte dieses Ergebniß wesentlich durch den ebenso conservativen wie progressiven Geist, mit welchem er die äußere Thätigkeit seines obersten Herrscheramts in der Kirche leitete, erzielt. Dieselben Eigenschaften bethätigte er auch in den inneren Beziehungen des kirchlichen Lebens. Ueberall trat er dabei als Lenker und Verbinder großer, bereits selbstwüchsig ins Leben getretener Mächte auf,

die er alle von einem Mittelpunkt aus zu beherrschen und dienstbar zu machen verstand.

Gregor war selbst Mönch gewesen und begünstigte als Pabst das Mönchthum auf alle mögliche Weise. Er erkannte darin mit Recht ein nothwendiges Bedürfniß der Kirche, was in neuen Formen nach seiner vollständigen Befriedigung strebte. Schon im Anfang des 6ten Jahrhunderts war hier eine neben den anderen historischen Evolutionen geräuschlose Umbildung gerade in Italien geschehen, welche sich im lebhaftesten Vorschreiten auf einem friedlichen Eroberungszuge bis zu Gregors Zeiten durch den ganzen Occident verbreitet hatte.

Das frühere mönchische Leben litt an zu großer Formenlosigkeit. Gerade so wie die äußeren kirchlichen Einrichtungen vor dem Interesse an dem geistigen Gehalt der eigentlichen Lehre einst als etwas Gleichgültiges und Niedriges zurückgetreten waren, so hatten diejenigen, welche der Welt entsagten und sich einem asketischen Leben widmeten, anfangs auch und mit Recht an dem geistigen Gehalte dieses Schrittes genug zu haben geglaubt, ohne die äußeren Modalitäten, unter denen ihr Büßer- und Einsiedlerleben verfließen sollte, durch bestimmte Formen dem individuellen Bedürfnisse der Unzähligen hierhin sich Neigenden unzugänglich zu machen. Hand in Hand mit dem Hervortreten des formellen Momentes in der Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche machte sich auch hier das Bedürfniß nach fester Formulirung so stark geltend, daß sich selbst die in vollständige Abgeschiedenheit versenkten, einsamen Büßer strengster Richtung nicht mehr wie früher den mannigfaltigen, aus individuellem Gutdünken hervorgegangenen Bußübungen überlassen konnten. Auch hier ward ein gewisser Canon herrschend, der ohne alle äußere Nöthigung und Aufsicht ganz unwillkürlich die Individuen seinen Geboten unterordnete. Die gemeinschaftlich von der Welt Abgeschlossenen fiengen nach und nach an, ihre Genossenschaft nicht mehr bloß nach den localen Verhältnissen und einigen wenigen, allgemein unerläßlich nothwendigen Grundsätzen zu ordnen, sondern strebten nach einer, bis ins äußerlichste hinein sichtbaren Gleichförmigkeit in all den geistig aus einem Princip hervorgegangenen einzelnen Corporationen. Dagegen opponirte selbstverständlich alles, was von individuellen Regungen sich aus der Welt in die Klöster geflüchtet hatte, und namentlich war sowohl die äußerste Entsagung, strengste Zucht und Härte des Lebens, wie eine möglichst gelinde Handhabung der aus der Grundbedingung des ganzen klösterlichen Lebens sich ergebenden Consequenzen gleich stark als oppositionelles Element gegen die angestrebte Vermittlung zwischen beiden in den einzelnen Gemeinschaften vertreten. Ein italienischer Einsiedler, Benedictus, aus der alten Stadt Nursia im umbrischen Gebirge, löste endlich durch ein von ihm selbst angelegtes, eingerichtetes und geleitetes Kloster dieß wichtige Problem vollständig.

In seinem Kloster zu Cassinum im Gebirge von Campanien führte er im Gegensatze zu der bisher im Schwange befindlichen Unbestimmtheit, ja Ungebundenheit des genossenschaftlichen Lebens ein, daß sich alle Neueintretenden einer ganz bestimmt geordneten und für alle gleichen Prüfungszeit unterwerfen mußten, nach deren Ablauf sie erst um eine wirkliche Aufnahme in die Zahl der eigentlichen Glieder der Corporation nachsuchen durften. Sie konnte ihnen nur gegen das Versprechen einer ewigen Uebernahme der Gelübde gewährt werden. Diese selbst verlangten von den Mönchen, wie es überall gebräuchlich war, unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze der Corporation und den Abt. Die Grundgesetze der Corporation wurden von Benedict 529 gegeben, sie hielten die richtige Mitte zwischen geisttödtender äußerer Askese und rein individueller Willkür des geistigen und äußeren Lebens. Neben genauer Festsetzung gemein-

schaftlicher Andachtsübungen siebenmal im Laufe der 24 Stunden des Tages und der Nacht, und der gemeinschaftlichen Lesung der heil. Schrift und anderer Erbauungsbücher, schrieb er Handarbeiten aller Art, je nach der Brauchbarkeit der einzelnen Glieder der Corporation und dem Bedürfniß der Genossen vor. Der Monarch desselben, der Abt, hatte ihre unbedingte Regulirung, war aber ermahnt, sich hier wie in andern wichtigen, die ganze Genossenschaft berührenden Fällen des Beirathes der Brüder zu bedienen. Schon früher gab es viele Klöster, welche auch durch ihre vollständige Entfaltung aller Hauptzweige der industriellen Thätigkeit eine vollständige materielle Abgeschlossenheit, als ein selbstgenügsamer Mikrokosmus durchgesetzt hatten. Benedict erhob dieß zu einem Grundprincip seiner Klosterregel. Ein Hauptübel des früheren Klosterlebens, das Herumschweifen der Mönche, um für sich, oder das ganze Kloster von der Mildthätigkeit der weltlichen Leute Unterhaltsmittel zu gewinnen, oder auch um diese oder jene nothwendigen Lebensbedürfnisse von außen her zu beziehen, wodurch jede strengere Klosterzucht unmöglich gemacht wurde, konnte nur auf diese Weise gehoben werden. Das Kloster nach Benedicts Regel bedurfte mit seinen Gärten, Aeckern, Wiesen, Wäldern, Mühlen und verschiedenartigen Werkstätten nirgends mehr der Außenwelt, und jeder Verkehr mit ihr konnte nur durch ausdrücklichen, auf einen speciellen Fall bezüglichen Befehl des Abtes geschehen.

Während früher ein temporäres Verlassen des Klosters vorkam, oder es auch manchmal geschah, daß bereits schon Eingetretene wieder ganz und gar in die Welt zurücktraten, so erschien jetzt Beides auf gleiche Weise unstatthaft. Wer jetzt die Welt verließ und sich Benedicts Regel unterwarf, war für sie auch ewig todt und hatte keine Wahl, als sich der klösterlichen Ordnung für immer zu fügen, oder die Schande eines Bruches ewig bindender Gelübde auf sich zu nehmen, die bald auch von Seite der weltlichen Gesetzgebung durch Kriminalstrafen geahndet wurden.

Die Regel Benedicts wurde schnell von andern Klöstern angenommen, die sich dadurch aus dem inneren Zerfall retteten, und neue Gründungen geschahen meist bald nach ihr und häufig von unmittelbaren Zöglingen seiner Musteranstalt zu Cassinum. Als nach dem Einbruch der Longobarden das Kloster von diesen erobert und zerstört wurde, flüchteten sich die Mönche nach Rom, und so wurde diese Stadt zugleich auch, neben ihrer sonstigen Bedeutung für die Kirche, der Sitz jener im wahrsten Siegeslauf begriffenen Genossenschaft, die ihre Zweige durch ganz Europa verbreitete und in fortwährendem geistigen und äußeren Connex sich mit einander erhielt. Denn in den Töchterklöstern fügte man sich ganz unwillkürlich auch den weiteren Fort- und Umbildungen der ursprünglichen Einrichtungen Benedicts an, zu denen sich bei einer so lebenskräftigen Erscheinung, wie das damalige Mönchthum, immerzu Gelegenheit und auch vollständiges Geschick vorfand, so daß das Neue nur als selbstverständliche Consequenz und Erläuterung des Alten erschien.

Gregor der Große wußte die Wichtigkeit dieser neuen Erscheinung zu würdigen. Er unterstützte die Benedictiner, ohne sie zum wirklichen Nachtheil anderer Klöster mit eigenthümlichen Einrichtungen ungerecht zu begünstigen, auf alle mögliche Weise und schützte sie besonders gegen die Eingriffe der Bischöfe ihrer Diöcesen, ohne diesen das altherkömmliche geistliche Oberaufseherrecht über die Klöster ihres Sprengels zu entziehen. Aber er hielt streng darauf, daß sie sich nicht in die inneren und Verwaltungsangelegenheiten dieser Korporationen mischten, oder sie durch allerlei Vexationen in ihrem durch Schenkungen und Vermächtnisse sowie durch ihre eigene Thätigkeit und Sparsamkeit und geschickte Administration immer mehr wachsenden Vermögen schädigten. Während früher

auf keine Weise ein besonders naher Anschluß des Mönchthums an den heiligen Stuhl stattgefunden hatte, gestaltete sich jetzt ein solcher für alle Zeiten ganz leise und unmerklich, aber desto fester und folgenreicher. Der Papst schien von nun an der oberste Beschützer und Berather dieser halb kirchlichen, halb weltlichen Genossenschaften, die sich sporadisch über die ganze Welt zerstreuten und sich doch immer mehr als Glieder einer großen Kette fühlten.

Gregor der Große bethätigte dieses leise und geschickte Eingreifen und Ausbilden des gestaltenden Dranges in den kirchlichen Bildungen seiner Zeit auch bei seiner Thätigkeit für die äußeren Formen des Cultus, wie für die Auffassung und besondere Bearbeitung der Dogmen und Ethik der Kirche. Mehr und mehr neigte sich Alles zu einer möglichst plastischen Entfaltung der sinnlichen Momente des Cultus. Je mehr sich die künstlerische Productivität aus allen anderen Gebieten durch das Eindringen barbarischer Formlosigkeit entfernt sah, je mehr in der Noth der Zeit und bei der durch sie veranlaßten ernsteren Lebensrichtung, die bloß auf die Berücksichtigung der nächsten Interessen, der Sicherheit und der Fristung des physischen Lebens gewandt war, Freudigkeit und Glanz aus den socialen Zuständen wich, desto mehr wuchs das Bedürfniß, sie auf dem einzigen, der unmittelbaren Berührung mit der gemeinsten und farblosesten Wirklichkeit entnommenen Gebiete, dem kirchlichen Cultus zu befriedigen. Man durfte sich nur an das schon Vorhandene anschließen, so war dem Bedürfnisse genügt. Gregor griff, wie sonst immer, auch hier nicht individuell schöpferisch, sondern gewissermaßen nur als bewußter Sammelpunkt der in einem Geiste concentrirten allgemeinen Stimmung ein. Er gab der schon weit entwickelten kirchlichen Musik eine principielle Pflege, indem er mit der römischen Kirche eine besondere Schule des kirchlichen Gesanges verband, welche nach und nach ihre Methode über die ganze katholische Kirche des Occidentes durch unmittelbare Tradition verbreitete. Wo man den verbesserten Kirchengesang in Zukunft einführte, wurde man schon durch seinen Namen, cantus Gregorianus, an seinen Begründer und die Stätte seiner Entstehung erinnert. Er war es auch, welcher die Meßliturgie in der römischen Kirche verbesserte, welche ebenfalls bald in allen Kirchen des Abendlandes Eingang fand. Die Buß- und Bittgänge im Freien, eine sichtbar dem heidnischen Cultus entlehnte Institution, aber dem christlichen bereits unentbehrlich geworden, wurden von ihm durch Zufügung neuer Gebräuche würdiger und eindrucksvoller gemacht. Ohne daß er geradezu ein entschiedenes Urtheil für die Zulassung von Bildern in die Kirchen, welche im Orient bereits sehr gebräuchlich geworden, im Occident als heidnische Reminiscenz noch sehr bestritten war, abgegeben hätte, widersetzte er ihr sich unter gewissem Vorbehalten doch nicht principiell, und die von ihm neu erbauten oder ausgeschmückten Kirchen wurden häufig von ihm selbst damit ausgestattet. Er verwahrte sich stets, daß sie etwas anderes als Symbole des dargestellten Gegenstandes oder als Anschaulichmachung wichtiger und erhebender Ereignisse der heiligen Geschichte vorstellen sollten, und verwarf ihre Anbetung schlechtweg. Damit hatte er seiner Stellung als oberster Wächter gegen alles Verderbniß der reinen Anbetung im Geist und in der Wahrheit und zugleich dem Drange der Zeit Genüge gethan. Wenn Einzelne sogar jetzt schon bis zu einer wirklichen Verehrung des Symbols, als lebendige Gestalt des abgebildeten göttlichen Wesens, fortschritten, mit einer jetzt um so leichter möglichen naiven Einmischung heidnischer Vorstellungen, je mehr das Heidenthum selbst in seiner unmittelbaren Anschauung den meisten christlichen Zeitgenossen unbekannt und bereits in sagenhafte Ferne gerückt war, so wurde für etwa entstehende Skrupel in der freien, vermittelnden Auffassung Gregors die beste Lösung

gegeben, auf die man auch unzählige Male in den nächsten Jahrhunderten wie auf einen kanonischen Ausspruch zurückging.

Je mehr sich jetzt der ganze Mensch von der Kirche befriedigt fand, je mehr dieselbe nicht bloß für diese oder jene geistigen oder sittlichen Bedürfnisse eine Abhülfe gewährte, sondern sowohl die Seele nach allen Richtungen, als auch die äußeren Sinne in ihren Dienst zog und sie gewöhnte, sich von ihr auf die edelste Weise unterhalten und ergötzen zu lassen, desto mehr neigte sich die Phantasie der Zeitgenossen zur Ausbildung der christlichen Sagengeschichte hin. Insbesondere waren es die Mirakel und Leiden der Heiligen früherer Jahrhunderte, die jetzt noch viel mehr als einst Eindruck machten. Früher wirkten sie mehr um ihres sittlichen und religiösen Gehaltes willen als Bethätigung der siegreichen Kraft des Christenthums im Kampfe mit der Welt und ihren bösen Mächten, denn die Phantasie jener früheren Jahrhunderte ward von ganz anderen Seiten her beschäftigt und befriedigt. Die Productivität des griechischen Geistes im Gebiete der Poesie und Sage und der eigentlichen Geschichte sammt ihren späteren Umbildungen durch römischen und orientalischen Einfluß fesselte auch noch die strengsten Feinde des Heidenthums, und trotz aller christlichen Herbheit konnten Männer wie Tertullian, Ambrosius und Augustinus doch nicht weiter als zu einem allgemeinen Verwerfungsurtheil, aber keineswegs zu einer inneren Losreißung von dieser so wesentlichen Voraussetzung ihres ganzen geistigen Lebens gelangen. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts trat hierin ein bedeutender Umschwung ein, der sich in andern Ländern wohl schon früher angekündigt und theilweise vollzogen hatte, in Italien aber, dem Mittelpunkt des äußeren und inneren Lebens der Christenheit, erst durch die gothischen Kriege und die Einwanderung der Langobarden gründlich durchgeführt wurde. Die Generation, welche nach dieser furchtbaren Katastrophe lebte, bewahrte außer der Sprache, dem Glauben und den Einrichtungen des äußeren Lebens fast gar keinen Zusammenhang mehr mit ihren Voreltern. Die Mittel der äußeren Fortpflanzung jener antik heidnischen Bildung waren ebenso gut abhanden gekommen, wie die ganze geistige Stimmung dieser Zeit unfähig geworden war, sich ihrer in alter Weise zu bedienen, wenn sie vorhanden gewesen wären. Was sich von der geistigen Errungenschaft des Alterthums früher als ein breiter Strom durch Italien und die ganze übrige römische Welt ergossen, mußte jetzt bis auf einige dürftige Wasseradern einschrumpfen, welche, unbemerkt von der übrigen Welt und, wie es schien, ganz ohne befruchtende Kraft für die starre Masse der neuen Barbarei, von wenigen einsamen und abgeschiedenen Geistern mehr als eine Curiosität als aus innerem Verständniß noch geschätzt und vor gänzlichem Versiechen gerettet wurden. Einer aus dieser kleinen Zahl war Cassiodor, der mit seiner Bildung noch jener früheren Zeit angehörte, während seine sehr umfangreiche Thätigkeit bloß aus dem Umschwunge, der mittlerweile eingetreten, zu verstehen ist. Er hatte sich schon vor dem Sturz des gothischen Reiches in ein von ihm dotirtes Kloster, Vivarium, zurückgezogen, und bemühte sich, durch encyklopädische Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse der griechischen und römischen Literatur bei seinen Mönchen den Sinn für die Bildung und Gelehrsamkeit, wenn auch in aller äußerlichster Fassung und mit der vorwaltenden Tendenz, sie als bloßes Hülfsmittel zum Verständniß der heiligen Schrift anzuwenden, zu erwecken. Dieß war ihm in seiner Anstalt gelungen, und bald wurden auch andere Klöster, besonders die neu gestifteten Benedictinerklöster in diese gelehrte Thätigkeit des bloßen Ueberlieferns einmal gegebenen und nur formal bewältigten Stoffes hereingezogen. Ganz von gleicher Tendenz

und Behandlung gingen dann Andere auf seinem Wege nicht weiter, sondern nur nebenaus, indem sie noch Dieses und Jenes aus dem unendlichen Stoff des Alterthums heranzogen und in äußerliche Schemata unterbrachten. So vor allem der Bischof Isidorus von Sevilla, ein jüngerer Zeitgenosse des Papstes Gregor, der von der damaligen Welt und den nächsten Jahrhunderten mit vollem Recht als eine unerschöpfliche Quelle von Gelehrsamkeit angestaunt wurde.

Aber diese Art von geistiger Beschäftigung paßte nur für unendlich Wenige. Der Volksgeist empfand weder damals noch später während des ganzen Mittelalters irgend eine Einwirkung davon. Die wilde und rohe Zeit hatte die Seelen dieser Menschen ganz aus ihrem Gleichgewicht gebracht und sie zu ihrer idealen Befriedigung auf Dinge hingewiesen, die früher nur in ganz beschränkter Weise und von einem ganz bestimmten Gesichtspunkt aus Einfluß besaßen. Jetzt wucherten, mehr der Kirche aufgedrängt als von ihr gepflegt, die bluttriefenden Erzählungen von den unerhörten Martern, die den Bekennern Christi durch Heiden und Ketzer angethan worden waren, und die abenteuerlichsten und ungefügesten Wunderthaten, die jene zur Bekräftigung der Herrlichkeit des christlichen Glaubens ausgeführt hatten, wurden die liebste Nahrung der Phantasie. Bei einer solchen Stimmung der Seelen entfaltete sich auch die nächtige Seite des menschlichen Geisteslebens auf das Allerüppigste. Visionen und Träume und Geistererscheinungen ängstigten fortwährend die jetzigen Christen, wie sie einst die heilig geachteten Bekenner und Märtyrer der Vorzeit geängstigt hatten. Das gepeinigte Gemüth wußte keine andere Rettung, als die noch immer fortwirkende Kraft jener alten Glaubenshelden zu seinem Schutze gegen das Treiben dieser dämonischen Unholde anzurufen und sich desselben durch ihre andächtige Verehrung möglichst zu versichern. Als die beste Bürgschaft ihrer Hülfe bringenden Gegenwärtigkeit galt immer mehr der Besitz ihrer irdischen Ueberbleibsel. Diese betrachtete man jetzt nicht mehr wie früher als bloße aller Verehrung würdige Andenken an jene heiligen Männer und Frauen, sondern ihre Knochen, ihr Blut, Ueberreste ihrer Kleidung, ihrer Geräthschaften schienen jetzt dieselbe oder eine ähnliche Kraft zu besitzen, die einst den Heiligen in ihrem Leben innewohnte. Hervorgerufen durch die immer concretere Ausbildung jener nächtigen Seite des Glaubens, in der eine förmliche Hierarchie der Würden und Aemter von dem obersten Fürsten der Hölle bis herab zu seinen untersten Dienern vertheilt war, entstand jetzt auch eine ähnlich gegliederte Hierarchie heiliger und gutartiger dämonischer Mächte, der Engel, die für die menschliche Phantasie den Uebergang von dem absolut geistigen Gottesbegriff zu den auch in ihrer Jenseitigkeit noch menschlich gedachten, aus den Reihen der Menschheit in den Himmel emporgehobenen Heiligen bildeten. Im Hintergrund aller dieser religiösen Phantasiegebilde stand die ebenfalls immer plastischer herausgetriebene Vorstellung von den letzten Dingen, die ewige Flammenqual der Hölle und die ewige Süßigkeit des Paradieses. Beide Anschauungen malte man jetzt möglichst ins Einzelne aus und inmitten dieser Neigung und Befriedigung der Phantasie fand der Geist der abendländischen Christenheit auch gar nicht einmal mehr Muße, sich in speculativ dogmatische Fragen dialektisch zu versenken. Daher blieb denn auch die ganze dogmatische Seite der kirchlichen Geistesthätigkeit fürs Erste in der Fassung beschlossen, die sie vor diesem großen Umschwung des geistigen Lebens gewonnen hatte.

Gregor stand nach seiner Bildung und religiösen Gesinnung gänzlich unter der Herrschaft dieser naturwüchsigen Zeittendenzen. Er griff nach Möglichkeit durch literarische Thätigkeit als weit und breit gelesener und bewunderter Schriftsteller fördernd in sie ein und leistete somit auch Alles und Jedes, was

die Christenheit von ihrem geistlichen Oberhaupt erwarten konnte. Er war nicht bloß der eifrigste und umsichtigste Regent der Kirche, der frömmste und werkheiligste aller Diener Christi, sondern auch geradezu der größte und einflußreichste Vertreter der damaligen Hauptrichtungen der geistlichen Literatur. Er sammt seinem etwas älteren Zeitgenossen Gregor, Bischof von Tours, ist der Begründer der jetzt massenhaft in die Breite wachsenden legendarischen Historiographie. Die unzähligen Heiligen- und Märtyrerleben, die von nun an in jedem Kloster des Abendlandes gefertigt wurden, behielten fast durchweg den ganzen äußeren Schematismus und die Hauptkunstmotive der Darstellung bei, wie sie sich in den vier Büchern der Gespräche Gregors des Großen finden. Das eigentlich biographische Moment, die äußerliche und innerliche Besonderheit der geschilderten Persönlichkeit trat bei dieser Art von Schriftstellerei ganz in den Hintergrund gegen das Bedürfniß nach der Ausführung einzelner Situationen, die das Hauptinteresse der Leser in Anspruch nahmen, des Martyriums und der von dem Helden selbst oder seinen leiblichen Ueberresten gewirkten Mirakel. Je mannichfaltiger und drastischer beide gegeben wurden, desto wirksamer und gepriesener ward das Werk, daher sich ganz von selbst schon von dieser Seite her ohne bewußte Lügenhaftigkeit ein Steigern und Ausschmücken der angegebenen Partieen des Stoffes einstellen mußte, das mit unsern Anforderungen an historische Treue wenig in Einklang steht, sowie uns auch jene beispiellose Einförmigkeit in allen den Dingen, auf die es einem heutigen Leser ankommt, in Verzweiflung bringt. — Die übrige höchst weitschichtige schriftstellerische Thätigkeit Gregors bezog sich ihrem Kerne nach auf die mehr oder minder populäre Darstellung der Heilslehren der Kirche, oder wenn man es so nennen will, der Hauptlehren der damaligen christlichen Ethik, meist in der Form von fortlaufenden Erklärungen heiliger Schriften, oder Homilien über einzelne Theile aus ihnen. Ueberall ist das eigentliche Dogma der Kirche als etwas Feststehendes, keiner weiteren Untersuchung Bedürftiges vorausgesetzt, denn Gregor wie seine Zeitgenossen war vollständig unfähig zur Weiterführung der Speculation in der früheren Weise. Diese Ethik hatte als Grundlage naturgemäß eine etwas pelagianische Ansicht von der menschlichen Natur und der Beschaffenheit und Vermittlung der göttlichen Gnadenwirkungen. Die augustinische Prädestinationslehre wurde von dieser Zeit, welche überall der Kirche und ihren Heilsmitteln eine so große seligmachende Kraft zuzuweisen bestrebt war, stillschweigend aufgegeben. Ohne auf die inneren Momente der Rechtfertigung nach augustinischer Auffassung ganz Verzicht leisten zu wollen, ging doch die Moral Gregors hauptsächlich darauf hin, durch Anempfehlung der äußeren Gnadenmittel der Kirche den Menschen Sicherung in diesem oder jenem Leben vor den Anfechtungen der bösen Mächte, die ebenfalls möglichst aus ihm hinaus als Teufel oder Dämonen gesetzt wurden, und vor den Folgen der Hingebung an ihre Verlockungen durch ewige Pein im Jenseits zu warnen. Dabei vermehrte er die Qualen in Folge der Sündenschuld, welche ohnehin die Phantasie der Zeit nicht groß und plastisch genug sich vorzubilden vermochte, noch durch die bestimmte Ausführung einer erst seit Augustin aufgekommenen Vorstellung des Läuterungsfeuers, in welchem die Seelen der Abgeschiedenen einstweilen gleich nach dem Tode bis zu dem jüngsten Gerichte ihre Vergehen büßen sollten. So wenig in der früheren kirchlichen Lehre oder gar in den heiligen Schriften irgend ein directes Zeugniß als Ausgangspunkt für diese Lehre gebraucht werden konnte, so sehr wurde sie doch, weil sie ganz in die Richtung der Phantasie und des Gemüthslebens der Zeit einging, mit Beifall aufgenommen und ohne Widerspruch ein integrirender Theil der katholischen

Glaubenssätze. Das Meßopfer wurde als das einzige Linderungsmittel für diese endlichen, aber über alle menschlichen Begriffe hinaus gehenden Qualen betrachtet, wie es ja auch als das Hauptheilmittel für die im wirklichen Leben befindlichen Christen galt. Da seine Verwaltung in den Händen der Diener der Kirche lag, so stieg auch die Bedeutung derselben, die jetzt auch noch über das Grab hinaus das Wohlsein des Einzelnen gewissermaßen in ihrer Hand hatten, in ihrer eigenen und der Vorstellung des Volkes, und in demselben Maße auch das Ansehen des höchsten von ihnen allen, des römischen Papstes, ohne daß weder er selbst noch seine Zeitgenossen diesem allgemeinen Gefühl der geistigen Abhängigkeit und Unterthänigkeit durch genaue Formulirung einen ganz bestimmten Ausdruck gaben, wodurch auch nur die unendliche Entwicklungsfähigkeit des ganzen Verhältnisses beschränkt worden wäre.

Siebentes Kapitel.

Die Entwickelung des fränkischen Reiches von Chlodwigs Tode bis zur völligen Bedeutungslosigkeit der königlichen Macht am Ende des siebenten Jahrhunderts.

Papst Gregor I, der in so vielfacher Beziehung schon als Mittelpunkt der Geschichte des Abendlandes angesehen werden darf, sah sich in seiner äußeren Stellung doch noch ganz in der herkömmlichen Weise seiner Vorgänger zunächst auf den Schutz der oströmischen Kaiser angewiesen. Er versäumte zwar nicht, mit den mächtigsten Völkern und Herrschern des Occidents Verbindungen anzuknüpfen, die für die Zukunft allerdings die Möglichkeit einer Lösung des bisherigen Abhängigkeitsverhältnisses in sich trugen, aber für den Augenblick keineswegs darauf hindeuteten oder auch nur in diesem Sinne gemeint waren. Das Interesse für die katholische Kirche, mit welchem zuletzt freilich die Machtentwickelung und Selbstständigkeit des römischen Stuhles identisch war, leitete Gregor in seinen Bemühungen für die Bekehrung der Angelsachsen, der arianischen Langobarden und Westgothen. Es wurde von ihm auch die schon seit Papst Anastasius angeknüpfte Verbindung mit dem fränkischen Reiche verhältnißmäßig lebhafter im Gange erhalten, als von seinen sämmtlichen Vorgängern; aber auch so ging sie nicht aus dem herkömmlichen Geleis achtungsvoller Freundschaftsbezeugungen gegen die Könige und einzelner Bitten im Interesse der Kirche hinaus. Die Zustände des Frankenreiches seit Chlodwig boten allerdings dem Papstthum kaum Gelegenheit zur Anknüpfung organischer Wechselbeziehungen dar.

Chlodwig selbst verdankte in der That seine welthistorische Bedeutung zum größten Theil dem richtigen Instinkte, der ihn das Interesse der katholischen Kirche mit dem seines Reiches und seiner Dynastie identificiren lehrte. Er wurde in der Mitte seiner Laufbahn durch einen baldigen Tod dahingerafft, als es darauf ankam, zu zeigen, ob er das neue Princip, welches er nach außen hin zur glänzenden Erweiterung seiner Macht so fruchtbar angewandt hatte, auch in seinen übrigen möglichen Consequenzen auszubeuten verstehe.

Nach seinem Tode ward sogleich ein Hauptmoment der Größe und Weltstellung des Frankenreiches, die Einheit des Staates, außer Acht gelassen. Chlodwig hinterließ von zwei Frauen vier Söhne, die alle auf das Erbe zu gleichen Theilen Anspruch machten, gerade so, als wenn die ganze Hinterlassenschaft des Vaters in bloßem Privatbesitz bestünde. Es kam zu einer Ländertheilung, in welcher Theodorich, der älteste der Söhne, Ripuarien sammt den alemannischen Eroberungen und die Champagne, Chlotar das altsalische Land und den größten Theil der Besitzungen des Syagrius (s. o. S. 33), Chlodomir Armorika und die Gegend von Paris, Childebert Aquitanien erhielt, so daß zwei überwiegend von Römern, eine überwiegend von Deutschen, und eine von gemischter Bevölkerung bewohnte Ländermassen entstanden. Zwischen diesen vier Reichen bildete die Gemeinsamkeit des fränkischen Namen und die Gleichheit der Hauptinteressen ein ideales Band, dessen Haltbarkeit nach den persönlichen Eigenschaften der Herrscher sich sehr verschieden erweisen konnte. Damals war das Gefühl für die Größe des fränkischen Volkes in Folge der Heldenthaten Chlodwigs noch in solcher Stärke vorhanden, daß die Kraft des Frankenreiches wenigstens für das nächste Menschenalter zur Action nach Außen durch die Theilung nicht vermindert, im Gegentheil durch eine höchst wirksame Rivalität seiner verschiedenen Beherrscher noch erhöht schien.

Die drei jüngeren Brüder, die Söhne der burgundischen Chlotilde, versuchten zunächst mit vereinten Kräften der Selbstständigkeit des burgundischen Reiches ein Ende zu machen. Schon Chlodwig hatte den König Gundobald besiegt, war aber, wie bereits bemerkt (s. o. S. 39), durch das Dazwischentreten des ostgothischen Königs Theodorich an der rücksichtslosen Ausbeutung seines Sieges gehindert worden. Gundobald blieb bis zu seinem 516 erfolgten Tode im Besitz des Thrones, wenn auch in einer Art von Abhängigkeitsverhältniß zu dem fränkischen Herrscher, das ihn wenigstens zur Bundeshülfe im Krieg verpflichtete. Gundobald suchte die letzte Hälfte seiner Regierung vorzugsweise zur inneren Kräftigung seines Staates zu benutzen. Er gab sich namentlich viele Mühe, die mißliche Stellung der beiden Religionsbekenntnisse, des Arianismus und Katholicismus, durch Anbahnung einer friedfertigen Duldsamkeit von beiden Seiten, worin er mit eigenem Beispiel voranging, zu verbessern, aber ohne rechten Erfolg. Auch die gänzlich gelockerten Bande des Rechts und der Verfassung versuchte er durch eine umfassende legislatorische Thätigkeit wieder zu befestigen. Burgunden und Römer erhielten durch ihn Gesetzbücher. In demjenigen, welches er für seine Stammgenossen verabfassen ließ, wurde das alte burgundische Gewohnheitsrecht durch manche neue, theilweise aus römischen Rechtsanschauungen entnommene Zusätze verändert, besonders um Eigenthum und persönliche Sicherheit, die bei der eingerissenen allgemeinen Verwirrung beide schwer gefährdet waren, kräftiger als bisher von Seite des Staates zu beschützen. Aber alle solche Gesetze konnten doch nicht der eingerissenen Auflösung aller Verhältnisse steuern. Die vornehmen römischen und burgundischen Familien respektirten jetzt, wo jede Opposition im Reiche an den Franken einen furchtbaren Rückhalt fand, die strengeren königlichen Gesetze noch weniger als sonst und die

Feindseligkeit zwischen Katholiken und Arianern wurde durch die mißglückten Vermittlungsversuche des Königs erst wieder recht angefacht.

Auf Gundobald folgte 516 sein Sohn Sigmund, der schon vor seiner Thronbesteigung der katholischen Kirche angehörte und den Katholicismus sogleich 517 auf einer zu Epaon gehaltenen Reichssynode als allein gültiges Bekenntniß des ganzen burgundischen Volkes proklamirte. Wie wenig auch damit dem burgundischen Staate geholfen war, ergab der Krieg, den die Söhne der Chlotilde gegen ihn im Jahre 525 begannen. Sigmund wurde sammt seiner Familie von den Franken gefangen und von Chlodomir grausam ermordet. Damit war die Blutschuld, die Gundobald, Sigmunds Vater, durch die Ermordung seines Bruders Childebert, des Vaters der Chlotilde, sich aufgeladen hatte, gesühnt, aber das burgundische Reich noch nicht zerstört. Godomar, Sigmunds Bruder, raffte die letzten Kräfte seines Hauses und Volkes zusammen und leistete damit den Franken glücklichen Widerstand, der Chlodomir das Leben kostete und die beiden andern Brüder zwang, fürs Erste ihren Eroberungsplan aufzugeben. — Theodorich, Chlodwigs ältester Sohn, richtete seine Thätigkeit naturgemäß nach Osten zur Eroberung des noch nicht den Franken unterworfenen inneren Deutschlands. Hier bestand als eine Mittelmacht zwischen Franken und Ostgothen ein Reich der Thüringer, das seinen Einfluß von der Donau bis zum Harz, von der Grenze der chattischen Franken bis zur Elbe verbreitet hatte. Aber durch Zwietracht in der herrschenden Familie und von Außen durch seine nördlichen Nachbarn, die Sachsen, durch seine östlichen, die Avaren und Slaven, und durch seine westlichen, die Franken, war es schon zu Chlodwigs Zeit so bedrängt, daß es nur durch den Schutz des ostgothischen Königs Theodorich sich halten konnte. Dieser hatte seine Nichte Amalaberga dem einen thüringischen Fürsten Hermanfried verheirathet, zum sichtbaren Zeichen seiner Protection. Als Theodorich 526 starb, benutzte der fränkische König Theodorich sogleich die Gelegenheit, um die Thüringer anzugreifen. Er verband sich dazu mit seinem Bruder Chlotar und machte der Selbstständigkeit des Reiches und dem königlichen Hause nach mehreren höchst blutigen und gefährlichen Feldzügen 530 ein Ende. Der größte Theil des thüringischen Reiches wurde nun unmittelbar mit dem ostfränkischen Reiche Theodorichs vereinigt, das Land nördlich von der Unstrut aber den Sachsen überlassen, die dafür dem Namen nach die fränkische Schutzhoheit anerkannten.

Wie die Unterwerfung von Thüringen nur durch eine Vereinigung mehrerer Frankenkönige möglich wurde, so erfolgte auch die von Burgund erst, als sich Theodobert, Theodorichs Sohn, der seinem Vater 534 gefolgt war, mit seinen Oheimen verband. Das burgundische Volk blieb auch, nachdem es die fränkische Herrschaft anerkannte, bei seiner bisherigen Verfassung, und insofern sogar in einer gewissen politischen Selbstständigkeit, als Burgund von nun an gewöhnlich ungetheilt einem der Erbberechtigten aus der merovingischen Familie als eigenes Reich gegeben wurde.

Theodobert setzte die Eroberungslaufbahn seines Großvaters und Vaters im größten Style fort. Er benutzte den Untergang des ostgothischen Reiches, um den Rest von Alemannien und das bairische Land sich zu unterwerfen (s. o. S. 56); er versuchte sogar während des Krieges zwischen den Oströmern und Gothen Italien für sich zu erobern, und es gelang ihm, wenigstens den größten Theil von Oberitalien bis zu seinem Tode zu behaupten. Er war es, der das Ansehen des fränkischen Namen nach Außen hin am Meisten repräsentirte, und der selbst den Kaiser Justinian zwang, trotz seiner universalmonarchischen Phantasien mit ihm auf völlig gleichem Fuße, nicht als Gebieter der Welt, zu unter-

handeln. Der letzte Rest der mehr nominellen als factischen Abhängigkeit, in die Chlodwig einst durch die Annahme des Patriciats und Consulats eingetreten war, erlosch jetzt von selbst, und Theodobert seinerseits begann, wie man wenigstens in Constantinopel glaubte, an die Wiederherstellung des römischen Weltreichs durch die Franken und an einen großartigen Eroberungszug gegen den Orient zu denken. Doch starb er schon 548, und befreite nicht bloß die Byzantiner, sondern auch seine Oheime von einer großen Furcht. Sein minderjähriger Sohn Theodebald vermochte kaum das Reich seines Vaters zu behaupten. Er starb sehr jung, schon 555. Sein Reich fiel an seine beiden Oheime Childebert und Chlotar. Childebert starb ebenfalls ohne Söhne 558, und so wurde das ganze fränkische Reich wieder in der Hand Eines Herrschers vereinigt.

Aber diese Vereinigung dauerte nur drei Jahre. Schon 561, wo Chlotar starb, theilten seine vier Söhne, wie es einst Chlodwigs Söhne gethan hatten. Charibert erhielt Aquitanien, Guntram Burgund, Sigebert die älteren und neu eroberten deutschen Länder, für die seit dieser Zeit der Name Austrien in Gebrauch kam, Chilperich Armorika, das Land des Syagrius, und das salische Stammland, was alles von jetzt an gewöhnlich Neustrien genannt wurde. Die vier Brüder versuchten zwar auch noch, wie es in der Natur ihres Geschlechtes und der Zeit lag, ihren Besitz nach Außen zu erweitern, aber schon nicht mehr auf Kosten ihrer fremden Nachbarn, sondern jeder Bruder auf Kosten des andern. Von einer Einheit war jetzt nichts mehr zu erkennen: sie befriegten einander mit allen möglichen erlaubten und noch mehr unerlaubten Mitteln, und die ganze weitere Geschichte des fränkischen Volkes und Reiches drehte sich fortan zunächst um die Familienzwistigkeiten der Herrscher, die, ursprünglich aus ungemessener Habsucht entstanden, durch den Zusatz anderer Momente persönlicher Feindschaft sich zu völlig dämonischem Wüthen gegen das eigene Geschlecht verkehrten.

Besonders bemerkenswerth ist die lebenslange Feindschaft zwischen Sigebert von Austrien und Chilperich von Neustrien. Sie wurde aufs Heftigste geschürt durch den Haß der Brunehilde, der Gemahlin Sigeberts, gegen Fredegunde, die einst das Kebsweib Chilperichs gewesen, dann aber nach der Verdrängung seiner rechtmäßigen Gemahlin Galeswintha, Brunehildes Schwester, auf den fränkischen Thron erhoben worden war. Schon 576 wurde Sigebert auf Anstiften der Fredegunde ermordet. Brunehilde rächte sich dadurch, daß sie Meroveus, den Sohn Chilperichs, zum Aufstand gegen seinen Vater bewog. Als er darin zu Grunde ging, mußte Chilperich durch Meuchelmord sterben 584. Da er nur einen ganz jungen Sohn, Chlotar, hinterließ, so schien damit Brunehildes Rache glücklich vollbracht. Aber als ihr Sohn Childebert II 596 starb, übertrug sich die Feindschaft, die bisher das fränkische Königshaus gespalten, auch auf den kleineren Kreis der Herrscherfamilie in Austrien. Theodobert und Theodorich, Childeberts Söhne, befriegten einander mit derselben Wuth, wie einst Sigebert und Chilperich, und im Hintergrund stand Brunehilde, ihre Großmutter, die jede Regung der Versöhnlichkeit bei ihnen zu unterdrücken wußte. Theodobert, von Theodorich geschlagen und gefangen, wurde mit seinem Sohne ermordet, aber kurz darauf starb auch Theodorich mit Hinterlassung eines Sohnes, Sigebert. Für ihn suchte Brunehilde wenigstens Austrien zu retten, als für den Letzten ihres Geschlechtes, indessen erfolgte ein allgemeiner Abfall der Großen des Landes, der die Herrschaft an Chlotar II, Chilperichs Sohn, und Brunehilde selbst zu einem mit wilder Grausamkeit qualvoll verlängerten Tode brachte, 613.

In den fast fünzig Jahre lang ununterbrochenen inneren Kämpfen hatten die fränkischen Könige sehr oft Gelegenheit gehabt, ihre Macht rücksichtslos gegen ihre Widersacher zu gebrauchen. Aber ebenso oft waren sie gezwungen gewesen, sich in die Umstände zu fügen, mit offenkundigen Feinden sich freundlich zu stellen und selbst Hohn und Uebermuth stillschweigend zu dulden. Nach der Beendigung der inneren Kämpfe blieb dem Königthum schon deßhalb jene ideale Glorie, die es unter Chlodwig und seinen nächsten Nachfolgern umgeben, entzogen: man hatte es zu oft in den schwächsten Stunden, von allen Seiten bedrängt und nur durch äußere Kräfte dem Untergang entrissen gesehen, als daß man noch an seine unüberwindliche Majestät hätte glauben sollen. Namentlich vergaßen es die großen und reichen Familien des Landes nicht, daß sie es gewesen, die durch ihren Beistand den einen König geschützt und gehoben, durch ihren Abfall einen andern geschwächt oder gar gestürzt hatten. Im Laufe des Bürgerkrieges waren sie ganz unwillkürlich in engeren Verband mit einander gekommen, als vordem: es bildete sich in ihnen eine Art von corporativem Ganzen noch ohne alle feste Organisation und ohne bestimmte staatsrechtliche Stellung, aber doch schon mit deutlich wahrnehmbaren Ansätzen zu einer Abschließung als bevorrechteter Stand. Sie konnten um so eher dazu gelangen, weil sie schon eine andere zahlreiche Klasse der gesammten Bevölkerung auf demselben Wege vorangegangen sahen. Dies war der höhere Clerus des Reiches. Er war als Hauptvertreter der Kirche schon von Chlodwig nicht bloß durch formale Ehrenbezeugungen, sondern auch durch reellere Vergünstigungen verschiedener Art als die erste und bevorrechtete Klasse seiner Unterthanen anerkannt worden. Seine Söhne und nächsten Thronfolger gingen auf seinem Wege fort. So war allmählig zu der an sich schon sehr großen Masse von liegenden Gütern und beweglichem Eigenthum aller Art, die die gallische Kirche unter die fränkische Herrschaft mitbrachte, noch ein höchst ansehnlicher Zuwachs hinzugekommen, der ihre materielle Stellung ohne Vergleich zu der begünstigtesten im ganzen fränkischen Reiche machte. Der Kirche ergebene Könige sorgten dafür, daß sie auch von anderer Seite her sich noch immer verbesserte. Eine lange Reihe von Privilegien, die einzelnen Kirchen ertheilt wurden und die sich bald so sehr häuften, daß im Ganzen kein Bisthum oder kein nur irgend renommirtes Kloster leer ausging, sicherten nicht bloß den erworbenen Besitzstand, oder gaben Vergünstigungen für künftige Erwerbungen, sondern verliehen auch Steuerbefreiung oder überließen eine Menge königlicher Einkünfte an den Schutzpatron der benachbarten Kirche und seinem zeitlichen Vertreter, dem Bischof oder Abt. So concentrirte sich in den Händen der höheren geistlichen Würdenträger ein Reichthum, der schon an und für sich nach der Weise der Zeit Achtung gebietend wirken mußte, selbst wenn man die mystischen Qualitäten der Institution, welcher er als Gesammtbesitz gehörte, und ihrer Repräsentanten dabei nicht in Anschlag brachte. Allerdings blieb diese außerordentlich günstige Stellung der Kirche nicht ohne äußere Anfechtung. Die Könige fühlten sich auf der einen Seite in der Ehre, die sie der Kirche anthaten, selbst am meisten geehrt: es war dies gewissermaßen das Palladium, an welches der Ruhm und das Glück des merovingischen Hauses unlösbar gefesselt erschien, wie es Chlodwigs und seiner nächsten Nachfolger Beispiel deutlich erwies, die groß und durch die ganze Welt berühmt geworden waren, weil sie der rechtgläubigen Kirche allen Schutz und alle Begünstigungen erwiesen hatten, die sie selbst als Zeichen frommer Gesinnung forderte. Auf der andern Seite aber fühlten sie sich auch in doppelter Hinsicht nicht wenig beengt. Einmal entschwand ihnen durch eine naturgemäß immer mehr sich steigernde Freigebigkeit diejenige Grundlage ihrer Macht, die

sie mit richtigem Instinkt als die wichtigste ansahen, der unermeßliche Grundbesitz, den sich Chlodwig einst für sich und sein Geschlecht zugeeignet hatte. Schon in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts konnte der König Chilperich von Neustrien mit Recht sagen, daß er und sein Haus arm, die Bischöfe aber reich geworden seien. Dann fühlten die Könige auch recht wohl, daß ihre eigene Autorität in dem Maße ihre Wurzeln zu verlieren beginne, als sich die der Kirche oder einzelnen Bischöfe immer fester begründe, namentlich seitdem zwischen der Kirche und dem andern bevorrechteten Stande, dem Adel, eine immer innigere Verbindung sich vollzog. Beide verband zunächst das gemeinsame Interesse des großen Grundbesitzes gegenüber der königlichen Macht. Beide waren noch darauf angewiesen, auf diesem oder jenem Wege von dem Königthum Vortheil zu ziehen, um die materielle Basis ihrer Stellung möglichst zu consolidiren und zu erweitern. Beiden mußte daran liegen, daß nicht der persönliche Wille der einzelnen Herrscher, sondern die Berücksichtigung ihrer Standesinteressen der äußeren und inneren Politik der verschiedenen Frankenreiche ihren Weg vorzeichnete. Die langwierigen Bürgerkriege seit der Ermordung der Galeswintha waren fast durchaus das Resultat rein persönlicher Stimmungen der Herrscher. Die kirchliche und weltliche Aristokratie fühlte sich anfänglich noch lange nicht kräftig genug, um durch entschiedenen Protest die Betheiligung daran abzulehnen, zumal da der Privategoismus einzelner Großen, der ungestüme Geist der Kampf- und Rauflust, der durchweg in Allen lebte, ein zu bedeutendes Gewicht in die Wagschale der königlichen Autorität legte, als daß eine verständige Berechnung des Gesammtvortheils dagegen hätte aufkommen können. Indessen gaben die Gräuel der Zeit, die schweren Verluste und Geschicke, die vorzugsweise über Einzelne, im Ganzen aber doch über Alle hereinbrachen, nach und nach Gelegenheit, eine vernünftigere Berechnung walten zu lassen. In Folge davon geschah, daß die gesammte geistliche und weltliche Aristokratie des östlichen Frankenreichs 613 zu Chlotar übertrat, weil sie so allein auf eine Beendigung des fünfzigjährigen, in ihren Augen ganz zwecklos gewordenen Blutvergießens hoffen konnte. Der Erfolg entsprach ihren Berechnungen: die größere Reichseinheit ward wieder hergestellt und die inneren Zustände, zunächst das Verhältniß des Königthums zu der Kirche und der weltlichen Aristokratie gewannen eine ganz andere, den Bedürfnissen beider Stände viel zusagendere Grundlage als vordem. Sie begnügten sich gerne mit der königlichen Versicherung, daß alle die Beschwerden, die bisher Kirche und Laien wegen Verletzung ihrer hergebrachten Rechte führen mußten, künftighin abgethan sein und daß Neuerungen in den allgemeinen staatsrechtlichen Zuständen nicht ohne die Zufriedenheit beider, also nicht mehr wie bisher in Folge königlicher Machtvollkommenheit eingeführt werden sollten. Ihr eigene corporative Kraft bürgte ihnen dafür, daß diese Versprechungen gehalten wurden.

Die fränkische Kirche war somit von selbst zu einer vorzugsweisen Berücksichtigung ihres äußeren Bestehens und ihrer Stellung im Staate getrieben worden. Als sie einmal gewisse Resultate erreicht sah, so war es begreiflich, daß sie nicht wieder in ihre einstmalige, von dem großen Weltlauf und den Tagesereignisse abgeschlossene Position zurückging, die ihr freilich nach dem, was die Kirche von sich selbst dachte und forderte, viel angemessener gewesen wäre. Nun aber erschienen die Bischöfe zunächst als Staatsmänner, wenn auch nur in dem Sinne, daß sie ihren Einfluß geltend machten, um das bereits Erworbene zu schützen. Indessen damit begnügten sich die wenigsten. Ohne daß für die Gesammtstellung der Kirche schon ein klar und bestimmt formulirtes Ziel gefunden war, schwebte doch ihren Vertretern das Bild einer noch größeren

Unabhängigkeit von der weltlichen Macht und eines noch geehrteren und glanzvolleren Zustandes als Ideal der Zukunft vor. Die königliche Gewalt allein betrachtet war von jetzt an freilich nicht mehr im Stande, große Befürchtungen oder große Hoffnungen zu erregen. Nach dieser Seite hin fand sich die Kirche im Bund mit der weltlichen Aristokratie ziemlich gesichert, und ebenso wußte sie, daß dem Königthum die Mittel nicht mehr zu Gebote standen, mit denen es einst der Kirche so rasch zu Reichthum und Ansehen verholfen hatte. Was hier zu gewinnen war, erschien nur als eine immerhin nicht verachtungswerthe Nachlese nach einer überreichen Ernte, und die Kirche war klug und gebildet genug, um auch diese nicht zu verschmähen.

Das Hauptaugenmerk mußte sich jetzt nach anderen Richtungen wenden. Zunächst bot die Verbindung zwischen Kirche und Aristokratie manche bedenkliche Seiten dar. So lange beide gegen den beiden gleich gefährlichen königlichen Absolutismus standen, waren sie übersehen worden. Jetzt aber zeigte sich, daß jeder der Verbündeten auf Kosten des anderen nach Separatvortheilen trachtete, die ihm der andere unmöglich zugestehen konnte, wenn er nicht auf den Gewinn des Kampfes verzichten wollte.

Indem die Kirche einen zugleich auf weltliche Macht und geistliche Autorität gegründeten Primat im Reiche beanspruchte, fühlte sich die Aristokratie, die bloß auf das erste der beiden Momente reflectiren konnte, nicht bloß von der ersten Stelle im Staate verdrängt, sondern überhaupt in allen ihren Errungenschaften bedroht. Schon der einzige Umstand reichte hin, ihr die ernstlichsten Besorgnisse einzuflößen, daß sich der Besitzstand der Kirche fortwährend, und zum Theil auf ihre Kosten, durch Schenkungen und Stiftungen aller Art vergrößerte, während der ihrige in gleichem Verhältniß sich mehr und mehr verringerte. Es entstand daher auch eine Spannung zwischen den beiden Ständen, die bald in heftigen Explosionen ausbrach. Dieselben Beeinträchtigungen und offenbaren Gewaltthaten, die einst von der Kirche den Königen vorgeworfen worden waren, erlaubte sich jetzt die weltliche Aristokratie, und die Kirche konnte sich nicht derselben Waffen zur Abwehr bedienen, oder wenn sie es in einzelnen Fällen versuchte, so vermehrte dies nur ihre ungünstige Lage. Erwog sie die anderen innerhalb ihres Bereiches liegenden Mittel des Widerstandes, so durfte sie auf die Kraft der einen keine große Hoffnung setzen, während ihr ein anderes oft in sehr gefährlichen Momenten half. Die fränkische Aristokratie dieser Zeit war nur in seltenen Fällen dem Einfluß der geistigen Mittel zugänglich, welche die Kirche in reicher Fülle besaß, deren Wirksamkeit aber selbstverständlich von der religiösen Stimmung derer abhing, gegen die sie angewandt wurden. Theils hatte die wilde Zeit die Rohheit des eingeborenen Barbarenthums bei ihr so herausgetrieben, daß sie sich allein in trotziger Bethätigung ihrer Kraft und ihres Uebermuthes befriedigte, und die Möglichkeit eines Zustandes, in welchem nach anderem Maß gemessen wurde, als sie es in ihrem Leben und Treiben zu thun pflegte, nicht sich vorzustellen vermochte. Alle Hinweisungen auf eine höhere unsichtbar waltende Macht, die die Geschicke der Menschen lenkt und nach den Gesetzen ihrer eigenen Gerechtigkeit ihnen schon jetzt oder in einer zukünftigen Ferne Lohn oder Strafe zuertheilt, berührten die Nerven so gearteter Leute nicht im Mindesten. Und doch liefen alle geistigen Mittel, die der Kirche zu Gebote standen, immer auf diese Hinweisung auf ein Transcendentales hinaus, das nur gelegentlich durch Wunder und Zeichen auch in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sichtbar eingriff. Aber auch diese Wunder und Zeichen, die in keiner Periode der kirchlichen Entwickelung und in keinem Lande häufiger sich ereigneten, als damals im Frankenreiche, konnten nur

selten den übermüthigen Unglauben der Feinde und Verfolger der Kirche bis zur demüthigen Zerknirschung brechen, gewöhnlich, namentlich da auch für ziemlich blöde Augen der Causalnexus solcher Begebenheiten zu deutlich hervortrat, fügten sie dem Trotz der Kirchenfeinde nur noch Hohn und Verachtung bei. Diejenigen aber, die religiösen Eindrücken zugänglicher waren, konnten nichts desto weniger ihren sonstigen Gelüsten auf den reichen Besitz der Kirche und ihrem neidischen Haß gegen die bevorrechteten Nutznießer desselben fröhnen, ohne sich in unlösbaren Zwiespalt mit ihrem eigenen Bewußtsein zu setzen. Die Kirche hatte ja von Anfang an immer großes Gewicht darauf gelegt, daß keine Sünde, kein Verbrechen so schwer sei, das nicht durch den Beweis aufrichtiger Reue gesühnt werden könne. Als eine aufrichtige Bethätigung solcher aufrichtigen Buße hatte sie vornämlich die Freigebigkeit gegen die Kirche selbst hingestellt, und Massen von Gütern und Haufen von Gold, die ihr von allen Seiten zum Heil von schuldbelasteten Seelen zuflossen, bewährten, daß diese kirchliche Ansicht ganz im Geiste einer Zeit war, die den Besitz als das höchste Gut verehrte und sich gewöhnt hatte, alle Arten von bürgerlichen Verbrechen mit Geld zu sühnen. Aber die Consequenzen dieser Sitte konnten sich auch nach einer Seite hin kehren, wo es der Kirche minder angenehm war. Da alle Verbrechen auf diese Weise sich büßen ließen, und da eine solche Buße den Uebelthäter in seinem eigenen Bewußtsein meist für immer mit seiner Schuld abfand, so konnten natürlich auch Vergehen gegen die Kirche, zunächst unrechtmäßiger Eingriff in ihr Vermögen, und darum handelte es sich gewöhnlich, durch eine spätere Freigebigkeit des Uebelthäters wieder ins Gleiche gebracht werden, und es ereignete sich oft genug, daß sich mächtige Feinde der Kirche, die ihr ganzes Leben hindurch derselben alle mögliche Unbill ungescheut zugefügt hatten, auf dem Todtenbette durch eine mäßige Schenkung aus dem geraubten Gute mit ihr und mit dem Himmel abzufinden vermeinten.

Nützlicher für die Kirche war es, daß sie in der weltlichen Aristokratie selbst nur ein im Allgemeinsten gegen sie geschlossen operirendes Ganze, im Einzelnen aber tiefgehende Spaltungen und Gegensätze vorfand, die sie zu ihrer Deckung benutzte. Auch diese traten erst von der Zeit an sichtbar hervor, wo sich das Königthum den vereinten Anstrengungen der Kirche und der Aristokratie hatte beugen müssen. Die Aristokratie des ganzen Frankenreiches hatte wohl dem Königthume und der Kirche gegenüber im Ganzen dieselben Interessen, und ihre socialen und staatsrechtlichen Verhältnisse waren auch im Ganzen überall gleich. Nichts desto weniger machten doch die großen geographischen und ethnographischen Abtheilungen im Reich auch in dieser Körperschaft bedeutende Einschnitte. Die Aristokratie des austrischen Reiches fühlte sich doch fremdartig abgestoßen von der in Neustrien und Aquitanien, und der burgundische Adel wollte auch wieder etwas ganz Besonderes für sich sein. Soweit dabei nicht der trotz aller noch vorhandenen äußeren Aehnlichkeit schon sich ankündigende instinctive Widerwille der verschiedenen Nationalitätskeime im Spiele war, die sich neben einander und im Gegensatz zu einander bereits zu entwickeln begannen, lag diesen Gegensätzen die an sich ganz praktische Betrachtung zu Grunde, daß, da einmal verschiedene Hauptgliederungen des fränkischen Reiches und Volkes existirten, jede von ihnen darauf angewiesen sei, die erste Rolle im ganzen Reiche zu spielen und die anderen ihren speciellen Interessen unterzuordnen. Dieß und das erste, die instinctive Abneigung der Nationalitäten, machten es fast unmöglich, daß die gesammte Aristokratie des Frankenreiches zu gemeinschaftlichem Handeln, am wenigsten zu einer gleichmäßigen, gemeinschaftlichen Politik, etwa

gegen die Kirche, zu gelangen vermochte und schon dieser Umstand war für die Kirche von großem Gewichte.

Noch günstiger für sie waren die ebenso naturgemäßen Feindseligkeiten, die wieder jede der aristokratischen Hauptmassen bei näherem Einblick in ein nach allen Seiten zerrissenes und bis auf den Grund zerspaltenes Terrain verwandelten. Alle möglichen Antriebe der Privatleidenschaften der Einzelnen sowie alte Familientraditionen trugen das ihrige dazu bei, um wilde Ausbrüche des Hasses und des Neides fortwährend herauszutreiben, auf die fast immer eine ebenso wilde Rache folgte. Je weniger sich das Königthum im Stande sah, die ganze Corporation oder ihre einzelnen mächtigeren Glieder in strenger Unterwürfigkeit zu halten, desto heftiger wogte das Getriebe der inneren Fehden und Kämpfe gegen einander, die nur in der gegenseitigen Erschöpfung oder in dem Haß gegen einen Dritten, selten in einer aus dem gemeinsamen Interesse des ganzen Standes gebotenen Thätigkeit nach Außen momentane Ruhepunkte fanden. Wenn die Kirche sich mit kluger Benutzung der Verhältnisse und der Persönlichkeiten ohne innere Parteinahme doch der streitenden Parteien bediente, gelang es ihr oft, die Uebermacht der einen ihr gefährlichen durch die andere im Schach zu halten. Häufig freilich verfehlte sie dieß Ziel, indem die Bischöfe und Aebte, die zum großen Theil aus der Mitte der weltlichen Aristokratie hervorgingen, auch die Traditionen ihrer Familie in ihre neue Stellung mit hinüber nahmen, und sich derselben im Sinne ihrer ererbten Familienneigungen oder Abneigungen bedienten.

Die weltliche Aristokratie hatte es bereits bis zu einer stehenden Ueberwachung des von ihr beschränkten Königthums durch einen eigenen geborenen Vertreter der aristokratischen Interessen gebracht. Dieß war der sogenannte Major domus regiae, ursprünglich der oberste Beamte des königlichen Palastes, Oberaufseher über die Umgebung des Königs und sein nächstes Werkzeug in allen den Angelegenheiten, die sich auf das Hausvermögen und die königlichen Einkünfte oder auf die königlichen Schenkungen und Verleihungen bezogen. Durch seine unmittelbarste Nähe bei der königlichen Person und durch seinen Einfluß auf diejenige Seite des königlichen Waltens, die am meisten nach Außen hin empfunden wurde und die die subtilsten Privatinteressen berührte, war dieses Amt bald zu einer Wichtigkeit gediehen, die ihm auch außerhalb des Palastes die erste Stelle im Staate gab. Ohne daß eine bestimmt formulirte Begrenzung der Machtbefugnisse des Major domus versucht wurde, erschien derselbe nach und nach als der befugte Vertreter des Königs in aller der Thätigkeit, in welcher sich derselbe möglicherweise nur bewegen konnte. Ursprünglich stand natürlicherweise die Ernennung dieses Beamten bei dem König selbst, aber in den Zeiten der Bürgerkriege änderte sich dieß. Je mehr die Bedeutung der Könige von dem guten Willen ihrer Aristokratie abhing, um so mehr strebte diese nach gewissen Garantieen für sich selbst. Es konnte ihr nicht gleichgültig sein, wer die höchste Stellung nach dem König einnahm, und ebenso konnte auch dieß Amt selbst nur dann eine Bedeutung haben, wenn es nicht gegen die offenkundige Willensmeinung der Vornehmsten besetzt wurde. So bildete sich allmählig die schon zu Chlotar II Zeit durchgedrungene Praxis, daß die Würde des Major domus durch eine Art von Wahl von Seiten der Aristokratie, natürlich mit folgender königlicher Bestätigung, vergeben wurde. An und für sich war das Amt an die Person des Königs geknüpft: solange es also nur einen König im Frankenreiche gab, hätte es auch nur einen Major domus geben sollen. Da indessen die Aristokratieen der einzelnen Hauptabtheilungen des Gesammtreiches sich gegen einander schon so fest abgeschlossen hatten, so bildete sich in Folge davon die

Praxis, von der man erst später unter ganz andern geschichtlichen Verhältnissen abging, daß für jedes der drei Hauptreiche stets ein besonderer Major domus den König oder vielmehr die Interessen der Aristokratie gegen das Königthum zu vertreten habe. So gab es also einen Major domus für Auster, einen zweiten für Neuster und einen dritten für Burgund. Diese drei Majores domus repräsentirten recht eigentlich die nie rastende Eifersucht der drei Haupttheile des Reiches, denn jeder von ihnen war gänzlich darauf angewiesen, in der Schwächung des andern seine eigene Erhebung zu sehen. Dieß rettete zugleich die Existenz der königlichen Familie, die einem Major domus gegenüber unfehlbar der völligen Vernichtung preisgegeben war, während sie sich jetzt durch eine Schwebepolitik zwischen den dreien noch viel länger hinaus als man hätte erwarten sollen, nicht bloß den Namen der Herrschaft, sondern auch eine gewisse Bedeutung im Staate erhielt, die freilich weit von der Glorie des alten fränkischen Königthums entfernt war. Zwar versuchte ein Major domus von Austrasien, Grimvald, schon im Jahre 656 das legitime Königshaus ganz zu verdrängen und seinen Sohn in Austrasien zum König zu machen, allein dieser Versuch endete mit seinem und seines Sohnes Untergange. Die Aristokratie von Auster, soweit sie von der mächtigen Familie des Grimvald unabhängig war, die Kirche des gesammten Frankenreiches, sowie die einmüthige Abneigung der andern Landestheile und ihrer Majores domus gegen diese Erhebung eines aus ihrer Reihe waren damals noch im Stande, den legitimen Thron wenigstens der Form nach zu retten. Ohne daß der Sieg, der im Namen des Königthums davon getragen war, diesem in der That zu Gute gekommen wäre, hatte Grimvalds Sturz doch wenigstens die Folge, daß sich in der allernächsten Zeit solche Versuche nicht wiederholten. Desto heftiger wurde um die Entscheidung der Frage mit allen möglichen Waffen, gewöhnlich auf offenem Schlachtfelde gestritten, welcher der verschiedenen Majores domus der vornehmste sei. Eine Zeit lang schien sich der Ausschlag auf die Seite Neustriens zu neigen, wo der Major domus Ebroin bis zu seinem Sturze 687 nicht bloß selbst als fast unumschränkter Herrscher waltete, den Thron nach Belieben aber immer an Abkömmlinge der merovingischen Familie vergab und gestützt auf die ihm ergebene Fraktion der Aristokratie alle seine Feinde, vor allen Dingen aber die gesammte Kirche des Landes als die natürliche Feindin der weltlichen Aristokratie durch die gewaltthätigsten und schamlosesten Verfolgungen gänzlich zu brechen versuchte.

Nach Ebroins Untergang stieg ganz von selbst die Bedeutung des austrasischen Major domus. Dazu kam noch, daß der Mann, der damals diese Würde bekleidete, Pipin, gewöhnlich von Heristal, einer Familienbesitzung an der Maas, genannt, es vortrefflich verstand, die günstigen Verhältnisse zu benutzen. Er strebte nun seinerseits nach dem ausschließlichen Besitz des Majordomates, und es gelang ihm auch durch die Unterstützung der austrasischen Großen und die Abneigung der Neustrier und Burgunder gegen den Major domus Berthar, es zu erreichen. Die Schlacht von Testri, 687, gab dem gesammten Frankenreiche wieder einen einzigen wirklichen Herrn in Pipin, und ebenso auch einen einzigen nominellen Herrscher in der Person des neustrisch-burgundischen Königs Theodorich III, den Pipin nach dem Siege über Berthar, der im Namen Theodorichs gegen ihn zu Felde zog, auch als König in Austrien durchsetzte. Indessen fand es Pipin doch bald gerathener, jedem der Hauptreiche wieder einen eigenen Major domus zu geben, während er nur einen König für das ganze Reich beibehielt. Er fühlte sich gegenüber den einzelnen nach Selbstständigkeit strebenden Aristokratieen auch mit dem Beistand der Kirche, der ihm stets zu Theil wurde, zu schwach, die Centralisation der Herrschaft durchzuführen. Doch suchte

er den Nachtheil der Trennung dadurch zu paralysiren, daß er, während er selbst Austrien behielt, Neustrien einem seiner Söhne, Grimwald, Burgund dem andern, Drogo, gab. So war zugleich die Erblichkeit seiner Familie im Majordomat gesichert. Indessen folgten dieser ersten scheinbaren Concession bald noch weitere wirkliche, und die weltliche Aristokratie in Neustrien und Burgund erwies sich immer ungebärdiger gegen die ihr aufgedrungenen Regenten. Pipin selbst erlebte den Ausbruch eines allgemeinen Sturmes gegen seine Familie nicht mehr: er starb 714 im äußerlich unangetasteten Besitze seiner Macht.

Noch weniger als die Lösung der inneren Zerwürfnisse, die Besiegung der widerspenstigen weltlichen Aristokratie, gelang ihm unter solchen Verhältnissen die Wiederherstellung des äußeren Umfanges und der politischen Weltstellung des fränkischen Reiches. Hierin war seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts nach allen Seiten eine merkliche Verschlechterung eingetreten. Von weiteren Eroberungen, dem eigentlichen Lebensprincip solcher Völker und Staaten, wie der fränkische jener Zeit, war keine Rede mehr. Im Gegentheil verkehrte sich die frühere glückliche Offensive jetzt in eine verlustvolle Defensive. An der Ostgrenze des Gesammtreiches drängten in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Avaren von der mittleren Elbe her: König Sigebert I erlitt von ihnen schwere Niederlagen, die Austrien eine Zeit lang zu einem tributären Lande des avarischen Großchans machten. Als die Avaren seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts durch die westlichen Slavenstämme zurückgedrängt wurden, war das fränkische Reich, aber auch nur für kurze Zeit und nicht durch eigene Kraft, von dieser harten Gefahr befreit. Die Slaven, die Anfangs sich in freundlichem Einverständniß mit den Franken längs der ganzen Ostgrenze des Reiches niedergelassen zu haben scheinen, wurden bald ebenso gefährliche Feinde als die Avaren. Sie schoben von der mittleren Elbe nach dem Herzen der damals von deutschen Stämmen bewohnten Länder vor und eroberten bald die Landschaften von der Elbe bis zur Saale und zum Oberlauf des Mains. Zwar zerfiel ein slavisches Reich, das ein geborener Franke, Samo, gründete, bald wieder, aber die fränkische Grenze wurde deßwegen doch nicht gesicherter. An der italienischen Grenze gingen nach und nach alle unter Theodebert und Theodebald I gemachten Eroberungen an die Longobarden verloren, und es kostete den Franken Mühe, die Alpenpässe gegen sie zu vertheidigen. Auch gegen die Westgothen wechselten verlustvolle Kriege mit nicht sehr ehrenvollem und gesichertem Frieden ab. Dazu kam noch, daß sich innerhalb des Reichsumfanges einzelne weniger genau verbundene Glieder fast bis zu völliger Selbstständigkeit lostrennten und die Zahl und den Nachdruck der auswärtigen Feinde des Frankenreiches auf die allerbedenklichste Weise vermehren halfen.

Das sächsische Volk stand seit der Unterwerfung der Thüringer in einem Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß zu den Franken. Mehrfache Versuche von sächsischer Seite, es zu lösen, wurden von Chlotar I siegreich vereitelt. Von da ab erlosch es aber ganz von selbst und wenn sich auch noch bei den Franken die Tradition davon erhielt, so fühlten sich die Sachsen nun wieder ganz frei und bethätigten diese neu erlangte Freiheit durch einen unaufhörlichen kleinen Krieg gegen die fränkischen Grenzlandschaften. Bald ging alles fränkische Land am rechten Ufer des Niederrheins beinahe bis zur Mündung der Sieg, ein Theil der uralten Sitze der ripuarischen Franken, verloren, auch Hessen wurde ein für die Franken wenigstens ganz unsicherer Besitz, wenn es auch von den Sachsen nie dauernd erobert werden konnte.

Ebenso erschien Bayern um diese Zeit factisch ganz selbstständig, obgleich hier kein offener Trennungsversuch von dem fränkischen Reiche stattgefunden zu

haben scheint. Aber schon die enge Verbindung zwischen den Langobarden, den Feinden der Franken, und dem bayrischen Herzogshaus der Agilolfinger wies darauf hin, daß die Unterthänigkeit unter die fränkischen Könige sich bloß auf den Namen beschränkte. Nicht besser stand es in Alemannien, obgleich dieß Land der unmittelbaren Berührung des Centrums der fränkischen Nationalität und Macht viel näher lag, als Bayern oder Sachsen. Auch hier kümmerte sich der Herzog nicht viel mehr um die Befehle der fränkischen Könige und die Spuren der früheren Abhängigkeit reducirten sich höchstens auf gelegentliche Ergebenheitsversicherungen, Geschenke und Gesandtschaften an den königlichen Hof und auf die Schonung des königlichen Eigenthums innerhalb der Grenzen von Alemannien. Oft aber wurde nicht einmal so viel geleistet.

Seit 687 hatte sich im Südwesten aus dem größten Theile von Aquitanien sogar ein ganz unabhängig sein wollendes Herzogthum unter einem Fürsten aus dem merovingischen Hause, Eudo, constituirt. Die Schlacht von Testri, die außerdem die Reichseinheit wiederherstellte, wurde hier das Signal zu offener Trennung. Da Aquitanien von uralten Zeiten her als selbstständiges Glied von Gallien gegolten und in seiner Nationalität stets seine Eigenthümlichkeit innerhalb der Gemeinsamkeit der keltischen und später der gallisch-römischen Allgemeinheit sich zu bewahren gewußt hatte, so erschien dieser Versuch auch nur als eine nothwendige Folge eines natürlichen Verhältnisses, das von den Franken verkannt und mißhandelt worden war, die dieses Land nicht wie Burgund, Neustrien und Austrien in seiner relativen Integrität bestehen ließen. Hier hatte sich eine verhältnißmäßig sehr geringe fränkische Einwanderung mit den alten Einwohnern bereits viel vollständiger als sonst wo im Frankenreiche amalgamirt, und das Band der nationalen Einheit, das sonst alle Franken der verschiedenen Reiche wenigstens nach Außen hin verknüpfte, war dabei ganz bedeutungslos geworden. Der alte keltisch-römische Grundtypus herrschte ganz ausschließlich und gab der äußeren Selbstständigkeit des aquitanischen Herzogthums einen mächtigen inneren Halt, der es auf lange gegen die Wiedereroberungsversuche der eigentlichen Franken schützte.

Auch die Bretagne, die von Anfang an nur lose mit Neustrien verbunden gewesen, ging denselben Weg wie die genannten Landschaften, und endlich behauptete sich die äußerste Nordwestecke der deutschen Theile des fränkischen Reiches, die von den Friesen bewohnt wurde, gedeckt durch die Sachsen und durch die See und die Mündungen der Maas und des Rheins in voller Freiheit.

Pipin versuchte nun zwar den alten Umfang des Frankenreiches durch friedliche und gewaltthätige Mittel wieder herzustellen. Allein wenn auch seine kriegerischen Unternehmungen in den genannten Ländern sichtlich von Glück begleitet waren, so konnte er doch nicht weiter als zu einer nominellen Wiederherstellung der Herrschaftsrechte der Franken gelangen; in der That blieb das Unabhängigkeitsverhältniß der Einzelnen nach wie vor unangetastet. Nur war dieß schon ein Gewinn, daß sich die Franken durch ihn zum ersten Male wieder aus der zuwartenden Defensive, die ihnen offenbar noch mehr gekostet haben würde, herausgerissen sahen, und daß der Gedanke an eine Wiederherstellung des Reiches nicht bloß als ein heiliges Erbtheil auf die Familie des Major domus überging, sondern auch wieder unter dem fränkischen Volke selbst populär zu werden begann. Aber allerdings war nicht viel weniger als die Hälfte des Reiches, wie es einst zur Zeit Chlotar I bestanden, wieder zu erobern.

Achtes Kapitel.

Das byzantinische Reich nach Justinian bis zum Ende der Dynastie des Heraklius.

Die weltgebietende Stellung, die das oströmische Reich durch Justinian eingenommen, hatte sich schon unter ihm selbst als ein hohles und ohnmächtiges Trugbild erwiesen. Sein unmittelbarer Nachfolger Justin II war nicht einmal im Stande, den Verlust der ruhmvollsten Eroberung seines Vorgängers, der Provinz Italien, zu verhüten. Zwar trat jetzt die Gefahr vor den Persern, die unter Justinian die Kraftäußerungen des Reiches so sehr gelähmt hatte, etwas zurück, dafür drängten die bis dahin weniger beachteten Avaren von der mittleren Donau aus mit unwiderstehlicher Wucht in die Grenzprovinzen herein. Justinians zahlreiche Befestigungsanlagen in diesen Landschaften erwiesen sich bald als ein unzureichender Schutz gegen ihre wiederholten Angriffe. Wollte man ihnen nicht das ganze Land bis zur Hauptstadt selbst preisgeben, so mußte ein fortwährender, äußerst mühseliger, kostspieliger und im Ganzen doch fruchtloser Grenzvertheidigungskrieg gegen sie geführt werden. Bald griff man daher in Constantinopel zu dem schon lange eingeführten Systeme von Tributzahlungen unter der Form von freiwilligen Geschenken. Allein auch diese erschöpften die schon so sehr bedrängten Finanzen des Staates und gaben nicht einmal eine dauernde Bürgschaft für den Frieden.

Bald kam auch wieder die alte Bedrängniß durch die Perser zu dem vielen Unheil, das das Reich überfluthete. Seit 591 hatte Coschru II Parviz den persischen Thron bestiegen und überzog den christlichen Osten in der hergebrachten Weise seines Stammes mit unzähligen Heeresmassen. Es wiederholten sich die Drangsale, die einst Coschru I, der Großvater dieses Coschru II, über die Oströmer gebracht, nur noch in gesteigertem Maße. Dazu kam, daß die inneren Zustände des Reiches seit dem Regierungsantritt des Phokas, 602, in eine bis dahin noch unerhörte Verwirrung gerathen waren. Phokas, der durch einen Soldatenaufstand den Thron bestiegen hatte, suchte sich durch eine Schreckensherrschaft ohne Gleichen wenigstens der Hauptstadt zu versichern. Die Provinzen befanden sich zum großen Theil in factischer Unabhängigkeit von der Centralregierung, waren freilich aber dadurch den Feinden eine leichtere Beute geworden. Endlich unternahm es Heraklius, der Sohn des Exarchen Heraklius von Afrika, diesem Zustande abzuhelfen. Er kündigte dem Kaiser Phokas den Krieg an, eroberte Constantinopel und bekam den allgemein verhaßten Despoten in seine Gewalt, 610. Die anderen Staathalter erkannten Heraklius, der von dem Senate, dem Patriarchen und dem Volke der Hauptstadt zum Kaiser ausgerufen ward, an, und somit war wenigstens der vollständige Zerfall des Reiches für diesmal verhütet.

Die Perser hatten sich inzwischen fast aller asiatischen Pertinenzen des Reiches bemächtigt. Coschru war mehr als irgend seine Vorgänger von dem Gedanken erfüllt, dem oströmischen Reiche und dem Christenthum im Orient, zwei Begriffen, die für die damalige Welt identisch waren, den vollständigsten Untergang zu bereiten. Seine Eroberungszüge trugen daher auch einen anderen Stempel als die seiner Vorgänger. Ueberall suchte er dauernd und nicht bloß durch momentane Stöße seine Todfeindschaft gegen das Römerthum und Christenthum zu bethätigen. In diesem Sinne hatte er zum sichtlichsten Symbol seiner Absichten nach der Eroberung der heiligsten Stadt der christlichen Welt das kostbarste Kleinod derselben, das Kreuz Christi, mit hinweg nach seiner Hauptstadt Dastegard genommen. Mehr als durch alles Andere wurde die christliche Welt durch diesen nach damaliger Auffassung unersetzlichen Verlust erschreckt, und der Glaube, daß die Christenheit dem wilden Heidenthum nicht mehr zu widerstehen vermöge, fing im Orient an Wurzel zu schlagen. Der Kaiser Heraklius selbst, der sich von Jugend auf als ausgezeichneter Soldat bewährt hatte, wurde von der allgemeinen trostlosen Niedergeschlagenheit so ergriffen, daß er ernstlich den Gedanken erwog, ob man nicht den Persern den ganzen Orient sammt der Hauptstadt Constantinopel preisgeben und sich mit den Resten der christlichen und griechischen Bildung nach Carthago zurückziehen solle. Dort war nur von der Seeseite her ein Angriff möglich und davor schützte die unüberwindliche Abneigung der Perser gegen das Meer und den Seekrieg. Indessen ermannte er sich bald wieder, bildete sich aus den Barbarenstämmen an der Donau, besonders aus Slaven und Bulgaren ein Heer, zu dessen Ausrüstung die Kirche ihre Schätze hergab, und begann von Cilicien aus zuerst einen kleinen Krieg gegen das persische Heer, bis er endlich in sechs Feldzügen von 622—627 nicht bloß alle asiatischen Provinzen des Reiches zurückeroberte, sondern auch in Persien selbst eindrang und Dastegard mit seinen unendlichen Schätzen, der aufgehäuften Kriegsbeute mehrerer Generationen von Welteroberern erstürmte. Coschru rettete sich mit Mühe, fand aber bald durch die Hand seines Sohnes Siroes den Tod. Dieser schloß zur Befestigung seiner Herrschaft sogleich Frieden mit Heraklius, 628, in welchem der alte Besitzstand beider Reiche wieder hergestellt wurde. Als der wichtigste Gewinn dieser unerhörten Großthaten des christlichen Kaisers und seines Heeres galt aber die Auslieferung des heiligen Kreuzes, zu der sich Siroes verstand. Die ganze christliche Welt nahm Theil an diesem glücklichen Ereigniß, ebenso wie der Verlust dieser heiligsten Reliquie nicht bloß im oströmischen Reiche, sondern bis in das fernste Abendland Trauer und Bestürzung erregt hatte.

Heraklius hatte im Laufe der persischen Feldzüge, wo er sich vielfach in Armenien und Syrien aufhielt, Gelegenheit wahrzunehmen, daß der Zusammenhalt des Reiches und seine äußere Sicherheit durch die noch immer nicht erloschene Aufregung in Folge der nestorianischen und monophysitischen Streitigkeiten stark gefährdet sei. Beide von der herrschenden Kirche verdammte und verfolgte Lehrmeinungen waren, weil der Staat sich mit der Kirche identificirt hatte, nothwendiger Weise auch zu politischen Factionen geworden, die mehr oder weniger offen und entschieden nach einem Umsturz der bestehenden Regierungsgewalt trachteten. Beide hatten sich schon gewöhnt in den auswärtigen Feinden des römischen Reiches ihre besten Helfer zu sehen, insbesondere standen die Nestorianer ganz offenkundig unter dem Schutze der persischen Könige. Aber eben damit hatten sie sich selbst der Christenheit gegenüber ihr Endurtheil gesprochen: nichts vermochte die damalige Welt schneller und entschiedener von

ihrer Ketzerei zu überzeugen, als ihr Liebäugeln mit den erbittertsten Erbfeinden des christlichen Glaubens. Gegen derartige Ketzer wäre jede Milde in den Augen der Zeitgenossen wie ein Verrath an dem Christenthum erschienen, und darum konnte auch ihnen gegenüber von Vermittlungs- und Versöhnungsversuchen keine Rede sein. Anders stand es mit den Monophysiten. Diesen war ein solcher offenkundiger Verrath an der Sache der Christenheit nicht vorzuwerfen, dabei nahmen sie durch Zahl und geschlossene Partei-Organisation in manchen Provinzen, z. B. in Armenien und Aegypten, eine so imponirende Stellung ein, daß es wohl der Mühe werth war, sie zu gewinnen. Außerdem wirkte für sie eine trotz aller feierlichen Kirchenbeschlüsse doch nicht ganz auszutilgende Richtung des byzantinischen Geistes, der sich von der abstract formalen Schärfe ihrer Doctrin im Gegensatz zu der immerhin tiefsinnigeren, aber auch unklareren Kirchendoctrin fortwährend und ohne es zu wissen und zu wollen, angezogen fand. Die erwähnten drei Momente zusammen hatten Justinians unglückliche Vereinigungsversuche hervorgerufen. Seitdem ruhte die Sache, bis sich Heraklius ihrer wieder annahm. Er beschloß mit der größten Vorsicht und Selbstentäußerung zu Werke zu gehen, und wollte anfänglich nichts weiter als Vereinigungsversuchen, die von beiden Theilen gewissermaßen von innen heraus unternommen wurden, durch sein kaiserliches Ansehen zu Hülfe kommen. Es gelang wirklich durch die künstliche Deduction zweier Naturen aber nur eines Willen in Christo eine Brücke zu der monophysitischen Doctrin zu schlagen. Aber nur ein kleiner Theil der ägyptischen Monophysiten vereinigte sich darauf hin mit der rechtgläubigen Kirche. Die anderen hielten um so zäher an ihrer einen Natur fest. Auch die katholische Kirche selbst wurde bald über die den Monophysiten gemachten Concessionen bedenklich, obgleich Männer von unantastbarem Ansehen, wie der Patriarch Sergius von Constantinopel, der Patriarch Cyrus von Alexandrien, ja sogar der Bischof Honorius von Rom in der Lehre von einem Willen unter gewissen Vorbehalten nichts Anstößiges fanden. Der Widerspruch von Seite der katholischen Kirche, angefacht durch den Patriarchen Sophronius von Jerusalem, wurde bald so heftig, daß, wenn der ganze Vermittelungsversuch nicht scheitern sollte, wieder nur die kaiserliche Autorität, die bis dahin ganz aus dem Spiel gelassen war, dazwischentreten mußte. Heraklius erließ eine von Sergius verfaßte Ekthesis, eine weitläufige Auseinandersetzung über die Streitfrage, worin zwar der Ausdruck „ein Wille" vermieden, aber der Sache nach dasselbe gesagt war, 630. Diese Ekthesis sollte von der gesammten katholischen Kirche angenommen werden, und Heraklius wandte sich in seinen letzten Lebensjahren, er starb 641, hauptsächlich diesen in sich fruchtlosen Bemühungen zu.

In dem Drange dieser kirchlichen Beschäftigungen achtete es der Kaiser und seine Unterthanen nicht besonders, daß die syrischen Provinzen, die er eben erst den Persern entriffen, wieder durch neue Feinde angegriffen und theilweise erobert wurden. Die Araber drangen mit großen Heeresmassen seit 631 hier ein, und die Vertheidigungsanstalten der Oströmer waren so ungenügend, daß sie eine Schlacht nach der andern, eine Stadt nach der andern an sie verloren. Da man bisher gewöhnt war, in den Arabern ewig unruhige Grenznachbarn zu sehen, aber auch aus Erfahrung wußte, daß ihre Einbrüche nur den Charakter vorübergehender Raubzüge trugen, so glaubte man zuerst auch jetzt wieder der Gefahr bald überhoben zu sein. Daß man es nicht mehr mit demselben Volke zu thun habe wie früher, daß es in Folge einer gewaltigen inneren Umbildung zu einer ganz unerhörten Kraftentwickelung gediehen sei, blieb am byzantinischen Hofe, wo man im angebornen Hochmuthe der raffinirtesten Cultur

alles Fremde viel zu tief unter sich erblickte, als daß man eine wirkliche Einsicht in die Zustände auswärtiger Völker hätte gewinnen können, längere Zeit unbeachtet. —

Die Nachfolger des Heraklius waren bis zum Jahre 711 aus seinem Geschlechte. Es war zum ersten Male der Fall eingetreten, daß ein oströmischer Kaiser eine dauernde Dynastie zu begründen vermochte. Doch kam dies dem Reiche wenig zu Gute. Der Hauptvortheil einer im Ganzen regelmäßigen Succession innerhalb derselben Familie, die systematische Stabilität der wichtigsten Regierungsgrundsätze wurde zwar in Constantinopel erreicht, dafür aber machte sich der große Nachtheil einer solchen Einrichtung, die das selbstwüchsige Emporkommen zur Herrschaft geborner Individuen verhindert, überall beinahe bis zur völligen Auflösung des Reiches geltend. Jeder der Kaiser aus dem Hause des Heraklius schlug in Beziehung auf die nach den gegebenen Verhältnissen wichtigste Frage, die kirchliche, einen andern Weg ein, und nur darin handelten sie alle in einer gewissen, aber für sie selbst und das Reich unheilvollen Uebereinstimmung, daß sie alle andern Angelegenheiten des Staates dieser gegenüber als untergeordnet betrachteten. Im Ganzen neigten sich die ersten Nachfolger des Heraklius zu der monotheletischen Auffassung, wie sie in der Ekthesis des Heraklius ausgesprochen war. Aber die Ekthesis wurde nach dem Tode ihres Urhebers, der ihr durch den Ruhm seines christlichen Heldennamens eine bedeutende moralische Stütze verschafft hatte, überall mehr und mehr als nicht vollkommen rechtgläubig angefochten. Namentlich war die afrikanische und römische Kirche bald einstimmig in ihrer Verwerfung, ja der Papst Johann IV sprach über den Patriarchen Paulus von Constantinopel, einen Hauptvertheidiger der kaiserlichen Theologie, das Anathema aus. Solchen bedrohlichen Anfechtungen gegenüber suchte Constans II, obwohl im Geheimen ein Anhänger des Monotheletismus, doch den Kirchenfrieden durch ein Verbot einer Untersuchung der ganzen Streitfrage herzustellen. Der Papst Martin I antwortete darauf auf einer Synode zu Rom 649 mit der Verdammung des Monotheletismus, der Ekthesis und des letzten kaiserlichen Rescriptes. Er wurde nun zwar von Constans als ein Rebell behandelt, abgesetzt, nach Constantinopel gebracht und nach Cherson verbannt, wo er 655 starb, aber der Widerstand der abendländischen Kirche war damit nicht gebrochen. Der Nachfolger des Constans II, Constantin IV, versuchte nun wieder den Weg der Nachgiebigkeit. Er versammelte 680 das sechste allgemeine Concil zu Constantinopel, in welchem die Ansicht der römischen Kirche vollständig anerkannt und alle Monotheleten, darunter auch der Papst Honorius, der nachgiebige Zeitgenosse des Heraklius, verdammt wurden. Um dem großen Uebergewicht, das die römische Kirche als Bewahrerin der Orthodoxie wieder einmal so offenkundig erlangt hatte, die Spitze zu bieten, suchte die byzantinische Regierung das Unterthanenverhältniß, in welchem die Päpste gegen die Kaiser standen, jetzt mehr als je scharf hervorzuheben. So namentlich Justinian II, der Nachfolger Constantins IV, der nach allen Richtungen hin dem Vorbild seines großen Namensgenossen gleichkommen zu wollen schien. Indessen war die Stimmung der italienischen Unterthanen, ja selbst der kaiserlichen Truppen in Italien, nach und nach so ganz von dem früheren andächtigen Gehorsam gegen den Kaiser abgeleitet, man hatte sich namentlich, seitdem von Constantinopel aus so wenig zum Schutze und zur Vertheidigung Italiens gegen die Longobarden geschah, daselbst so sehr daran gewöhnt, in den Päpsten die eigentliche Autorität des Landes zu sehen, daß die meisten solcher Gewaltmaßregeln nicht zur Ausführung gebracht werden konnten oder zum Verderben der damit Beauftragten ausschlugen. So

entstand eine Empörung, als Justinian II den Papst Sergius I nach Constantinopel abführen lassen wollte, weil er sich weigerte, die Beschlüsse eines neuen, von dem Kaiser berufenen, allgemeinen Concils anzuerkennen. Es war im Jahre 692 zu Constantinopel versammelt worden, ohne daß in den damaligen Zuständen der Kirche eine wahre Nöthigung zu seiner Berufung vorgelegen hätte. Indessen schmeichelte es der hohlen Eitelkeit des Kaisers, auch als kirchlicher Gesetzgeber zu glänzen. Die Beschlüsse des Concils nahmen durch das Uebergewicht der specifischen Hoftheologie der orientalischen Kirche eine für das Abendland gefährliche Richtung an und Sergius hatte von seinem Standpunkt aus nur seine Pflicht gethan, wenn er die Synode, die den Patriarchen von Constantinopel dem Bischof von Rom gleichstellte, die Priesterehe anerkannte u. s. w., für nicht canonisch erklärte. Das ganze Abendland war seiner Meinung, während der Orient sie für öcumenisch hielt. — An weiteren Gewaltmaßregeln zur Durchführung des Concils wurde Justinian durch seine Absetzung gehindert, die 695 durch einen Aufstand in Constantinopel wegen seiner sinnlosen Grausamkeit erfolgte. Als er später noch einmal den Thron bestieg, 705, hatte er alle Gedanken ausschließlich auf die Rache an seinen Feinden gerichtet. Er wüthete so unmenschlich, daß er 711 zum zweiten Male entthront wurde und dabei auch das Leben verlor. Mit ihm endete die Dynastie des Heraklius, die so wenig für die Sicherung des Reiches gethan hatte, daß allmählich der größte Theil der asiatischen und afrikanischen Provinzen in die Hände der Araber gerathen waren. Ja diese hatten sich schon der Seeherrschaft auf dem mittelländischen und ägäischen Meere beinahe ganz bemächtigt und griffen in immer wiederholten Seezügen die Hauptstadt des Reiches von der Seite an, wo sie durch die Natur selbst vor allen Feinden geschützt schien. Nur durch ein Wunder ward die Stadt aus dieser Bedrängniß gerettet, die seit 668 fast jährlich sich wiederholte. Aber außer der Hauptstadt reichte die Gewalt der Kaiser gewöhnlich nicht weit: den Osten des Reiches mußte man schon dauernd verloren geben, Italien wurde nach und nach gerade in dieser Zeit von den Longobarden erobert; es blieb also nur die illyrische Halbinsel übrig. Auch diese befand sich zum größten Theil in den Händen slavischer Stämme, die nicht einmal dem Namen nach die Oberhoheit des Reiches anerkannten. Von Nordosten her brachen jetzt noch die Bulgaren über die Donau herüber und spielten hier dieselbe Rolle, die einst die Westgothen, Hunnen und Avaren gespielt hatten. —

Neuntes Kapitel.

Die Gründung des Islam und die arabische Völkerwanderung.

Der einzige lebendige Zusammenhalt zwischen dem europäischen Orient und Occident, dem byzantinischen Reiche mit seinen festgeprägten Staatsformen und seiner maschinenhaften Stabilität und den ganz unfertigen, embryonischen Staats- und Völkergestaltungen germanischer und gemischter Herkunft, lag in der allseitig empfundenen Einheit des Glaubens. Die orthodoxe christliche Kirche umfaßte beide Theile der für die geschichtliche Entwickelung damals allein in Betracht kommenden Welt ganz gleichförmig. Wenn der eine, der Orient, sich rühmen durfte, länger schon im Genusse des wahren Glauben zu sein, so konnte der andere, der Occident, sich zum Ersatz dafür auf seinen Eifer für die Reinheit der allerdings erst später zu ihm gebrachten christlichen Lehre berufen. Aber im Laufe des sechsten Jahrhunderts wurde dieses Gefühl der Einheit der ganzen christlichen Welt wesentlich durch die Schuld der orientalischen Kirche und durch die Einwirkung der subjectivmaßlosen kaiserlichen Autokratie stark erschüttert. Das letzte Constantinopolitanische Concil offenbarte die bedenkliche Kluft, die zwischen der Kirche des Morgen- und Abendlandes immer mehr sich erweiterte, den Augen der ganzen christlichen Welt. Um dieselbe Zeit erhob sich zum ersten Male wieder, seitdem die Hunnen das römische Reich bekriegt hatten, ein in allen seinen Voraussetzungen und in allen seinen Zielen beiden Theilen der christlichen Welt anerkanntermaßen gleich gefährlicher Feind in den Arabern. Sie stürzten mit solcher Wucht auf die in sich so vielfach zerspaltene Christenheit, daß sich ein innigster Anschluß aller ihrer Glieder zu gemeinsamer Abwehr von selbst zu verstehen schien.

Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts war weder der Orient noch der Occident in irgend welche einflußreiche Berührung mit den arabischen Stämmen getreten. Sie führten auf dem von uralten Zeiten ihnen zugehörigen, weitläufigen Gebiete, der gewaltig großen Halbinsel zwischen dem persischen und rothen Meere, ganz dasselbe Leben, wie es ihnen von ihren Stammvätern von urältesten Zeiten her überliefert war. Jahrtausende waren vorübergegangen, ohne eine merkliche Spur in der Entwickelung des Volkes zurückzulassen. Die Natur selbst schien sie durch eine strenge und starre Anweisung an gewisse unüberschreitbare Bedingungen ihrer physischen Existenz zu einer solchen Stabilität zu nöthigen. Der ächte Araber bewohnte die immer und ewig gleichen, von Anfang an allen Veränderungen durch Cultur und menschliche Berührung entzogenen Wüstenhochflächen der Halbinsel. Rings umher am Rande derselben lagerte sich ein schmaler Streif fruchtbarsten Landes, der durch die angrenzende See zugleich zum lebhaftesten Verkehr mit der übrigen Welt hinwies. Auch galt er als die Heimath der köstlichsten Culturpflanzen und Gewürze. Seine

Bewohner zeichneten sich aber nicht blos durch fleißige Pflege der Erzeugnisse ihres Bodens, sondern auch durch ihre kunstfertige Bearbeitung aus. Hier wurden die feinsten, zartesten Gewebe, die kunstreichsten und kostbarsten Schmuckgegenstände verfertigt. Dies war das Land, dem der Orient hauptsächlich seinen Ruhm einer unerschöpflichen Fülle von Reichthümern der Natur und einer ebenso erstaunlichen Kunstfertigkeit seiner Bewohner verdankte. Aber die Bevölkerung des Küstensaumes, obwohl ursprünglich meist demselben Stamme angehörig wie die des inneren Arabiens, galt bei dieser, eben weil sie im Verkehr mit der Außenwelt und durch Aneignung der reichen Gaben ihres Bodens manchfach von dem ältesten Typus des Volkslebens abgewichen war, nicht als ebenbürtig. Unauslöschlicher Haß trennte beide Theile des gesammten Volkes und nur die Nothwendigkeit und eine uralte Gewöhnung veranlaßte sie zu friedlichem Verkehr in einer ganz bestimmten Richtung. Die Küstenländer sahen sich für den Vertrieb ihrer Handelsprodukte auf die Vermittelung der Stämme des Hochlandes angewiesen, denn ihre Hauptabsatzwege gingen quer durch das Innere des Landes nach Norden und Nordwesten, gerade so wie auch die bedeutendsten auswärtigen Handelsgegenstände, deren sie selbst bedurften, ihnen auf diesem Wege zukamen. Die Stämme des Hochlandes aber bedurften dieses Handels als einer Haupterwerbsquelle, da ihre andern, das Hirtenleben und der Raubkrieg, doch nicht vollständig für ihre Subsistenz hinreichten. —

Die Natur des Landes machte eine Zerspaltung des Volkes, auch abgesehen von dem großen Gegensatz zwischen den nomadischen und seßhaften Stämmen, gewissermaßen zur Grundbedingung seiner Existenz. Dies galt ebensowohl für die Küste, als auch in noch höherem Grade für die Bewohner des Innern. Hier war es besonders der so dürftige Boden, der nur auf unendlich weiten Flächen eine verhältnißmäßig sehr dünne Bevölkerung und ihre Heerden, wovon die Existenz abhing, zu nähren vermochte, die durch große Zwischenräume von einander getrennten Brunnen und Oasen, um welche sich ganz von selbst eine kleinere Abtheilung des Volkes gruppirte, aber die eben nur für eine kleine Menschenzahl ausreichten, welche jede solche Volksabtheilung immer in einer gewissen Entfernung von der andern hielt. Jede war damit auch so ganz auf sich beschränkt, es fehlten so ganz und gar die unzähligen Veranlassungen in nachhaltige und manchfaltige Berührungen mit den Nachbarn zu kommen, daß jeder einzelne Stamm in seiner Abgeschlossenheit die Totalität eines Volkslebens repräsentirte. Aber jeder that es genau auf dieselbe Weise, denn überall mußten die in strengster Einförmigkeit gleichen Grundbedingungen der Zustände bei ebenfalls ganz gleichen Voraussetzungen der nationalen Anlagen dieselben Resultate hervorbringen. Merkwürdig contrastirte mit dieser Stabilität und Abgeschlossenheit des Lebens seine große äußere Beweglichkeit oder vielmehr Rastlosigkeit. Um für die Heerden Unterhalt zu gewinnen, mußten die Menschen von einem Orte zum andern schweifen, so daß das Gefühl der Heimatlichkeit, der Verbundenheit mit dem Boden hier nur in seiner allgemeinen Form, keineswegs in der concreten Festigkeit wie bei andern Völkern bekannt war. Daher stammte auch die Neigung zu den weitesten und abenteuerlichsten Wanderungen entweder als Geleite eines Handelszuges, oder um die seßhaften Bewohner fruchtbarerer Länder oder einen andern Nomadenstamm plötzlich zu überfallen. Allerdings dienten diese Beschäftigungen zugleich auch als Erwerbsquellen, aber es war doch hauptsächlich der abstracte Wandertrieb und nicht blos die Nöthigung der Verhältnisse, die die Araber in einen ewigen, in sich wieder doch so einförmigen Wechsel weit über die an sich schon so weitläufigen Marken ihrer eigentlichen Heimath hinausführte.

Das innere Leben der einzelnen Stämme gestaltete sich ebenso einförmig im Ganzen, ebenso wechselnd im Einzelnen, wie ihre Beziehungen zur Außenwelt. Die einfachen Zelte sammt dem allereinfachsten Hausgeräthe waren schnell von einem Orte zu dem andern durch die Kameele getragen und an dem neuen Lagerplatz erhoben sie sich bald wieder in der alten Ordnung, in der Mitte die Wohnung des Stammeshauptes, rings herum die der gewöhnlichen Leute des Volkes. Nicht die natürliche Familie als solche gab den Zusammenhalt und die Grundlage solcher Genossenschaften, sondern vielmehr die Tradition der Blutsgemeinschaft und Stammesgleichheit, die mit der größten Zähigkeit der Erinnerung von jedem Einzelnen innerhalb des Stammes bis in eine unermeßlich entlegene Zeit zurückgeführt wurde. Immer war es so gewesen, daß der Vorsteher des Stammes aus demselben Geschlechte wie jetzt die ganze Genossenschaft, die sich durchweg mit ihm blutsverwandt ansah, beherrscht und daß Alle diesem gebornen Fürsten gehorcht hatten. Der Typus des reinsten Patriarchalismus herrschte hier noch wie zu Abrahams Zeit, der ja auch in der allgemeinen Tradition durch seinen Sohn Ismael als Stammvater und Stammfürst des ganzen arabischen Volkes galt. Von einem Despotismus war unter solchen Zuständen so wenig wie von schrankenloser Unabhängigkeit der Einzelnen die Rede. Ueberall trat die Sitte, das in der älteren Generation der Gegenwart lebendige Bewußtsein der Vergangenheit als die heilige Schranke ein, die weder Fürst noch Volk zu überschreiten wagten. Richter, Priester und Feldherr in einer Person, sollte der Stammfürst die lebendige Incarnation des nationalen Geistes in seiner vollendetsten Gestalt darstellen. Alle drei Eigenschaften erforderten in so ganz ursprünglichen Zuständen keine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Begabung, aber das gewöhnliche Maß mußte er zum wenigsten erreichen, wenn er seine Stellung behaupten wollte.

Wenn irgend ein Volk der damaligen Welt den Ruhm vorzüglichster Kühnheit und Tapferkeit in Anspruch nehmen durfte, so waren es diese arabischen Stämme. Aber ihre Tapferkeit bewegte sich eben auch in demselben unfruchtbaren Kreislaufe wie ihr ganzes äußeres Leben. Trotz derselben erwiesen sie sich doch ganz unfähig, ein eroberndes Volk zu werden. Der einzelne Raubüberfall, die einzelne glänzende Waffenthat war es, in der sie sich allein zu offenbaren verstand. Nachhaltige Wirkungen konnte sie nicht hervorbringen, weil die natürliche Gewöhnung an das schrankenlose und einförmige Wanderleben dieselben Schaaren, die wie der Sturmwind über ihre Feinde gekommen waren, auch ebenso rasch, nachdem der Racheburst oder die Beutelust sich schnell befriedigt hatte, wieder entführte. Daher befanden sich zwar alle Grenznachbarn in fortwährendem verlustvollem Kriege mit ihnen, so z. B. die Oströmer an der Grenze von Aegypten, Palästina und Mesopotamien, aber niemals waren doch die Verluste, die die Araber den Besitzungen des römischen Reiches zufügten, so groß, daß sie nicht schnell wieder verschmerzt werden konnten. Man gewöhnte sich allmählich, ihre Raubeinfälle als ein zwar unvermeidliches, aber keineswegs gefährliches Uebel anzusehen, und Niemand kam es in den Sinn, daß von hier aus einst eine dauernde Eroberung der halben Welt ausgehen werde. —

So stabil wie Sitten und Verfassung hielt sich auch ihr höheres Geistesleben. Die gewöhnliche geistige Organisation der semitischen Race trat hier noch in ihrer vollen Ursprünglichkeit, aber auch in der ganzen Starrheit des Gegensatzes zwischen einer unendlich reichen und maßlosen Phantasie und einem trockenen und kalten Abstractionsvermögen des Verstandes hervor. Beide Elemente machten sich in ihrer unvermittelten Abgeschlossenheit durch und neben einander besonders in der im höchsten Grade gepflegten und geehrten poetischen

Production und in ihren religiösen Vorstellungen geltend. Die erstere konnte durch das Medium einer Sprache, auf deren feinste und überreichste Entwickelung die nationale Phantasie und das nationale, abstracte Denken gleich vortheilhaft einwirken, eine Ausbildung der äußeren Kunstform erreichen, die in vieler Hinsicht alles übertraf, was andere Völker, wirkliche Culturvölker, in einer systematisch gepflegten und auf tausend Wegen durch die allgemeine Bildung geförderten Kunstliteratur zu leisten im Stande waren. Der Inhalt dieser Poesie bewegte sich theils in dem so einfachen Kreis der Lebensschicksale des Einzelnen und des Stammes, wo der Kampf gegen die Feinde, die Erfüllung der Blutrache, die List und die Kühnheit des Einzelnen als hauptsächlichste Motive der poetischen Erregung auftraten; aber auch das subjective Gefühlsleben, wenn gleich nur innerhalb enger Schranken, gestaltete eine wirklich lyrische Gattung, während der vorhin angedeutete Kreis ganz von selbst mehr zu einer epischen Gestaltung, jedoch mit starker Einmischung des lyrischen Elementes, sich neigte. Zu großen epischen Dichtungen konnte sich der Geist des Volkes nach den Voraussetzungen seines inneren und äußeren Lebens nicht concentriren: auch das Gedicht blieb, wie das Leben dieser Menschen, immer nur ein einzelnes, auf sich selbst ruhendes, in sich abgeschlossenes, ohne Verbindung und Verständigung mit einer allgemeineren, alle beherrschenden Idee. — Im schroffen, innerlichen Gegensatze mit diesen Elementen der Poesie kam von uralten Zeiten her die verstandesmäßige Betrachtung der Lebensverhältnisse und Menschenschicksale in poetischer Form entweder in der Einkleidung der Parabel, der Allegorie oder in unmittelbarster didaktischer Darstellung zu den anderen Dichtungsgattungen hinzu.

In den religiösen Vorstellungen gingen bei diesen arabischen Stämmen uralte, einheimische Traditionen und neue, aus der Fremde gekommene Anklänge auf die wunderlichste Weise durch einander. Als Grundlage ließ sich fast überall noch der alte semitische Monotheismus mit seiner starren Jenseitigkeit des göttlichen Begriffes erkennen, daneben aber spielte der gleichfalls nationale Cultus der himmlischen Gestirne eine große Rolle. Eine reich ausgebildete Dämonologie schloß sich sowohl hieran, als sie auch durch eingedrungene, auswärtige Einflüsse vermittelt ward. Zu einem in concrete, menschliche Götterformen gekleideten Heidenthum hatten es die ächten arabischen Stämme des Hochlandes aus eigener Kraft nicht zu bringen vermocht. Was ihnen davon geläufig war, muß als Einwirkung der Araber an der Küste auf sie angesehen werden, obwohl auch diese hierin von fremden Vorstellungen abhängig blieben. Außer dem Heidenthum wußte auch das dem arabischen Geistesleben nahe verwandte Judenthum und sogar auch das Christenthum Eingang zu gewinnen. Alle diese fremden Religionen begegneten sich hier auf einem gewissermaßen neutralen Boden, der für keine von ihnen recht vorbereitet war, aber auch keine von ihnen ganz abstieß. Der Geist des Volkes neigte sich entschieden zu religiösen Vorstellungen hin; seine phantastische und speculative Anlage, die in dem einförmigen Getriebe des Lebens so wenige Befriedigung fand, konnte sich auf diesem Felde am besten ausbreiten. Aber beide standen noch in so ungelöstem Gegensatz zu einander, daß eine den innersten Kern der Nationalität ergreifende arabische Volksreligion bisher noch nicht gefunden worden war. Ueber den vielen fremden Zuflüssen kamen die nationalen Grundzüge dessen, was allen arabischen Stämmen in dieser Hinsicht gemeinsam war, beinahe in Vergessenheit. Nur die Vorstellung der Einheit und Unendlichkeit des höchsten Wesens galt überall, wenn auch umhüllt durch fremdartige Verkleidungen, als Basis des Glaubens. So hatte sich auch noch von uralten Zeiten her ein äußerer Mittelpunkt des nationalen Cultus

in der Caaba zu Mekka erhalten. Sie war, wie man nicht vergaß, ursprünglich dem einigen und höchsten Gotte geweiht, aber jetzt standen eine Menge von Götzenbildern wie zum Symbol der zerfahrenen religiösen Zustände im arabischen Volke darinnen umher. Dorthin richtete sich die gläubige Andacht sowohl der Wüstenbewohner, wie der angesiedelten Stämme; zahlreiche Caravanen brachten fromme Pilger aus allen Theilen des Landes und es fehlte um das heilige Haus zu einem wahren Nationalheiligthum zu machen an nichts weiter, als daß der Gott, dem es geweiht war, es auch allein besaß.

Die Stadt Mekka erhielt durch den Besitz dieses Tempels gewissermaßen den Rang einer Hauptstadt des Volkes. Dazu kam noch, daß sie zwischen dem Wüstenplateau und dem Tieflande an dem Knotenpunkte großer Handelsstraßen gelegen in ihrer Bevölkerung die sonst so diametral entgegengesetzten Elemente der arabischen Nationalität vereinigte. Ihre Bewohner galten nach der Meinung des Volkes, so weit sie dem Stamme der Haschemiten angehörten, als die edelsten aller Araber. Selbst die Stämme der Wüste erkannten ihnen, obgleich sie sonst die Bewohner der Städte tief verachteten, als herkömmlichen Hütern der auch von ihnen verehrten Caaba diesen Vorrang zu. Nach allen Theilen des Landes, unter die allerentlegensten Stämme reichte ihr Einfluß, schon weil sie Leute aus ihnen allen häufig in andächtiger Verehrung in ihrem Heiligthume sahen. Zugleich Ackerbauer, Handelsleute, Hirten und Krieger, vereinigten sie die sonst so feindselig sich gegenüber stehenden Beschäftigungen in ihrem Leben, und es war etwas Gewöhnliches, daß sogar der Einzelne alle zusammen betrieb. Wenn irgendwo die Totalität des arabischen Volkslebens sich kundgab, so war es hier.

In dieser Stadt wurde 571 der Mann geboren, dem es gelang, die geistige Einheit seines Volkes und damit auch sein einheitliches Eingreifen in die Weltgeschichte herbeizuführen, Mohammed, der Sohn des Abdallah. Von Jugend aus ausgezeichnet durch alle die Gaben des Leibes und des Geistes, die seine Landsleute am meisten zu schätzen pflegten, hatte er auf ausgedehnten Handelsreisen Gelegenheit, sein Volk, sowie die benachbarten Länder kennen zu lernen. Mit dem lebhaftesten Interesse für religiöse Dinge begabt, suchte er in die Lehren der Religionen fremder Völker, vor allen der Juden und Christen, möglichst einzudringen, vielleicht weil in ihm schon frühe das Gefühl des Ungenügens an der heimischen Gottesverehrung zu Mekka und in seinem eigenen Stamme entstanden war. Aber überall fand er etwas, was seiner eigenen Individualität zuwiderlief: je trostloser und verwirrter sich sein inneres Leben bei diesem rastlosen Suchen und Nichtfinden, diesem ganz naiven, aber um so intensiveren Nachdenken über die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Herzens gestaltete, desto mehr wandte sich seine ganze Thätigkeit diesem einen Gegenstande zu. Er zog sich fast ganz aus der Welt zurück, lebte im Umgange mit weisen und gelehrten Männern, namentlich mit einem christlichen Priester arabischen Stammes, Waraka, und seine innere Erregung gewann so sehr über die regelmäßigen Functionen der psychischen Thätigkeit die Oberhand, daß er bald mit wachenden Augen in einer Traumwelt sich bewegte, die ihm im Schlafe mit noch größerer Lebhaftigkeit vor die Augen trat. Eine so energische Anspannung der Seele nöthigte ihn von selbst zu Mittheilung nach außen, wenn er nicht in dumpfem Wahnsinn untergehen sollte. Er überlieferte das, was er seine Offenbarungen nannte, zunächst dem engsten Kreis seines Hauses und dann einigen andern Vertrauten. Ihr Inhalt, ihre Form und die Persönlichkeit des neuen Propheten wirkten gleich mächtig. Er verkündete, daß er von Gott durch den Mund des Erzengels Gabriel zu seinem Gesandten erlesen sei, der

die alten Offenbarungen der Erzväter, des Moses und Christi wieder in ihrer ganzen Reinheit herstellen und ergänzen solle.

Als er nach einiger Zeit seine Offenbarungen auch dem weiteren Kreise seiner Stammesgenossen mitzutheilen begann, stieß er auf Hohn und Verachtung, bald, da er mit zähem Eifer seine Predigt wiederholte und die schwersten Flüche auf die Häupter der Götzendiener und Verunreiniger der Caaba häufte, auf den bittersten Haß, der ihn nöthigte, am 16. Juli 622 die Flucht nach Medina zu ergreifen, wo er schon früher einige einflußreiche Verbindungen angeknüpft hatte.

Es war dies das wichtigste Ereigniß in Mohammeds Leben und seine weltgeschichtlichen Folgen sind allerdings so großartig, daß die Anhänger des arabischen Propheten mit vollem Rechte von diesem Tage an ihre Zeitrechnung beginnen.

Die Einwohner von Medina, die in Beschäftigung und Bildung denen von Mekka glichen, befanden sich fast fortwährend in einem offenen oder geheimen Kriegszustand mit diesen. Es war ihnen daher Mohammed, als Feind ihrer Feinde, schon unter diesem Gesichtspunkte höchlich willkommen. Sein persönliches Auftreten übertraf noch die Erwartungen, die man von ihm gehegt, die Hoffnungen, welche seine Anhänger auf ihn gesetzt hatten. Er kam nicht mehr als der in einem traumähnlichen Zustand hinwandelnde Visionär, der er in Mekka so lange gewesen, sondern als ein unschuldig Gekränkter, in dessen Innerem die Gluth des angebornen persönlichen Stolzes und das Bewußtsein, der begnadigte Diener des allmächtigen Herren der Welt zu sein, alle Seelenkräfte zunächst in dem Gedanken der Rache an seinen und seines Gottes Feinden concentrirte. Für eine solche Seelenstimmung wohnte den Medinensern, wie allen Arabern, auch ohne daß sie noch von dem Propheten bekehrt waren, das vollkommenste Verständniß ein. Als Mohammed an der Spitze seiner neuen Freunde den Rachekrieg gegen Mekka eröffnete, imponirte er ihnen ebenso sehr durch seinen Heldenmuth in der Schlacht, wie seine Offenbarungen, die ihm jetzt in immer reicherem Flusse entströmten, ihre schon durch seine Persönlichkeit gewonnenen Gemüther wahrhaft zu berauschen vermochten.

Mohammed beherrschte Medina und die Umgegend bald unbedingt. Seine Gewalt stützte sich nach wie vor nicht auf irgend eine herkömmliche Berechtigung, es kam ihm auch nicht in den Sinn, die angestammten Häupter seiner Schaaren zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen. Eine immer lebendige, freie und allseitige Einwirkung seiner Persönlichkeit allein war es, die ihm seine Herrschaft sicherte. Als Heerführer und Prophet eines begeisterten Haufen gebot er über denselben in ganz anderer Weise unbedingt, war er im Stande, ihn zu ganz anderer Hingabe an seine Zwecke zu bewegen, als es je einem der legitimen Fürsten der Araber gelingen konnte. Der lebhafteste geistige Connex zwischen dem Propheten und seinen Anhängern ersetzte die noch ganz und gar mangelnden Formen des staatlichen Zusammenhaltes, der Organisation der immer mehr anschwellenden Massen. Mohammeds Einfluß erstreckte sich auf alle und jede Verhältnisse seiner Umgebung: alle beherrschte er mehr instinctiv als mit klarer Reflexion von dem Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens aus, seiner Offenbarung den Sieg über ihre Feinde zu verschaffen. Wo sich ein Anstoß erhob, wo sich Zweifel oder Irrungen unter seinen Anhängern einschlichen, war er stets mit einer augenblicklichen Entscheidung gerüstet, die er meist im mündlichen Vortrag der versammelten Gemeinde seiner Gläubigen und Waffengenossen mittheilte. So gewann nach und nach die neue Lehre nach allen Seiten hin feste Beziehungen auf das wirkliche Leben; sie griff ein in

die gewöhnlichsten Zustände der Alltäglichkeit, wie in die innerlichsten Herzens- und Gewissensfragen, und beherrschte in der That fast den ganzen unendlichen Kreis des menschlichen Daseins. Jeder, der die wenigen eigentlichen Glaubenssätze, die Mohammed über die Natur seines Gottes verkündet hatte, sich zu eigen machte, gab auch zugleich sein ganzes Wesen allen den nicht sowohl logischen, als sachlichen Consequenzen hin, die sich allmählich von jenem scheinbar so abstracten und transcendentalen Keime aus entwickelten.

Alles, was in diesem Sinne als späterer Zusatz der Offenbarungen Mohammeds in die Welt trat, war im Grunde nichts weiter, als was zum vollständigsten Ausdrucke der Persönlichkeit des Propheten gehörte, und da diese recht eigentlich den Typus der ächten arabischen Nationalität in ihrer größtmöglichen Allseitigkeit darstellte, fand es bei seinen Anhängern durchweg Eingang. Ganz abgesehen von dem Einfluß der Autorität Mohammeds, forderte er auch von seinen Gläubigen nichts Anderes, als was ihnen entweder schon als eine alte nationale Tradition bekannt oder ihrem Denken und Empfinden, ihrer ganzen bisher gewohnten Lebenshaltung im höchsten Grade homogen erscheinen mußte. Dies gilt sowohl von dem mehr theoretischen, wie von dem mehr practischen Inhalt seiner Lehre.

Sie erhielt ihre Basis durch die Forderung unbedingter Ergebung in den Willen des einigen und allmächtigen Gottes (Islam), gegen welchen das menschliche Dasein und die menschliche Kraft in ein Nichts verschwindet. Nur wer dies zur Grundstimmung seiner Seele machte, sollte ein wahrer Gläubiger heißen. Dem Propheten und seiner Lehre gegenüber bedeutete diese Forderung eine völlig willenlose, alles individuelle Streben und Fühlen ausschließende geistige und moralische Sclaverei des Einzelnen, deren Joch ihm freilich durch die andern Seiten der neuen Lehre sehr leicht gemacht ward. Einmal mußte schon der Act der Gnadenwahl, denn als eine solche erscheint in der That die Beziehung Gottes zu denjenigen Menschen, die er zum Islam und zur Aufnahme der Lehre Mohammeds befähigt hat, dem damit begünstigten Individuum einen außerordentlichen Schwung des Selbstbewußtseins geben. Jeder vermochte sich selbst davon zu überzeugen, ob er dieses Vorzuges theilhaftig geworden. Sobald er an den einigen Gott in seiner leicht faßlichen Begriffsbestimmung und an seinen Gesandten glaubte und dessen Befehlen gehorchte, so war es eben geschehen. Natürlich schloß sich daran die Anweisung auf alle die Gaben, die Gott seinen Auserwählten vorbehalten hat. Sie umfaßten sowohl das volle Behagen im Diesseits, wie die Seligkeit des Jenseits. Letztere wurde von Mohammed möglichst stark betont und seinen Anhängern mit den lebhaften Farben, die ihm seine unendlich reiche Phantasie darbot, ausgeschmückt. Um sie zu erwerben, sollten auch Schmerzen und Qualen im Diesseits, wenn sie der unabänderliche Rathschluß Gottes einmal verhängt hatte, nicht gefürchtet werden. Je größer das Opfer, desto größer auch der Lohn, besonders wenn es für den wahren Glauben, im Kampf gegen die Feinde Gottes und seines Gesandten gebracht werden konnte.

Dieser Kampf mit den Waffen in der Hand nahm überhaupt allmählich unter den practischen Forderungen Mohammeds die erste Stelle ein. Die Stärke und Aufrichtigkeit des Glaubens wurde hauptsächlich von seiner Uebernahme abhängig gemacht. Bald forderte der Prophet nicht mehr wie anfangs einen bloßen Vertheidigungskrieg gegen die Widersacher und Feinde der neuen Lehre, der sich nach den äußeren umgebenden Verhältnissen von selbst verstand, wenn sie überhaupt existiren wollte, sondern einen förmlichen, nie rastenden Angriffskrieg, bis die ganze Welt Gott und seinem Gesandten sich beugte. Nur

machte er dabei insofern einen Unterschied, als er als Ziel dieses Kampfes die förmliche Vertilgung aller Arten des Heidenthums, aber die Duldung der Bekenner des Christen- und Judenthums aufstellte, falls sie bei ihrer unvollkommenen Offenbarung bleiben und die neue, gereinigte Lehre nicht annehmen wollten. Dafür sollten sie Leben und Eigenthum durch eine Kopfsteuer lösen und die höhere Würde der wahren Gläubigen durch einen Tribut und später auch durch allerlei äußere Abzeichen, die sie schon von weitem vor jenen kenntlich machten und gewissermaßen brandmarkten, anerkennen. —

Wenn irgend etwas, so war das Gebot des heiligen Krieges dem Nationalgeist des arabischen Volkes durch und durch angemessen. Seine rastlose Kampflust und schrankenlose Tapferkeit erhielt jetzt in der bestimmten Anweisung auf die Eroberung der ganzen Welt und in der festen Zusicherung jenseitiger, alle irdische Phantasie übersteigender Genüsse eine einheitliche und ganz concrete Richtung, welche die Volkskraft zu den allergrößten Thaten befähigte. —

Außer diesem Hauptgebot nahm noch eine Reihe anderer, innerlich im zweiten Range eingeordneter, die Aufmerksamkeit der Gläubigen in Anspruch. Sie bezogen sich auf das äußere Verhalten in den gewöhnlichen Lebensbeziehungen, in der Familie, zu Frauen und Kindern, zu dem Gesinde, den Nachbarn, Freunden und Feinden, den Armen und Fremden. Hier fand sich nichts, was nicht bisher schon durch Sitte und Herkommen als Canon eines ehrenwerthen Lebens den Arabern bekannt gewesen wäre. Sie waren nur in sofern von geschichtlicher Bedeutung, als durch sie das Herkommen mit den höchsten Forderungen, die überhaupt an den Menschen gestellt werden konnten, mit dem specifisch transcendentalen Gehalt der neuen Lehre unauflöslich verknüpft wurde. Auch in den Disciplinarvorschriften über Fasten, Waschungen, erlaubte und verbotene Speisen und Getränke, Gebet, Wallfahrten und dergleichen ward den Gläubigen nichts zugemuthet, was sie nicht leicht erfüllen konnten, oder was sie schon bisher, nur nicht mit dieser Regelmäßigkeit und in dieser stäten Beziehung auf das Höchste, zu thun gewohnt waren. —

Einige Jahre reichten hin, um die Anhänger Mohammeds in die neue Gestaltung ihres äußeren und inneren Lebens so fest einwachsen zu lassen, als wenn sie ihnen durch tausendjährige Tradition überkommen gewesen wäre. Allerdings gab es für den Propheten immer genugsam zu thun um seine Schaaren in Ordnung und Bewegung zu erhalten, aber die Störungen, deren Ausgleichung sein unmittelbares Einschreiten erforderte, gingen immer seltener von seinen älteren Anhängern, meist nur von den Neubekehrten und noch nicht Eingelebten aus. Auch betrafen sie fast niemals die bereits feststehenden Grundpfeiler des ganzen Baues, vielmehr nur solche Verhältnisse, die in den bisherigen, blos aus den Bedürfnissen des Augenblicks hervorgegangenen Bestimmungen des Meisters und Herren noch nicht berücksichtigt sein konnten. Da Niemand die Forderung einer systematischen Consequenz an Mohammed stellte, da er selbst am wenigsten von allenfallsigen Widersprüchen zwischen seinen früheren und späteren Offenbarungen beirrt ward, so fügte sich auch alles später Hinzutretende ohne Mühe und ohne Gefahr für die Sicherheit des schon Gegebenen ein.

Nach außen hin gab diese ungemeine Elasticität in der Ausbildung der Lehre und der darauf gegründeten Lebensgestaltungen unendliche Vortheile. Es wurde allein dadurch möglich, die ganze Kraft der Gläubigen bis zum letzten Atom im rechten Augenblick zu verwenden, es wurde ferner dadurch möglich, daß immer neue Elemente aus anderen arabischen Stämmen sich an die vorhandenen Formen anschloßen und mit ihnen in einer Weise zusammenwuchsen,

von der in der bisherigen starren Sprödigkeit der einzelnen Gliederungen der arabischen Nationalität auch nicht einmal eine entfernte Andeutung gegeben war. Vor dem Glauben an den einen Gott und an seinen Gesandten, vor dem Fanatismus des Kampfes in seinem Dienste erloschen zwar nicht die tausendjährigen Zerklüftungen der Stammesfeindschaft, der Blutrache, der Tradition und Sitte, aber in den von einem Gefühle ausschließlich beherrschten Seelen fanden sie fürs erste keinen Raum mehr sich geltend zu machen.

So gelang es Mohammed, am 10. Januar 630 die Stadt Mekka, den Hauptsitz der Opposition gegen seine Lehre, zu erobern. Wer sich ihm nicht unbedingt unterwerfen, seine göttliche Sendung sammt allen Consequenzen anerkennen wollte, hatte nur die Wahl zwischen Tod oder ewigem Exil. Doch brachte es der erstaunliche Eindruck seiner Thaten und der epidemisch wirkende Fanatismus unter seinen Anhängern dahin, daß die meisten seiner früheren Feinde sich ihm jetzt innerlich überwunden beugten. Von Mekka aus wurde ihm die Eroberung des größten Theiles von Arabien durch Güte und durch die Waffen leicht. Ja er konnte sogar schon an die Welteroberung denken. Vorläufig schickte er Gesandte an die mächtigsten Fürsten der Nachbarschaft, um sie auf friedlichem Wege zum Bekenntniß des Islam zu vermögen. Als dies, wie vorauszusehen, erfolglos blieb, rüstete er zunächst gegen den Kaiser der Oströmer. Aber ehe er noch sein unendlich angeschwollenes Heer über die Grenze von Arabien führen konnte, überfiel ihn eine tödtliche Krankheit, vielleicht in Folge von Gift, an welcher er 8. Juni 632 starb. —

Seine nächste Umgebung erhob einen der ersten Bekenner des Islam, Abu Bekr, den Schwiegervater des Propheten, zum Chalifen, d. h. zu seinem Stellvertreter. Da er selbst keine Söhne hinterlassen, so konnte sich eigentlich Niemand durch diese Wahl beeinträchtigt fühlen, obgleich es an Widerspruch nicht fehlte. Der Chalif des Propheten mußte die Aufgabe seiner Thätigkeit in der Fortsetzung des heiligen Krieges sehen, den er auch durch seine Feldherren, da er selbst zur Heerführerschaft zu alt war, eifrigst betrieb. Oströmer und Perser empfanden jetzt zum ersten Male die Wucht des arabischen Fanatismus, dem die Kriegsübung beider nirgends Stand zu halten vermochte.

Nach innen bildete, da der Prophet gestorben war, Alles, was er selbst nach den verschiedensten Richtungen hin offenbart hatte, die unverrückbare Basis der neuen religiös-politisch-nationalen Genossenschaft, der man weder den Namen einer Kirche, noch eines Staates, noch eines Volkes geben konnte. Mit dem Tod des Propheten erschien die unmittelbare Offenbarung Gottes, auf der doch die Regelung aller Lebensverhältnisse beruhen sollte, selbstverständlich ein für allemal abgeschlossen, denn Mohammed hatte ausdrücklich erklärt, daß er der letzte aller Gesandten Gottes und seine Offenbarungen der definitive Abschluß aller früheren wären. Auf dem bisherigen Weg konnte also an keine Weiterentwickelung gedacht werden: alle Normen für alle Zukunft lagen in starrer Festigkeit und Unerschütterlichkeit in der Vergangenheit.

Die äußere Form, in welcher Mohammed seine Offenbarungen mitgetheilt hatte, machte es dringend nöthig, auf ihre Sammlung und Vereinigung zu denken. So entstand der Coran, das Buch der Bekenner des Islam, ein Gegenstück zu den ebenfalls in Büchern unantastbar niedergelegten Offenbarungen, an welche die Juden und Christen glaubten. So wenig ein System in seinem Inhalt sein konnte, so erschien er doch den Gläubigen als eine vollkommene Einheit, in der keine Widersprüche und keine Lücken zu entdecken waren. Wo denn doch derartige Mängel so störend hervortraten, daß sie die Gläubigen irre machten, half die lebendige Tradition, die in dieser Generation, zusammengesetzt

aus den jüngeren Zeitgenossen und unmittelbaren Schülern des Propheten, in reichlichster Fülle sich vorfand.

Abu Bekr starb schon 634. Nach seiner Bestimmung folgte ihm Omar, der zuerst in die immer ausgedehnteren Eroberungen eine Art von staatlicher Organisation brachte und nach innen die ganze Strenge der Sittengesetze Mohammeds durch sein eigenes Beispiel und unnachsichtliche Härte gegen die Gläubigen aufrecht erhielt. Unter ihm fiel das persische Reich nach verzweifeltem Widerstande und die Religion des Ormuz, die vor allen Formen des Heidenthums dem Islam ein Greuel war, mußte sich in die äußersten Schlupfwinkel des großen, einst von ihr beherrschten Ländercomplexes flüchten. Den Oströmern wurde jetzt, außer dem größten Theil von Syrien, auch ganz Aegypten sammt den Nebenländern entrissen. Jerusalem, Antiochia und Alexandrien, die drei ältesten Sitze des Christenglaubens, mußten jetzt in ihren Mauern Bethäuser für die Bekenner des Islam sich erheben und den christlichen Cultus nur unter demüthigenden Beschränkungen geduldet sehen. Ueberall erfolgte ein massenhafter Abfall von dem Christen- und Judenthum, obgleich die Bekenner beider Religionen wenigstens an Leib und Leben Sicherheit genoßen, sobald sie die Oberherrschaft des Chalifen anerkannten.

Dieser Abfall vom Christenthum folgte theilweise aus der großen Lockung der allernächsten äußeren Vortheile, die der Islam seinen Bekennern gab, ohne daß dabei eine innerliche Ueberzeugung mitwirkte. Er hatte sie ja ausdrücklich auf die Eroberung und Besitznahme der ganzen Welt sammt allen ihren Schätzen angewiesen. Theilweise ergab er sich auch aus dem zerfahrenen Zustand der orientalischen Kirche, die, in eine Masse von todtfeindlichen Secten zersplittert, ihre besten Kräfte in einem Kampfe über an und für sich wenig fruchtbare, dem Verständniß der Masse und aller mehr zu äußerer Thatkraft hinneigenden Naturen vollkommen unverständliche speculative Fragen verzehrt hatte. Es gelang wohl, einen Fanatismus für dieses oder jenes Dogma anzufachen, aber die innere Leere und Trostlosigkeit des Geistes trat nach solcher unnatürlicher Aufreizung stets desto fühlbarer hervor. Im Islam fand sich ein dem orientalischen Naturell in seiner Allgemeinheit innigst verwandtes Element: die dogmatischen Sätze, an sich kurz und einfach, enthielten nichts, was nicht auch dem gewöhnlichen Verständniß zusagte, das nun auf einmal der Subtilität der christlichen Dogmatik überhoben war. Die Anweisung auf den Vollgenuß der eigenen Kraft im Diesseits und Jenseits mußte auch einen ganz andern Eindruck machen, besonders da der Erfolg die Verheißungen des Propheten so unvergleichlich gerechtfertigt zu haben schien, als das, was das Christenthum in dieser Beziehung seinen Bekennern bot. An willenlose Hingabe an eine äußerliche Gewalt, mochte sie nun mehr geistiger oder mehr materieller Art sein, waren die Bewohner der orientalischen Provinzen des griechischen Reiches ohnehin so gewöhnt, daß sie ihre andere Natur ausmachte. Der schrankenlose Despotismus des Islam und des Chalifen trug seine glänzenden Früchte, von deren Theilnahme keiner, der nur die leichten Vorbedingungen erfüllte, ausgeschlossen blieb; der markaussaugende Despotismus von Byzanz kam einem ganz abstracten Dinge, dem Staate, oder dem fernen Kaiser und der gegenwärtigen, bis zum Tode gehaßten Bedrückerin des Volkes, der Bureaukratie, zu Gute. Unter solchen Verhältnissen war begreiflich die Wahl nicht schwer und der Abfall würde wahrscheinlich noch massenhafter erfolgt sein, wenn nicht zugleich mit der Ausdehnung der islamitischen Eroberungen auch eine wahre Völkerwanderung von Arabien aus in die umliegenden Länder sich ergossen hätte. Diese einwandernden Araber sahen sich selbst den Neubekehrten, nicht ihrer Nationalität angehörigen Gläubigen gegen-

über, als die ächten und bevorzugten Söhne des Propheten an. Sie ließen ihnen ihren jetzt so maßlos gesteigerten nationalen Stolz in aller Herbe empfinden und damit kam von Anfang an ein Keim zu unvertilgbaren Gegensätzen in die islamitische Welt, der zunächst einen starren Abschluß aller andern Nationalitäten den Arabern gegenüber hervorrief. Ihre Exclusivität trieb auch jene zu festerem Zusammenhalt und damit war ganz von selbst auch der bisherige Glauben der Nachbarvölker, als wichtigstes und innerlichstes Element der Nationalität, besser vor den Fortschritten und Uebergriffen des Islam geschützt, als in den ersten Jahren seiner Ausbreitung, wo im momentanen Taumel der religiösen Begeisterung in der That die nationalen Unterschiede, wie es die Voraussetzung der ganzen Lehre mit sich brachte, verschwanden.

Als Omar 644 ermordet worden, trat Othman unter heftigem Widerspruch anderer Candidaten an seine Stelle. Auch unter ihm gingen die auswärtigen Eroberungen im größten Style fort, aber im Innern folgte eine Empörung auf die andere, ohne daß der Einfluß des Chalifen, der Mohammed persönlich ferne stand, den strengen Zusammenhalt der Gläubigen, wie ihn noch Omar ermöglicht hatte, wieder herzustellen vermochte. Von allen Seiten regte sich jetzt die bis dahin ganz unterdrückte Subjectivität einzelner Feldherren, die Nationalität einzelner Provinzen, die persönliche Autorität geachteter Kenner des Coran und der an sie sich anschließenden Tradition. Nur in letzterer Rücksicht — nach der Haltung des islamitischen Wesens eine der allerwichtigsten — gelang es dem Chalifen, die strenge Einheit des geistigen Despotismus, wie ihn seine Vorgänger geübt, wieder zu begründen. Er veranstaltete eine neue Redaction des Coran durch einige der angesehensten und ihm ergebenen Gelehrten. Angeblich ward sie nach dem Originalexemplar aus Abu Bekrs Zeit gemacht, ohne Zweifel aber versuchte sie eine mehr systematische Beseitigung aller der Stellen, auf welche sich bisher die Hauptvertreter der dem Chalifen nicht unbedingt gehorsamen Parteien und Ansichten gestützt hatten. Die neue Redaction erhielt canonische Autorität. Um sie vollständigst zu sichern, erfolgte eine im großartigsten Styl unternommene Einziehung aller bisherigen Abschriften und Exemplare, wo sie auch immer im weiten Umfange des von den Gläubigen eroberten Gebietes sich vorfanden.

Aber diese Maßregel genügte doch nicht, um alle Unzufriedenen und die offenen Prätendenten des Chalifats wieder zu unbedingtem Gehorsam gegen den rechtmäßigen Chalifen zurückzuführen und Othman selbst fiel 656 durch Meuchelmord seiner Feinde. —

Othmans Ermordung führte den berechtigsten der Bewerber um das Chalifat, Ali, Mohammeds Schwiegersohn, auf kurze Zeit zum Besitz der höchsten Gewalt, doch nicht unbestritten. Dieselbe Partei, die bisher seinen Ansprüchen entgegenstand, erhob auch jetzt offene Empörung. Ihr Prätendent war Moawia, aus dem Koreischitischen Stamme Omeja, ein vielfach verdienter Feldherr. Als es zum blutigen Krieg zwischen ihm und Ali kam, suchten einige fromme Eiferer, denen diese Richtung der Thätigkeit der höchsten Gewalthaber mit Recht als ein sündiger Abfall von den Geboten des Corans erschien, Ali sowie seine Hauptgegner durch Mord zu beseitigen. Allein nur Ali fiel, Moawia wurde gerettet, 660.

Zwar gelang es Ali's Sohn, Hasan, die Anhänger seines Hauses, namentlich in Persien, gegen Moawia um sich zu schaaren, allein er und sein ganzer Stamm erlag den Waffen des jetzt allgemein als Chalifen anerkannten Erbfeindes, der Ali's Geschlecht bis auf die letzte Spur mit rücksichtsloser Grausamkeit zu vertilgen suchte. Nur im Geheimen pflanzte sich fürs erste in den

persischen Landschaften die Tradition fort, daß Ali allein der rechtmäßige Nachfolger Mohammeds gewesen sei, welchem Satz sich bald noch andere Abweichungen von der herrschenden Auslegung des Coran anschloßen, weil sie ausschließlich unter dem Einfluß der Ali feindlichen Partei entstanden und ausgebildet worden war. Als später diese Tradition selbst wieder unter dem Namen Sunna systematisch gesammelt und als eine Art Commentar zu dem Coran zu canonischer Geltung erhoben wurde, galt es als Erkennungszeichen für die Aliten, daß sie diese Erweiterungen und theilweisen Umbildungen der ächten Offenbarungen des Propheten geradezu verwarfen.

Als sich Moawia im unbestrittenen Besitz der Herrschaft sah, verlegte er seinen gewöhnlichen Aufenthalt hinweg von Mekka, der heiligen Stadt, nach Damask in Syrien. Diese Maßregel stand im genauesten Zusammenhang mit einer Reihe von Veränderungen, die der Chalif in der Organisation des noch so ganz formlosen Reiches der Gläubigen vornahm. Die Bedeutung der Chalifen war bisher nur im strengsten Sinne persönlich gewesen: jeder Gläubige war ihnen allerdings blinden Gehorsam schuldig, insoferne sie geboten, was der Coran verlangte, aber in den tausend und aber tausend Verhältnissen des wirklichen Lebens, die sich nicht durch ausdrückliche Gebote des Coran fixiren ließen, konnten sie nur dann auf unbedingten Gehorsam zählen, wenn ihre persönliche Autorität sie eines solchen würdig machte. Bei aller Unumschränktheit auf der einen Seite, befanden sie sich doch auf der andern Seite in fortwährender Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung. Schon in den äußeren Formen des Verkehrs zwischen Herrschern und Beherrschten trat die freiere Haltung des ganzen Verhältnisses deutlich hervor. Da war noch nichts von der unnahbaren Abgeschlossenheit, dem Flitterstaat einer andächtig die Majestät anbetenden Hofwelt zu entdecken, die doch sonst der orientalische Despotismus überall als nothwendige Bedingung seines Daseins zu erzeugen pflegte. Die Chalifen lebten nicht anders wie die gewöhnlichen Privatleute arabischen Stammes, wie die andern Einwohner der Stadt Mekka. Hätten sie es anders halten wollen, so würde sich jeder Gläubige zum bittersten Tadel berechtigt gefunden haben. So lange das Chalifat in Mekka seinen Sitz hatte, war hierin auch an keine Aenderung zu denken. Nie hätte es sich der innerhalb gewisser Grenzen wahrhaft fanatische Freiheits- und Gleichheitssinn der Araber gefallen lassen, den Chalifen zwar in seiner Mitte, aber doch wieder in eine künstlich erzeugte, unnahbare Ferne gerückt zu sehen. Moawia war aber entschlossen ein wirklicher Herrscher im Geiste des übrigen Orientes zu werden, und dazu gehörte vor allen Dingen die geheimnißvolle Zurückgezogenheit von der Alltagswelt und der Cordialität irgendwie zum Ansehen im Volke gelangter Personen. Darum mußte der Sitz seiner Herrschaft außerhalb der Grenzen Arabiens aufgeschlagen werden. Für Damask sprach die günstige Lage ungefähr in der Mitte der bisherigen Eroberungen, in der Nähe der reichen syrischen Küstengegenden und Mesopotamiens. Auch lag es noch an der Grenze des alten Verbreitungsgebietes der arabischen Stämme, so daß von hier aus die Herrschaft über das eigentliche Arabien, das noch immer als der Herd der gewaltigen Größe des Reiches betrachtet werden mußte, sich am leichtesten zu ermöglichen schien.

Ein außerordentlich prunkvoller Hofstaat umgab von jetzt an die Person des Chalifen, der nicht mehr den überall sichtbaren Leiter der Geschäfte, sondern so zu sagen die geheimnißvoll verborgene und nur den am meisten Begnadigten sichtbare Seele des Reiches vorzustellen hatte. Daran schloßen sich dann anderweitige Organisationen, die Einsetzung fester oberster Behörden für die Verwaltung

und die Steuern im Mittelpunkte des Reiches, die Aufstellung anderer in den Provinzen. Alles dies wurde nach dem einfachsten Schema eingerichtet, als dessen Prinzip der Gedanke anzusehen ist, daß jeder nächst höhere Beamte über den nächst niederen dieselbe absolute Gewalt ausübte, wie der Chalif über sie alle. Jeder war also in seinem Kreise ein völlig unumschränkter Despot, ohne alle weitere Controle neben oder unter sich, ein Chalif im Kleinen, aber diesem wie schon jedem seiner Vorgesetzten gegenüber ebenso vollständig rechtlos wie der geringste der Unterthanen.

Eine solche Verfassung war im Stande, die allergewaltigsten Kraftanstrengungen nach außen zu ermöglichen, so lange der Name des Chalifen wirklich die Herzen aller seiner Unterthanen mit dem ehrfurchtsvollen Zittern und der fast abgöttischen Andacht erfüllte, wie nach dem Begriffe seiner Stellung vorausgesetzt wurde. Aber ebenso leicht war es auch möglich, daß einer seiner Diener, der ja in seinem Kreise die Allgewalt des Herrschers mit demselben Rechte repräsentirte, vergaß, daß er dem Chalifen mit Leib und Leben, Hab und Gut ebenso schrankenlos unterworfen war, wie der niedrigste Sclave, und bloß an seine Allmacht nach unten hin dachte. Hatte er die äußeren Mittel in den Händen, so trat er in seinem Kreise, in seiner Provinz als ein ebenso unbedingter Selbstherrscher auf wie der Chalif, und da alle niederen Gliederungen unbedingt von ihm abhingen, so war an keinen Widerstand innerhalb seines Bereiches, sondern nur an seine Niederkämpfung von außen zu denken.

Fürs erste jedoch war diese Gefahr, der einst das Chalifat erliegen sollte, noch in weiter Ferne. Außer den Herrschertalenten Moawia's und seiner Nachfolger halfen zur Befestigung ihrer Allmacht auch noch sehr wesentlich die immer fortgehenden Eroberungen. Sie leiteten alle etwaigen zerstörenden Elemente auf die unschädlichste Weise ab, erhöhten den Ruhm des Herrschers, auf dessen Befehl und in dessen Namen sie geschahen, vermehrten die schon so ungeheuren Einkünfte des Reiches und verbreiteten Reichthum und stolzes Behagen durch alle Kreise der Gläubigen. Besonders gelang es auf diese Weise, die ächten Araber in leidlicher Unterthänigkeit gegen den Chalifen zu erhalten. Für sie paßten die Formen des strengen Despotismus am allerwenigsten und unter den Stämmen der Wüste wurde auch kein Versuch gemacht, sie durchzuführen. Doch war es schon bedenklich für das Reich, wenn sich diese, die den Nerv der bisherigen Großthaten hergegeben, nun von der Betheiligung an der weitern Entwickelung des Reiches der Gläubigen zurückzogen und wieder in ihr abgeschlossenes, vegetatives Stammleben zurückgingen. Dies wurde vermieden, so lange es an den Grenzen noch Gelegenheit zu tapferen Thaten und zu glänzender Beute gab.

Unter den Eroberungen dieser Zeit behaupteten die an der Nordküste von Afrika den ersten Rang. Auch hier machte der Islam mit der Herrschaft des Chalifen unter der einheimischen Bevölkerung, besonders unter den Hirtenstämmen der Berber auf dem lybischen Plateau, reißende Fortschritte. Bald war die Meerenge von Cadix die Grenze des Chalifats nach dieser Seite, wie es nach einer andern hin zwar nicht die förmliche Herrschaft der Länder bis zum Bosporus, Constantinopel gegenüber, behauptete, aber auch die Oströmer hier zu keiner Ruhe und Sicherheit gelangen ließ.

Schon waren auch die Araber nicht mehr bloß zu Lande unwiderstehlich, sie begannen jetzt auch das Meer sich unterthänig zu machen. Der Wille des Chalifen genügte, um seine Krieger auch daran zu gewöhnen und in kurzer Zeit mußten die Flotten der Oströmer vor ihnen allenthalben das Mittelmeer räumen.

Die Eroberungen gingen zwar noch immer im Ganzen nach allen Seiten, doch ließ sich schon erkennen, daß sie eine vorwiegende Neigung nach Westen hatten. Europa war also ihr eigentliches Ziel und der Kampf mit der christlichen Welt der wahre Inhalt des allgemein gebotenen heiligen Krieges gegen alle Ungläubigen. Die leichteste Brücke dahin hätte der Besitz von Constantinopel gewährt, doch allen Anstrengungen zum Trotz hielt sich diese Stadt durch ihre unübertrefflich feste Lage, auch als die Araber allmählich Herren der See wurden.

An dieser Stelle zurückgewiesen, gelang es ihnen an einer anderen desto besser in Europa einzudringen und auf dem neugebahnten Wege von Südwesten aus die Christenheit in Schrecken zu setzen. Von Osten und Westen zugleich angegriffen, schien das Christenthum in Europa ebenso dem Untergang verfallen, wie das der orientalisch-semitischen und afrikanischen Länder.

Als die arabischen Heere das äußerste Westende des nördlichen Afrika einmal erreicht hatten, richteten sich ihre Eroberungsgelüste ganz von selbst auf das gegenüberliegende Spanien. Die inneren Zustände des Reiches der Westgothen, zu welchem damals dies Land gehörte, erleichterten einen feindlichen Angriff nur zu sehr.

Seit der Regierung des Königs Reccared besaß das westgothische Reich allerdings im Gegensatz zu anderen germanischen Staaten auf ehemaligem römischem Reichsboden eine festere Basis durch die Gemeinschaft des katholischen Glaubens zwischen den Deutschen und den Romanen. Von diesem Punkte aus erfolgte auch schnell eine fast vollständige Amalgamation der beiden Nationalitäten in allen möglichen Verhältnissen des äußeren und inneren Lebens und Treibens. Naturgemäß überwog dabei der Einfluß des romanischen Elementes als des gebildeteren, massenhafteren und wenigstens auf diesem südlichen Boden zäheren. Es kam so weit, daß Sieger und Besiegte nicht blos einer gemeinsamen Sprache sich bedienten, die wesentlich lateinische Substanz und römischen Geist zeigte, sondern daß auch die Rechtsverhältnisse durch eine für beide gemeinsame Gesetzgebung geordnet wurden, in welcher der römische Bestandtheil den deutschen, wenn auch nicht an äußerer Ausdehnung, so doch an innerer Bedeutung überwog. Da sich Romanen und Germanen so eng verbunden fühlten, so trat hier auch die katholische Kirche in eine ganz eigenthümliche Nähe zu dem Staate, die ihm noch mehr Lebenskraft zu verleihen schien. Die arianischen Könige hatten einst ihre feste Organisation und ihren gewaltigen Einfluß auf das Volk nicht zu brechen vermocht, die katholischen, die von der entgegengesetzten Tendenz getrieben waren, thaten in ihrer Weise alles Mögliche, um sich der Kirche als getreue Söhne darzustellen. Sie überhäuften sie mit Ehren und Reichthümern und die hohe Geistlichkeit nahm in ihrer Umgebung den bevorzugtesten Platz ein. Keine katholische Landeskirche der Zeit konnte sich in dieser Hinsicht mit der günstigen Stellung der spanischen vergleichen. Aber damit wurde sie auch ganz unwillkürlich in das volle Getriebe der weltlichen Händel gezogen: sie gewöhnte sich, als politische Macht von erstem Range respectirt zu werden und als solche in allen wichtigen inneren Fragen den Ausschlag zu geben. Wäre das Staatswesen außerdem geordnet gewesen, so hätte ein solches Verhältniß weniger Bedenklichkeit und Gefahr gehabt, als in den zerfahrenen Zuständen des westgothischen Reiches. Die alten Grundübel aller germanischen Staatsbildungen auf römischem Boden, die schrankenlose Willkür der Herrscher, der ebenso schrankenlose Unabhängigkeitssinn und die maßlose Habsucht der dem Throne zunächst Stehenden blieben aber hier nach wie vor. Auch half es nichts, wenn einzelne glänzende Regierungen das Königthum gefestigt und die Unbändigkeit der Großen

gedemüthigt hatten. Unfehlbar folgten dann immer Thronstreitigkeiten zwischen verschiedenen Prätendenten und mit ihnen die beste Gelegenheit, das Königthum wieder zu entkräften. Ein solches Reich vermochte einem fest gefugten Feinde gegenüber nichts: nur gegen nicht viel besser organisirte, wie die Franken, konnte es sich allenfalls behaupten.

Als die Araber an der Meerenge von Gibraltar erschienen, war die Verwirrung im Reiche aufs Höchste gestiegen. Der König Roderich hatte 710 den Thron durch Usurpation bestiegen, aber die Söhne seines Vorgängers Witiza wollten sich nicht fügen und konnten, wie gewöhnlich, über einen zahlreichen und mächtigen Anhang gebieten. Als sie damit ihr Erbrecht nicht durchsetzten, riefen sie und ihre Partei den Statthalter des Chalifen, Musa, zu Hülfe, der auch sogleich seinen Sclaven und ersten Unterfeldherrn Tarek mit einem Heere schickte. Das Eindringen des arabischen Heeres vermochte kaum die Kraft des westgothischen Volkes aufzurütteln. Eine einzige, allerdings furchtbare Schlacht bei Xeres, 711, genügte, um jeden der Mühe werthen Widerstand zu brechen, und das Land gehorchte bald bis an den Ebro und die nordwestlichen Gebirge, wohin sich ein Theil des westgothischen Adels rettete, den Arabern, die sogleich nach der Schlacht von Xeres nicht mehr als Bundesgenossen einer Partei, sondern als das Glaubensheer des Chalifen aufgetreten waren. Alle großen Städte fielen nach und nach, häufig durch Verrath der hier sehr zahlreichen und von der katholischen Kirche schwer gedrückten Juden, in ihre Hand, und Spanien ward eine neue Provinz des unermeßlichen Chalifates. —

Unbekümmert um die noch nicht unterworfenen Reste der Christen in den nördlichen Gebirgslandschaften, faßten die Araber, als sie Spanien einmal ihr Eigenthum nennen konnten, auch sogleich den Plan, auf dem Landwege von Osten her in die Reiche der Christenheit einzudringen, eins nach dem andern niederzuwerfen und zuletzt vor den Mauern von Constantinopel, das sie als den Mittelpunkt und das Hauptbollwerk der gesammten Christenheit betrachteten, ihren von der See aus kämpfenden Glaubensgenossen die Hand zu bieten.

Schon 720 überschritten sie mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten der Natur und der Feindseligkeit der baskischen Ureinwohner die Pyrenäen und warfen sich zuerst auf den Herzog Eudo von Aquitanien. In seiner isolirten Stellung vermochte dieser keinen Widerstand zu leisten; er sah nur in der Hülfe der Franken seine Rettung. Auch die Araber wußten, daß sie diese Feinde erwarteten, und hatten demgemäß so große Heeresmassen in Bewegung gesetzt, als sie nur irgend aufbringen konnten. Aber trotzdem mußten sie in dem ersten größeren Zusammenstoße, der 732 bei Tours erfolgte, die Erfahrung machen, daß ihnen hier ein bisher noch nirgends erfahrener unüberwindlicher Widerstand entgegentrete.

Zehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der fränkischen Macht seit Carl Martell und die Verbindung mit der römischen Kirche.

Dem Major domus Pipin war, wenn man die allgemeine Auflösung des Frankenreiches im Beginne seiner Herrschaft erwägt, Alles gelungen, was unter den damaligen Verhältnissen möglich war, nämlich seinen förmlichen Zerfall in einzelne unabhängige Staaten zu verhüten. Aber am Ende eines kampf- und siegreichen Lebens schien doch seine Aufgabe kaum zur Hälfte gelöst: selbst das dem Centrum der fränkischen Macht so nahe gelegene Aquitanien hatte er nicht wieder zu unterwerfen vermocht, geschweige denn so entlegene Pertinenzen wie die Länder der Friesen, Sachsen und Baiern. Noch mehr ließ die von ihm erstrebte Festigung der inneren Zustände zu wünschen übrig, wie sich sogleich nach seinem Tode ergab. —

Noch bei seinen Lebzeiten war sein Sohn Grimwald, dem er seine Würde erblich zu hinterlassen gedachte, von den Feinden seines Hauses ermordet worden. Pipin setzte darauf dessen unmündigen Sohn Theodewald zum Erben ein und seine Gemahlin Plectrudis zu seiner Vormünderin und Regentin des Reiches. Kaum hatte Pipin die Augen geschlossen, so erhob sich von allen Seiten Widerspruch gegen diese allerdings unerhörte Neuerung. Namentlich zeigte sich Neustrien ganz und gar feindlich, während die Austrier zwar nicht für Plectrudis, wohl aber für die ihrem Stamme angehörige Familie Pipins sich günstig gesinnt erwiesen. Als den ihnen genehmen Nachfolger Pipins sahen sie einen seiner unebenbürtigen Söhne, Carl, an, der deßhalb von seiner Stiefmutter Plectrudis auf alle Weise verfolgt und zuletzt zu Köln gefangen gesetzt ward. Aber es gelang ihm, aus dem Gefängniß zu entkommen, seinen Anhang rasch zu organisiren und damit zuerst über seine Feinde in der eigenen Familie und dann auch über die Neustrier und ihren Major domus einen vollständigen Sieg davon zu tragen. Im Jahre 720 war er, was sein Vater gewesen, Major domus des ganzen Frankenreiches. Wie jener, wollte auch er zunächst den äußeren Umfang des fränkischen Reiches wieder herstellen und vor allen Dingen die abgefallenen deutschen Völker wieder zum Gehorsam bringen. Aber ehe er hier zu einem genügenden Resultate kam, nahte von Süden her durch die Araber eine bis dahin noch nicht da gewesene Gefahr. Gestützt auf die entschiedene Zuneigung der Austrier und auf die Angst der Neustrier vor den furchtbaren Feinden, deren Ruf bereits ganz Europa zittern machte, ging er ihnen rasch entgegen und es gelang ihm in der Schlacht von Tours, 732, das gewaltige arabische Heer bis zur Vernichtung zu schlagen. Die geretteten Trümmer mußten wieder über die Pyrenäen zurück. Als die Araber nach Verlauf etlicher Jahre ihre Einfälle erneuerten, fehlten ihnen einmal jene Massen, über die sie vor 732 geboten, dann auch die Ueberzeugung der Unüberwindlichkeit, die bei Tours ebenfalls für

immer gebrochen worden war. Das fränkische Reich und damit die ganze Christenheit konnte sich durch diese eine große That Carl Martells wenigstens für lange Zeiten vor ihren ärgsten Bedrängern gerettet glauben und dies war allein schon genug, um den Helden, der das große Werk vollbracht, mit einer Glorie ohne Gleichen zu umgeben, die ihm in seiner weiteren Laufbahn nach allen Seiten hin zu Statten kam. —

Diese hatte die vollständige Unterwerfung der deutschen Völker zu ihrem Hauptziel. Es gelang ihm besser, als seinem Vater Pipin. Alle Pertinenzen des Reiches kehrten wieder zu dem alten Gehorsam zurück, obwohl auch dieser nur eine in sehr freien Formen sich haltende Abhängigkeit bedingte. Hand in Hand mit seinen Kriegsthaten ging eine friedliche Eroberung Deutschlands durch Missionen der katholischen Kirche, die von ihm zwar nicht eine fortwährende, aufmerksame Detailbeachtung, aber doch im Allgemeinen eine sehr wirksame Förderung erhielten.

Mehr für die katholische Kirche zu thun, vermochte er im Drang seines kriegerischen Lebens, das nur der Wiederherstellung des fränkischen Reiches galt, nicht. Es schien ihm nicht gerathen, auf die Anträge des Papstes Gregors III einzugehen, der mehr als irgend einer seiner Vorgänger von den Longobarden gedrängt und von seinem weltlichen Oberherrn, dem Kaiser der Oströmer, im Stiche gelassen Hülfe von dem Erretter der Christenheit verlangte und ihm die Schutzherrschaft von Rom übertrug. Carl Martell mußte ohnedies, um nur einigermaßen der inneren Bedrängnisse Herr zu werden, alle Mittel in Bewegung setzen. Aber er besaß auch an der austrischen Aristokratie und den höheren kirchlichen Würdenträgern durch das ganze Frankenreich eine mächtige Unterstützung. Dafür sah er sich freilich genöthigt, die erstere mit mehr als billiger Schonung in ihrem gesetzlosen und übermüthigen Treiben auf Kosten der anderen Stände gewähren zu lassen, gerade so wie er allen seinen Einfluß auf die Kirche des Reiches nur dazu verwenden konnte, um erledigte wichtige Stellen mit ganz ergebenen Anhängern zu besetzen, ohne sich um ihre sonstige Befähigung zu kümmern. Adel und Clerus geriethen durch eine solche Politik in einen schwer zu beschreibenden Zustand brutalster Verwilderung, allein der Major domus trat doch bis zu seinem Lebensende alle seine offenen Feinde zu Boden, und das war es allein, worauf es ihm ankam. —

Als Carl Martell 741 starb, theilten seine beiden Söhne aus erster Ehe, Carlmann und Pipin, das Reich unter sich, nicht mehr so, daß der eine das Majordomat in dem einen, der andere in dem anderen Haupttheile übernommen hätte, sondern nach willkürlich angenommenen Grenzen, die mitten durch die verschiedenen Landestheile gezogen waren, ähnlich wie es auch die ersten Könige aus dem merowingischen Geschlechte zu thun pflegten. Carlmann erhielt den Osten, Pipin den Westen. In Carlmanns Theil war das alte Austrasien das Hauptland, in Pipins Theil lag Neustrien und Burgund. Wie gewöhnlich folgte dem Wechsel der Herrschaft Empörung an allen Enden, indessen Carl Martell hatte seinen Söhnen so trefflich vorgearbeitet, daß sie mit nicht übermäßiger Anstrengung sich bald überall Anerkennung und Gehorsam zu verschaffen vermochten. Selbst ein Prätendent aus ihrem Hause, ihr eigener Halbbruder Grifo, der Sohn Carl Martells aus einer zweiten Ehe mit einer bairischen Prinzessin und eben deßhalb nicht für einen ächten Franken geachtet und von der Succession ausgeschlossen, wurde von ihnen von einer Landschaft zur andern getrieben, ohne jedoch vollständig unschädlich gemacht werden zu können.

Carlmann wurde indessen schon nach sechs Jahren seiner weltlichen Thätigkeit müde. Nach dem Beispiel vieler Großen und Fürsten dieser Zeit trat er

in ein Kloster, zuerst in das auf dem Berg Soracte bei Rom, dann in das Hauptkloster der abendländischen Christenheit zu Casinum in den Apenninen, 747. Sein unmündiger Sohn Drogo blieb unter der Vormundschaft seines Oheims Pipin im Frankenreiche zurück, allein bald darauf kam Pipin, ohne daß sich angeben läßt, auf welche Weise, in den Besitz der Herrschaft über das ganze Frankenreich.

Carl Martells Streben war ganz im äußeren Kriegstreiben aufgegangen; auch das seiner Söhne mußte sich zunächst dahin richten, doch hatte es insbesondere bei Pipin noch eine andere, geschichtlich wichtigere Seite, indem nun der Versuch gemacht wurde, die ethischen Fundamente, auf denen das Frankenreich ruhte, neu zu organisiren und durch Heranziehung neuer Stützen in bisher ungekannter Weise zu verstärken. — In dieser Beziehung war durch die Thätigkeit nicht der fränkischen Kirche, sondern eines Mannes aus einer fremden Nationalität, des Angelsachsen Winfried oder Bonifacius, ein wichtiger Anknüpfungspunkt gegeben.

Die angelsächsische Kirche zeichnete sich seit ihrer Gründung durch römische Missionäre (s. o. S. 74) immer durch eine unter diesen Verhältnissen selbstverständliche Ergebenheit gegen Rom und den päpstlichen Stuhl, noch mehr aber durch eine ganz entschiedene Hinneigung zu der practischen Seite des Christenthumes aus. Darin nahm nach der Richtung der Zeit die Missionsthätigkeit unter heidnischen Völkern die ehrwürdigste und verdienstvollste Stelle ein. Angelsächsische Missionäre waren deßhalb schon im 7. Jahrhundert vielfach auf der ihrer Insel gegenüber liegenden Küste von Deutschland thätig gewesen, besonders unter den so nahe verwandten Sachsen und Friesen. Indessen standen ihre Erfolge in keinem rechten Verhältniß mit ihren Bemühungen, wozu die in jenen Stämmen noch vorhandene Ungebrochenheit des nationalen und religiösen Bewußtseins, das jetzt durch die beständige Reibung mit dem fränkischen und christlichen Wesen erst recht aufgestachelt war, das Meiste beitrug. —

Bonifacius verfuhr practischer. Er faßte die völlige Bekehrung der schon lange dem Namen nach christlichen, in der That aber noch so gut wie heidnischen mittleren und südlichen Landschaften im eigentlichen Deutschland als seine nächste Aufgabe ins Auge. Dies sollte die Basis für weitere und größere Unternehmungen unter der wirklichen Heidenschaft werden. Er holte sich in Rom, wie es bei den angelsächsischen Missionären gebräuchlich war, eine päpstliche Erlaubniß sammt bedeutenden und einflußreichen Empfehlungen an vornehme Leute jener Landschaften, an den Major domus Carl, an einflußreiche Personen seiner Umgebung. Schon 723 wurde er von Papst Gregor bei einer zweiten Reise nach Rom zum Bischof aller neubekehrten und noch zu bekehrenden Länder geweiht, als Anerkennung seiner gesegneten Wirksamkeit.

Diese griff in immer weitere Kreise ein, auch dahin, wo der Arm des Major domus nicht zu seinem Schutze ausreichte. So gelang es ihm in Baiern mit Hülfe des Herzogs Odilo, sonst eines Hauptfeindes der Franken, die geringen Anfänge des Christenthums, die seit der Predigt des heil. Rudpert am Ende des 7. Jahrhunderts hier mehr kümmerlich vegetirt, als eigentlich sich entwickelt hatten, neu zu beleben. Er organisirte die Landeskirche, gründete feste bischöfliche Diöcesen, besetzte sie mit ihm und dem römischen Stuhle ergebenen Männern und sorgte auf alle Weise für ihre gedeihliche Wirksamkeit in dem ihnen untergebenen Clerus und in dem Volksleben. Nach diesem glücklich abgeschlossenen Werke gründete er vier Bischofssitze für die mittleren deutschen Gegenden, die anfängliche Stätte seiner Wirksamkeit, wo seine Arbeit unterdessen durch zahlreiche Freunde und Schüler, Geistliche und Mönche, einen sehr gedeihlichen

Fortgang genommen hatte. Im Jahre 745 erhielten alle diese Organisationen durch die Erhebung des Bonifacius auf den bischöflichen Stuhl zu Mainz ihren Abschluß. Mainz war bisher in kirchlicher Hinsicht zu dem gallischen Lande gerechnet worden, jetzt wurde es der Sitz des Oberhauptes der deutschen Kirche, des Ober- oder Erzbischofes — eine Benennung, die damals auch in der fränkischen Kirche häufiger zu werden begann — über alle die neu eingesetzten Bischöfe und die alten Suffragane des Metropolitansitzes von Mainz. —

Aber jede Organisation der deutschen Kirche mußte nothwendig ein höchst bedenkliches und schwaches Stückwerk bleiben, wenn nicht die Kirche der übrigen Theile des Frankenreiches aus ihrer Zerfahrenheit gerettet wurde. Auch dafür bot Pipin, wie schon vor ihm Carlmann gethan, die Hand, und so wurde aus dem einfachen Prediger des Evangeliums unter den Heiden ein Reformator eines altchristlichen Landes und Wiederhersteller einer Kirche, die schon Jahrhunderte eher geblüht hatte, als nur irgend eine Kunde von dem Evangelium zu den Stammvätern des Bonifacius gedrungen war.

Bonifacius betrieb auch dieses Werk ähnlich wie die Bekehrung von Deutschland auf dem zwiefachen Wege, der sich hier so practisch erwiesen hatte. Er wußte nach und nach die höheren kirchlichen Stellen in die Hände würdiger und seinen Plänen ergebener Männer zu bringen und zugleich die äußere kirchliche Verfassung, die in den allerwesentlichsten Punkten vollständig zerrüttet war, durch Wiederherstellung des Metropolitanverbandes, durch Wiedereinführung von Provinzial- und Diöcesansynoden im Ganzen auf den alten Grundlagen aufzubauen. Als mächtigste Stütze für sein Werk betrachtete er auch hier wie in den deutschen Reichstheilen die engste Verknüpfung und Unterordnung der Landeskirche unter den Stuhl von Rom, der schon zur Zeit Leo's des Großen über Gallien das Primat ausgeübt hatte. Aber seit dieser Zeit war diese Abhängigkeit fast bis auf den Namen in Vergessenheit gerathen und als sie jetzt von Bonifacius wieder hergestellt ward, bedeutete sie etwas ganz Anderes, ein Verhältniß viel stricteren Gehorsams, als früher aus dem Begriffe des römischen Primates gefolgert werden konnte, eben nicht mehr und nicht weniger, als das, was man in der von Rom aus gegründeten englischen Kirche unter dem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl verstand.

Alle diese wichtigen Neuerungen, die von der ganzen Masse der verdorbenen Geistlichkeit und den mit ihnen verbundenen Weltlichen auf's Bitterste angefeindet wurden, konnten nur durch den nachdrücklichsten Beistand der Staatsgewalt gelingen. Pipin sah ein, daß er, wenn er auf die Dauer arbeiten wollte, nur durch neue Mächte einen verläßlichen Halt gewinnen könnte. Die alte Kirche in ihrer Zerfahrenheit bot ihm keine Stütze, so wenig wie die alte Aristokratie, aus deren Schoß seine Familie hervorgegangen war. Doch mußte die neuorganisirte Kirche auch ihrerseits ihrem weltlichen Vorkämpfer manche Zugeständnisse machen. Daß er sich das weltliche Schutzrecht sammt allen daraus fließenden Befugnissen vorbehielt, hatte nichts Auffallendes. Alle Regenten der Christenheit pflegten es in weiteren oder engeren Grenzen von jenem ersten Constantin an in ihren Staaten auszuüben und der Kirche dieser Zeit kam es nicht einmal in den Sinn, eine völlige Freiheit und Trennung von dem Staate zu fordern. Aber etwas ganz anders war es, daß er die Kirche seines Reiches nöthigte, mit einem Theile ihres Vermögens seinen rein weltlichen Zwecken zu dienen. Doch auch dies ließ sie sich, wiewohl unter fortwährenden Seufzern und Reservationen in Anbetracht der erprobten Gesinnung dessen, der solche Opfer forderte, und der Nothwendigkeit der Verhältnisse gefallen.

Wie es scheint, hatte sich schon Carl Martell bemüht, der unabhängigen

Aristokratie mit ihrem freien Grundbesitz und ihrem daraus hervorfließenden Selbstgefühl, in dem sie den Major domus nur als den Ersten unter seines Gleichen, aber keineswegs als einen wirklichen Herrn anerkennen wollte, einen ihm ganz ergebenen, von ihm ganz abhängigen, aber ebenfalls durch Grundbesitz mächtigen Stand gegenüber zu stellen. Dieser doppelte Zweck wurde durch die Nachahmung einer in der Verwaltung des Kirchenvermögens schon lange gebräuchlichen Einrichtung, der Verleihung von Grundeigenthum auf eine bestimmte Zeit (precarie), erreicht. An die Stelle der hier gebräuchlichen Fristen trat dort die Lebenszeit des Empfängers und Gebers; an die Stelle der hier gebräuchlichen Geld- oder Naturalabgabe die Verpflichtung zu besonderem Gehorsam und besonders zu Waffendienst (Vasaticum). Aber das Grundeigenthum, was auf solche Weise als ein temporärer Besitz verliehen ward, mußte zum großen Theil erst der Kirche entrissen werden, denn die Majores domus nahmen Anstand, die Basis ihrer Macht und ihres Reichthums, ihre liegenden Güter, allzu sehr zu verkleinern. Die Verwirrung, in welche die fränkische Kirche zur Zeit Carl Martells gerathen war und die sich bis in die Mitte der Regierung Pipins fortsetzte, erleichterte eine solche Beraubung zu Gunsten dieser höchst folgereichen Maßregel. Jetzt, als die Kirche neu organisirt und mit ganz anderem Bewußtsein über ihre Verpflichtungen gegen sich selbst dem Staate entgegenstand, mußte sie sich in die einmal existirende Thatsache fügen und mit einer Anweisung auf eine zukünftige Restitution und einigen geringen Vergütungen zufrieden sein. —

Wie wenig die damalige Kirche sich verführen ließ, aus einer Nebensache die Hauptsache zu machen, geht schon daraus hervor, noch mehr aber aus ihrem weiteren Verhalten, als Pipin den letzten entscheidenden Schritt zur Begründung einer soliden Staatsgewalt that, indem er den nominellen König aus dem merowingischen Geschlechte, das bisher von ihm, wie von seinem Vater und Großvater, noch immer geduldet worden war, beseitigte und sich an seine Stelle setzte, 752.

Die Kirche des fränkischen Reiches, Bonifacius, ihr gefeiertes Haupt, an der Spitze, gab diesem Schritte ihre völlige Sanction und damit schon eine außerordentliche moralische und materielle Unterstützung. Noch wichtiger war es, daß sich das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit, speciell der fränkischen Kirche, der Papst Zacharias, entschieden dafür erklärte. Da die Merowinger nirgends mehr einen wirklichen Anhang besaßen, Pipin dagegen auf seine Lehensleute und die Masse des Volkes unbedingt zählen konnte und nur in der höheren Aristokratie beachtenswerthe Feinde hatte, so fehlte der Uebertragung des Königthums auf ihn und seine Familie auch nicht die formell nöthige Zustimmung des fränkischen Volkes. Die Herrschaft der Carolinger begann so unter den besten Auspicien, nach allen Seiten hin gestützt durch lebenskräftige, im besten Wachsthum begriffene Mächte, die Autorität des Papstes, den Einfluß der fränkischen Kirche, die unbedingte Ergebenheit der im Lehensverband stehenden, vorzugsweise kampfesbereiten und tüchtigen Massen. —

Als Gegendienst für die nachdrückliche Unterstützung des Papstes hatte sich Pipin zur Hülfeleistung gegen die immer mehr Rom bedrängenden Longobarden verpflichtet. Schon im Jahre 753 mahnte ihn der Papst Stephan II persönlich daran und vollzog zugleich die feierliche Salbung Pipins, seiner Gemahlin und seiner Söhne zu Königen der Franken in ähnlicher Weise, wie diese Ceremonie bei den Kaisern des Ostens gebräuchlich war. Pipin befreite den Papst schon im folgenden Jahre durch einen Feldzug von seinem Feinde, dem König Aistulf, und zwang diesen, der römischen Kirche nicht bloß allen angethanen Schaden zu ersetzen und alle gemachten Eroberungen herauszugeben, sondern auch einige

bedeutende Landstrecken, die er und seine Vorgänger den Oströmern abgenommen hatten, unter andern auch die ehemalige Hauptstadt der Provinz Italien, Ravenna, sammt ihrer Umgegend der römischen Kirche zu überlassen. Der Papst überkam durch diese Schenkung des fränkischen Königs alle Hoheitsrechte in diesem Districte unter dem Titel eines Patricius. Dafür nahm nun auch Pipin seinerseits den Titel eines Patricius von Rom und Schutzherrn der römischen Kirche an, obgleich der Papst sein Unterthanenverhältniß zu dem oströmischen Kaiser nicht als erloschen ansah. —

Nach der glücklichen Beendigung des longobardischen Krieges wandte Pipin die noch übrige Zeit seines Lebens — er starb 768 — an die Befestigung der inneren Organisation und an die äußere Wiederherstellung des Frankenreiches. Zwar stand ihm seit 755 Bonifacius, offenbar der wichtigste Helfer für die innere Begründung der carolingischen Macht, nicht mehr zur Seite. Er hatte, nachdem er seine vorläufige Thätigkeit beendet sah, seinen Hauptplan, die Mission unter den deutschen Heiden, wieder aufgenommen, seinen erzbischöflichen Stuhl verlassen und Friesland aufgesucht, um dort sehr bald die von ihm ersehnte Märtyrerkrone wirklich zu erringen. Aber um ihn herum war allmählich ein so zahlreicher Nachwuchs eifriger Schüler und Anhänger aufgekommen, der Geist der fränkischen Kirche war so sehr schon von dem neuen, durch ihn hervorgebrachten Aufschwung ergriffen, daß sich sein Verlust zwar nicht vergessen, aber doch verschmerzen ließ.

Nach außen hin gelang es Pipin jetzt, den Sachsen bedeutende Verluste beizubringen, die sie zu erneuter Anerkennung der fränkischen Oberhoheit nöthigten. Auch brachte er die Unterwerfung des beinahe hundert Jahre selbstständigen aquitanischen Landes fast zu Stande, obgleich er auch nach vielen glücklichen Feldzügen mit dem hier schon sehr stark ausgebildeten nationalen Unabhängigkeitssinn der Bewohner des Landes noch schwerere Kämpfe, als mit dem Herzog Waifari und der einheimischen Aristokratie bestehen mußte. —

Elftes Kapitel.

Carl der Große.

Pipin hinterließ zwei erbberechtigte Söhne, Carl und Carlmann. Ihre Succession war durch die päpstliche Salbung und feierliche Anerkennung des Volkes gesichert, obgleich auch jetzt die entfernteren Provinzen die Gelegenheit wahrnehmen wollten, um sich der fränkischen Herrschaft zu entledigen. Doch glückte dies jetzt noch viel weniger, als nach dem Tode Carl Martells. Die

beiden Brüder nahmen, ähnlich wie ihr Vater und Oheim es gethan, sogleich nach ihres Vaters Tod eine Landestheilung vor. Sie unterschied sich von der letzten wesentlich dadurch, daß die geographische Linie, die zwischen den beiden Hälften des Frankenreiches gezogen wurde, jetzt nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten lief. Germanische und romanische Bestandtheile wurden also jetzt bunt durch einander gewürfelt, während Pipin und Carlmann doch im Allgemeinen noch die nationalen Gegensätze etwas berücksichtigen zu müssen geglaubt hatten. Carlmann erhielt die südliche, Carl die nördliche Hälfte: die Schutzherrschaft über die römische Kirche blieb Beiden gemeinsam, ebenso wie die völlige Unterwerfung von Aquitanien den vereinten Fürsten aufbehalten ward. Das gegenwärtig befolgte Theilungsprincip verhinderte allerdings die Gefahr eines Zerfalles des Frankenreichs nach den, wenn auch noch sehr roh, aber desto ungestümer und unverträglicher auftretenden nationalen Gegensätzen und der Begriff der Reichseinheit war jetzt etwas mehr als ein bloßes Phantom. Dafür begünstigte es das an und für sich so natürliche Bestreben, die in jedem Sinne unnatürliche Trennung aufzuheben und das ganze Reich wieder factisch zu einer Einheit zu machen. Beide Brüder mögen ungefähr auf gleiche Weise durch ihre Individualität, ihre Umgebungen und die Verhältnisse selbst dazu gedrängt worden sein, aber Carl war der vom Glücke Begünstigte. Carlmann starb schon 771, und sogleich bemächtigte sich Carl, mit Ausschluß seiner Neffen, der Hinterlassenschaft, allerdings unter Beobachtung einiger leidlich stichhaltigen Formen der Reichsverfassung. Carlmanns Kinder wurden von ihrer Mutter zu dem longobardischen König Desiderius geflüchtet, noch ehe sich Carl wirklich des Südreiches bemächtigt hatte. Daraus leitete dann die Carl ergebene Partei den Satz ab, daß durch eine solche Flucht ihr Successionsrecht verwirkt sei und erkannte Carl als ihren König an.

Nachdem Carl auf solche Weise Alleinherrscher des fränkischen Reiches geworden, begann er sogleich die Kraft des Volkes in lebhaftester Thätigkeit nach außen zu führen. Im Ganzen folgte er hiebei dem Weg, den sein Vater und Großvater vorgezeichnet hatte, aber in sofern doch wieder selbstständig, als er sich nicht begnügte, die von ihnen begonnenen Bestrebungen ganz und förmlich abzuschließen, d. h. den Gesammtumfang des Frankenreiches in seiner glänzendsten Periode, etwa unter Chlotar I, wieder herzustellen, sondern auch die nominelle oder doch wenigstens äußerst lockere Abhängigkeit einzelner Pertinenzen ganz in dasselbe Verhältniß eigentlichster Unterthänigkeit umzuwandeln, wie es etwa in den specifisch fränkischen oder gallisch-romanischen Provinzen des Reiches bestand. Dann griff er sogar auf allen Seiten über die herkömmlichen Grenzen hinüber und schlug die Bahn eines Welteroberers ein, die von allen Herrschern des fränkischen Reiches seit dem Tode des austrischen Theudebert (s. o. S. 86) keiner mehr zu betreten gewagt hatte.

Seine erste Unternehmung im größeren Style galt den Sachsen. Ihr Verhältniß zu den Franken war durch die Siege Pipins erst recht unleidlich geworden. Gleich nach Pipins Tode machten sie deßhalb auch verschiedene Versuche, sich wieder ganz unabhängig zu stellen, und obgleich dafür kein Erfolg vorauszusehen war, so wirkten sie doch im höchsten Grade störend für die Sicherheit der unteren Main- und mittleren Rheingegenden, der hessischen und thüringischen Landschaften. Besonders litt die durch Bonifacius neugegründete Kirche dieser Gegenden durch die Einbrüche der in heidnischem und nationalem Fanatismus schonungslos wüthenden Feinde. —

Der erste Feldzug, den Carl 772 von Hessen aus begann, brachte einen großen Theil des sächsischen Berglandes an der Weser in die Gewalt der Franken.

Die beiden Haupttheile des sächsischen Volkes, die Westfalen und Ostfalen, wurden durch den dazwischen geschobenen feindlichen Keil von einander isolirt und der fränkische König glaubte schon auf die Unterwerfung des ganzen Landes rechnen zu können. Ueberall legte er feste Stationen, zugleich auch als Haltpunkte für die Bekehrung, an, denn diese sollte mit der Unterwerfung Hand in Hand gehen und die eine die andere sichern. Eine Menge fränkischer, deutscher und angelsächsischer Missionäre folgte dem Heere und blieb in dem scheinbar eroberten Lande zurück.

Indessen zeigte es sich schon im nächsten Jahre, 773, daß noch an kein bleibendes Resultat des Krieges gedacht werden konnte. Carl mußte wegen eines Feldzugs nach Italien Deutschland ganz verlassen und sogleich brach ein allgemeiner Aufstand aus, der die Sachsen bis beinahe an den Rhein führte. Es bedurfte noch einer ganzen Reihe von Feldzügen, bis 777. Damals unterwarfen sich viele der edelsten Geschlechter des Landes. Aber noch setzte ein Theil des Volkes unter dem Herzog Widekind den Widerstand bis 785 fort. Erst da unterwarf sich auch Widekind und konnte das Volk im Allgemeinen als besiegt angesehen werden, obgleich noch lange hinaus einzelne Aufstandsversuche mit Gewalt gedämpft werden mußten. Darauf hin wurden auch die Grundzüge der Verfassung für das sächsische Volk bestimmt. Es erkannte Carl und seine Nachfolger für alle Zeiten als seine Könige an und versprach ihnen eidlich Treue und Gehorsam wie die Franken. Es sollte nur einen Staat mit den Franken bilden, aber seine Rechtsgewohnheiten und seine Selbstverwaltung in den kleineren Kreisen erhalten, wie sie herkömmlich war. Das ganze Land wurde in eine Reihe von Comitaten oder Grafschaften getheilt, deren Vorsteher der König ernannte. Alle waffenfähigen Sachsen wurden dem Heerbann im Dienste des Königs unterworfen und die schweren Strafen, die im übrigen fränkischen Reiche auf Ungehorsam dagegen bestanden, auch auf sie ausgedehnt. Alle Sachsen mußten sich zur Taufe und die bereits getauften zur Treue im Glauben und vollständigem Verzicht auf das Heidenthum sammt allen seinen Reminiscenzen verpflichten. Schwere Strafen, sogar die Todesstrafe, sollten allen Abfall verhüten. Sie verpflichteten sich ferner zu geistlichem Gehorsam gegen die Kirche und ihre Diener, vor allen gegen die Bischöfe. Denn Carl begann sogleich nach der Besiegung des Volkes das ganze Land in bischöfliche Diöcesen zu zerfällen, die er meist mit erprobten Missionären, wie Willehad, Luidger u. a., besetzte. —

Nach der förmlichen Unterwerfung der Sachsen wurde auch der bisher noch bestandenen Unabhängigkeit des bairischen Volkes von Carl durch die Absetzung des Herzogs Thassilo II ein Ende gemacht. Auch hier trat die fränkische Comitatsverfassung überall ein und damit zugleich die Verleihung von Gütern an zahlreiche Lehensleute des fränkischen Königs, gerade so wie in Sachsen, 788.

An die Unterwerfung von Baiern schloß sich eine Reihe von Feldzügen gegen die Avaren, die alten Nachbarn und Feinde des fränkischen Reiches, an. Sie führten bis ungefähr zum Ende des achten Jahrhunderts zu einer vollständigen Zerstörung der avarischen Macht und brachten unermeßliche Beute in das Frankenreich und hinwiederum in jene östlichen Gegenden die ersten Anfänge der christlich-europäischen Cultur.

Auch hier ging, wie in dem Sachsenkrieg, der persönliche Ehrgeiz, das politische und das kirchliche Interesse zusammen. Noch stärker trat das letztere in den zwei größeren auswärtigen Feldzügen hervor, die Carls Ruhm unter seinen Zeitgenossen am meisten förderten, in dem longobardischen von 773 und dem spanischen von 778.

Der erste endigte zum Staunen der Welt sehr schnell schon im Jahre 774 mit dem Untergang des longobardischen Reiches und der Gefangenschaft des Königs Desiderius, der bis dahin in offener und geheimer Feindschaft alles Mögliche gethan hatte, um den Stolz Carls zu kränken und ihn moralisch zu nöthigen, ihn mit Krieg zu überziehen. So hatte er sich der Söhne Carlmanns angenommen, für sie im fränkischen Reiche intriguirt und sie durch päpstliche Autorität Carl als Prätendenten gegenüber stellen wollen. Als der Papst Hadrian I, der im Sinne seiner Vorgänger einen starken Herrscher im Frankenreiche für ein Bedürfniß der katholischen Christenheit und speciell des römischen Stuhles hielt, nicht darauf eingehen wollte, warf Desiderius die bisherige Maske andächtiger Ergebenheit gegen den römischen Stuhl ab und benahm sich gegen die weltlichen Besitzungen desselben gerade so wie seine Vorgänger. Darauf hin rief Hadrian I Carl als Schutzherrn der römischen Kirche an. Einem solchen Ruf konnte sich Carl nicht weigern Folge zu leisten und der rasche Sieg gab ein glänzendes Zeugniß für den göttlichen Segen, der seine Waffen begleitete.

Carl ließ sich nun selbst von den Longobarden als König huldigen, ohne ihre Verfassung sonst anzutasten. Es war somit eine bloße Personalunion, die den größten Theil von Italien mit dem fränkischen Reiche verband, und auch später, als wichtige Verfassungsänderungen eintraten, änderte sich dieses staatsrechtliche Grundverhältniß nicht. Noch aber hatten nicht einmal alle Großen des longobardischen Reiches Carl anerkannt, vor allen Dingen verweigerten die drei mächtigsten unter den erblichen Herzogen des Reiches, die von Friaul, Spoleto und Benevent, die Huldigung, und Carl mußte später noch mehrmals die Waffen ergreifen, um auch sie zum Gehorsam zu zwingen. Doch gelang ihm die Unterwerfung von Benevent, der äußersten Grenzlandschaft gegen die oströmischen Provinzen in Unteritalien, nie vollständig. Dafür setzte er in dem übrigen, früher longobardischen Italien nach und nach wichtige Veränderungen durch. Er löste fast alle die beinahe selbstständigen Herzogthümer auf, die früher auf Kosten des Königthums die eigentliche Macht im Staate gebildet hatten, theilte das Land auf fränkische Weise in Comitate und besetzte diese mit ergebenen Männern, zum großen Theil geborenen Franken. Auch sonst verlieh er eine große Menge von Krongütern und confiscirten Besitzungen an Franken in der nun schon ganz gewöhnlichen Weise als Lehen und schuf sich damit eine neue, ihm nothwendig ergebene Aristokratie, im Gegensatz zu der einheimischen. Da ihm auch die Landeskirche nach dem Vorgange des römischen Stuhles möglichst zur Seite stand, und die Masse des Volkes den Sturz der immer noch mehr oder weniger als fremd betrachteten longobardischen Aristokratie wenigstens mit gleichgültigen Augen ansah, so erhielt seine Herrschaft in Italien schnell eine so solide Basis, daß sie noch für länger als ein Menschenalter in einer Periode der ärgsten Verwirrung des von ihm gegründeten Reiches sich zureichend erwies.

Der spanische Feldzug geschah noch augenscheinlicher im Dienste der Kirche, wenn auch nicht des Papstes. — Schon seit dem Tode Carl Martells waren die Einbrüche der Araber in Südfrankreich seltener geworden und in den letzten Regierungsjahren Pipins hörten sie ganz auf. Nach der Unterwerfung Aquitaniens berührte das restaurirte Frankenreich das Reich des Islam und es verstand sich von selbst, daß nun eine Reaction gegen denselben eintreten mußte. Carl benützte innere Zwistigkeiten unter den Häuptern der spanischen Mohammedaner, die so weit gingen, daß einige von ihnen sich an den fränkischen König um Hülfe wandten. Im Jahre 778 drang er bis an den Ebro vor, eroberte Saragossa und setzte seine Schutzbefohlenen als tributäre Fürsten in einem Theile

des eroberten Landes ein, den andern behielt er unter seiner unmittelbaren Herrschaft. Zwar erlitt sein Heer auf dem Rückwege durch die auch jetzt noch unbezwungenen Basken eine schwere Niederlage im Passe von Ronceval, doch war damit weder die Frucht, noch der Glanz der Unternehmung verkümmert.

Nach solchen Thaten für die gesammte Christenheit konnte er wohl mit Recht den großen christlichen Kaisern von Rom, vor allem dem durch die Sage schon verklärten Constantin, an die Seite gestellt werden und es war nur der ganz selbstwüchsige Ausdruck dieser Ansicht, der den Papst Leo III, Hadrians Nachfolger, bewog, nachdem er wieder Carls kräftigen Schutz gegen übermüthige Feinde in der Stadt Rom in seiner ganzen Kraft erprobt hatte, ihm am 1. Dec. 800 die Kaiserkrone des weströmischen Reiches auf das Haupt zu setzen. Carl beherrschte in der That fast die ganze abendländische Christenheit, schien das, was die Zeit als den Kern des Kaiserthums betrachtete, den Schutz der Kirche und den Kampf gegen ihre äußeren und inneren Feinde, zum Mittelpunkt seiner großartigen Thätigkeit gemacht zu haben, und war bereits durch seine Advocatie der römischen Kirche und das Patriciat zu Rom, der Hauptstadt des Kaiserthums und der christlichen Welt, in ein besonders enges, der kaiserlichen Würde ganz nahe liegendes Verhältniß getreten. Leo III konnte sich zu diesem Schritte außerdem durch den Vorgang der Päpste Zacharias und Stephan und dem ihnen vorschwebenden alttestamentlichen Vorbild des Samuel von kirchlicher Seite her vollkommen berechtigt halten. Von weltlicher Seite war das Recht der Imperatoren des Ostens auf die ausschließliche Weltherrschaft im Abendlande ohnedem nie in das Volksbewußtsein übergegangen: hier galt noch überall die alte Theilung des Reiches unter zwei höchste Herrscher als der normale und die Herrschaft eines Einzigen als ein bloß provisorischer Zustand. Auch schien das besondere Recht des oströmischen Kaisers auf die weltliche Herrschaft über die Stadt Rom durch die gänzliche Vernachläßigung aller seiner Regentenpflichten, sowie durch die bedenklichen Ketzereien, in welche viele der Kaiser des 8. Jahrhunderts verfallen waren, für vollständig erloschen, und schon die Uebertragung des Patriciates an Pipin hatte im Grunde nur auf dieser Ansicht beruht, wenn auch Stephan II sie nicht ausdrücklich auszusprechen für gut hielt. Von weltlicher Seite galt nunmehr das Volk von Rom, als der nach einer damals noch bestehenden staatsrechtlichen Fiction legitime Inhaber der höchsten Souveränetät im römischen Reiche, für berechtigt, sich einen neuen Herrn zu wählen, und die Krönung Carls fand auch in der That unter lebhaften Acclamationen eben dieses römischen Volkes Statt. So hatten also die beiden Factoren, die nach damaliger Anschauung allein dazu berechtigt sein konnten, die Bevölkerung der Stadt Rom, die sich mit unglaublicher Naivetät für die Erben und Nachkommen des alten Populus Romanus hielt, und der Papst, der hohe Priester der christlichen Welt, des neuen Bundes, Carl erhoben und keine Gewalt auf Erden war im Stand, die Legitimität des Actes anzufechten.

Der Gehalt der neuen Würde konnte weder von dem damit Geschmückten, noch von denen, die sie ihm ertheilten, auf einen klaren staatsrechtlichen Begriff reducirt werden. Desto mehr wirkte ihre mystische Weihe und es war hinlänglich genug, daß man damit die Vorstellung von der höchsten irdischen Macht, einer besonders legitimen Regentengewalt und vor allen Dingen einer besonders engen Beziehung auf die äußeren und inneren Angelegenheiten der Kirche verband. Für die Stellung Carls seinen bisherigen Unterthanen gegenüber erwuchs keine irgendwie an einzelnen Dingen sich geltend machende neue Berechtigung, wohl aber im Allgemeinen der Anspruch auf gesteigerte Treue und eine Art andächtigen Gehorsams, von welchem selbst einem gesalbten König

gegenüber nicht die Rede sein konnte. In diesem Sinn faßte Carl selbst das Verhältniß auf, und dieß bewog ihn, sich in allen seinen Reichen von neuem einen Eid der Treue schwören zu lassen, der in allen Stücken dem auch sonst gebräuchlichen und ihm bereits bei der Thronbesteigung geleisteten ganz gleich lautete. Aber daß er dem Kaiser und nicht dem König geleistet wurde, schien auch seine Qualität potenzirt zu haben.

Mit der Annahme der Kaiserwürde schloß sich die nach Außen gewandte Thätigkeit Carls ab. So großartig sie auch bis dahin sich äußerte, so erhielt sie doch immer durch die ihr gegenüberstehende Geistesrichtung des Herrschers auf eine innerliche Begründung und Bethätigung seiner Gewalt ein mächtiges Gegengewicht, das ihn nie zu einem ziellosen Welteroberer und Weltstürmer in der Art der früheren Herren werden ließ. Das fränkische Reich oder das römische Kaiserthum hatte jetzt eine organische Basis erlangt, indem es fast ganz mit dem ehemaligen Gebiet des weströmischen Reiches oder, was nach der Anschauung der Zeit damit identisch galt, mit der abendländischen Christenheit, die den römischen Bischof als geistliches Oberhaupt anerkannte, zusammenfiel. Nur die Sicherung des erworbenen nöthigte zu nie unterbrochenen kleineren Kriegsthaten, die jedoch selten von dem Kaiser in Person, meist durch Stellvertreter, am liebsten durch einen seiner drei Söhne Carl, Pipin, Ludwig ausgeführt wurden. So mußten noch verschiedene Empörungen der Sachsen gedämpft werden; neben Gewalt wurden hier auch friedliche Mittel angewandt und manche allzuharte Bestimmungen der ersten Gesetzgebung später gemildert. Daneben aber kam es auch vor, daß größere Massen dieses Volkes aus Gegenden, die für besonders zweifelhaft in ihrer Treue galten, sich eine Verpflanzung in andere Theile des Reiches bis tief nach Gallien hinein gefallen lassen mußten. An ihre Stelle traten dann zuverlässige Ansiedler, auch aus dem benachbarten slavischen Stamme der Abodriten, der als alter Feind der Sachsen den Franken bei ihren früheren Feldzügen ein unschätzbarer Bundesgenosse gewesen war. Auch die Angriffe der jütischen Dänen auf die sächsischen Länder von der Elbe bis zur Eider, sowie ihre Raubzüge zur See machten verschiedene Kriegsunternehmungen und die Herstellung einer Küstenflotte nöthig. Einstweilen reichten die getroffenen Maßregeln zum Schutze dieser nordöstlichen Theile des Frankenreiches nothdürftig aus, aber dem Scharfblick des Kaisers entging die Gefahr, die von hier aus drohte, nicht, doch ohne daß er die Mittel zu ihrer vollständigen Abhülfe zu entdecken vermochte. Ebenso fehlte es auch nicht an Kämpfen an der langgedehnten slavischen Grenze, deren Resultat eine äußerliche Abhängigkeit der slavischen Stämme von den treuen Abodriten im heutigen Mecklenburg an bis zu den istrischen Slaven am adriatischen Meere war. Auch in Italien erhielten fortwährende Grenzstreitigkeiten mit dem byzantinischen Reiche an der venetianischen Küste und an der Grenze von Benevent die fränkischen Waffen in Thätigkeit, bis endlich ein im Jahre 810 geschlossener Friede die Ruhe wiederherstellte. Aquitanien wurde durch die nur dem Namen nach unterthänigen Basken, die spanischen Besitzungen durch die Araber fortwährend beunruhigt, obgleich er schon 781 seinen jüngsten Sohn Ludwig als König des Landes zur besseren Ueberwachung der dort besonders schwierigen Verhältnisse eingesetzt hatte.

Das Innere des Frankenreiches empfand von diesen fortwährenden Grenzkriegen keine große unmittelbare Einwirkung. Sie konnten meist aus den militärischen Hülfsmitteln der zu diesem Behufe eigens organisirten Grenzprovinzen bestritten werden. Diese Organisation war im wesentlichen schon lange bestehenden Einrichtungen der merovingischen Zeit nachgebildet und nun im größten Maßstab vervollkommt, so daß bald ein Ring von derartigen „Marken,“ von

denen jede wieder ein wohlzusammenhängendes Befestigungssystem enthielt, das fränkische Reich von der Eider an, die Elbe und Saale entlang bis an das adriatische Meer, in Italien gegen die Oströmer, in Spanien gegen die Basken und Araber, in der Bretagne gegen die immer in ihrer Treue wankenden Ureinwohner schützte.

Doch in einzelnen Fällen mußte auch der Heerbann aus verschiedenen Theilen des Reiches zur Deckung der Grenze aufgeboten werden, und Carl griff hier in der strengsten Handhabung der darüber bestehenden, theilweise von ihm genauer und praktischer festgesetzten Bestimmungen rücksichtslos durch, zum großen Nachtheil einer gedeihlichen Entwickelung des materiellen Wohlstandes seines Reiches. Da die Handhabung des Heerbannes in jedem einzelnen District ordnungsmäßig dem königlichen Grafen überlassen war, so erhielt dieser eine Gelegenheit, in die bürgerlichen Verhältnisse unzähliger Einzelnen störend einzugreifen, die durch alle königlichen Verordnungen und die strengste Controle durch königliche außerordentliche Bevollmächtigte nicht ganz gehoben werden konnte und die seine Bedeutung dem Einfluß der Centralregierung gegenüber unendlich steigerte.

Schon durch Pipin war die alte Aristokratie des Frankenreiches wesentlich beseitigt worden und damit auch die Hauptquelle der inneren Unruhen, der fried- und rechtlosen Zustände. Die von dieser Zeit an im Entstehungsprocesse begriffene neue der königlichen Vasallen zeigte nun zwar dieselbe Tendenz der individuellen Ausschließlichkeit auf Kosten aller Anderen wie die alte, aber für die erste Zeit reichte doch die königliche Autorität, besonders in der Hand eines Herrschers, wie Carl der Große, hin, um allzugroße Extravaganzen der Zügellosigkeit und Rechtsverachtung in ihre Schranken zurückzuweisen. So erfreute sich denn fast das ganze Frankenreich unter Carls Regierung einer verhältnißmäßig großen äußerlichen Rechtssicherheit und die Selbsthilfe, wenn sie auch nicht ganz beseitigt werden konnte, mußte doch immer vor den harten Strafen des öffentlichen Friedebruches bangen. Doch zeigen die fortwährend erneuerten Friedensgebote, wie schwer es selbst diesem Herrscher ward, eine leidliche Beobachtung der Gesetze und des Rechtsweges in einer Zeit zu erhalten, die noch nicht viel von der Rohheit und Ungebundenheit des Heidenthums verloren hatte. Eine allgemeine Reichsgesetzgebung sollte nach der Meinung des Kaisers hierin und in allen den Verhältnissen, die er als Mißbräuche und gegen den Geist des christlichen Staates zuwiderlaufend ansah, Ordnung schaffen; allein unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich diesem Unternehmen, namentlich in den deutschen Theilen des Reiches, entgegen, und so mußte es bei einer Revision der bestehenden Partikulargesetze und dem momentanen Eingreifen der kaiserlichen Gesetzgebung sein Bewenden haben.

Der Kaiser noch mehr als der gesalbte König der Franken konnte in einer solchen weltlichen Thätigkeit nur die Hälfte, und zwar die innerlich weniger wichtige Hälfte seines Herrscherberufes erfüllt sehen. Seine Stellung zur Kirche, zu der gesammten christlichen und der seines Reiches, immerhin noch zwei getrennte Begriffe, obgleich sie äußerlich beinahe zusammenfielen, erforderte den besten Theil seiner geistigen Kraft. Auch hierin ging Carl zunächst auf dem Wege seiner Vorfahren in der Herrschaft fort, doch auch an mehr als einer Stelle weit darüber hinaus, indem er das, was jene mehr als ein äußerliches Nebeneinander einzelner Pflichten und Rechte betrachtet und geübt hatten, nun von einem geistigen Mittelpunkte aus zu erfassen und durchzuführen versuchte.

Auch er bezeugte in der herkömmlichen Weise durch Geschenke und Ehrerbietung gegen die Diener der Kirche und die heiligen Stätten seine fromme

Gesinnung. Kaum gab es eine bedeutendere Kirche oder ein nur irgend nennenswerthes Kloster des weiten fränkischen Reiches, das nicht die Freigebigkeit Carls zu rühmen hatte. Er ließ es sich auch sehr angelegen sein, der Kirche zu dem vielen ihr in den Zeiten der Verwirrung entzogenen Besitz zu verhelfen, doch konnte auch er hierin nur mäßiges leisten, weil es nicht wohl in seiner Macht stand, die Masse der der Form nach freilich nur zeitweise, in der That aber für immer säcularisirten und an Weltliche ausgeliehenen Güter wieder zurückzugeben. Aber doch hütete er sich so viel wie möglich, der Kirche zu Staatszwecken noch mehr auf diesem Wege zu entziehen und sorgte auch dafür, daß alle Uebergriffe der Laien, besonders der Lehensaristokratie und seiner eigenen Beamten, möglichst beschränkt wurden.

Alles dieß war aber nur die mehr äußerliche Seite seiner kirchlichen Thätigkeit. Er hielt sich auch für berechtigt und verpflichtet, im weitesten Sinn über die innere Wohlfahrt der Kirche zu wachen, und behauptete hier einen Einfluß, der geradezu mit dem der eigentlichen Aufsichtsorgane der Kirche, der Bischöfe und des obersten Bischofs in Rom, concurrirte. Die äußere Zucht des clericalen Lebens, die Sittlichkeit und Frömmigkeit der einzelnen Mitglieder dieses Standes, seine wissenschaftliche und praktische Ausbildung wurde von ihm fortwährend scharf im Auge behalten, so gut wie die gesammte Entwickelung der Kirche in ihren Dogmen und Institutionen. Ueberall lag der Gedanke zu Grunde, daß der Clerus des fränkischen Reiches vorzugsweise berufen sei, den wahren christlichen Staat, das wahre christliche Volk zu bilden und in sich selbst wieder den unmittelbarsten Ausdruck davon zur Erscheinung zu bringen. So lange die Kirche selbst willig und kräftig diesen Weg einschlug, sollte sie ihre eigene Bahn unbeirrt durch irgend eine Einmischung der weltlichen Gewalt gehen, aber wo ihr guter Wille, ihre Einsicht oder ihre Kraft nicht ausreichte, die kaiserliche Autorität ihr den Weg zeigen oder die Hindernisse wegräumen. Die fränkische Kirche dieser Zeit fühlte zu sehr eine dankbare Abhängigkeit und ehrfürchtigen Gehorsam gegen den großen christlichen Helden, als daß sie irgend einen principiellen oder auch nur im einzelnen Fall hartnäckigen Widerstand gegen diese Definition der königlichen oder kaiserlichen Gewalt wagte, die ihre Selbstständigkeit im Grunde aufhob. Es schien als wenn ihre oberste Leitung in keiner besseren Hand liegen könne als in dieser, und an die Consequenzen für die Zukunft dachte man damals wenig. Selbst die Päpste fügten sich dieser Auffassung und erschienen Carl gegenüber nicht als die vollständig unabhängige Spitze der Kirche, sondern höchstens als die im Rang zweite Autorität, gegen deren Ansicht und Willensmeinung die erste, der Kaiser, nicht wohl handeln konnte; aber noch weniger war der umgekehrte Fall möglich.

Nach dieser Ansicht von seiner kirchlichen Stellung konnte es auch nicht befremden, wenn sich Carl lebhaft an den verschiedenen großen Fragen, die damals die abendländische und die gesammte christliche Kirche bewegten, nicht als gewöhnlicher Laie, sondern als berechtigtes Oberhaupt der abendländischen Christenheit betheiligte.

So erregte damals eine von Spanien ausgegangene neu-alte Ansicht über die menschliche Natur Christi, die mit Gott dem Vater bloß in einem Adoptivverhältniß und nicht in einem natürlichen Sohnesverhältniß stehen sollte, großes Aufsehen in der fränkischen Kirche. Ihr Hauptverfechter unter den Bischöfen, die dem fränkischen Reiche angehörten, war Felix von Urgel aus der spanischen Mark. Bald aber entschied sich Karl und seine nächste geistliche und gelehrte Umgebung, daß diese Lehre geradezu zu der Ketzerei des Nestorius zurückführe,

und sie wurde auf einer allgemeinen Synode der fränkischen Kirche zu Frankfurt 794 unter Carls Vorsitz feierlichst verworfen.

Auf demselben Concil wurde auch der Beschluß einer Kirchenversammlung des Ostens in Betreff der Zulässigkeit der Bilderverehrung für ungültig erklärt, obgleich er die päpstliche Sanction erhalten hatte, und der Papst Hadrian III wagte so wenig wie sein Nachfolger Leo III einen Widerspruch gegen diesen durch Carls Autorität bekräftigten und aus seiner persönlichen Ansicht über die Streitfrage hervorgegangenen Beschluß, obgleich er der in Rom traditionell gewordenen Ansicht schnurstracks zuwiderlief, ja den Papst in die sonderbare Stellung brachte, mit den Griechen gerade in der Frage gegen die Franken gemeinschaftliche Sache zu machen, die hauptsächlich zur Erweiterung der Spaltung zwischen der römischen und griechischen Kirche beigetragen hatte. Aber man hielt es in Rom nicht für gerathen, den entschiedenen Willen des Kaisers zu bekämpfen und suchte einstweilen, ohne auf die eigene Meinung zu verzichten, jeden Conflikt durch kluge Fügsamkeit und diplomatisches Laviren möglichst zu vermeiden, was auch in der That den für solche Künste in der besten Schule gebildeten Päpsten dieser Zeit gelang.

In solchen Streitfragen gab sich in der fränkischen Kirche eine gelehrte Bildung kund, die noch vor einem Menschenalter hier Niemand suchen durfte. Auch sie war durch die Anregung Carls großentheils geschaffen, der hier, wie in seinem übrigen Verhältniß zur Kirche, die höchsten Anforderungen, die er überhaupt kannte, als das Ziel seiner Wirksamkeit zu erreichen strebte. Es standen ihm hiebei, wie auch sonst, treue Helfer aus anderen Theilen der christlichen Welt des Abendlandes, wo sich die specifisch kirchliche Kultur besser als in Gallien erhalten hatte, zur Seite, so der angelsächsische Mönch Alcwin, Paulus Diaconus, der Geschichtschreiber seines longobardischen Volkes, Petrus von Pisa, Paulinus von Aquileja, die in diese nächsten Umgebungen des Königs neben dem lärmenden Getriebe des damals gewöhnlichen deutschen Hoflebens mit seinem Genuß von derben Vergnügungen und üppigen Schwelgereien auch ein wundersam damit contrastirendes herb gelehrtes Element einführten, an dem Carl nicht bloß äußerlich Geschmack fand. Diese ganze Gelehrsamkeit verfolgte freilich kein höheres Ziel als eine möglichste Aneignung der Schätze, die die Vergangenheit, sowohl die kirchliche, wie die klassische, hinterlassen. Ambrosius, Augustinus, Gregor, Isidor und andere wurden gelesen, excerpirt und aus ihnen wieder neue Werke zusammengesetzt, besonders Commentare zu der heiligen Schrift, deren Studium als der Mittelpunkt der Geistesthätigkeit galt. Alles andere, auch die Beschäftigung mit den Dichtern, Historikern und Naturhistorikern des Alterthums sollte nur als eine Vorbereitung dazu dienen. Innerhalb der Klostermauern durch ganz Frankreich und die eben bekehrten deutschen Landschaften und an den bischöflichen Sitzen in Mitte einer fast heidnischen Bevölkerung wurden solche Studien mit einer Emsigkeit betrieben, die ihre Früchte, die wissenschaftliche Hebung eines großen Theiles der fränkischen Kirche bald zeigte, aber auf das Volksleben konnte von hier aus kein Einfluß Statt finden. —

Zwölftes Kapitel.

Der Zerfall des carolingischen Reiches.

Als Karl der Große am 28. Januar 814 starb, folgte sein einziger ihn überlebender Sohn aus ebenbürtiger Ehe, Ludwig, ohne auf die geringste Widersetzlichkeit irgendwo in dem weiten Reiche zu stoßen. Die Welt war durch den großen Helden und frommen Fürsten so sehr an die äußeren Formen der Ordnung, des Gehorsams und der Zucht gewöhnt, daß sich das von selbst zu verstehen schien, was sonst durch die schwerste Lebensarbeit der Herrscher kaum nothdürftig durchgesetzt werden konnte, der unbedingte Gehorsam gegen die Staatsgewalt, auch wo sie nicht unmittelbar mit dem Schwert in der Hand zur augenblicklichen Ahndung jeder Gesetzübertretung oder Widerspenstigkeit bereit stand. Ludwig fand daher von dieser Seite seine Regentenlaufbahn in einer Weise geebnet, wie er es nicht besser wünschen konnte, und es hatte den Anschein, als bliebe ihm nichts anderes zu thun übrig, als den Gang des Staatswesens im Allgemeinen zu überwachen, einzelne Uebelstände zu beseitigen und der Welt zu zeigen, daß seines Vaters Geist auch nach seinem Tode lebendig sei.

Aber das karolingische Reich war eben noch keine wohl zusammenklappende Maschine, wie der byzantinische oder die modernen Staaten: die Kraft der Einzelbildungen, die Karl trotz ihrer Protestation zusammenzukneten verstanden, erwies sich noch so lebendig, daß sie jetzt, wo die starke Hand, wie sich bald zeigte, fehlte, den aufgezwungenen Zusammenhalt und damit das ganze künstliche Staatsgebäude sprengten.

Ludwig stellte in seiner eigenen Person, in seiner Lebens- und Staatsauffassung ein lebendiges Musterbild jener christlichen Kultur dar, die Karl der Große seinen noch halb heidnischen Deutschen und wieder halb heidnisch gewordenen Romanen hatte anerziehen wollen. Es war ihm im vollsten Sinne Ernst, Friede und Recht und christliches Wesen zu befördern und zu verbreiten, aber er stand fast allein mit dieser Gesinnung seinen auf ganz andere Dinge gerichteten Unterthanen gegenüber. Selbst die vorzugsweise zu dem Erziehungsgeschäfte auserseheue und geschulte Geistlichkeit verfolgte mit wenigen Ausnahmen ganz andere Tendenzen, und wer noch mit aufrichtiger Gesinnung an dem Werke Karls fortarbeitete, mußte sich bald von seiner vergeblichen Arbeit überzeugen und zog sich dann meist von aller Berührung mit der Welt in die engen Klostermauern zurück. Die übrige Geistlichkeit betrieb trotz ihrer Bildung ihre alte und so natürliche Aufgabe, sich durch die Güter des Volks eine möglichst solide Basis und eine möglichste Unabhängigkeit nach oben und

nach unten zu verschaffen und war in diesem Bestreben jetzt, wo ihr von oben eine ungemessene Freigebigkeit und eine arglose Andächtigkeit, die beide Karl fremd waren, entgegenkam, außerordentlich glücklich.

Die weltlichen Großen wußten ebenfalls ihren Gewinn aus der milden und sanften Art Ludwigs zu ziehen. Sie erkannten bald, daß er nicht geschaffen sei durchzufahren, sie mochten sich so widerspenstig und ungeberdig benehmen wie sie wollten und damit erlosch denn auch die einzige Nöthigung zu Gehorsam, die sie anerkannten.

Schon nach wenigen Jahren war der scheinbar so fest gegründete Reichsorganismus dermaßen zerrüttet, daß Ludwig, überall getäuscht und gehindert, der Staatsgeschäfte müde war und sich in ein Kloster zurückzuziehen beschloß. Vorläufig theilte er sein Reich unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig. Aber seine Umgebung, besonders die geistliche, hielt ihn von der Ausführung seines Entschlusses zurück und brachte ihn sogar, da er verwittwet war, zu einer neuen Heirath mit Judith, der Tochter des Grafen Welf. Der Sohn aus dieser Ehe, Karl, sollte dann auch in der Reichstheilung berücksichtigt und daher die Theile der anderen Brüder verkürzt werden, die schon über die vereitelte Hoffnung, bald zu dem Besitze ihrer Reiche zu gelangen, mißmuthig waren. Zugleich bildete sich Judith am kaiserlichen Hofe eine Partei, welche gegen die bis dahin einflußreichsten Geistlichen und Weltlichen, die Judith eigentlich als ein Werkzeug für ihre Zwecke gehoben hatten, feindlich auftrat und sie auf's äußerste reizte.

So organisirte sich ein förmliches Complott der verschiedenen unzufriedenen Elemente, in Folge dessen Judith schon 830 gestürzt wurde. Doch gewann sie bald wieder ihre allmächtige Stellung, und auch ein zweiter bewaffneter Aufstand der Unzufriedenen vermochte sie nicht ganz zu beseitigen, hauptsächlich weil diese selbst in dem Augenblicke, als sie den Sieg in den Händen hatten, unter einander zerfielen und jeder auf Kosten des andern sein Separatinteresse verfolgte. So zog sich die Unsicherheit aller Verhältnisse bis zum Tode Ludwigs im Jahre 840 hin.

Gleich nach Ludwigs Tod trat Lothar, der älteste unter seinen noch lebenden Söhnen — Pipin war schon vor dem Vater gestorben — mit dem Anspruch auf Alleinherrschaft auf. Eine mächtige Partei, die besonders in der höheren Geistlichkeit großen Anhang zählte, stand ihm zur Seite, theilweise aus grob egoistischen Motiven, weil sie von seiner Freigebigkeit zu profitiren hoffen durfte, theilweise aber auch von dem Interesse für die Einheit des Reiches geleitet, die die sicherste Bürgschaft für den Schutz und das Ansehen der Kirche darbot und die überhaupt als ein weit verbreiteter idealer Begriff auch ohne solche Nebenrücksichten im Stande war die Gemüther der Zeitgenossen zu begeistern.

Doch wußten sich die beiden jüngeren Brüder Ludwig und Karl hauptsächlich mit Hülfe der weltlichen Vasallen im offenen Waffenkampfe gegen die weit überlegene Macht ihres Bruders so wohl zu behaupten, daß sich derselbe schon 843 zur Nachgiebigkeit gezwungen sah. In einer Besprechung zu Verdun erkannte er den Grundsatz der gleichen Theilung an, wie sie einst im merovingischen und im karolingischen Staate nach Maßgabe der privatrechtlichen Gewohnheit üblich gewesen war. Ludwig erhielt den östlichen Theil des Reiches rechts vom Rhein, Karl das westlich von der Maas, der Saone und Rhone gelegene Land, Lothar den Landstrich in der Mitte und blieb im Besitz der kaiserlichen Würde, die zur Aufrechterhaltung des äußeren Scheines die Einheit des alten Reiches Karls des Großen darstellen sollte.

Ludwigs Reich bestand nur aus deutschen Völkern: Bayern, Alemannen, rheinische Franken und Hessen, Thüringer und Sachsen waren zum erstenmale in der Geschichte in einer abgeschlossenen Staatseinheit verbunden. Karl hatte fast nur Romanen im eigentlichen Gallien und in dem sehr specifisch gefärbten Aquitanien. Lothars Reich dagegen stellte noch das verkleinerte Abbild des alten Regnum Francorum im Sinne Karls des Großen dar, wo vor der christlichen Staatsnationalität jede Volksindividualität verschwinden sollte. Zufall und innere Gründe ließen jedoch dieses Reich sehr bald gänzlich verschwinden. Lothar selbst starb bereits 855 und hinterließ drei Söhne, deren ältester, Ludwig, Italien und die Kaiserwürde erhielt, Lothar den nördlichen, Lotharii regnum, weil es keinen allgemeinen Volks- oder Landesnamen gab, nach ihm genannten Theil der zwischen dem westlichen und östlichen Frankenreiche liegenden Länder und Karl den südlichen. Karl und Lothar starben bald und nun wäre Ludwig II erbberechtigt gewesen, allein Karl von Westfrankreich und Ludwig von Ostfrankreich bemächtigten sich dieser Hinterlassenschaft und theilten sie unter sich, ohne auf Ludwigs Proteste zu achten. Er mußte sich in der Verwirrung, in welcher sich Italien befand, bei dem fast offenen Abfall der vornehmsten Vasallen dieses Landes und den fortwährenden Grenzstreitigkeiten mit den Oströmern darauf beschränken, ohne die Macht zu haben sein Recht auf die einzige Weise, die bereits wieder Eindruck machte, durch Waffengewalt geltend zu machen. Auch starb er schon 875 und beschloß das Geschlecht Lothars.

In dem ostfränkischen Reiche gestaltete sich anfangs die innere Entwickelung und äußere Sicherheit etwas besser. Ludwig, ein tapferer und glücklicher Kriegsmann, wußte die andringenden Feinde, die Slaven und die jetzt immer gefährlicher werdenden dänischen und norwegischen Piraten, für die der gemeinsame Name Nortmannen galt, im Ganzen noch im Zaum zu halten. Es wäre ihm noch besser geglückt, wenn er nicht fortwährend seine Blicke nach dem Westen hätte richten wollen. Der westfränkische König Karl speculirte schon, ehe das Lotharingische Haus erlosch, auf dessen Besitzungen. Dasselbe that auch Ludwig, und erst nach langen Feindseligkeiten verständigten sie sich über eine Theilung, die jedoch von beiden Seiten nur provisorisch gemeint war, weil jeder noch auf die Erwerbung des Ganzen hoffte. Ludwig ging sogar noch weiter. Er glaubte durch kluge Benützung des Parteigetriebes in dem westlichen Reich auch dieses unter seine Herrschaft bringen zu können, doch ohne glücklichen Erfolg. So machten jetzt die Slaven an der Ostgrenze wieder einige Fortschritte und die Markverfassung Karls des Großen, die schon unter Ludwig I etwas in Verfall gerathen war, erwies sich nicht mehr zureichend. Ludwig mußte selbst mit aller Macht, über die er gebieten konnte, mehrere Feldzüge nach Böhmen und gegen die Donauslaven machen, die nicht immer von einem glücklichen Erfolge begleitet waren. Die Nortmannen beunruhigten die sächsischen Landschaften so stark, daß die Mark an der Eider, ja selbst die von Ludwig I gegründete kirchliche Metropole des Nordens, Hamburg, ihnen erlagen. Da die Vertheidigungsanstalten zur See nach Karls des Großen Tode ganz zu Grunde gingen, so gab es gegen ihre Hauptwaffe gar keinen Schutz mehr und die Küsten und Stromgegenden empfanden dieß von Jahr zu Jahr schwerer.

Ludwig von Ostfranken oder der Deutsche starb 876 und hinterließ drei Söhne: Ludwig, Karlman, Karl, die die deutschen Länder theilten. Gleich nach seinem Tode versuchte es Karl von Westfrankreich sich des deutschen Lothringens zu bemächtigen, wurde jedoch von den Brüdern bei Andernach blutig zurück-

gewiesen. Schon 882 war von Ludwigs Söhnen nur noch Karl am Leben, der 881 von den großen fränkischen Vasallen nach Italien gerufen und von dem Papst Johann VIII mit der Kaiserkrone geschmückt worden war. Zuletzt hatte sie Karl von Westfrankreich, der Kahle genannt, getragen, war aber schon 877 gestorben. Sie hatte auf seinem Haupte gar keine Bedeutung: er war nicht im Stande, in seinem fränkischen Reiche Friede und Ordnung zu erhalten, geschweige denn in Italien oder in der ganzen abendländischen Christenheit. Auch Karl, als Kaiser der dritte dieses Namens, gewöhnlich Karl der Dicke genannt, konnte sie ihr nicht wiedergeben, auch nicht als die großen Vasallen des westfränkischen Reiches ihn 884 nach der Erledigung des Thrones — es lebte nur noch ein fünfjähriges Kind von der Nachkommenschaft Karls des Kahlen — zu ihrem König machten. Er vereinigte wohl das ganze alte carolingische Reich, mit Ausnahme einiger ehemals zu Burgund gehörigen Landschaften im südwestlichen Frankreich, die sich seit 879 in dem Grafen Boso einen besonderen König gewählt hatten, aber weder den äußeren Feinden noch der inneren Auflösung zeigte er sich gewachsen. Unter den äußeren Feinden drängten jetzt die Nortmannen vom Niederrhein her bis in die Mitte von Deutschland und von allen französischen Küsten bis in die Mitte des Landes unter unerhörten Verwüstungen und mit dem offenkundigen Plan, die einheimische Bevölkerung und zugleich das Christenthum auszurotten. Karl wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er von den einzelnen Schaaren den Frieden erkaufte. Dieß wurde von seinen Feinden geistlichen und weltlichen Standes zum Vorwand genommen, um ihn im ostfränkischen Reiche als untauglich, wie es dem letzten Merovinger geschehen war, abzusetzen 887. Sie wählten Arnulf, den unebenbürtigen Sohn Carlmanns, bisher Grenzherzog in der karentanischen Mark (Kärnthen) zum König. Die Westfranken erhoben nach dem bald darauf erfolgten Tode Karls 888 den Grafen Odo von Paris, den mächtigsten Vasallen, doch rissen sich wieder einige burgundische Landschaften los unter einem eigenen König Rudolf. Sein Reich wurde zum Unterschied von dem 879 entstandenen das hochburgundische, jenes das niederburgundische genannt. Italien versuchte sich unter einer einheimischen Dynastie selbstständig zu machen. Hier spielten die Araber (Saracenen im Abendland gewöhnlich geheißen) dieselbe Rolle wie die Nortmannen in Deutschland und Frankreich und es war offenbar, daß ein entfernter Herrscher zum Schutze des von ihnen von allen Seiten überzogenen Landes nicht taugte.

Der neue König von Deutschland war, was zuerst Noth that, ein erprobter Kriegsmann. Er schlug die Nortmannen 891 bei Löwen so, daß sie von nun an nur unbedeutende Streifzüge in sein Reich wagten. Auch die jetzt sehr gefährlichen Slaven an der mittleren Donau, die unter einem einheimischen Herrscher Zwentobold sich concentrirt hatten, wurden von ihm gezügelt. Doch auch er verlegte das Ziel seiner Thätigkeit außerhalb Deutschlands. Die Erwerbung der Kaiserkrone und die Wiedervereinigung des Reiches Carls des Großen erschien ihm als seine Lebensaufgabe. Die Vergeudung der Kräfte Deutschlands in fruchtlosen Feldzügen nach Italien und ein baldiger Tod 899 war sein einziges Resultat. Doch folgte ihm in Deutschland unbestritten sein Sohn Ludwig das Kind. Ein Unmündiger auf einem solchen Throne vollendete den Untergang des Reiches, besonders da neue äußere Feinde, die Ungarn, den Süden des Reiches in die größte Bedrängniß brachten. Ehe noch Ludwig zeigen konnte, ob auf ihn der Heldengeist seines Vaters übergegangen sei, starb er siebenzehn Jahre alt 911, und beschloß den deutschen Stamm der Carolinger.

Die französischen Carolinger gelangten zwar mit Carl, dem inzwischen

herangewachsenen letzten Nachkommen Carls des Kahlen, nach Odo's Tode 898 wieder auf den Thron, waren aber nicht im Stande, nach der Erledigung des deutschen Thrones ihre allerdings herkömmlich begründeten Erbrechte geltend zu machen. Nach einigen ohnmächtigen Versuchen beschränkten sie sich darauf, dem deutschen Reich so viel als möglich von Lothringen vorzuenthalten, aber ebenfalls mit schlechtem Erfolge. Es half ihnen auch nicht viel, daß ihnen auf eine unerwartete Weise Ruhe vor den allergefährlichsten Feinden, den Nortmannen, geschafft ward.

Carl der Einfältige, wie sein ursprünglich nicht so übel gemeinter Beiname lautet, entschloß sich nämlich, einem der gefürchtetsten Räuberhäuptlinge, Gangahrolf, das Anerbieten einer dauernden Landanweisung zu machen gegen Frieden und Huldigung 911, und Hrolf und seine militärisch organisirten Schaaren gingen darauf ein, denn der in dem germanischen Wesen tief begründete Trieb, in der Fremde festen Fuß zu fassen, in ganz anderer Weise wie es andere Wandervölker zu thun pflegen, war auch in diesen Nortmannen nicht ganz vertilgt. Er erhielt das Land an der unteren Seine, dessen heutiger Name Normandie noch die deutliche Erinnerung an jenen Vorgang bietet. Der König von Frankreich behielt sich die Oberlehnsherrschaft vor, aber diese begründete nur ein sehr loses Unterthänigkeitsverhältniß. Doch reichte es aus um die Wirkung hervorzubringen, auf die es zunächst ankam, nämlich Frankreich an dieser gefährdetsten Stelle zu sichern. Hrolf und seine Krieger verstanden sich auch zur Taufe, ebenso ihre vielen später sich an sie anschließenden Landsleute. Durch die Verwüstungen der letzten Zeiten gab es in dem Lande herrenloses Grundeigenthum genug. Die Nortmannen erhielten es von ihrem Fürsten in der Eigenschaft von Lehen und bildeten gleich bei ihrer Ansiedlung einen compacten kriegsdienstpflichtigen Landesadel neben der romanischen Bevölkerung der Städte und des platten Landes.

Aber dieselbe Selbstständigkeit, die dieser eine Vasall gleich von Anfang erhielt, beanspruchten auch die anderen und konnten sich auf ein schon verjährtes Herkommen berufen. Es war schon so weit gekommen, daß der unmittelbare Besitz des Königthums sich ganz unbedeutend gegen die großen Gütercomplexe in den Händen der mächtigen Aristokratie ausnahm, besonders seitdem die ehemaligen königlichen Beamten, die Grafen und die Herzoge, ihre Gewalt nicht mehr als eine bloße Beamtenstellung, sondern als ein Lehensverhältniß ansahen. Unter Carl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern kam es keinem von ihnen in den Sinn einen solchen Anspruch zu erheben. Doch bemühten sie sich schon seit Ludwig I, ihre Stellen nicht bloß lebenslänglich — was Carl der Große principiell nicht zu dulden pflegte — sondern auch in erblicher Succession zu behaupten. Die Zeit Carls des Kahlen begünstigte diese Bestrebungen außerordentlich; sie glückten in dem westfränkischen Reiche fast überall. Allmählig stellte sich nun auch ein Uebergang solcher erblich gewordenen Aemter in die Eigenschaft von Lehen ein. Die Vermittlung bot sich sehr einfach dadurch, daß in der That die meisten jener höheren Beamten aus dem Stande der königlichen Vasallen hervorgingen. Jetzt aber nach dieser neuen Auffassung bildete sich die Annahme, als ob der ganze Inbegriff ihrer Machtstellung ihnen bloß gegen die Verpflichtung der besonderen Vasallentreue und nur bei Verletzung dieser widerruflich, sonst sogar für gewöhnlich erblich übertragen sei; darin war dann auch wieder ein gewisses oberherrliches Verhältniß zu allen den anderen königlichen Vasallen ihres Distriktes enthalten, die einstmals unmittelbar dem Könige zugehört und dem Grafen nur als dem speciellen Bevollmächtigten ihres Lehensherrn Gehorsam zu leisten hatten. Der Eintritt in ein

solches Untervasallenverhältniß erwies sich in dieser Zeit als das beste Mittel eine geehrte und relativ unabhängige Stellung einzunehmen. Für die besonderen Verbindlichkeiten, die sie gegen ihren nächsten Lehensherren übernahmen, gewährte ihnen dieser in seiner Eigenschaft als factischer Fürst seines Bezirkes freie Hand gegen unten, namentlich gegen die in dem westfränkischen Reiche ohnehin nicht zahlreiche Klasse kleinerer Grundbesitzer. Diese wurde jetzt fast überall entweder zur vollständigen Hörigkeit oder doch zur Zinspflichtigkeit genöthigt.

Die französische Kirche gewährte dem Königthum auch nicht die erwartete und wohlverdiente Unterstützung. Eine Zeitlang ging sie sogar mit den Grafen und Vasallen Hand in Hand in seiner Beraubung, aber sie mußte bald sehen, daß ihr die weltliche Aristokratie, der die rohe Gewalt zur Seite stand, den Rang ablief. Nun war sie ihrerseits den Uebergriffen derselben allenthalben ausgesetzt, und es fehlte nicht viel, so traten wieder jene trostlosen Zustände der Unterdrückung der Kirche ein, die das erste Emporkommen der carolingischen Familie bezeichnen. Einen nothdürftigen Schutz dagegen gab ihr die Erwerbung wichtiger weltlicher Rechte, die ihre liegenden Güter mit den darauf wohnenden freien und unfreien Einwohnern, bald auch sammt vielen dazwischen wohnenden der königlichen Gewalt sonst unmittelbar unterworfenen Leuten zu gewissermaßen selbstständigen Territorien abrundete. Doch war sie für ihre Administration und ihren äußerlichen Schutz immer wieder an die Weltlichen verwiesen, die sich auch zu solchen kirchlichen Aemtern gewaltig drängten. Auch hier fand die Form der Vasallenschaft Eingang und die einzelnen großen Kirchen sahen sich bald von einer Masse nur dem Namen nach gehorsamer Lehensleute umgeben, die ihnen dafür den besten Theil ihrer Güter und Einkünfte in Beschlag nahmen und so auf gesetzmäßigem Wege die Grundlage des äußerlichen Bestandes der Kirche nicht weniger antasteten, als andere durch Hinterlist oder rohe Gewalt.

So befand sich in der That das ganze westfränkische Reich in den Händen der weltlichen oder geistlichen Vasallen, denn auch die Vertreter der Kirche fielen, insofern sie zugleich die Regenten des weltlichen Besitzes ihrer Stifte waren und die ihnen übertragenen herrschaftlichen Rechte ausübten, unter den Begriff der Lehensträger. Bald besaßen die Könige nichts mehr zu vergeben und kaum mehr so viel, um einen anständigen Lebensunterhalt zu haben. Doch behaupteten sie seit der Mitte des 10. Jahrhunderts eine etwas größere Bedeutung, als etwa am Ende des neunten, wozu die kräftigen Persönlichkeiten der Nachfolger Carls des Einfältigen, Ludwigs IV und Lothars viel beitrugen. Etwas wirkte auch das Ansehen der Kirche, sowie ein gewisser schon jetzt in dem westfränkischen Volke hervorbrechender Sinn für nationale Einheit, der unbeschadet der Willkür der Einzelnen, doch nicht ohne einen sichtbaren gemeinsamen Mittelpunkt, sofern er nur diese Willkür nicht allzu sehr beschränkte, existiren konnte. Aber alles dieß zusammen konnte das carolingische Geschlecht nach dem Tode des kinderlosen Ludwigs V nicht auf dem Throne schützen. Der mächtigste der Kronvasallen, Herzog Hugo von Francien, Capet genannt, wußte es dahin zu bringen, daß die meisten größeren Vasallen ihn an der Stelle des eigentlich erbberechtigten Herzogs Carl von Niederlothringen, Oheims von Ludwig V, 981 zum König erwählten. —

Dreizehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung des ostfränkischen Reiches.

Nach Ludwigs Tode (s. o. p. 133) lag dem ostfränkischen Reiche die Gefahr nahe in eine Reihe vollständig abgeschlossener Staaten auseinander zu fallen. Auch hier war seit dem Tode Ludwigs I eine der französischen in vieler Hinsicht ähnliche Entwickelung eingetreten. Der Vasallenstand hatte an Zahl und Bedeutung mehr und mehr gewonnen und bereits auch jene Abstufungen der Abhängigkeit zu entwickeln angefangen wie dort, ebenfalls zumeist auf Kosten der freien Landbevölkerung. Doch war diese in allen Theilen Deutschlands so zahlreich und trotz der schweren Drangsale äußerer und innerer Feinde, die sie immer zu allernächst empfand, noch so kräftig, daß sie sich überall, besonders in den sächsischen Landschaften, d. h. in der Hälfte des Reiches noch in zusammenhängenden Massen erhielt. Die königlichen Beamten, die ständigen wie die wechselnden, die Missi dominici waren zwar auch hier in so weit ihrer Amtsqualität entkleidet worden, als sie sehr häufig ihre Stellung erblich in ihrer Familie zu erhalten wußten, besonders wenn es ihnen, ebenfalls gegen den ausdrücklichen Staatsgrundsatz Carls des Großen, gelang, die Verwaltung mehrerer Grafschaften zu vereinigen. Aber von einer landesherrlichen Gewalt im eigenen Namen oder als königliche Vasallen, wie in Frankreich, war doch bei ihnen keine Rede; ihren Untergebenen gegenüber erschienen sie nur als die Stellvertreter einer höheren Macht, die mit erblichem Besitz bekleidet waren.

Zwischen ihnen und der höchsten Staatsgewalt wuchs seit Ludwig dem Deutschen und noch mehr seit Arnulf eine Mittelmacht in die Höhe, die die größte Zukunft für sich zu haben schien. Carl der Große hatte die noch zu seiner Zeit erhaltenen historischen und im allgemeinen auch ethnographischen Complexe des sächsischen und bayrischen Stammes zertrümmert, wie es schon von seinem Vater mit Alemannien und wohl auch mit Friesland geschehen war, und in eine Anzahl von Gauen oder Grafenbezirken zerfällt, die unter sich keinen weiteren Zusammenhang in staatsrechtlicher Beziehung besitzen sollten, als daß mehrere derselben den Sprengel eines Missus bildeten. Doch war damit das Bewußtsein der alten Zusammengehörigkeit nicht vertilgt und es bedurfte nur einer äußeren Begünstigung, um es als politischen Factor sehr stark hervortreten zu lassen. Diese fand sich in Sachsen und Bayern, als den beiden abgeschlossensten Landschaften, am ersten. In beiden gelangten die Kriegsbefehlshaber in den Marken, die schon von Karl dem Großen in großen Gruppen vereinigt waren und aus naheliegenden militärischen Rücksichten immer mehr concentrirt wurden, als Herzoge an die Spitze des Stammes. In Sachsen wurde Lu-

dolf, der 864 starb, erster Grenzherzog. Aber schon sein Sohn Otto der Erlauchte war nicht mehr bloßer Grenzherzog, sondern übte durch den größten Theil der sächsischen Landschaften eine Oberaufsicht über Frieden und Recht aus, eine Art vicekoniglicher Gewalt, die sich in ihren einzelnen Accidenzien gar nicht genau fixiren ließ. Durch seine bedeutende Persönlichkeit und die particularistischen Tendenzen seiner Untergebenen, die in ihm ihren sichtbaren Ausdruck fanden, war er hier mächtiger als der König. Er hinterließ dann 912 die schon erblich überkommene Herrschaft in der neuen Bedeutung seinem Sohne Heinrich, der auch noch die herzogliche Gewalt über Thüringen und die angrenzenden Marken damit verband.

Auf ähnliche Weise erhob sich in Bayern der Herzog Arnulf seit 909 und in den anderen Landschaften konnte man schon überall die Krystallisationspunkte ähnlicher Gestaltungen deutlich wahrnehmen.

An und für sich lag solchen Herzogen, die alle Attribute der königlichen Gewalt, freilich nur als Stellvertreter derselben, aber darum nicht minder kräftig in sich vereinigten, der volle Selbstständigkeitstrieb sehr nahe. Unterstützt wurden sie darin von den Gefühlen der Mehrzahl ihrer Unterthanen, die ihre alte particularistische Abgeschlossenheit noch immer nicht verschmerzen konnten. Aber auf der anderen Seite standen doch auch gewichtige Einflüsse, um ein völliges Auseinanderfallen von Deutschland zu verhüten. In erster Linie ist die Kirche hieher zu rechnen. Ihr konnte mit einer noch größeren Zersplitterung des Reiches aus inneren und äußeren, ideellen und materiellen Rücksichten gar nichts gedient sein. Den einzelnen Stammesfürsten gegenüber war ihre Bedeutung als eine Macht, die in die Geschicke der Welt eingriff und sie nach ihren Grundsätzen zu leiten versuchte, sehr zweifelhaft. Nur in der großen und compacten Einheit als Reichs- oder Nationalkirche vermochte sie für sich und für das Reich oder die ganze Nation etwas zu sein.

Daher war es hauptsächlich die einmüthige Haltung der deutschen Hierarchie, an ihrer Spitze ihr natürliches Haupt, der Erzbischof von Mainz, Hatto, die alle particularistischen Gelüste, so weit sie nach Ludwigs Tode darauf ausgingen eine neue Königswahl ganz zu verhindern, zurückwies. Es kam eine solche nur nicht aus dem westfränkischen carolingischen Hause, sondern aus einem deutschfränkischen zu Stande.

Der Gewählte war der Herzog oder Graf Conrad, aus einer in den mittleren deutschen Landschaften Franken, Hessen, im Lahngau, am Main und Rhein reich begüterten Familie, damals der mächtigsten und vornehmsten in dem Kronlande des Reiches, im Gebiete der eigentlichen Franken im weiteren Sinn. Hatto erwies sich vor und nach der Wahl als sein aufrichtigster Beschützer und da sich sein Einfluß auf die gesammte deutsche Geistlichkeit erstreckte, so fanden sich überall Anknüpfungspunkte für den neuen König, von denen aus die Widerspenstigkeit des particularistischen Elementes bekämpft werden konnte. Der Herzog Otto von Sachsen, der mächtigste der Stammesfürsten, leistete ihm ohnehin Gehorsam. Aber Herzog Arnulf von Bayern, sowie Giselbrecht von Lothringen, suchten ihre volle Selbstständigkeit durch vorgespiegelte Bedenken wegen der Rechtmäßigkeit der Wahl und durch Unterhandlungen mit dem vorgeblich legitimen Erben des erledigten Thrones, König Carl dem Einfältigen von Frankreich durchzusetzen. Doch befand sich dieser französische Carolinger damals in so elender Verfassung, daß er diesen deutschen particularistischen Bestrebungen nur mit guten Wünschen und geheimen Intriguen, aber durchaus mit keiner materiellen Unterstützung entgegenzukommen vermochte. So wäre es Conrad vielleicht möglich geworden, diese Liga niederzuwerfen, wenn ihm nicht die aus-

wärtigen Feinde, die Ungarn, zu viel und zu unheilvolle Arbeit gegeben hätten. Arnulf und seine Genossen scheuten sich nicht mit diesen neuen Todfeinden der Christenheit und der deutschen Nationalität sich förmlich zu alliiren und waren so freilich trefflich gedeckt. Dazu kam noch, daß sich der König auch schon 912 mit dem Nachfolger Otto's, Heinrich von Sachsen, verfeindete, dem er wenigstens nicht den vollen Umfang der väterlichen Macht lassen wollte. Heinrich setzte sich begreiflich zur Wehr, und nach vielem Blutvergießen trat er endlich auch der süddeutschen Liga mit Frankreich bei. Doch war er zu ehrliebend um sich auch mit den Ungarn einzulassen. Nur in Alemannien, wo sich ebenfalls ein nationales Herzogthum zu bilden begann, gelang es Conrad mit Hülfe der Kirche durchzufahren und wenigstens einen ihm eine Zeitlang ergebenen Herzog, den rhätischen Grafen Burkhart, aufzustellen. Als der König durch seine rastlose und fruchtlose Thätigkeit seine Lebenskraft erschöpft sah, faßte er den großartigen Entschluß, die Einheit des Reiches, die er selbst nicht wiederherstellen konnte, nach seinem Tode auf Kosten seines eigenen Hauses zu retten, indem er seinen Bruder, Herzog Eberhart, und die anderen vornehmsten Franken bewog, ihre Stimmen bei einer künftigen Königswahl dem Herzog Heinrich von Sachsen, als dem mächtigsten, ehrenhaftesten und tapfersten der Stammesfürsten dieser Zeit, zu geben.

Conrads Tod erfolgte Ende 918 und schon im Frühjahr 919 wurde Heinrich als König der Franken und Sachsen, wie fortan die gewöhnliche officielle Bezeichnung für das deutsch-fränkische Reich lautete, von den beiden Hauptstämmen anerkannt. Alemannien und Lothringen und selbst Bayern mußten sich in den nächsten Jahren auch zum Gehorsam verstehen, doch blieb die herzogliche Machtbefugniß noch unangetastet. In Sachsen besetzte Heinrich diese Würde nicht mehr und in Franken gab es ohnehin, da der König nach der Zeitanschauung den Franken zunächst angehörte, keinen Stammesherzog. Der neue König suchte fürs erste die äußere Sicherheit Deutschlands, besonders des Nordens und der Mitte wiederherzustellen. Dorthin hatten sich, seitdem Arnulf von Bayern ein tributpflichtiger Schutzgenosse der Ungarn geworden war, deren Einfälle mehr und mehr gerichtet. Anfangs sah Heinrich seine Bemühungen von keinem großen Erfolge begleitet. Er mußte es noch für einen Glücksfall halten, als sich die Ungarn 924 zu einem neunjährigen Waffenstillstand gegen Tribut verstanden; die Zwischenzeit benutzte er zur möglichsten Verbesserung der Markverfassung. Er suchte ihr insbesondere durch die Anlage vieler festen Burgen an bisher unbeschützten Orten zu helfen, deren Bewachung der freien kriegsdienstpflichtigen Bevölkerung des Distriktes anvertraut ward. Auch tiefer im Lande hinter der eigentlichen Mark wurden zur Vervollständigung des Vertheidigungssystems solche angelegt. Dann bemühte er sich auch in mancher Weise für die Umbildung der militärischen Einrichtungen, so weit sie sich gegen die Ungarn unpraktisch erwiesen hatten. Bis dahin bestand die Masse der Heere aus Fußvolk, nur wenige leisteten den kostspieligen, aber gerade in der Kindheit des damaligen Kriegswesens viel geehrten Reiterdienst. Jetzt veranlaßte er die größeren Vasallen, nicht bloß selbst zu Pferde zu dienen, sondern auch den von ihnen zu stellenden Lehensbann oder ihre hörige Mannschaft mit Pferden auszurüsten. In kurzer Zeit gewann dadurch das Aeußere der Kriegsführung eine andere Gestalt: die Kraft des Heeres lag jetzt in der Reiterei, die früher mehr eine glänzende Zugabe gewesen war, und bald wurde auch das Fußvolk, d. h. die Heerbannpflichtigen, denen man nach ihrem Vermögen die Stellung eines Pferdes nicht zumuthen konnte oder die von ihren Herren nicht damit ausgerüstet wurden, nicht mehr geschätzt. Es kam dadurch eine ganz andere

Beweglichkeit in das damals so häufig betriebene Kriegshandwerk, die nicht wenig auf den Geist der damit beschäftigten zurückwirkte, weil sie dem unruhigen Stolz und der selbstbewußten Abgeschlossenheit der einzelnen so wohl zusagte. Dieselbe Veränderung stellte sich übrigens ungefähr um dieselbe Zeit, nur durch andere äußere Veranlassungen, auch bei den anderen Hauptnationen des christlichen Abendlandes, besonders bei den Franzosen, ein, und auch dort gewann sie bald eine weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinausgehende geschichtliche Wichtigkeit.

Mit solchen Vorbereitungen schlug er nach Ablauf des Waffenstillstandes einen neuen Angriff der Ungarn auf Sachsen und Thüringen 933 blutig zurück, so daß ihnen die Lust verging, ihr Heil auf diesem Wege zu versuchen. Er überlebte diese Heldenthat nur kurze Zeit. Er starb am 2. Juli 936 in Memleben in Thüringen, einem Stammgute seines Hauses und seinem Lieblingsaufenthalt, wie er überhaupt Norddeutschland fast nie verließ und seine Thätigkeit eigentlich nur auf dasselbe beschränkte.

Sein schon bei seinen Lebzeiten von den mächtigsten Vasallen als Nachfolger anerkannter ältester Sohn aus rechtmäßiger Ehe, Otto I, schien anfangs nach allen Seiten sich eines ruhigen Genusses des durch die Kraft seines Vaters wiederhergestellten Königthums freuen zu können. Allein bald zeigte sich daß die Elemente des Particularismus und des Ungehorsams in den größeren Vasallen so wenig vollständig beseitigt waren, wie die äußeren Feinde.

Otto warf die ersteren so vollständig nieder, wie es seinem Vater niemals möglich geworden. Selbst als sie Glieder der eigenen Familie des Königs, seinen älteren Bruder aus einer von der Kirche nicht anerkannten ersten Ehe, Thankmar, seinen jüngeren Bruder Heinrich und später seinen eigenen Sohn Ludolf in ihren Bund hereinzogen, als die getreueste Bundesgenossin König Heinrichs, die Mainzer Kirche in der Person des Erzbischofs Friedrich sich auch in die Reihe der Gegner Ottos stellte, gab er doch den Kampf nicht auf und führte ihn fast 20 Jahre, bis 954, in mancherlei Wechselfällen zu dem glücklichen Endresultat, daß alle deutschen Herzogthümer entweder aufgelöst oder in den Händen seines Hauses oder treuergebener Anhänger waren. Außer seiner großen persönlichen Tapferkeit und seinem Löwenmuthe, der ihm bei Freunden und Feinden gleiche ehrfürchtige Scheu erweckte, standen ihm in diesem riesenhaften Kampfe vor allen Dingen die Treue und die Kraft der Sachsen bestens zur Seite. Nach der schweren Zerknickung ihrer Volkskraft durch ihre gewaltsame Einverleibung in die christlich abendländische Welt lebten sie von neuem auf unter den Ahnen Ottos in den unaufhörlichen Kämpfen gegen Ungarn, Dänen und Slaven. Heinrich, der aus ihrer Mitte hervorgegangene König, gab ihrem ganzen Selbstgefühl einen noch größeren Impuls und begann für sie eine neue Heldenperiode, die sich von der früheren des Heidenthums nicht bloß durch eine äußerliche christliche Färbung, sondern noch mehr durch einen gewissen idealen Gehalt, durch das Bewußtsein, für die ganze Christenheit auf der Grenzwacht zu stehen, unterschied. Jetzt legten sie diese schwungvolle Begeisterung für Otto in die Wagschaale und sie wog schwer genug. Außerdem hielt doch auch der größte Theil der deutschen Hierarchie treu die Partei des Königs, wie es sich von selbst verstand. Einzelne Fälle des Gegentheils änderten so wenig in der Allgemeingültigkeit dieses Verhältnisses, daß es Otto immer einen Hauptgegenstand seiner inneren Bemühungen sein ließ, die Kirche noch enger als bisher an seine Person oder an das Königthum zu knüpfen. Außer auf den hergebrachten Wegen andächtiger Freigebigkeit gegen die geistlichen Stifter und ihre Vertreter suchte er dieß insbesondere durch

immer weiter ausgedehnte Ertheilung politischer Rechte auf Kosten der weltlichen Vasallen, besonders der Grafen und Herzoge, zu bewerkstelligen. Von nun an wurden die Immunitäten der deutschen Kirche fast überall zu wirklichen geschlossenen Territorien ausgebildet, die unmittelbar unter dem Kaiser standen und den Landesherzogen höchstens in ganz allgemeinen Dingen, in Beziehung auf die ihnen zukommende oberste Beaufsichtigung, der Handhabung von Friede und Recht und in Sachen des Heerbannes unterworfen waren. Dieß geschah durch die Ueberlassung der Grafengewalt innerhalb eines bestimmten Landstriches, der der betreffenden Kirche als Eigenthum schon vorher entweder ganz oder doch zum größeren Theile gehörte. Die dazwischen wohnenden, bisher noch einem gewöhnlichen weltlichen Herrn, einem Grafen, in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Königs, untergeordneten Einwohner wurden nun auch unter die Gerichtsbarkeit der Kirche gestellt. So bildete sich durch das ganze Reich hindurch, aber am dichtesten und mächtigsten im Südwesten, eine insularisch zerstreute, aber nirgends weit von einander entfernte Masse von kleineren Gebieten, die als Gegengewicht gegen die in erblichen Besitz übergegangenen Grafschaften, zwischen deren Grenzen sie lagen, der obersten Staatsgewalt von der allergrößten Bedeutung sein mußten, wie sie hinwiederum nur in dem kräftigen Schutz eines starken Königthums ihre Sicherheit vor dem Neid und der Habgier ihrer weltlichen Nachbarn fanden, die alles, was ihrer maßlosen Vergrößerungswuth auf diese Weise entzogen ward, als einen Raub an dem ihnen von Gottes- und Rechtswegen zustehendem Eigenthum betrachteten.

Die inneren Wirren waren von den äußeren Feinden mehrmals zu sehr verderblichen Angriffen auf das Reich benutzt worden. Aber auch hier schaffte Otto dauernde Sicherheit. Er schlug die Ungarn 955 südlich von Augsburg auf dem Lechfelde, bis wohin sie, von ihren deutschen Verbündeten gerufen, vorgedrungen waren, so, daß sie für immer das Wiederkommen vergaßen. Noch länger, fast während der ganzen Zeit seiner Regierung, beschäftigten ihn die schwankenden Zustände an der slavisch-deutschen Grenze, wo schon Heinrich glückliche Feldzüge auf dem rechten Elbufer gemacht hatte. Otto stellte gleich nach seiner Thronbesteigung Hermann den Billung, einen treuen sächsischen Anhänger, an die Spitze der sächsischen Marken unter dem Namen eines Herzogs von Sachsen. Unter seiner Oberleitung geschahen eine große Anzahl siegreicher aber höchst blutiger Feldzüge in die benachbarten slavischen Landschaften, die die neue Periode des Kampfes zwischen Deutschen und Slaven eröffneten, in der die wiedererstarkte Kraft der Deutschen im Bunde mit der christlichen Cultur aus ihrer bisherigen Defensive gegen das osteuropäische Barbaten- und Heidenthum in die Offensive überging und es allmählig aus den größten Theil der einst von ihm auf Kosten der Germanen occupirten Landschaften vertrieb. Ueberall ging eine gewaltsame Bekehrung in noch viel größerer Rücksichtslosigkeit, als es einst zu Carls des Großen Zeit den Sachsen geschehen war, Hand in Hand mit der Unterwerfung dieser zahlreichen, in sich uneinigen und auf keine Weise zum Widerstand gegen solche Feinde befähigten slavischen Stämme. Zu ihrer Sicherung stiftete und dotirte Otto eine ganze Anzahl von Bisthümern, darunter das östlichste, Posen, die alle dem von ihm ebenfalls neu gegründeten Erzbisthum Magdeburg untergeben wurden, das den Mittelpunkt der Christianisirung der slavischen Welt bilden sollte und, nur nicht in so ausgedehntem Maßstab, wie es sich die Phantasie Otto's vorstellte, auch in der That gebildet hat.

Vierzehntes Capitel.

Die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums durch die Deutschen. Das deutsche Reich als Mittelpunkt der christlich-abendländischen Welt.

Otto galt nach allen diesen großartigen Thaten unbestritten als der erste Herrscher der Christenheit. Alle übrigen Fürsten der Zeit erkannten entweder seine Oberhoheit an, wenn auch nur als ganz idealen Ehrenvorzug, oder nahmen sonst Gelegenheit, seine Freundschaft und seine Wohlgesinntheit durch entgegenkommende Ehrerbietung sich zu erwerben und zu befestigen. Wenn man, was damals noch eine sehr allgemein lebendige Vorstellung war, die abendländische Christenheit auch als eine äußere Einheit sich dachte, wie sie es in der That zur Zeit Carls des Großen gewesen, so war Otto derjenige, der faktisch an der Spitze derselben stand. Aber noch fehlte ihm das nach den Zeitbegriffen dazu unerläßlich nothwendige geweihte Symbol, die Kaiserkrone. Unter den Herrschern Deutschlands hatte sie zuletzt Arnulf nicht zu seinem und des Reiches Heil getragen, aber doch damit allen seinen Nachfolgern den Stachel des Ehrgeizes in die Brust gesenkt. Selbst König Heinrich sah ihre Erwerbung als das fernste Ziel seiner Thätigkeit verklärt vor sich, aber seine tüchtige und praktische Natur fand überall des nächsten so viel, daß es ihm eben nur ein schöner Traum blieb. Wer diese Kaiserkrone erwerben wollte, mußte sie in Rom selbst von der Hand des Papstes erhalten, dieß war die nach dem ersten Vorgange Carls des Großen unerläßliche Forderung. Damit hing zusammen der Besitz von Italien, denn wie die Kaiserkrone an das geweihte Local von Rom gebunden war, so konnte man sich die Herrschaft über Rom nicht denken ohne damit die Herrschaft über Italien zu verknüpfen. Rom galt im allgemeinsten Sinne der Zeit noch immer als die Hauptstadt der Welt, d. h. der abendländisch-christlichen Welt, daneben noch im engeren Sinne als die Hauptstadt von Italien. So schien es auch, wenn man dieß Verhältniß von einer anderen Seite her betrachtete, als wenn die Kaiserkrone eine Pertinenz von Italien sei und durch diese unter den Italienern selbst gangbarste Vorstellung erhielt ihr nationales Bewußtsein und nie ganz unterdrückter wenn gleich so arg gedehmüthigter Glaube an ihre Ueberlegenheit über alle anderen christlichen Völker die willkommenste Nahrung.

Nach dieser Vorstellung hielten sich, als Arnulf gestorben war, die großen italienischen Lehensträger, die mehr als in irgend einem Theile des carolingischen Reiches, sogar mehr als im eigentlichen Frankreich, zu völlig selbstständigen Territorialherren gediehen waren, für vollkommen berechtigt auf die Kaiserkrone zu speculiren, weniger wegen ihrer mystisch-idealen Beziehung, obgleich auch diese für sie einigen Reiz haben mochte, als wegen der Aussicht, mit ihr

zugleich die Herrschaft über ganz Italien zu erhalten. Aber da jeder der größeren Fürsten ungefähr auf die gleiche Weise sich zu solchen Ansprüchen berechtigt glaubte, wenigstens keiner von der Erhebung des anderen und der eigenen Unterordnung etwas wissen wollte, so konnte jeder italienische Candidat seine Hoffnungen allein auf den päpstlichen Stuhl setzen, dem ja doch eigentlich das Recht der Uebertragung der Krone zuzukommen schien, weil es Leo III mit genialem Instinkte usurpirt hatte. Später schien dies Recht durch die Vorgänge bei der Kaiserkrönung Carls des Kahlen und Carls des Dicken durch Papst Johann VIII vollständig auch von Seite des carolingischen Hauses, das zunächst dabei betheiligt war, anerkannt worden zu sein. Nun waren zwar die Päpste dieser Zeit an und für sich gerne bereit die Kaiserkrone an einen italienischen Fürsten zu vergeben, da ihre Beziehungen zu den übrigen Herrschern der Christenheit, die allenfalls auch zu ihr befähigt gewesen wären, zu den französischen und deutschen Königen, meist ganz unterbrochen waren und sich von dieser Seite auch keine Abhülfe der Nothstände, die das damalige Papstthum hauptsächlich bedrückten, erwarten ließ. Dazu gehörte vor allem die fortwährende Gefahr vor den Saracenen, die sich an immer mehr Stellen der italienischen Küste, namentlich am Garigliano, also in großer Nähe von Rom, förmlich dauerhaft festsetzten und von da aus besonders den Gütern der römischen Kirche und der Stadt Rom allen möglichen Schaden thaten. Dann bedurften sie eines kräftigen Schutzes gegen den Uebermuth der weltlichen Großen, besonders ihrer eigenen Vasallen. Die Päpste waren in den Zeiten der letzten Carolinger ebenso wie andere geistliche Herren Italiens genöthigt gewesen, die Lehensverhältnisse auch in ihre Besitzungen, die sie früher auf ganz andere Weise, durch wirkliche Beamte, verwalteten, eindringen zu lassen, nur um sich für den Augenblick an ihren Lehensträgern einen Schutz gegen ihre Nachbarn zu verschaffen. Aber dieß war eine gefährlich zweischneidige Waffe, wie sie nur zu bald erfuhren. Es dauerte nicht lange, so beanspruchten diese nicht bloß einen möglichst unabhängigen Genuß ihres Lehens in der Art, wie es andere Vasallen auch thaten, sondern auch einen überwiegenden Einfluß auf die übrige weltliche, ja sogar auf die rein kirchliche Seite des Papstthums. Schon war die Besetzung des päpstlichen Stuhles viel mehr von ihnen als von den Clerikern und dem Volke der Diöcese Rom, denen sie eigentlich gebührte, abhängig. Gegen diese Uebelstände konnte allerdings ein italienischer Kaiser am ersten Hülfe bringen, doch dabei war zu bedenken, daß er muthmaßlich und wie die Erfahrung schon bis zum Ende des neunten Jahrhunderts auch faktisch gezeigt hatte, wegen der Eifersucht aller anderen Territorialherren zu keiner wirklichen Macht gelangen könne. Daher begünstigten die Päpste die unter den italienischen Vasallen mehr und mehr hervortretende Neigung, wieder einen Ausländer herbeizurufen, wie ja auch Carl der Große ein solcher gewesen war, der ohne selbst durch seine Stellung als Territorialherr in Italien Eifersucht zu erregen, doch allen den oft genug vermißten Schutz vor den äußeren Feinden, den Saracenen, und vor den seit dem Ende des neunten Jahrhunderts hier noch mehr als in Deutschland wüthenden Ungarn gewähren und dafür sich mit der Ehre der Kaiserkrone und dem Dank Italiens begnügen sollte.

Ludwig, König von Niederburgund oder Provence, der Sohn Boso's, wagte diesen Versuch, ward auch in der That zum Kaiser gekrönt, sah aber bald, als er wirklich als Herrscher auftreten wollte, alle Parteien gegen sich und mußte schimpflich zurückkehren. Dasselbe oder ein ähnliches Schicksal erfuhren mehrere andere Könige von Hoch- und Niederburgund, die sich von Ludwigs traurigem Ausgang nicht warnen ließen. Nicht besser erging es den italienischen Fürsten,

die zwischen durch nach der lombardischen Königs- und der Kaiserkrone strebten und sie, wenn sie sie in ihren Händen zu haben glaubten, in Nebel sich auflösen sahen. Gewöhnlich fingen sie ihre Laufbahn als Gegner eines der fremden Thronkandidaten glücklich an, aber kaum war dieser beseitigt, so war auch schon der Abfall des größten Theils ihrer bisherigen Anhänger gewiß und sie bald eben so machtlos, als der von ihnen gestürzte fremde Herrscher. So erging es auch dem Markgrafen Berengar von Ivrea, der zuerst den König Hugo von Provence aus der Lombardei vertrieben, dann seinem Sohn Lothar, ebenfalls Titularkönig von Italien, nichts weiter als eben den bloßen Titel übrig gelassen hatte. Als Lothar 950 starb, schien der allgemeinen Anerkennung Berengars nichts im Wege zu stehen. Aber augenblicklich sah sich eine zahlreiche Partei nun nach auswärtiger Hülfe um, da ihr die einheimische durch die Kraft und Klugheit Berengars fürs erste abgeschnitten war. Sie warf ihre Augen auf den König Otto, den mächtigsten Herrscher der Zeit, denn kein anderer schien ihr stark genug, dem gefürchteten Berengar die Spitze zu bieten. Otto kam auch wirklich 951 und es ward ihm leicht den König Berengar zur Lehenshuldigung zu zwingen. Er knüpfte aber außer diesem immer sehr precären Verhältniß noch ein viel festeres Band mit der ganzen Berengar feindlichen Partei, indem er Adelheid, die Wittwe Lothars, eine hochburgundische Prinzessin, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit und großer Geisteskraft, heirathete. Sie galt mit Recht als das Haupt aller Mißvergnügten und es war vorauszusehen, daß sie ihren ganzen Einfluß aufbieten würde, um Berengar zu stürzen.

Otto kehrte schnell nach Deutschland zurück, weil er erst die Hälfte seiner dortigen Aufgaben gelöst sah. Aber im Jahre 961 kam er wieder, unendlich gestiegen an Ansehen und an faktischer Macht. Die Veranlassung gaben Bedrückungen und Verfolgungen, die sich Berengar aus Rache gegen Adelheids Freunde erlaubt haben sollte. Berengar ward seines Lehens verlustig erklärt, wagte nicht einmal Widerstand im offenen Felde, sondern schloß sich in einer Gebirgsfestung ein. Otto ward nun König der Longobarden oder von Italien, zog dann nach Rom und empfing von Papst Johann XII die Kaiserkrone am 2. Februar 962. Als die italienischen Factionen sogleich wieder ihr altes Spiel gegen ihn beginnen wollten, zeigte er ihnen, daß nun ein anderer Mann ihnen gegenüberstand. Die weltlichen Vasallen wurden schnell zum Gehorsam gezwungen und der Papst Johann XII, der mit ihnen sich gegen den eben von ihm gekrönten Kaiser verbunden hatte, abgesetzt. Es geschah dieß letztere, der erste Vorgang dieser Art, auf einem nach dem Rechtsbewußtsein der Zeit gültigem Wege durch ein vom Kaiser berufenes Concil zu Rom, wo Ankläger auftraten, der Papst aber aus guten Gründen nicht erschien und deßhalb, wie billig, in contumaciam verurtheilt wurde. Otto mochte dabei zu allernächst nur seine politische Stellung im Auge haben, aber in zweiter Linie wirkten auch bei ihm und noch mehr bei den Richtern des Papstes andere wahrhaft sittliche Rücksichten.

Die äußere Verwirrung Italiens seit dem Tode Ludwigs II, also seit länger als 100 Jahren, hatte auch eine unbeschreibliche sittliche Verwilderung durch alle Stände der Nation, hauptsächlich aber in dem Adel und in dem höheren Clerus erzeugt. Sie war von ganz anderer Art, wie die Brutalität des deutschen Wesens in der kurz vorhergegangenen Periode gleicher Auflösung aller öffentlichen Zustände unter den letzten Carlingern. Ein gewisser äußerer Glanz, eine Art von künstlerischem Formensinn konnte selbst dem damaligen italienischen Leben nicht abgesprochen werden; dieß sowie die Schärfe

und Helligkeit des Geistes war ein unvertilgbares Erbtheil des romanischen Elementes der Nation, das in sehr kurzer Zeit die schwere Masse des longobardischen und die etwas leichtere des fränkischen Blutes in lebendigen Fluß gebracht hatte. Aber dabei waren auch alle die Formen und Begriffe, auf denen damals die menschliche Gesellschaft ruhte, fast untergegangen. Die Ehe und die Familienbande existirten nur als eine äußere Tradition, ebenso Recht und Gewissen, Treue und Glauben in allen möglichen Beziehungen dieser Menschen zu einander. An ihre Stelle trat die zügelloseste Sinnlichkeit und Genußsucht und der Glaube, daß jedem jedes erlaubt sei. Nicht einmal das christlich-religiöse Element vermochte dieses Geschlecht zu bändigen oder nur in einigen Schranken zu halten. Es hatte für sie nicht bloß alle Bedeutung verloren, sondern war geradezu zu dem Object des verächtlichsten Hohnes und einer grenzenlosen Blasphemie geworden. Dafür tauchten nicht nur in den Motiven der Handlungen und in der Substanz der Charaktere, sondern auch in äußeren Formen und Namen die Reste des alten Heidenthums, Venus, Jupiter, Bacchus und in grauenhaftem Gemisch damit der christliche Teufel als die Mächte auf, die die Geschicke der Welt leiteten. Ihnen bekannte man sich abhängig; der christliche Gott und seine Heiligen und Sacramente, der ganze Glaube der Kirche wurde verhöhnt und geschändet. Selbst ein großer Theil der Päpste war nicht besser als die Menschen ihrer Umgebung, ihre Väter, Brüder und Verwandten, die bis zu dem äußersten Extrem dieser Richtung gingen, und so erlebte die Christenheit das einzige Schauspiel, daß nicht bloß der Gesinnung und den Werken nach, sondern auch, wofür man damals mehr Urtheilsfähigkeit hatte, als für das erstere, den Worten nach heidnische Männer auf dem Stuhle des Apostelfürsten saßen. Wären nicht Deutschland und Frankreich, die beiden Hauptländer der abendländischen Christenheit, zu sehr durch das äußere Kriegsgetümmel zerstreut worden, so hätte sich unfehlbar hier schon früher irgend eine gewaltsame Reaction des daselbst in ganz anderer Weise trotz aller Rohheit der Zeit lebendigen kirchlichen Bewußtseyns geltend gemacht und gegen die unsäglichen Gräuel in Rom gekehrt. Johann XII gehörte der allerschlimmsten Categorie dieser Art Päpste an: ein offenkundiger Ehebrecher, Mörder, Räuber, Mordbrenner, Simonist, hatte er zugleich die allerbrutalsten Proben von seiner Gotteslästerung und Kirchenschändung gegeben. Ein einziges der ihm zur Last gelegten und durch Augenzeugen bewiesenen Verbrechen hätte hingereicht, um jeden gewöhnlichen Priester seines Amtes zu entsetzen und der Weihen verlustig zu machen.

An seine Stelle wurde unter kaiserlichem Einfluß von dem Concil Leo VIII gewählt, aber nach Otto's endlicher Entfernung trat Johann wieder hervor. Er fand zwar bald einen seiner würdigen Tod, als er auf ehebrecherischem Wege aus einem Fenster zu springen genöthigt war, doch erhoben die Feinde Otto's einen neuen Gegenpapst, so daß Otto wieder Rom mit Gewalt einnehmen und Leo wieder einsetzen mußte. Nach dessen baldigem Tode trat auf kaiserlichen Wunsch Johann XIII an seine Stelle und damit doch wieder eine gewisse äußere Zucht und Ehrbarkeit an die Spitze der Kirche.

So konnte sich Otto in ganz anderem Sinne als einer der bisherigen Könige und Kaiser seit Carls Tode für den Herrscher Italiens halten. Zur Sicherung des Gewonnenen hielt er, als er nach Deutschland zurückkehrte, es für zweckmäßig, Berengar und seine Gemahlin, die sich ihm unterdessen hatten ergeben müssen, mitzunehmen, wo sie auch denn in Bamberg ihr Leben in leidlichem Gewahrsam endigten. Berengars Söhne waren entkommen und unter ihnen trat der älteste, Adalgis, schon nach kurzer Frist als Prätendent in Italien,

unterstützt von den Oströmern, auf. Seine ganze Gefährlichkeit beruhte allein in diesem Bündniß und daher suchte ihn Otto durch die Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit dem Hofe von Constantinopel unschädlich zu machen. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm endlich die selbstgenügsame Eitelkeit der Oströmer davon zu überzeugen, daß es ihr eigener Vortheil sei, namentlich allein dadurch ihnen eine Garantie für ihre noch übrigen Provinzen in Unteritalien erwachse, wenn sie die Thatsache der Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch die Deutschen nicht länger ignoriren oder sich feindselig dagegen verhalten wollten. Die Freundschaft zwischen den beiden Weltmächten wurde durch ein Ehebündniß zwischen Otto, dem ältesten Sohne und designirten Nachfolger Otto's I und Theophano, der Tochter des Kaisers Romanus II besiegelt. Kurz darauf starb Otto I, vollkräftig und immer thätig bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, 7. Mai 973 zu Memleben.

Otto II fand in Deutschland den Boden durch seinen Vater so trefflich geebnet, daß es ihm nicht schwer ward, die Kraft der Centralregierung, gestützt auf die treue Ergebenheit der Kirche, des sächsischen Stammes und vieler kleineren Vasallen in allen Theilen des Reichs, die an dem Königthum zunächst einen Halt für ihre Selbstständigkeit gegenüber den größeren fanden, aufrecht zu erhalten. Zwar regten sich die particularistischen Bestrebungen besonders, wie herkömmlich, in Bayern, doch wurden sie schnell und nachdrücklich niedergeschlagen. Nur Italien erschien nicht in der Weise als sicherer Besitz, wie es Otto I Erfolge hatten hoffen lassen. In Rom und andern Orten erhoben die einheimischen Dynasten wieder ihr Haupt, die Grenzverhältnisse mit den Oströmern wurden bald ebenso verwickelt als vor der Heirath mit Theophano und die Anwesenheit Otto's erwies sich dringend nöthig. Es fiel ihm nicht schwer in dem Königreich Italien mit Hülfe eines zahlreichen und glänzenden deutschen Heeres, der Blüthe der deutschen Fürsten und Vasallen, Ordnung zu schaffen, aber nicht so gut glückte es ihm mit den Griechen. Es kam zu offenem Krieg, den Otto auf eine unvorsichtige Weise führte. Die Griechen riefen in der Noth ihre Erbfeinde, die Saracenen, herbei, denen es in dieser Situation vor allen Dingen darum zu thun sein mußte, daß sich die gefürchteten Deutschen nicht in Unteritalien festsetzten und so den Fortgang ihrer Eroberungen — Sicilien war bereits in ihren Händen — für immer hinderten. Mit Unterstützung der Saracenen brachten die Oströmer dem deutschen Heere 982 eine schwere Niederlage bei Bassantello in der Nähe von Tarent bei, die Otto zum Rückzug nach Oberitalien zwang. Ehe er wieder vollständig gerüstet war, starb er zu Rom an dem Einflusse des italienischen Climas 983 und hinterließ nur einen dreijährigen Sohn, Otto III, der in Deutschland allerdings sogleich von allen Vasallen als König anerkannt ward. Aber Unteritalien mußte fürs Erste aufgegeben werden und selbst Mittel- und Oberitalien wankte in der Treue. Die Reichsregentschaft in Deutschland führten Theophano, die Mutter, und Mathilde, Aebtissin von Quedlinburg, die Tante des Königs; dazu machte sich auch noch der Einfluß der Großmutter Adelheid geltend. Drei Frauen regierten also das Land, welches noch vor einem Menschenalter keinem Manne gehorchen zu wollen schien, das überströmte von einer Fülle kräftiger, ja trotziger Kriegsmänner und in sich noch alle die Elemente der alten Stammeszersplitterung und die neu erwachsenen Gegensätze einander bekämpfender Interessen der rohesten Art enthielt. Und doch entbehrte diese Regierung der Kraft nicht, denn um sie standen in dichten Reihen geschaart die ersten kirchlichen Würdenträger, die vornehmsten Vasallen, die zum großen Theil mit dem sächsischen Hause durch

die Bande des Blutes verknüpft waren, welche in dem deutschen Leben der Zeit im Gegensatz zu Italien noch immer eine freilich nicht unter allen Umständen sichere Bürgschaft für die Treue gewährten.

Als Otto heranwuchs, unterschied er sich sehr wesentlich von allen Vorgängern aus seinem Geschlechte. Seine Jugendbildung war unter der Oberaufsicht seiner Vormünderinnen mit größter Sorgfalt geleitet worden und hatte ihn von dem begreiflich noch sehr rohen und formlosen Treiben der deutschen höheren Stände der Zeit, wo die Erlangung aller der Eigenschaften, die einem Kriegsmann nöthig waren, als das eigentliche Ziel der Erziehung galt, zu einer feineren und idealeren Bildung hingeführt, in der die kirchliche Gelehrsamkeit mit den schon ganz sagenhaft gewordenen Traditionen der antiken Größe und Herrlichkeit wunderlich sich vermischte. Aehnlich wie Ludwig der Fromme den verkörperten Geist der carolingischen Bildung darstellte, so that es Otto für diese Zeit. Auch er glaubte die Welt in den großen Ideen des christlichen Staates, verbrämt mit dem romantischen Gewande römisch-kaiserlicher Formen, regieren zu können, und als er sah, daß in Deutschland außer in einem ganz engen Kreise ähnlich Verbildeter kein Anklang dafür zu finden war, achtete er die großartige Treue und Ergebenheit seiner väterlichen Freunde und die Liebe der Masse des Volkes für nichts, die ihm als dem Sprößling des sächsischen Heldenstammes so lebhaft entgegenkam, die es ganz übersah, daß er selbst nicht, wie er es von Rechtswegen hätte sein sollen, ein Mann und ein Held war, und suchte anderswo in Italien seine nebelhaften Träume zu realisiren. Dort schien ihm der rechte Boden, wo sich Christenthum und Alterthum die Hand reichten, während in der That gerade hier nur noch die Trümmer von beiden übrig waren. Bald sah er sich auch hier enttäuscht und endete sein inhaltloses Leben, 22 Jahre alt, durch italienisches Gift 1002.

Er war unvermählt und ohne einen Nachfolger bezeichnet zu haben gestorben und der deutsche Thron sowie die daran geknüpfte Expectanz auf die Kaiserwürde somit erledigt. An Bewerbern war kein Mangel und unter ihnen trug, aber nicht ohne schwere Mühe, Heinrich, Herzog von Baiern, Urenkel König Heinrichs, den Sieg davon, hauptsächlich weil ihm als einem Gliede des sächsischen Hauses und als einem persönlich fromm gesinnten Manne die Unterstützung der deutschen Kirche zu Gebote stand. Jetzt erst zeigte es sich, daß die Regierung Otto III mehr Schaden gebracht hatte, als man zu seinen Lebzeiten vermuthen konnte. Ueberall erhob sich Widerspenstigkeit und Aufruhr, besonders in den westlichen Landschaften, in Lothringen und am Niederrhein, ebenso in Italien. Doch wußte sich Heinrich II nicht bloß zu behaupten, sondern allmählig auch wieder Ordnung in Deutschland zu schaffen. Desto weniger gelang es ihm in Italien, etwas besser gegen die Slaven, die die Verwirrung zum Abfall vom Reiche und theilweise auch vom Christenthum benützten. Stets blieb ihm aber die Kirche treu und er wußte sie auch dafür zu belohnen, indem er im größten Maßstab weltliche Güter und Rechte, besonders ganze Grafschaften ihr zuertheilte. Als er 1024 starb, konnte das deutsche Königthum noch für ebenso gesichert gelten, als etwa bei dem Tode Otto's II.

Nach seinem Tode mußte, da er keine Kinder hinterließ, wieder gewählt werden. Eine Vereinigung von außerordentlichen Umständen hatte einst das Königthum an die Sachsen gebracht und bei ihnen erhalten. Doch galt noch immer die Vorstellung, daß es eigentlich mit dem fränkischen Stamme verbunden sei und die Zustände des damaligen Deutschlands waren ganz geschaffen dieser Vorstellung eine reale Unterlage zu geben. Trotz des großen Aufschwungs, der über den sächsischen Stamm, d. h. das damalige Norddeutschland, das fast

ganz ihm angehörte, seit der Erhebung der Familie Ludolf's gekommen war, stand er doch noch den südwestlichen Deutschen in vieler Beziehung nach. Einmal schon in materieller Cultur und der daraus entspringenden volkswirthschaftlichen Kraft. In Süddeutschland, wo die Spuren der römischen Civilisation nie ausgetilgt worden waren, blühte Ackerbau und Gewerbe, regte sich eine zahlreiche, wohlhäbige Bevölkerung, während Sachsen immer noch im allgemeinen ein armes, kaum in den ersten Anbau übergegangenes Land blieb. Dem Rhein entlang lag im Herzen des fränkischen Landes eine Reihe großer Städte; in Sachsen gab es außer Magdeburg und den thüringischen Bischofssitzen keine einzige nennenswerthe. In ihnen concentrirte sich zugleich ein relativ entwickeltes höheres Culturleben, denn Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Cöln und andere waren zugleich die Sitze der ersten geistlichen Würdenträger des Reiches. Dazwischen lagen unzählige kleinere Stifter und Klöster, jedes wieder in seiner Weise von nach allen Seiten hin anregendem Einfluß auf die Umgebung. Seitdem nun vollends das deutsche Königthum mit Italien und der Kaiserkrone in unzertrennlichen Zusammenhang gekommen war, seitdem sich daran weit aussehende Weltherrschaftsträume angeknüpft hatten, war der politische Schwerpunkt ganz unmerklich immer weiter nach dem Süden, nach dem Rhein, von der Elbe weggerückt. Hatten sich ja doch auch die norddeutschen Könige im Rheinlande, in Aachen und von rheinischen Bischöfen krönen lassen, und damit symbolisch anerkannt, wo eigentlich der Mittelpunkt des Reiches lag.

So wurde nun jetzt unter dem Einfluß des Erzbischofs Aribo von Mainz ein edler und reichbegüterter Franke Conrad, der Salier, gewählt. In Deutschland selbst fand er bald allgemeine Anerkennung, da er zunächst sich mit den bestehenden Verhältnissen genügen ließ, keinen größeren Einfluß auf die Herzoge und die anderen großen Vasallen beanspruchte, als es sich mit ihren durch die strenge Zucht der sächsischen Zeit noch etwas herabgestimmten Wünschen vertrug. Schon im Jahre 1026 kehrte er die Kraft der Nation nach außen zur Wiedererwerbung Italiens, ein Ziel, das damals ebenfalls wieder als Frucht der sächsischen Zeit eine Art von idealem Gemeinsinn über alle Theile Deutschlands verbreitete und fast das einzige innerliche Gegengewicht gegen das Drängen des Particularismus nach vollständiger Befreiung von der unbequemen Einordnung in ein größeres Staatsganze bildete. Er eroberte die Lombardei mit Hülfe der ihm wie seinen Vorgängern geneigten Geistlichkeit, empfing die Kaiserkrone und konnte wohl glauben, das Vorbild Otto's I erreicht zu haben.

Aber zur dauernden Befestigung Italiens meinte er noch einen andern Factor als die Geistlichkeit heranziehen zu müssen, gleichsam als Gegengewicht gegen sie, die nun, da sich die meisten der früher so mächtigen weltlichen Vasallen durch die inneren Kämpfe der letzten Jahrhunderte allmählig aufgerieben hatten, als die fast allein dominirende politische Macht dastand. Er begünstigte die Ansprüche ihrer kleineren Lehensleute, des späteren niederen Adels, auf eine relative Selbstständigkeit zum großen Verdruß seiner geistlichen Freunde. Doch fanden diese in den ihnen gehörigen Städten, die unter ihrer Oberherrlichkeit sich glänzend zu entwickeln und alle ähnlichen Bildungen in der gesammten Christenheit an Reichthum, Regsamkeit und praktischer Lebensklugheit zu übertreffen begannen, eine Stütze, an deren Haltbarkeit bisher noch niemand gedacht hatte. Selbst als der Kaiser durch eine nochmalige persönliche Anwesenheit seinen Plan besser befördern wollte, konnte er nur ein Reichsgesetz erlassen, daß die kleineren Lehen ebenso gut erblich seien wie die größeren, mußte aber es dem niedern Adel selbst überlassen, seine Ansprüche durchzusetzen.

Dafür wuchs unter ihm der Umfang des Reiches durch den Heimfall des Königreiches Burgund, d. h. der zuletzt in einem Reiche vereinigten Länder Hoch- und Niederburgund nach dem unbeerbten Tode des Königs Rudolf III, der wie mehrere seiner Vorgänger die Lehenshoheit des deutschen Königs und Kaisers anerkannt hatte. Burgund blieb ganz in seiner bisherigen Verfassung, in der Adel und Geistlichkeit dem Königthum eben nur eine Art Ehrenvorzug, aber keine faktische Macht übrig gelassen hatten, von nun an eine Dependenz des deutschen Reiches.

Erst in den letzten Jahren seiner Regierung fühlte er sich stark genug, das Hauptziel seiner inneren Politik, die völlige Vernichtung der herzoglichen Gewalt, ernstlicher anzustreben. Es war dieß zuletzt auch der Grundgedanke der großen sächsischen Kaiser gewesen, nur hatte er bei Conrad und seinem nächsten Nachfolger bedeutend an rücksichtsloser Entschiedenheit gewonnen. Dieser sein Nachfolger seit 1039, sein ältester Sohn Heinrich III, ein Mann von der Art Carls des Großen und Otto's des Großen, schien nahe an der Erreichung seines Zieles. Wenigstens wurde der Begriff der herzoglichen Würde nun ganz auf die Amtsqualität zurückgeschraubt. Nur in Sachsen, wo sich das Stammesbewußtsein dem König, als einem Franken, am schroffsten entgegenstemmte, blieb noch eine Spur von der alten Bedeutung des Herzogs, als des geborenen und nach dem Willen seines Volkes nur unter königlicher Oberaufsicht regierenden Stammesfürsten. Hier wagte er auch nicht die Billungische Familie, die, wie früher alle herzoglichen Familien, im erblichen Besitze ihrer Würde war, geradezu zu verdrängen. In den anderen deutschen Herzogthümern wechselten die Inhaber unaufhörlich oder sie wurden häufig lange Zeit ganz unbesetzt gelassen, so daß sich, wie es schien, der nationale Particularismus unmöglich mehr mit der Person eines so ganz zufällig in das Land gekommenen Fürsten verwachsen konnte.

Doch diese Seite der Thätigkeit galt Heinrich III, obgleich sie die innerlich fruchtbarste werden konnte, mehr als Nebensache. Vor ihr stand immer das Interesse des Kaiserthums und der Weltherrschaft. Für die Ausbreitung der letzteren war es von Bedeutung, daß ihm jetzt auch das Königreich Ungarn als Lehen des deutschen Reiches aufgetragen ward. Da selbst die entfernteren slavischen Länder, wie Polen, nicht bloß das benachbarte Böhmen schon geraume Zeit in demselben Verhältniß zu Deutschland standen, so war jetzt das Reich auf seiner Ostgrenze von einer Reihe großer Vasallenstaaten umgeben, ein Umstand, der der inneren Einwirkung der abenländischen, speciell der deutschen Cultur auf diese Länder und Völker, die bis dahin kaum entfernt damit in Berührung gekommen waren, den Weg bahnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Restauration der Kirche und die Reform der Hierarchie und des Papstthums im eilften Jahrhundert.

Der kaiserliche Einfluß auf Italien war in der Zeit als das deutsche Königthum in Deutschland selbst eine neue Kraftentwickelung zeigte, keineswegs immer von großer Bedeutung gewesen. Doch nach einer Seite hin lassen sich fortwährend seine Spuren wahrnehmen. Der römische Stuhl blieb seit der merkwürdigen von Otto I veranlaßten Absetzung Johann XII nie ganz außer Verkehr mit den deutschen Regenten, die ja seit Otto alle aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone empfingen. Umgekehrt hatte bei der ganzen Reihe von Päpsten, die auf Leo VIII folgten, der kaiserliche Einfluß bei der Wahl mehr oder weniger direkt mitgewirkt. Den Kaisern war es zunächst freilich immer darum zu thun, einen treu ergebenen oder mindestens nicht feindseligen Mann zu dieser Würde zu befördern, daneben ließen sie aber auch die Rücksichten auf anerkannte Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und kirchliche Gesinnung, soweit sie sich nur mit der faktischen Unterordnung unter die kaiserliche Oberaufsicht vertrug, nicht außer Augen und die Päpste dieser Zeit bildeten nach allen diesen Beziehungen, einen wohlthuenden Contrast gegen ihre Vorgänger bis 962.

Aber wie sehr diese Wiederherstellung der Ordnung und Zucht an der höchsten Stelle der Christenheit von dem unmittelbaren Eingreifen der Kaiser abhängig war, wie wenig sie noch in den inneren Zuständen der Kirche und vor allem der nächsten römischen Umgebung Halt besaß, zeigte sich schon unter der Regierung Heinrichs II, noch mehr Conrads II. Der erstere gebot nicht über die zureichenden Machtmittel um die Factionen der großen römischen Vasallen, jenes städtischen und Landadels, der einst das Papstthum zu seiner Domäne gemacht und es tiefer als irgend eine andere menschliche Institution entwürdigt hatte, niederzuhalten, und sogleich bemächtigten sich die Grafen von Tuscien eines überwiegenden Einflusses auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles, wodurch aller der seit Otto I vertilgte Unfug nun in vermehrter Scheußlichkeit wieder zur Herrschaft gelangte. Ein Papst dieser Art, Benedict IX, verkaufte endlich seine Stelle an einen sonst unbescholtenen Priester Johannes, um heirathen zu können. Johannes, als Papst Gregor VI, sah sich jedoch bald durch einen Gegenpapst, Sylvester III, gefährdet, und bald wurde auch Benedict durch seine Familie, der viel daran lag das Papstthum in ihrer Hand zu behalten, bewogen, seine Heirathspläne aufzugeben und sich wieder als Papst zu geriren. Diesem unerhörtem Scandal machte Heinrich III 1046 rasch ein Ende, indem er wie

Otto I eine Synode nach Sutri berief, wo alle drei Päpste abgesetzt wurden und ein von ihm ernannter, der Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II an ihre Stelle trat. Heinrich hielt von nun an ein wachsames Auge auf Rom und so gelang es ihm, eine Reihe in jeder Hinsicht trefflicher Männer, alles Deutsche von Geburt, zu erheben, die mit allem Ernste sich die Aufgabe stellten, die Gebrechen, die bisher die Kirche, insbesondere die römische, verunstaltet hatten, zu beseitigen, die Zucht und Ehrbarkeit in der christlichen Geistlichkeit wiederherzustellen und damit den so wankend gewordenen Organismus der Kirche wieder zu befestigen. Sie begannen dabei mit ächt deutscher Gewissenhaftigkeit von sich selbst und ihrer nächsten Umgebung und versuchten hier ein Musterbild des christlich-kirchlichen Lebens aufzustellen, unbeirrt durch die zahllosen Schwierigkeiten, die ihnen entgegen geworfen wurden, meist von denen, deren Pflicht ihre eifrigste Unterstützung gewesen wäre.

Ihren Bestrebungen kamen nach demselben Ziele hinsteuernde Bemühungen aus der Kirche selbst nicht bloß auf halbem Wege entgegen, sondern schon in völliger Organisation mit klaren und praktischen Tendenzen. In allen Theilen der christlichen Welt, wie sie einst unter der Herrschaft Carls des Großen vereinigt gewesen, hatte sich durch die folgende Periode des Verfalls und der gänzlichen Auslöschung der von ihm so concret ausgebildeten Idee des christlichen Staates eine Sehnsucht nach jener sagenhaft bald ganz verklärten frommen und reinen Zeit erhalten, wo der König ein Priester und der Priester ein König gewesen war. Die Kirche war zwar im allgemeinen von der Zerrüttung ebenso sehr ergriffen worden als alle anderen Institutionen, ja ihr Fall schien, wenn man die Höhe bedachte, die sie schon erreicht hatte, noch tiefer als der der weltlichen Einrichtungen und Genossenschaften. Bischöfe, Aebte und die Masse der niederen Geistlichkeit, die dem Beispiel jener folgten, lebten nicht heiliger als der Lehensadel oder als der gemeine Mann, und die Interessen, die die Weltlichen zumeist bewegten, äußere Unabhängigkeit, Habsucht und Herrschsucht auf Kosten aller Anderen durch alle und jede Mittel galten auch den Geistlichen in Italien und Frankreich, denn in Deutschland stand es, wenigstens um die äußere Ehrbarkeit der Angehörigen der Kirche, etwas besser, als die allein mächtigen. Doch gab es noch manche feiner gesinnten Seelen auch mitten unter diesem wüsten Treiben ihrer Genossen und zwar nirgends zahlreicher als in Frankreich. Hier hatte sich auch, weil hier der eigentliche Mittelpunkt der christlich-carolingischen Bildung lag, äußerlich am meisten davon gerettet und war sogar hier und da nicht bloß als ein Schatz, den man unter Schloß und Riegel legt, sondern als ein lebendiges Gut eines wenn auch noch kleinen Kreises benutzt worden. Es gab immer eine Anzahl gründlich gelehrter, in allen Wissenschaften, die nur irgend von der Kirche, d. h. in damaliger Zeit überhaupt betrieben wurden, wohlbewanderter Männer, die den Vergleich mit der freilich viel zahlreicheren Generation der carolingischen Vertreter der Wissenschaft nicht scheuen durften. Selbst auf die weltlichen Kreise gewannen sie seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts, wo wieder etwas friedlichere Zustände nach der Beseitigung der Nortmannen eintraten, einigen Einfluß, wenn auch nur in so weit, daß hie und da einmal ein Knabe oder ein Mädchen einer vornehmen Familie ihrer Erziehung anvertraut ward. Doch dieß genügte schon ihnen als einer still wirksamen Macht auch da einige Achtung zu verschaffen, wo die äußere Lebensstellung und das Naturell keine innerlichen Beziehungen zu ihnen aufkommen ließ. Mit der Pflege der Gelehrsamkeit vertraten sie auch ganz naturgemäß das allgemeine kirchliche Interesse: sie wiesen auf die eingeschlichenen Mißbräuche in allen Theilen der Kirche mit warmer Erinnerung an ihre einstige

Größe und Reinheit hin und verlangten eine allseitige innerliche und äußerliche Umkehr. Dann werde auch wieder die gesammte Kirche die ihr gebührende und jetzt schmerzlich vermißte Stellung als die erste und heiligste Institution des gesammten Volkslebens einzunehmen im Stande sein, ihre durch die Uebergriffe der weltlichen Gewalt schwer gefährdete Unabhängigkeit wieder erringen und die Welt, wie es sich gebühre und wie sie es einst gethan, mit dem Scepter des Glaubens und der Liebe beherrschen. Alle solche Ermahnungen wirkten immer in gewisser Weise, wenn sie auch zunächst sehr häufig auf Gleichgültigkeit, ja auf Hohn und Gehässigkeit stießen, und zwar meist von der Seite her, für die sie zunächst bestimmt waren, von der Geistlichkeit selbst.

Namentlich erhielt sich eine strengere kirchliche Gesinnung in Verbindung mit reger Wissenschaftlichkeit in manchen Benedictinerklöstern, obgleich auch diese der überwiegenden Mehrzahl nach von der herrschenden Rohheit und Aeußerlichkeit des Lebens und Treibens ergriffen waren. Unter den nach höheren Zielen strebenden französischen Klöstern erwarb sich das von Clugny in dem Herzogthum Burgund, gegründet 909, unter seinen Aebten Benno, Odilo, Aymer, Majolus durch Strenge und Einfachheit der Zucht und Sitten im Sinne der ursprünglichen Regel Benedicts besonderen Ruhm. Das hier gegebene Beispiel fand in Frankreich, Burgund, selbst in Italien in vielen Klöstern Nachahmung, die sich alle nach dem Vorbilde Clugny's reformirten. Auch Deutschland blieb nicht ganz unberührt davon, doch wie hier der Verfall nicht ganz so tief als anderwärts ging, so war auch das von innen herauskommende Bedürfniß nach einer durchgreifenden Reform des klösterlichen Lebens nicht so stark wie dort.

Es lag in diesen Bestrebungen außer der Richtung auf den nächsten Kreis zugleich auch noch eine ganz allgemeine Tendenz. Alle solche Reformen im Schooße des einzelnen Klosters oder einer Congregation sollten nur die großen Reformen in der gesammten Kirche anbahnen helfen. Das abendländische Mönchthum bewahrte auch hierin seinen eigenthümlichen Charakter einer Abgeschlossenheit vor den außerhalb des nächsten Kreises liegenden Interessen und zugleich wieder eines beständigen Eingreifens in das Getriebe der großen ethischen und geistigen Motive, die die Bewegung der Geschichte bedingen. Es war nie bei dem bloßen Eremitenthum, außer in ganz vereinzelten Fällen, stehen geblieben, wie es im Orient ganz allgemein der Fall war. So wollten diese Cluniacenser und was sich an sie anschloß nun alles Ernstes die gesammte Kirche und damit die ganze christliche Welt reformiren und wirkten in diesem Sinne unablässig und immer weiter gehört und immer mehr Eindruck machend mit den Waffen des Wortes und der That, hauptsächlich aber im Gebiet der kirchlichen Literatur, das ihr Einfluß fast ausschließlich beherrschte, wo und wie sie nur vermochten.

Aber sie sahen wohl daß an durchgreifende Reformen ohne Mitwirkung des Papstthums nicht zu denken war. Sie hatten dieser Institution von Anfang mit unbeschränkter Ehrfurcht gehuldigt und zu einer Zeit, wo es allerdings schwer hielt vor der gräulichen Verworfenheit der sie vertretenden Personen ihren eigentlichen Kern nicht zu vergessen, immer den Begriff der geistlichen Macht und ihrer Bedeutung für die Kirche in allergrößter Ausdehnung festgehalten. Sie gingen sogar theoretisch weiter, als es die damaligen Päpste selbst wagten, die sich namentlich in ihre mannigfache Abhängigkeit von den Kaisern ohne Widerstreben fügten und auch den Gliedern der höheren Hierarchie oder den Nationalkirchen gegenüber lange nicht alle die Rechte zu behaupten wagten, die ihnen eine frühere Zeit allmählig übertragen hatte und die auch

von einzelnen Päpsten in der Mitte des neunten Jahrhunderts, von Nicolaus I, Hadrian II und Johann VIII wirklich, wiewohl unter vielfältigem Widerspruch, ausgeübt worden waren.

Einer der von Kaiser Heinrich III eingesetzten deutschen Päpste, Leo IX, früher Bruno, Bischof von Toul, ging zuerst inniger auf die Verbesserung dieser ihm von außen her durch mannigfache Berührung mit den Cluniacensern zum lebhaftesten Bewußtsein gekommenen drückenden Lage des Papstthums ein, während seine Vorgänger sich mit großer Gewissenhaftigkeit aber ohne sichtbaren Erfolg mehr für die innere moralische Hebung des Amtes bemüht hatten. Er wurde dabei von einem italienischen Mönche, Hildebrand, geleitet, der von da ab bis er selbst den päpstlichen Stuhl bestieg, die Seele aller Bestrebungen für die Wiederherstellung der päpstlichen Würde und Autorität blieb. Leo IX erkannte als das nächste zu beseitigende Hauptgebrechen die überall bei der Besetzung der kirchlichen Stellen eingerissene Simonie. Alle weltlichen Gewalthaber der Zeit, der sonst strenggläubige und kirchlich gesinnte Kaiser Heinrich nicht ausgeschlossen, waren von diesem Uebel angesteckt, das unter anfangs ganz unschuldigen Formen allmählig eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hatte. Die Verführung dazu lag in der überall erlangten politischen Stellung der Kirche als des ersten Standes der Vasallenschaft nahe. Ohne einen direkten Eingriff in die hergebrachten Formen der Besetzung geistlicher Aemter zu unternehmen, konnte doch jeder Landesherr im Grunde unbeschränkt darüber verfügen, wenn er, wie bei jedem anderen Lehen, erklärte, er werde nur eine ihm genehme Person mit den weltlichen Gerechtsamen beleihen. Von hier aus geschah bei der lockenden Aussicht, die geistliche Stellen gewährten, ein weiterer Schritt sehr leicht. Die Aspiranten bemühten sich auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise die Eigenschaft einer persona grata zu erlangen. Der nächste Weg waren kostbare Geschenke, die anfangs freiwillig und je nach den Umständen gegeben, allmählig die Form einer herkömmlichen Gebühr annahmen, auf die die Landesregenten um so weniger zu verzichten gesonnen waren, als sie ihre materielle Stellung durch Vergebungen nach allen Seiten hin, insbesondere an die Kirche selbst, so übel beschaffen sahen. Es war somit eine Art Schleichweg, auf dem sie von der Kirche wenigstens einen Theil dessen, was ihre Vorgänger und sie selbst an sie verschwendet hatten, wiedererlangten und außerdem auch noch eine stehende Revenue, deren Ausfall ihren ganzen Haushalt und damit ihre ganze politische Stellung aus den Fugen gebracht haben würde. Wo etwas mehr Gewissenhaftigkeit herrschte, wie am Hofe Heinrichs III, hütete man sich wenigstens, ohne weiteres jedem, der mit vollen Händen kam, auch das Versprechen der kaiserlichen Beleihung zu geben. Eine gewisse Tüchtigkeit der Person wurde neben dem Gelde hier doch noch gefordert, aber sehr leicht konnte in dem einen oder dem anderen Falle die Rücksicht auf das zweite die auf das erstere auch hier bei Seite setzen lassen.

Uebrigens wußten sich die Inhaber aller der geistlichen Stellen, deren Vergebung so in der That in die Hände der weltlichen Macht gekommen war, für ihre schweren Geldopfer dadurch schadlos zu halten, daß sie gegen ihre Untergebenen bei der Besetzung der ihnen gehörigen Stellen genau denselben Weg einschlugen, auf dem sie zu der ihrigen gelangt waren. Auch hier entschied fast ausschließlich das Geld, und wie es mit den Aemtern gehalten ward, so auch auf dem weitläufigen Gebiete der geistlichen Jurisdiction.

Am schlimmsten grassirte jedoch das Uebel zu Rom selbst: hier war buchstäblich selbst unter persönlich wohlgesinnten Päpsten alles für Geld feil, und wenn sie dem Uebel hatten steuern wollen, so trat ihnen als unübersteigliches

Hinderniß die eingewurzelte Gewohnheit ihrer Untergebenen und am Ende auch die Armuth ihrer Kirche entgegen, die fast alle ihre reichen Güter in den Händen übermüthiger Vasallen sah.

Aber gerade dieses Unwesen war es, gegen welches sich die Stimme der ernsteren Richtung in der Kirche am heftigsten aussprach. In der That gab es auch, wie leicht begreiflich, eine nur zu sichere Gelegenheit, die alleruntauglichsten und anrüchigsten Subjekte in die höchsten kirchlichen Würden einzuschieben, wie allgemein bekannte Thatsachen schon längst constatirt hatten. Dann war es auch der Punkt, gegen den sich die immer lebendigen, aus den verschiedensten Motiven entspringenden gehässigen Angriffe der Laien am ersten kehrten, selbst solcher, die am meisten die Schuld trugen, daß die Schande, die sie der Kirche vorwarfen, in dem von ihnen beeinflußten Kreise möglichst verewigt werde. Sollte die Kirche von dieser Seite her wieder mehr Ehrfurcht und in Folge davon auch größere äußere Sicherheit genießen, so gab es aber keinen andern Weg als diesen Hauptgegenstand des Spottes und Vorwurfes auszumerzen.

Leo versuchte durch verschiedene scharfe kirchliche Verordnungen, vor allem durch eine strenge Beaufsichtigung seiner nächsten Umgebung und durch ernste Ermahnungen an die weltlichen Fürsten und ihre Räthe, die sich bei dem Verkauf der Kirchenstellen noch besser standen als die landesherrlichen Kassen, dem Uebel einmal nachdrücklich zu steuern. Er erlebte indessen die Früchte seiner Bemühungen nicht mehr, indem er schon 1054 starb. Aber seine Nachfolger, obgleich für's erste noch unter vorherrschend weltlichem, d. h. kaiserlichem Einflusse gewählt, gingen auf seinem Wege in dieser Beziehung fort, trotz des Geschreies, das sich meist aus der Kirche selbst gegen sie erhob, unterstützt von einer immer zahlreicheren Schaar begeisterter Mitkämpfer in allen Theilen der Christenheit und unter dem Beifall aller wohlgesinnten Laien.

Der Kampf gegen die Simonie sollte nur die Vorbereitung zu den großartigen Entwürfen für die Hebung des Papstthums und der Kirche sein, die weniger ein einzelner Papst ersonnen hatte, als daß sie vielmehr der unmittelbare Ausdruck der strenger gesinnten Zeitgenossenschaft und ihrer Ansichten über Papstthum und Kirche zu nennen waren, welche jetzt endlich von den Päpsten zu ihrem eigenen Heile adoptirt wurden.

Als ein sehr wichtiger Schritt mußte die Anordnung Nicolaus II vom Jahre 1059 über die Wahl der Päpste betrachtet werden. Bisher war gerade dadurch der Verfall des Papstthums und damit die Zerrüttung der römischen und der ganzen christlichen Kirche so begünstigt worden, daß sich über die äußeren Formen dieser allerwichtigsten Wahlhandlung noch keine ganz feststehenden Regeln gebildet hatten, während solche doch sonst überall in der gesammten Kirche, soweit ihre Aemter durch Wahl besetzt wurden, mit größter Genauigkeit entwickelt und bestimmt waren. Als allgemeiner Grundsatz galt nur, daß der Clerus der Diöcese Rom und das römische Volk wahlberechtigt seien, aber innerhalb welcher Grenzen oder in welcher Abstufung und gegenseitigen Beschränkung, war noch ganz schwankend und den jedesmaligen Umständen und Einflüssen überlassen. Daher geschah es denn auch, daß irgend eine mächtige Familie mit leichter Mühe die Besetzung des päpstlichen Stuhles scheinbar ohne Formverletzung gewissermaßen als ein erbliches Recht erwerben konnte und umgekehrt wieder war diese Stellung der mächtigen Vasallen zu dem Papstthum der Hauptgrund, daß sich keine festen Normen über die Papstwahl zu bilden vermochten. Jetzt ward auf Nicolaus Anregung von einer Synode erklärt, daß nur derjenige ein rechtmäßig gewählter Papst heißen könne, den die vornehmsten

Geistlichen der Kirchen der Stadt Rom, die Cardinalgeistlichen derselben, und der nächsten Umgegend unter Beistimmung des Volkes erkoren hätten. Damit war, da sich die Beistimmung des Volkes eben nur auf eine bloße Acclamation beschränkte, die Papstwahl in die Hände einer festgeschlossenen aristokratischen Körperschaft gebracht, deren Ergänzung an und für sich in den Händen des Papstes selbst lag, weil er es war, der die Stellen besetzte, welche zur Ausübung des Wahlrechtes befähigten. Somit trat auch hier an der obersten Spitze der Christenheit dieselbe Abgeschlossenheit einer fest constituirten Corporation ein, die alle erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen durch ihre Domcapitel schon seit Jahrhunderten erlangt hatten. Die Tragweite dieser Maßregel war selbstverständlich außerordentlich groß: zunächst kam ihre Wirkung nach zwei Seiten hin in Betracht, gegen die städtisch römischen Factionen und ihren bisherigen gefährlichen Einfluß und gegen das fast zur Regel gewordene eigenmächtige Verfahren der Kaiser der letzten Periode bei der Erledigung des päpstlichen Stuhles. Als Nicolaus II diesen von ihm veranlaßten Synodalbeschluß als Kirchengesetz verkündete, war Kaiser Heinrich III schon seit drei Jahren todt. Von dieser Seite her war also zunächst kein Widerspruch zu fürchten, denn die vormundschaftliche Regierung für seinen unmündigen Sohn hatte zu viel mit anderen dringenderen Verwicklungen zu thun, als daß sie gegen diesen ohnehin nach allen canonischen Formen gefaßten Beschluß protestiren mochte. Ueberdieß war auch das kaiserliche Bestätigungsrecht, wie es ja von jeher von den west- und oströmischen Kaisern, dann von den Carolingern und ihren Nachfolgern ausgeübt worden, ausdrücklich in dieser neuen Bestimmung über die Papstwahl anerkannt, aber freilich dem gekrönten Kaiser, nicht dem deutschen König als ein Accidenz seines Amtes reservirt.

Gleich nach dem Tode Nicolaus II versuchte es der römische Adel das neue Kirchengesetz umzuwerfen und einen Papst nach seinem Sinn gegen den auf die neue Weise gewählten Alexander II durchzusetzen. Dabei wurde jener von allen den zahlreichen Feinden der strengeren Richtung der Kirche und der Reformen, die entweder schon angebahnt oder erst angekündigt waren, also von einer Masse höherer und niederer Geistlichen, sehr vielen weltlichen Herren und von dem Einfluß des deutschen Königshofes unterstützt. Trotzdem siegte Alexander II, aber nicht bloß durch geistliche Waffen, sondern durch die Entscheidung des Schwertes, und damit war wenigstens für die nächste Zeit die Last der römischen Adelsfactionen, die bisher das Papstthum an jeder freien Bewegung gehindert hatten, aus dem Wege geräumt.

Als Alexander 1073 starb, bestieg endlich Hildebrand den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Gregor VII. In der That war er schon seit Leo IX und noch mehr seit Nicolaus II sein Inhaber gewesen und alle die consequenten und muthigen Schritte, namentlich auch die kräftige Art, in der der Opposition des römischen Adels ein Ende gemacht wurde, waren von ihm veranlaßt und bis ins einzelnste geleitet. Er verkündete, daß er fest entschlossen sei die Simonie ganz aus der Kirche zu vertilgen und dabei kein Ansehen der Person walten zu lassen. Zugleich aber verkündete er auch, daß er ebenso entschlossen sei die alten Kirchengesetze über die Ehelosigkeit der Priester wieder zu durchgreifender Geltung zu bringen.

Die Erklärung des Papstes machte nicht sowohl wegen ihres Inhaltes, der Niemand auffällig sein konnte, weil er sich streng an die allgemein anerkannten Gesetze der Kirche band, als wegen der schroffen Entschiedenheit ihrer Form und der bekannten Persönlichkeit des Mannes, von dem man ihre Durch-

führung gewärtigen durfte, durch die ganze Christenheit den Eindruck eines welthistorischen Ereignisses, eines Wendepunktes in der Geschichte.

Es konnte schon als eine Frucht der bisherigen Reformbemühungen innerhalb und außerhalb des Papstthums gelten, daß sich jetzt das allgemeine Interesse so ausschließlich auf diesen Punkt concentrirte; noch ein Menschenalter vorher wäre derselbe Versuch ziemlich spurlos vorübergegangen.

Jetzt spaltete sich augenblicklich die ganze christliche Welt in zwei sehr bunt zusammengesetzte Parteien für und gegen den Papst. In die erstere rückten immer größere Schaaren eifriger Geistlichen und Mönche nach, und die Stimmung der Laien neigte sich im allgemeinen, soweit nicht allzumächtige persönliche Interessen dadurch gefährdet wurden, ihr zu. Denn wie die Simonie der Hauptvorwurf war, den man der höheren Geistlichkeit zu machen pflegte, so galt die in den Zeiten des Verfalls wieder sehr allgemein gewordene Priesterehe als der Hauptvorwurf gegen den niedern Clerus. Das Volksbewußtsein verlangte nun einmal als recht starren Gegensatz gegen die eigene Verwilderung, das eigene Aufgehen in die roheste Sinnlichkeit, eine möglichst große Entsagung von den Vertretern der Kirche, wenn jene und die ganze Institution ihm imponiren sollte. Je brutaler das Fleisch in dem Leben der Zeit seine Rechte geltend machte, desto äußerlich abstracter faßte man natürlich auch den Begriff der Verzichtleistung auf die Welt, die zu der geistigen Suprematie berechtigen sollte, wie sie die Kirche in Anspruch nahm und wie sie die Laien ihr im allgemeinen nicht bloß ohne inneres Widerstreben, sondern sogar mit einer gewissen Zuvorkommenheit einräumten.

Aber die Gegenpartei durfte jetzt, außer auf die zahlreichen Geistlichen und Weltlichen, die ihr böses Gewissen ganz naturgemäß zu den heftigsten Feinden aller gegen die Simonie gerichteten Bestrebungen stempelte, auch auf die ganze Masse der verehelichten niederen Geistlichkeit sammt ihren Familienverbindungen rechnen. Nur wenige der Weltgeistlichen hatten sich in dieser Hinsicht ganz nach den Geboten der kirchlichen Gesetzgebung gehalten, die meisten auf die eine oder andere Weise entweder durch förmliche Verehelichung oder Concubinat dagegen gesündigt.

Indeß überwog doch die Volksstimmung für Gregor's scharfes Einschreiten so sehr, daß fast in allen Theilen der Christenheit der Haß und die Verzweiflung, die die päpstlichen Gebote erzeugten, sich nicht direkt gegen dieselben kehren durften, sondern unter anderer Form sich Luft machen mußten, wodurch sie viel von ihrer Gefährlichkeit verloren. Wäre dem Papst nicht die öffentliche Meinung so entschieden zur Seite gestanden, so hätte leicht die ganze römische Kirche durch diese Oppositionselemente in ihrem Innern gesprengt oder wenigstens auf Jahrhunderte zerrüttet werden können.

Gregor überließ die Durchführung seines Eheverbotes den einzelnen Landeskirchen, die es auch, wenn auch nicht alle in der Strenge, in der es gemeint war, noch weniger in der Schnelligkeit, in der es Gregor durchgeführt wissen wollte, durchführten. Er selbst nahm dafür den Kampf gegen die Simonie in die Hand. In Rom selbst war schon von seinen Vorgängern dem Uebel ziemlich gesteuert; auch in den einzelnen Landeskirchen gab es jetzt eine Reihe von kirchlichen Würdenträgern, die innerhalb ihres Kreises das Möglichste dagegen thaten. Aber die Fürsten und Höfe hatten sich noch um nichts gebessert und gegen sie versuchte nun Gregor seine geistlichen Waffen.

Am entschiedensten kehrte er sich gegen den jungen König Heinrich von Deutschland, als den dem Range nach ersten Fürsten der Christenheit. Von ihm durfte wegen seiner Anwartschaft auf die von seinen Ahnen getragene Kaiserkrone

noch mehr wie von irgend einem anderen Fürsten eine Berücksichtigung der heiligen Gesetze der Kirche gefordert werden. Auch berechnete Gregor neben diesen Rücksichten mit großer Schlauheit alle die begünstigenden politischen Verhältnisse, die ihm gerade gegen den deutschen König den Kampf außerordentlich erleichterten.

Die durch Heinrichs Ahnen so außerordentlich und so rasch gehobene Autorität des Königthums war bereits auf's tiefste erschüttert. Heinrich III starb eben, als sich alle particularistischen Elemente zu einem letzten Entscheidungskampf gegen die Centralgewalt rüsteten. Die vormundschaftliche Regierung für seinen Sohn mußte dem Ausbruch des jetzt doppelt gefährlichen Kampfes durch bedeutende Concessionen zuvorkommen, die einen großen Theil der bisherigen Siege des Königthums zu Nichte machten. Die Herzogthümer wurden wieder alle besetzt, die Herzoge selbst nicht mehr als königliche Beamte, sondern wenigstens als die Repräsentanten der gesammten Nation behandelt und zu der Regierung beigezogen, und in der That kam dieselbe bis zum Jahre 1065, wo Heinrich als mündig die Regierung selbst übernahm, ganz in ihre Hände. Von da an bemühte er sich vergebens das Verlorene wieder zu gewinnen. Alles was er erreichte, war, daß er fast alle größeren Vasallen weltlichen und geistlichen Standes um ihre Rechte besorgt machte und durch immer verkehrteres Benehmen, worin er von seiner nächsten Umgebung geflissentlich bestärkt wurde, immer mehr von sich entfremdete. Außerdem verscherzte er auch noch die allgemeine Achtung durch ein wildes und zuchtloses Leben und Treiben an seinem Hofe, das sich das deutsche Volk jener Zeit, so wenig es auch selbst sittlich vollkommen war, doch unter keiner Bedingung von denen bieten ließ, die auf Gehorsam und Ehrfurcht Anspruch machten.

Er war auch so unklug den nationalen Particularismus des sächsischen Stammes bis aufs Aeußerste zu reizen, ohne irgend einen verständigen Zweck und ohne die Mittel zu besitzen ihn mit Gewalt zu Boden zu werfen, gleichsam als wenn er an der Feindschaft der Herzoge, Grafen und Bischöfe und der sittlichen Indignation durch alle Theile von Deutschland nicht schwer genug zu tragen gehabt hätte.

Nach verschiedenen bedrohlichen Situationen brach endlich 1073 ein Aufstand der Sachsen los, den er zwar, nachdem er sich von seiner ersten schmachvollen Bestürzung erholt hatte, mit Gewalt bändigte, aber doch wurde sein Ansehen durch den Sieg wo möglich noch mehr als früher erschüttert, weil er denselben rücksichtslos und mit Hintansetzung von Treue und Glauben und der allergewöhnlichsten Vorsicht auszubeuten versuchte.

Gregor ließ schon früher mehrmals Vermahnungen und Warnungen an den König Heinrich in Bezug auf die an seinem Hofe geübte Simonie ergehen, die nicht mehr in dem unterwürfigen Tone gehalten waren, den man dort von den Päpsten der früheren Zeit zu hören sich gewöhnt hatte. Als alle Vorstellungen nichts zur Beseitigung der Uebelstände vermochten, ließ der Papst auf einer Synode zu Rom die bisherigen Beschlüsse gegen die Simonie wiederholen und zugleich aussprechen, daß die allmählig in verschiedenen Ländern eingeführte Art der Beleihung kirchlicher Würdenträger mit Ring und Stab gänzlich uncanonisch sei und daß sich ihrer jeder Fürst für die Zukunft bei Strafe strengster kirchlicher Ahndung zu enthalten habe. Zunächst forderte er von dem deutschen König die unverzügliche Ausführung dieses Beschlusses, obgleich dieser um nichts mehr gegen die Gesetze der Kirche hierin gesündigt hatte, als die meisten anderen Fürsten der Christenheit. Aber hier war es am leichtesten und zugleich am großartigsten ein Exempel zu statuiren.

Als der König, in vollständiger Täuschung über seine Machtmittel trotzig antwortete, ward er nach Rom als vor den höchsten geistlichen Richterstuhl citirt. Ob dem Papst dazu die Befugniß zustehe, war eine Frage, die weder von der damaligen Theorie über Staat und Kirche untersucht war, noch überhaupt beantwortet werden konnte. Unter den gegebenen Verhältnissen fiel die Entscheidung darüber wenigstens in Deutschland und Italien allein nach Parteirücksichten und Parteileidenschaften aus. Heinrich und seine Anhänger bestritten das Recht des Papstes nicht bloß für den einzelnen Fall, sondern im Allgemeinen: die Masse des deutschen Vasallenstandes und in vielen Landschaften auch das Volk erkannte es nach beiden Beziehungen hin unbedingt an. Der König hielt sich nun seinerseits zu Strafmaßregeln gegen den Papst berechtigt: auf verschiedenen deutschen und italienischen Synoden ward er wegen vieler geistlicher Verbrechen und auch wegen des Treubruches gegen den König, dem er selbst nur als zukünftigem Kaiser verpflichtet zu sein behauptete, abgesetzt. Darauf hin erfolgte der päpstliche Bann und zugleich die Entbindung aller Unterthanen von ihrem Eide der Treue, also die Absetzung Heinrichs. Da Gregor stets den Standpunkt festhielt, daß der König in rein geistlichen Angelegenheiten ganz so wie jeder andere Laie zu behandeln sei, so konnte er auch diese Consequenz vertheidigen. Schon lange war es in der abendländischen weltlichen Gesetzgebung herkömmlich geworden, daß die schwereren geistlichen Strafen zugleich auch bürgerliche Nachtheile herbeiführten. Carl der Große insbesondere hatte es sich angelegen sein lassen diesem Grundsatz nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis Geltung zu verschaffen und er war von da an, wenn auch nicht ohne viele grobe Uebertretungen, überall durchgedrungen. Die Excommunication namentlich, als die höchste kirchliche Strafe, zog auch den Verlust aller bürgerlichen Rechte, nach deutschem Ausdruck die Acht, nach sich, und es verstand sich von selbst, daß Niemand einem Geächteten Gehorsam schuldig war, weil er selbst außerhalb des bürgerlichen Rechtsschutzes stand.

Wie richtig Gregor gerechnet hatte, zeigte sich bald nach dem Banne. Die großen deutschen Vasallen, die Herzoge an ihrer Spitze, erklärten, daß das Reich erledigt sei und trafen die Vorbereitungen zu einer neuen Königswahl. Heinrich sah den allgemeinen Abfall und verlor sogleich allen Muth. Er versuchte die Fürsten wenigstens nur so weit zu bewegen, daß sie ihm ein Jahr Frist verstatteten um sich von dem Banne zu lösen. Aber er konnte nichts weiter erlangen als die Zusage, daß sie ein Jahr mit der Neuwahl warten, keineswegs das Versprechen, daß sie ihn, wenn er bis dahin vom Banne gelöst sei, wieder als legitimen König anerkennen wollten. In der Noth entschloß er sich zu einem sehr gewagten Mittel. Er sah, daß er von Deutschland aus in der verhältnißmäßig kurzen Frist seine Unterhandlungen mit dem Papst nicht gedeihlich beenden und daß er am besten persönlich seine Sache bei Gregor werde führen können. Als die deutschen Fürsten von dem Entschluß des Kaisers sich persönlich mit dem Papste in Italien zu verständigen, Nachricht erhielten, suchten sie ihn auf alle Weise daran zu hindern, so daß er nur durch List und mit großen Gefahren im Winter 1076 nach Italien entkam und wirklich bei Papst Gregor, der sich damals auf einer Burg der Markgräfin Mathilde von Tuscien, zu Canossa, aufhielt, Absolution erlangte. Aber als er nun auch von dem Papste die Wiedereinsetzung in sein Reich verlangte, kehrte dieser die strengste formale Rechtsauffassung heraus und erklärte, daß dies einzig und allein Sache der deutschen Fürsten sei.

Was er damit meinte, zeigte sich bald. Die deutschen Fürsten traten nach Ablauf der Jahresfrist zusammen und wählten, unbekümmert um Heinrichs

Proteste, seinen Hauptgegner, den Herzog Rudolf von Alemannien zum König. Päpstliche Legaten hatten zum ersten Male in der Geschichte die Wahlhandlung gewissermaßen beaufsichtigt, indem die römische Theorie nun schon bis zu der Behauptung gieng, daß es dem Papste zukomme, Notiz davon zu nehmen, ob der künftige Träger der Kaiserkrone, der deutsche König, wirklich rechtmäßig gewählt sei und die dazu nöthigen Qualitäten besitze. Rudolf sicherte ihnen zu, daß er die Rechte der Kirche vollständig anerkennen und namentlich sich der verpönten Investitur mit Ring und Stab ganz enthalten werde. Seinen Wählern gegenüber mußte er den Grundsatz aussprechen, daß die deutsche Krone unbedingt durch Wahl vergeben werde und niemals Anspruch auf Erblichkeit begründe, ein Satz, der in der bisherigen Ansicht der Zeit keineswegs feststand, wenn er gleich das lockende Ziel war, nach welchem die Bemühungen der größeren Vasallen strebten. Die Praxis vereinigte in der That noch immer das Prinzip der erblichen Succession mit dem der Wahl, ohne sich über ihr gegenseitiges Verhältniß Rechenschaft abzulegen. Es kam nur auf den gegebenen Fall an um das eine vor dem andern stärker ins Bewußtsein treten zu lassen; so war unzweifelhaft Conrad II durch Wahl König geworden, aber ebenso unzweifelhaft Heinrich IV mehr durch Erbrecht als durch freie Wahl seinem Vater auf dem Throne gefolgt.

Doch zeigte jetzt Heinrich, daß in ihm neben aller leichtfertigen Schwäche noch etwas von der männlichen Kühnheit und strengen Entschlossenheit seines Geschlechtes sich vorfand. Jetzt, wo er Alles verloren zu haben schien, begann er den Kampf gegen alle seine Feinde mit Benutzung aller und jeder Mittel. Zunächst gelang es ihm in Italien die ganze Gregor feindliche Partei in der Kirche und in der Laienschaft um sich zu schaaren. Mit ihrer Hülfe wurde Gregor gewaltsam aus Rom vertrieben, ein Gegenpapst eingesetzt und fast ganz Italien, bis auf den Süden, der in den Händen der Normannen ein sicheres Bollwerk des Papstthums oder vielmehr der antideutschen Interessen blieb, unterworfen. Gregor starb in der That fern von Rom 1085.

Auch in Deutschland faßte der König wieder Fuß. Nachdem er Italien einstweilen für hinlänglich gesichert halten durfte, wagte er es, was in dem bisherigen Lauf der Beziehungen zwischen Deutschland und Italien noch nie vorgekommen war, Deutschland von Italien aus zu erobern. Die Vasallenschaft und die ihm ergebenen Kirchenfürsten, besonders des oberen Italiens, unterstützten ihn dabei auf das kräftigste, und in Deutschland selbst erhoben sich allerwärts die treuen Anhänger des fränkischen Königshauses, die doch nicht so sparsam gesät waren, als man nach den Vorgängen der letzten Jahre hätte vermuthen sollen. Außerdem schloß sich ihm Alles an, was den kirchlichen Reformplanen des Papstes und der damit in Verbindung stehenden unerhörten Ausdehnung seiner monarchischen Gewalt auf Kosten der Freiheit der einzelnen Glieder der Kirche feindselig gesinnt war, bei weitem der größere Theil des oberdeutschen höheren und niederen Clerus. Endlich fand er auch noch in den städtischen Gemeinden am Rheine die entschiedensten und treuesten Verbündeten. Sie hatten schon auf eigene Hand einen bisher freilich meist passiven, aber deßwegen nicht lahmen Widerstand gegen den sogenannten rechtmäßig gewählten König Rudolf begonnen, in dem sie nichts als die Incarnation der Ansprüche des höheren Vasallenstandes sowohl nach oben, wie nach unten sahen, wie er denn auch in der That nichts Anderes war. Diese städtischen Gemeinwesen, die zuletzt auf die großen Städteanlagen der Römer ihren Ursprung zurückführen konnten, waren unter der Herrschaft der sächsischen und besonders der fränkischen Kaiser, ihrer nächsten Landsleute, zu großem Wohlstande und in Folge davon zu einem

bedeutenden Selbstgefühl gediehen. In ihrer inneren Verwaltung, dem eigentlichen Kern ihrer socialen Stellung, von jeher fast unabhängig, wußten sie bereits die Rechte ihrer unmittelbaren Gebieter geistlichen und weltlichen Standes auf manchfache Weise zu beschränken, wobei ihnen die Geneigtheit der Kaiser bestens zu Statten kam. Auch hatten sich diese vielfältig um ihr materielles Aufblühen durch die Verleihung nutzbringender Zoll-, Handels- und Gewerbs-Privilegien verdient gemacht und die Einwohner solcher Orte waren bereits durch ihre Weltgewandtheit und Bildung zu solcher geistigen Freiheit gelangt, um zu sehen, daß ihre Zukunft mit der des deutschen Königthums unzertrennlich verwachsen sei. Dankbarkeit, nächstes Interesse und politische Combination brachten sie dazu Alles, was in ihren Kräften stand, zur Erhaltung einer starken und im bisherigen Sinne legitimen königlichen Gewalt zu thun.

Wenn es Heinrich trotz aller dieser Verbündeten doch nicht gelang ganz Deutschland sich dauernd zu unterwerfen, obgleich er mehrmals nahe an der Erreichung dieses Zieles stand, so lag die Ursache davon weniger in der großen materiellen Macht seiner Gegner oder etwa gar in ihrer geistigen Ueberlegenheit, als vielmehr in der Zähigkeit der geistigen Substanz der Principien die er bekämpfte, die, wenn auch scheinbar besiegt und zertreten, doch immer noch ihre Lebenskraft bewahrten. Der nationale Particularismus und der religiöse Fanatismus, zwei Mächte, von denen jede im Stande gewesen wäre allein den Kampf gegen das damalige Königthum zu wagen, standen ihm in ihrer leidenschaftlichsten Erhitzung gegenüber und deßhalb verdüsterte sich auch der Charakter des Kampfes mehr und mehr. Alle Rohheit der früheren Zeit wurde durch das weit überboten, was sich die beiden Parteien erlaubten, wenn sie mit den Waffen in der Hand einander bekriegten. Ueberall bis in die kleinsten Kreise des Volkslebens hinein setzten die immer gewaltsameren Ausbrüche der leidenschaftlichen Erbitterung die wenigen stilleren und feineren Gemüther in der Kirche in Schrecken, die nichts als den allgemeinen Untergang aller Zucht und Sitte, des Staates sammt der Kirche, vor Augen sahen, aber ihre Stimme verhallte in dem wüthenden Kriegsgetöse.

Aber auch Heinrich setzte den geistigen Waffen, mit denen er bekämpft wurde, geistige Waffen entgegen. Er blieb zwar bis ans Ende seines Lebens mit dem doppelten und dreifachen Fluche Gregors VII und seiner Nachfolger belastet, aber dafür bannten seine Päpste, die er mit dem Schwert in der Hand aufrecht erhielt, jene anderen Päpste und jeden aus der Kirche und Laienwelt, der sie für rechtmäßig hielt und dem König und Kaiser — denn selbst die Kaiserkrone hatte er aus den Händen eines seiner Gegenpäpste empfangen — den schuldigen Gehorsam verweigerte, den sie nach ihrem Gewissen doch keinem Gebannten leisten durften. Damit wurde der Streit noch vielmehr in das Innerlichste der Seelen, mitten in die Gewissen, hineingeschleudert und mußte, da Niemand mehr an eine reine und unbefangene Lösung der Frage denken konnte, zu einer sittlichen Verwilderung ohne Gleichen führen, die dann jene erwähnten krassen Ausbrüche der Brutalität im äußeren Kampfe erzeugte, aber auch allmählig die Geister der deutschen Zeitgenossen von dem Glauben an die Kirche, überhaupt an jede geistige und sittliche Macht entwöhnte. Alles war wieder einmal, wie in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum, auf die bloße Kraft und List des Einzelnen, aber in allerbeschränktester und barbarischster Fassung, gestellt und Jeder bediente sich ihrer eben auch nur zu den rohesten und brutalsten Zwecken des gemeinsten Egoismus. So verlor der Kampf allerdings allmählig seine so aufregende ideale oder geistige Substanz, die er anfangs gehabt hatte, aber nur um dafür die

allerschlechtesten äußerlichen Motive an ihre Stelle treten zu lassen. Am schwersten lastete die Wucht dieser Zustände wie begreiflich auf der Bevölkerung des platten Landes. Außer daß sie der Brutalität der kriegführenden Parteien am meisten ausgesetzt war, mußte sie sich auch alle möglichen Bedrückungen von Seiten der höheren und niederen Vasallenschaft und ihrer waffentragenden Dienstmannen und Knechte gefallen lassen. Unzählige freie Bauern kamen jetzt in mehr oder minder vollständige Abhängigkeit von diesen ihren Peinigern, und im ganzen Reich gab es keine Macht, die sie in ihrem Rechte zu schützen im Stande gewesen wäre.

Am vortheilhaftesten dagegen gestaltete sich die Position der niederen Vasallen. Wenn ihre Lehensherren geistlichen oder weltlichen Standes sie sich geneigt halten wollten, so verlangten sie auch immer trotziger und rücksichtsloser reellen Lohn. Die Anweisung auf die Bauernschaft und auf die Kriegsbeute genügte ihnen nicht; sie wollten von ihren Herren selber größere Unabhängigkeit und materielle Vortheile aller Art und erhielten sie auch. Ihrem Beispiel schloßen sich dann die nicht als Lehensleute sondern als Eigenleute dienenden Dienstmannen an, obgleich sie, als persönlich unfrei, nur auf die Gnade und nicht auf ein Recht ihren Herren gegenüber verwiesen sein sollten. Aber der Begriff der persönlichen Unfreiheit trat hier schon zurück vor der herkömmlichen Berechtigung zur Führung der Waffen, vor der Gewohnheit des Dienstes zu Roß, was jetzt natürlich nicht als eine Last, sondern als ein Vorrecht angesehen ward. Mehr und mehr schloß sich auch diese ganze Masse von niederen Vasallen und reisigen Knechten schon in einer Art von gemeinsamem Standesbewußtsein gegen oben und unten zusammen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Entwickelung des romanischen Europa's seit dem Ende der Carolinger bis zu der Zeit des ersten Kreuzzuges.

Die Regeneration des Papstthums und der römischen Kirche war nicht sowohl durch eine unabweisbare innere Nothwendigkeit, als vielmehr durch die Individualität Gregors VII und Heinrichs IV dem Hauptlande der Christenheit, dem deutschen Reiche, zum großen Verderben ausgeschlagen. Es waren hier nicht bloß die Ergebnisse kraftvoller und verständiger Herrscherthätigkeit auf politischem Gebiete so gut wie zerstört, der materielle Wohlstand vernichtet und die socialen Verhältnisse aufs Aergste aus den Fugen gekommen, sondern auch die Grundlagen der Sittlichkeit und der kirchlichen Religiosität furchtbarer wie irgend einmal früher erschüttert und die Kirche selbst sowohl nach ihrer welt-

ichen, als ihrer geistigen Seite in einen Verfall ohne Gleichen gerathen. Vor dem Beginn des Kampfes zwischen Papst und Kaiser galt die deutsche Kirche als die reichste, mächtigste, geordnetste, zuchtvollste und gelehrteste von allen Landeskirchen; jetzt konnte man das Gegentheil von allen diesen rühmlichen Eigenschaften von ihr behaupten und nur in ganz abgeschlossener klösterlicher Stille erhielt sich noch ein Rest der alten besseren Zeit, zugleich als Keim für die Zukunft.

Im Gegensatz zu der Zerrüttung Deutschlands befanden sich die romanischen Nationen Europa's, mit Ausnahme der eigentlichen Italiener, die schon unlösbar in die Geschicke Deutschlands verflochten waren, in schwungvollster Entwickelung auf allen möglichen Gebieten des geschichtlichen Lebens und im frischesten Aufstreben aller Kräfte, das besonders durch eine lebhafte Theilnahme an dem inneren Umschwung in der Kirche befördert ward. Hier, wo die Wucht der Differenzen in der prinzipiellen Auffassung der Rechte des Staates und der Kirche nicht unmittelbar empfunden wurde, weil sie sich auf Deutschland und Italien entlud, genoß man die wohlthätigen Nachwirkungen der großen geistigen Bewegung, die dieser Kampf in seinem Gefolge hatte.

Frankreich insbesondere war eines Aufschwunges theilhaft geworden, der zunächst allerdings nicht der Gesammtheit der Nation oder dem Staate als solchem zu Gute kam, aber doch in seinen späteren Folgen auf das Vortheilhafteste nach beiden Beziehungen hin sich wirksam erwies.

Seitdem Hugo Capet den französischen Thron bestiegen hatte, besaß das Königthum und mit ihm das Centrum des gesammten nationalen Lebens doch wieder eine ganz andere Entwickelungsfähigkeit als unter den letzten Carolingern. Hugo war selbst freilich nur der primus inter pares und konnte für seine königliche Stellung gar nicht einmal jene erhabene Weihe der Legitimität in Anspruch nehmen, die den Nachfolgern Carls des Großen zukam. Aber da er kräftig, klug und vor allen Dingen reich genug war, um sich Viele verbindlich zu machen, so gelang es ihm doch, die Herrschaft seinem Hause mehr nach Erbrecht, als nach dem bloßen guten Willen der Vasallen zu hinterlassen und bald erlosch auch jede Spur der anfänglich so precären Basis, auf welcher die Berechtigung des neuen Königsgeschlechtes stand.

Außerdem freilich ließ sich noch keine wesentliche Veränderung in der Bedeutung der königlichen Macht dem Vasallenthum gegenüber erkennen. Doch war es einstweilen schon genug, daß der Selbstständigkeitstrieb der großen Lehensträger stets die doppelte Schranke der, wenn auch nur nominellen Einheit des Reiches und der Stabilität der Thronfolge anerkannte.

Hugo Capet selbst that, was in seinen Kräften stand, um die Kirche seines Reiches sich wohlgesinnt zu erhalten. Seine Nachfolger blieben auf diesem Wege. Einige von ihnen, insbesondere der zweite König des Capetingischen Hauses, Robert, Hugo's Sohn, zeichnete sich nicht bloß durch Freigebigkeit und Ehrerbietung gegen die Kirche, sondern auch durch eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende religiöse Stimmung und Werkthätigkeit aus, welche von der Geistlichkeit als eine damals unter den Weltlichen so äußerst seltene Erscheinung ebenfalls weit über alles Maß hinaus gepriesen ward. Wenn sich nun auch der Trotz und die Unbändigkeit der weltlichen Vasallen diesen frommen Königen bloß wegen ihrer Frömmigkeit nicht zum Gehorsam in weltlichen Dingen beugte, so machte ein solches Beispiel doch auch hier seinen Eindruck.

Diese Könige begünstigten auf alle mögliche Weise den inneren Aufschwung in der Kirche, der gerade in Frankreich mitten unter dem Zerfall der äußeren

Ordnung auf eine höchst nachhaltige Art in immer weiteren Kreisen belebend und einflußreich sich geltend machte. Selbst das weltliche Treiben des Lehensadels vermochte sich ihm, da er von zwei Seiten her, von dem Königthum und von der Kirche, wirkte, immer weniger zu entziehen und fügte sich allmählich in eine freilich noch sehr geringe Beschränkung, welche ihm die Kirche in ihrer Eigenschaft als Hüterin der öffentlichen Sittlichkeit aufnöthigte. So wurde es der französischen Kirche im Laufe des 10. Jahrhunderts möglich, das zügellose Fehdewesen, worin sich der Grundcharakter des damaligen Vasallenthums in seiner ganzen Rohheit offenbarte, wenigstens einigermaßen durch die Aufrichtung sogenannter Gottesfrieden (treuga dei) zurückzustauen. Die hohe und niedere Vasallenschaft gelobte eidlich, daß sie an bestimmten Tagen der Woche sich des Gebrauches der Waffen zur Verfolgung ihrer Rechte begeben wolle. Geistliche und weltliche Strafen wurden von den Schwörenden freiwillig im Fall des Zuwiderhandelns auf sich genommen, und wenn auch häufig genug die Leidenschaft den freiwillig beschworenen Eid brach und der directe Erfolg keineswegs den großen Bemühungen der Kirche und der Könige zu entsprechen schien, so war es doch schon ein gewaltiger Fortschritt, daß allmählich die Haltung des Gottesfrieden als ein Gebot der Ehre des Einzelnen und des ganzen Standes anerkannt wurde, von dem man sich nur mit der ärgsten Befleckung derselben dispensirte. Das rohe Kriegshandwerk, bis dahin der Kern der Lebensthätigkeit des Lehensadels, empfing damit doch wenigstens eine ideale Beziehung, an die sich unter dem Einfluß der immer mehr erweckten religiösen Stimmung, die alle Classen des Volkes durchdrang, und der feineren und weicheren Seiten des nationalen Charakters, die bisher wohl ganz zurückgedrängt, aber nicht vertilgt waren, bald noch andere anschloßen und den Typus dieses damals eigentlich die gesammte weltliche Seite der nationalen Entwickelung repräsentirenden Standes ganz umwandelten.

Früher und energischer als auf eigentlich französischem Boden kündigten sich die Spuren dieser Umwandlung in dem größten Lehensherzogthum Frankreichs, in der politisch fast unabhängigen Normandie an.

Die scandinavischen Piraten und Abenteurer, welche sich einst dort angesiedelt (s. o. S. 134), hatten für ihre Niederlassung die schon vorgefundenen Formen des Lehenstaates angenommen, die unter ihnen auf einem gewissermaßen noch ganz frischen Boden sehr schnell Wurzel faßten. Eben so konnten diese Neubekehrten, einst die systematischsten Feinde und Zerstörer der Kirche, bald, was ihre äußere Ergebenheit und die Intensivität ihrer Andacht betraf, für die eifrigsten Gläubigen gelten. Reiche Schenkungen und Ehrenbezeugungen aller Art sicherten der Kirche dieses Landstriches eine vorzugsweise glänzende Stellung, und jenes ideale Element, welches von hier aus sich allmählich über den weltlichen Adel zu verbreiten begann, drang hier am ersten und stärksten ein. Die Basis der Seelenstimmung und der Charaktere des normannischen Vasallenstandes ward dadurch allerdings nicht verändert: die kecke Lust die eigene Kraft auf die naivste Weise durch das Schwert zu bethätigen, blieb nach wie vor, aber sie kehrte sich doch nicht mehr so ausschließlich auf die nächsten Ziele des rohesten Eigennutzes und Uebermuthes, sondern erwies sich auch für schwunghaftere Ideale empfänglich. Dabei wirkte unter diesem äußerlich in Sitte und Sprache schon nach wenigen Generationen ganz romanisirten Adel der Normandie doch noch etwas von dem kühn in die weiteste Ferne hinausstrebenden Blute ihrer Ahnen, der Wikinger, nach. Das enge Gebiet des Landes oder der Landschaft, oder gar der Raum von einer Burg zur andern, auf dem sich damals die Fehden der französischen Ritterschaft mit größtem Behagen tum-

melten, genügte hier nicht: die weite See trieb noch immer wie einstmals den thatenlustigen Sinn in eine unermeßliche Ferne.

So zogen normannische Krieger als Wallfahrer und als Soldaten bald wieder in alle Theile der christlichen Welt, aber jetzt mit der Aufgabe für den Christenglauben zu fechten und die heiligen Stätten desselben nicht bloß mit Andacht zu schauen, sondern auch mit der Kraft des Schwertes zu schützen, daneben aber auch den irdischen Lohn ihrer Tapferkeit in vollem Maße zu erwerben.

Seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts lockte besonders Unteritalien, wo auf dem Berge Gargano an der apulischen Küste ein mit normannischen Klöstern vielfach verbundenes und in der ganzen Christenheit als Wallfahrtsort berühmtes Kloster stand. Rings umher bewegte sich ein endloser Kampf zwischen Christen und Heiden. In Benevent, Capua und Salerno waren einheimische Fürsten, die Nachkommen der früheren Herzoge von Benevent, die wie diese einst gegen die Carolinger und die byzantinischen Kaiser, so jetzt gegen die Nachfolger der Carolinger in der Herrschaft von Italien und gegen die Byzantiner ihre Unabhängigkeit mit Glück behaupteten. Aber der gefährlichste Feind erstand ihnen in den Arabern, den Saracenen, die seit dem 9. Jahrhundert Sicilien beherrschten und auf dem festen Lande von Unteritalien bald als Feinde, bald als Bundesgenossen der Oströmer immer weitere Fortschritte machten. Im Anfang des 11. Jahrhunderts schienen die vielfach zersplitterten kleinen Staaten ihren hartnäckigen Widerstand gegen sie nicht länger fortsetzen zu können.

1016 wurden einige der normannischen Pilger von den Salernitanern in ihrer Noth zu Hülfe gerufen und brachten auch wirklich Hülfe gegen die Saracenen, die der nordischen physischen Ueberkraft dieser Schaaren nicht gewachsen waren. Dann aber traten sie auch im Bunde mit einheimischen Dynastien und Städten gegen die Griechen auf, stets mit demselben Glücke. Kurz darauf bediente sich ihrer auch der Kaiser Heinrich II und 1029 erwarben sie für sich selbst ein Gebiet zwischen Capua und Neapel, auf welchem sie Aversa als festen Mittelpunkt für ihre weiteren Unternehmungen gründeten. Ihr überraschender Erfolg, die Kunde von dem überschwenglichen Reichthum des Landes und der Feigheit seiner Bewohner zog massenhafte normannische Einwanderer herbei, die sich um die zehen Söhne des Ritters Tancred von Altavilla (Hauteville) gruppirten. Damit besaßen sie zugleich eine einheitliche Leitung, die sie zu noch unerwarteteren Erfolgen befähigte. Schon 1043 war fast ganz Apulien im Kampfe mit den einheimischen Dynasten und den Griechen erobert und das Land sogleich als Lehen unter die Theilnehmer des Kampfes vertheilt. Aber an der Spitze blieb Graf Wilhelm von Altavilla, dem einer seiner Brüder nach dem andern succedirte.

Durch einen besonderen Glücksfall gelangten sie zu einer unvergleichlich wichtigen Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle. Im Laufe ihrer Eroberungen bemächtigten sie sich auch der Stadt Benevent, auf die die Päpste Anspruch hatten. Leo IX ließ kein Mittel unversucht um die Normannen zur Herausgabe der Eroberung zu bewegen und entschloß sich endlich, als Alles vergebens war, selbst gegen sie ins Feld zu ziehen, ward jedoch total geschlagen und gefangen, 1053. Die Sieger benützten ihr Glück scheinbar sehr mäßig nur dazu, daß sie sich von ihm mit allen ihren bisherigen Eroberungen, sowie mit dem, was sie künftig noch von den Griechen und Ungläubigen erobern würden, belehnen ließen. Leo IX wußte die daraus dem päpstlichen Stuhle erwachsenden Vortheile nicht weiter zu benützen, aber schon Nicolaus II legte großes Gewicht auf seine Oberlehensherrschaft über das tapferste Volk Italiens, ja der ganzen

damaligen Christenheit. Er ertheilte nach einem neuen Todesfall in dem Altavilleschen Hause Robert mit dem Beinamen Guiscard die Belehnung als Herzog von Apulien und Calabrien. Er eroberte die wichtigen Städte Salerno und Amalfi. Die letztere Stadt beherrschte damals einen großen Theil des mittelländischen Meeres als erste italienische Seemacht und diese Eroberung führte die Kraft der Normannen nun auch zur See weiter, während sie bis dahin bloß zu Lande siegreich aufgetreten waren. So eroberte jetzt Roberts jüngerer Bruder Roger Sicilien von den Saracenen und machte sich zum Großgrafen dieser der Christenheit fast zweihundert Jahre entrissenen Insel. Robert dagegen unternahm die Eroberung des oströmischen Reiches von Epirus aus, wo er mit seiner kleinen Flotte festen Fuß faßte. Aber seine glänzende Siegeslaufbahn ward durch die Mahnung seines Oberlehensherrn, Gregors VII, um Hülfe gegen den gebannten Kaiser Heinrich unterbrochen. Er leistete sie und eroberte sogar Rom wieder für den Papst, doch ohne es behaupten zu können. Dann versuchte er eine zweite Fahrt nach Griechenland, die jedoch mit seinem frühzeitigen Tode 1085 ein unglückliches Ende nahm. Ihm folgte sein Sohn Roger offenbar als der mächtigste aller Fürsten Italiens.

Das neugegründete normannische Reich in Unteritalien war nicht nur in der Form der Staatsverfassung, in der vollkommenen Durchführung des Lehenswesens, ein getreues Abbild des Mutterlandes, sondern auch Sitte und Sprache und das ganze äußere Gewand der französisch-normannischen Nationalität bürgerte sich nun auf einmal hier im äußersten Süden Italiens zwischen lombardischen, echt italischen, griechischen und saracenischen Elementen der Bevölkerung und der Cultur anfangs mit großer Zähigkeit ein. Durch die strenge Scheidewand, die der geschlossene Lehensstaat zwischen der in mittelbarem oder unmittelbarem persönlichem Verhältniß zu dem Lehensherrn stehenden Vasallenschaft und allen übrigen Theilen der Nation zu ziehen pflegte, eine Scheidewand, die hier, wo sie mit dem Gegensatz der Nationalitäten zusammentraf, doppelt unübersteigbar sich erweisen mußte, war seine Ursprünglichkeit und Unvermischtheit auch vor der Hand hinlänglich geschützt.

Um dieselbe Zeit ward noch ein anderes großes Volksgebiet in den Bereich derselben normannisch-französischen Cultur gezogen, das ihm im innersten Wesen um Vieles ferner stand, als das romanisch-griechisch-saracenische Unteritalien, nämlich das germanische England.

Dies Land hatte nach seiner Bekehrung zum Christenthum auch bald eine politische Einheit gefunden. Von Wessex aus unterwarf sich König Egbert, ein jüngerer Zeitgenosse Carls des Großen, dessen Vorbild offenbar auf ihn wirkte, die noch übrigen selbstständigen germanischen Reiche der Insel und wußte auch im Innern Friede und Recht einigermaßen wieder herzustellen, wobei er von der Kirche aufs Beste unterstützt ward. Aber seine Dynastie gerieth bald wieder in innere Kämpfe und das Gedeihen des Staates wurde dadurch und durch auswärtige Feinde gestört, durch dieselben normannischen Seeräuber, die das carolingische Reich an den Rand des Verderbens brachten. Erst Egberts jüngster Enkel, Alfred, seit 871 alleiniger König von England, vermochte dem Unglück Einhalt zu thun. Es gelang ihm, die Normannen, oder wie sie hier nach der überwiegenden Masse ihrer Bestandtheile hießen, die Dänen wenigstens so weit durch kräftige Abwehr zurückzuwerfen, daß sie nicht mehr an die Eroberung des ganzen Landes dachten, sondern sich mit einigen Landesanweisungen im Norden und Osten des Reiches begnügten. Dort nahmen sie in Mitte der sehr zusammengeschmolzenen angelsächsischen Bevölkerung feste Sitze unter einem ihrer Fürsten ein, erkannten Alfreds Oberherrschaft an und traten zum

Christenthum über. Doch war auf sie wenig Verlaß. Sobald ihre heidnischen Stammesgenossen England angriffen, pflegten auch sie stets ihre Treue und ihr Christenthum zu vergessen und sich den Zerstörern des Landes anzuschließen. Indessen wußte Alfred aller dieser Bedrängnisse Herr zu werden und sein Reich in so guten Kriegsstand zu versetzen, daß es endlich einmal auf dauernde Ruhe vor diesen unerbittlichen Feinden aller niederen und höheren Cultur rechnen durfte. Wie nach außen, so trat er auch nach innen überall rettend und neubelebend auf. Er selbst repräsentirte in seiner Geistesbildung und Individualität eine wunderbar schöne Vereinigung der specifisch christlichen, allgemein europäischen Cultur und der Nachklänge des frischen nationalen Lebens in der Zeit des ungebrochenen Heidenthums. Seine Thätigkeit theilte sich zwischen den weltlichen Regierungsangelegenheiten, die überall in der Zerrüttung aller Zustände sein unmittelbarstes Eingreifen erforderten, und der Sorge für die Pflege höherer Cultur, ähnlich wie es Carl der Große einst zu halten pflegte. Doch war die Durchdringung der Grundelemente, aus denen das Wesen beider Helden ungefähr auf gleiche Weise sich gemischt hatte, des christlichen und des nationalen, bei Alfred naturwüchsiger und harmonischer vollzogen wie bei jenem, und seine Thätigkeit nach beiden Seiten hin in Folge davon auch geistreicher und befruchtender, wenn gleich durch die Ungunst der Verhältnisse viel weniger auf die Zukunft wirkend wie bei Carl dem Großen.

Alfred starb 901 und hinterließ den Thron seinem gleich tapferen Sohne Eduard I. Er sowie sein Sohn Athelstan erwehrten sich aller äußeren und inneren Feinde mit Kraft. Das Reich genoß noch mehrere Menschenalter — bis 978 — einer Sicherheit nach außen und einer verhältnißmäßigen Ruhe im Innern, wie kaum ein anderes in der abendländischen Welt. Das Königthum, im Bunde mit der Kirche, vermochte über die Aristokratie des großen Grundbesitzes, die hier noch genau dieselbe Stellung zu der Centralgewalt einnahm wie einst im fränkischen Reiche zur Zeit der Merowinger, Herr zu bleiben und die Kirche, von dem Königthum auf alle mögliche Weise geehrt und gefördert, gewann durch kräftige Reformversuche in ihrem eigenen Innern einen moralischen Halt in sich selbst und im Volksbewußtsein, der sie nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That zu dem ersten Stande im angelsächsischen Volke machte. Allein Alles war doch noch an die Persönlichkeit der Könige gebunden: sobald diese ungenügend beschaffen war, lockerte sich das Band mit der Kirche, erlosch die Furcht der Feinde und erhob sich der Uebermuth und die Unbändigkeit der Aristokratie.

König Ethelreds Regierung von 978—1016 ließ auf einmal allen Gewinn der abgelaufenen hundert ruhmvollen und glücklichen Jahre zu Grunde gehen. Die Dänen von außen, der Adel im Innern vernichteten erst die Bedeutung des Königthums und dann auch die Blüthe des Landes. Ethelred war seinen Feinden so wenig gewachsen, daß der König der Seeräuber, die sein Land bedrängten, Sven von Dänemark, sogar den kecken Plan fassen durfte, England ganz für sich zu erobern. Es gelang ihm über alles Erwarten und alle Versuche der Engländer ihre Freiheit wieder zu erkämpfen, blieben unter ihm und seinem Sohne und Nachfolger, Knut I, vergebens. Nach Knuts Tode brachen Streitigkeiten unter seinen Söhnen aus, die es England ermöglichten, das Joch der Seeräuber von sich abzuwälzen. Ein einheimischer Herrscher, Eduard III, aus Alfreds Stamm, bestieg wieder den Thron. Doch die dänische Herrschaft hatte ihm den Boden unter den Füßen genommen. Als er kinderlos starb, bemächtigte sich Harald, das Haupt der höheren Aristokratie, des Thrones, obgleich Eduard eigentlich auf die Nachfolge des ihm näher verwandten Herzogs

Wilhelm von der Normandie gerechnet zu haben schien. Wilhelm selbst nahm sein Erbrecht als eine ausgemachte Thatsache an und rüstete sich gleich, als er Haralds Thronbesteigung erfuhr, den Usurpator zu vertreiben.

Harald leistete ihm zwar bei Hastings 1066 mannhaften Widerstand, aber schlecht unterstützt von der Aristokratie, unterlag er doch und nun unterwarf sich das ganze Land ohne vielen Widerspruch dem Herzog Wilhelm, der sich in London zum König der Engländer krönen ließ. Seine legitimen Ansprüche auf das englische Reich waren übrigens schon vom Papst Alexander II anerkannt und dadurch jeder moralische Widerstand, den ihm die Kirche und die Volksmeinung von England etwa hätte entgegensetzen können, innerlich entkräftet. —

Anfangs schien sich nichts weiter in England geändert zu haben als der Name des Herrschers und das Leben an seinem Hoflager, das, obwohl abwechselnd auf englischem und normannischem Boden, durchweg das Gepräge französischer Art trug. Der König war in England wie in der Normandie umgeben von seinem französirten Lehensadel und Schaaren von ritterlichen Abenteurern aus allen Gegenden Frankreichs und der Niederlande, die bei dem gefeierten Helden ihr Glück zu machen suchten. Bei der Eroberung Englands war ihm dieser Zuzug von Freiwilligen sehr zu Statten gekommen und jetzt nach dem Siege erwies er sich durch glänzende Freigebigkeit dankbar gegen sie. Die Mittel dazu lieferten die eingezogenen Güter seiner hauptsächlichsten Feinde in England. Da er stets von der Voraussetzung seiner legitimen Rechte auf den englischen Thron ausgegangen war, so behandelte er auch seine Widersacher demgemäß als Rebellen und strafte sie, wo er ihrer sonst nicht habhaft werden konnte, wenigstens mit Confiscation ihrer Güter. Dieser allmählich in England Wurzel fassende Lehensadel, zum Theil aus dem übermüthigsten und zuchtlosesten Auswurf des damaligen Ritterthums zusammengesetzt, benahm sich gegen die übrige Nation mit allem Stolze und aller Rohheit seines Standes und ließ das Uebergewicht, das ihm seine Stellung zu dem König und als Sieger über die englische Nation gab, möglichst schroff die einheimische Bevölkerung aller Classen, den nicht weniger stolzen Adel, wie die niederen Stände, ja sogar den Clerus Englands, fühlen. So brach schon nach wenig Jahren ein allgemeiner Aufstand der germanischen Engländer gegen ihren französischen Herrenstand, nicht eigentlich gegen den König aus, aber Wilhelm identificirte sich ganz naturgemäß mit der Sache des Standes und der Cultur, durch die er emporgestiegen war. Er unterdrückte ihn mit rücksichtsloser Strenge und um für alle Zeit reine Arbeit zu machen, stürzte er die bisherige Verfassung Englands um. Er erklärte alles Eigenthum und Leben aller Engländer, die sich an dem Aufstand betheiligt hatten, und dies waren fast Alle, Hoch und Gering, Geistliche wie Weltliche, für verwirkt. Das Leben ward nur Wenigen genommen, dagegen das Eigenthum Wenigen und auch diesen nur unter beschränkenden Bedingungen zurückgegeben. Aus der Masse des Uebrigen bildete er 700 größere und 60,000 kleinere Lehen. Die Ersten wurden unmittelbar von ihm übertragen, die Andern waren nur Afterlehen. Nur wenigen Engländern gelang es bei dieser Vertheilung ihres Eigenthums berücksichtigt zu werden: der überwiegend größte Theil kam in die Hände des schon in England belehnten fremden Adels und der zahlreichen Nachzügler aus aller Herren Länder, die hier ein glänzendes Unterkommen fanden. Der König behielt sich übrigens viel größere Rechte über seine Lehensleute vor, als sie etwa im damaligen Frankreich dem Staatsoberhaupt zustanden. Da hier ganz von Frischem organisirt werden konnte und Wilhelms Persönlichkeit selbstverständlich seine Untergebenen zu größerer Abhängigkeit nöthigte, so nahm auch keiner der Belehnten an solchen Beschränkungen Anstoß, die er sich

in seiner Heimath nie hätte gefallen lassen. Dafür erhielten sie nach unten hin freie Hand: alles freie Eigenthum des englischen Bauernstandes wurde jetzt in zinshörige Güter verwandelt, häufig sogar den Besitzern ihre persönliche Freiheit geraubt. Nur die Bevölkerung der wenig zahlreichen Städte rettete einen Theil ihrer bisherigen Verfassung und erhielt sich ziemlich frei von dem Eindringen der französisch-feudalen Elemente. Selbst die Kirche mußte sich diese Metamorphose gefallen lassen. Wilhelm behandelte die englischen geistlichen Würdenträger ganz auf dem Fuße der weltlichen Vasallen und allerdings besaßen sie ebenso gut wie in allen Ländern der Christenheit eine Menge politischer Rechte, liegender Güter und anderer Nutznießungen, aber bisher dachte Niemand in England daran, ihre weltliche Stellung nach dem Maßstab des Vasallenverhältnisses zu bemessen, wie dies allerdings in der Heimath Wilhelms, in der Normandie, nicht anders als im übrigen Frankreich und in den meisten Ländern der Christenheit mit Recht geschehen konnte. Der König schaltete ganz frei über die Besetzung aller dieser nach seiner Ansicht durch Felonie erledigten geistlichen Würden und gab sie fast ohne Ausnahme in die Hände von Fremden, Franzosen und Italienern. Ueber die neuorganisirte Kirche seines Reiches behielt er sich das allerausgedehnteste Oberaufsichtsrecht vor, das so weit ging, daß er sich auch für die Zukunft zur Besetzung aller bischöflicher Stühle und Abteien, als unmittelbarer geistlicher Lehen, berechtigt hielt. Papst Gregor VII hatte zwar gegen die Exstirpirung der nationalen Hierarchie nichts einzuwenden, wohl aber widerstritt die Auffassung des Königs seinem kirchlichen System zu sehr, als daß er sie nicht hätte bekämpfen sollen. Doch Wilhelm setzte ihm im Gefühl seiner Kraft und seines Rechtes einen so hartnäckigen Stolz entgegen, daß es der Papst mit ächt italienischer Geschmeidigkeit für passend fand den Streit auf eine gute Manier abzubrechen und dafür seine ganze Wucht auf einen so schwachen Gegner wie den König Heinrich IV von Deutschland zu werfen. —

Noch nach einer anderen Seite hin machte sich die überströmende Kraft der romanischen Nationen Luft und hier war es wieder der französisch niedere Adel, der als ihr damaliger geborener Repräsentant auftrat und zugleich hier die Sache des Christenthums glänzend verfocht.

Auf französischem Boden war zuerst der Andrang der islamitischen Welt auf die christliche allerdings nicht sowohl durch die Kraft der Romanen als vielmehr der germanischen Bestandtheile des fränkischen Reiches zurückgewiesen worden. Nach der einmal glücklich überstandenen Gefahr trat von hier aus eine Reaction der Christenheit gegen den Islam ins Leben, die sich zuerst in dem spanischen Feldzug Carls des Großen bethätigte. Von da ab beschützten fränkische Waffen jenseits der Pyrenäen die christliche Welt und bemühten sich zugleich den Ungläubigen das alte Eigenthum der Christenheit, Spanien, allmählich zu entreißen. Auch als das carolingische Reich zerfiel, hielt sich doch seine spanische Mark, nur gewann sie jetzt auch eine völlige äußere Unabhängigkeit von den Nachfolgern Carls des Großen, ohne daß ihr nationaler und socialer Zusammenhang mit dem benachbarten Frankreich erlosch. Fortwährend fanden sich von hier aus freiwillige Kämpfer ein, die an den durch und durch französisch gearteten Fürsten- und Vasallenhöfen des Landes die beste Aufnahme fanden. Besonders Südfrankreich war es, das auf solche Weise nach den Verhältnissen der Grenznachbarschaft eine Art von christlicher und feudaler Colonisation jenseits der Pyrenäen bis zum Ebro vollbrachte.

Uebrigens war auch die einheimische westgothische, aber schon vor der Eroberung ganz romanisirte Nationalität nicht völlig von den arabischen Eroberern vertilgt oder unterworfen. In den nordwestlichen Gebirgen hielten sich ihre

Trümmer, wehrten erst mit Mühe die Angriffe der Araber ab, und als dieß ihnen glücklich gelang, so gingen sie selbst zum Angriffskrieg vor, in welchem sie nach und nach einen großen Theil der nördlichen und mittleren Plateaulandschaften Spaniens wieder eroberten. Hier entstanden die Königreiche Asturien und Leon oder Castilien, durchweg wie jenseits des Ebro Navarra, Barcelona und Aragon, mit streng feudaler Verfassung.

Allein wäre die Kraft und der Muth dieser christlichen spanischen Ritterschaft nicht im Stande gewesen, den in jeder Hinsicht wehrhaften Arabern die Spitze zu bieten. Aber auch sie wurden von dem Adel des übrigen romanischen Europas, besonders dem nordfranzösischen und normannischen, in massenweiser Einwanderung unterstützt, ähnlich wie sich nach den Ländern links vom Ebro die Fluth der südfranzösischen Ritterschaft ergoß.

So gewöhnte sich der französische Adel die Beschäftigung, welche er ausschließlich verstand und die er auch als ausschließliches Recht für sich in Anspruch nahm, das Waffenhandwerk, durch eine Beziehung auf den Glauben zu idealisiren. Mochten bei den normannischen Freibeutern in Unteritalien, bei den fahrenden französischen Rittern in Spanien auch in der Realität alle möglichen grob irdischen Motive wirksam sein, die Gesammtstimmung des Einzelnen und aller Einzelnen sah sich doch davon nicht in ihrer schwungvollen Selbstbefriedigung gestört. Daß Gott denen, die für ihn das höchste, Blut und Leben, einsetzten, im Diesseits und Jenseits überschwänglich lohnen werde, verstand sich in der Auffassung der Zeit von selbst, ebenso daß alles, was von menschlicher Schwachheit noch in solcher geweihten Beschäftigung mit unter lief, vor dem Auge Gottes gegen das überwiegende Verdienst des Kampfes verschwinde. Je mehr sich diese Stimmung in dem weitern Kreise der Vasallenschaft verbreitete, desto leichter ward es auch der Kirche, die Gemüther, die durch den idealen Anflug von dieser ganz bestimmten Seite her überhaupt für alle ferneren geistigen Eindrücke zugänglicher werden mußten, in eine viel größere innere Abhängigkeit von ihrer Weltanschauung zu bringen, als es ihr je vorher möglich gewesen war. Namentlich fand jetzt das Gefühl der Sündhaftigkeit, von dem die rohen Krieger des 9. und 10. Jahrhunderts innerlich wenig empfanden trotz aller Mühe, die sich die Kirche gab, es ihnen nahe zu bringen, überraschend schnell Eingang in denselben Naturen, die auf dem Schlachtfelde und in allen Verhältnissen des gewöhnlichsten Lebens noch immer im keckften Jugendmuth keine Rücksicht und keine Furcht kannten. Sie erlagen fast unter der geistigen Last, sobald sich ihr Blick von dem bunten Getriebe der weltlichen Aufregung und Zerstreuung in das eigene Innere kehrte, und dieß fand jetzt immer häufiger statt, eben weil das Innere, die freie Geistigkeit auf Kosten der herkömmlichen naiven Aeußerlichkeit des Daseins, mehr und mehr, wenn auch zunächst nur in sehr engen Grenzen ihr Recht in Anspruch nahm. Bei dem Conflikte des hergebrachten weltlichen Treibens und den Anforderungen des geschärften Gewissens gab es aber, falls man nicht das erstere dem letzteren ganz opfern, der Welt entsagen und in eine Klosterzelle sich verschließen wollte, keine andere Lösung, als daß man den Hauptinhalt des ersteren dem letzteren, so gut wie man es konnte, dienstbar machte. Dieß konnte wieder nur im Dienste Gottes gegen seine ungläubigen Feinde geschehen. Da that es nicht Noth, das geliebte Schwert einzustecken, die glänzende Rüstung abzulegen und auf das Behagen der standesmäßigen Sitte und Lebensgewöhnung zu verzichten. Wenn man auf die von der Kirche und dem von ihr beherrschten eigenen Gewissen als frevelhaft verurtheilten Auswüchse derselben fortan verzichtete, so fand man hier das, was man wollte, Erleichterung der Herzenslast durch die

Tilgung der Sündenschuld und die freudige Regung der eigenen Kraft in der bisher eingehaltenen Lebensbahn.

Diese Stimmung fand in den bisherigen zerstreuten Kämpfen für den Glauben schon nicht mehr ausreichende Nahrung. Sie fühlte sich innerlich getrieben ihre überfluthende Begeisterung und zugleich ihre überfluthende Herzensangst in größeren, den äußeren und inneren Sinn mehr befriedigenden Thaten zu offenbaren und sich damit von der Sündenlast zu erlösen. Man blickte hierhin und dorthin aus um den Schauplatz einer solchen großen That zu erspähen, aber er wollte sich den einzelnen in ihrer Vereinzelung eben nur auf denselben Stellen wie bisher zeigen. Niemand wußte noch das große Wort auszusprechen, das alles Ungenügen und das dumpfe Durcheinanderwogen des Strebens nach einem gestalt- und namenlosen Ziele plötzlich in harmonische Befriedigung, wie sie diese Naturen verlangten, aufzulösen vermochte, bis es endlich einer der Nachfolger Papst Gregors VII, zugleich einer seiner wahrhaftigen Nachfolger im Geiste, aussprach.

Papst Urban II, von 1088—1099, führte in Italien den Kampf gegen den Kaiser Heinrich IV und seinen Gegenpapst äußerlich nicht viel glücklicher als seine Vorgänger Gregor VII und Victor III. Hätte er nicht an den Normannen in Unteritalien einen stets zuverlässigen imposanten Rückhalt gehabt, so wäre es ihm überhaupt nicht einmal möglich gewesen, in Italien Widerstand zu leisten. Aber trotz aller äußeren Bedrängniß wich er doch nicht in den kleinsten Dingen von der siegesgewissen Unerschütterlichkeit Gregors ab. Er verlor auch nie in dem Gewirre der nächsten Angelegenheiten die über die ganze Christenheit schauende Stellung seines Amtes aus den Augen und so ging er auch auf die anfangs in den untern Schichten des Clerus und der Laien zumeist verbreitete Erregung der Gemüther über die Schmach des heiligen Landes mit ganzer Seele ein. Dieß war schon kurz nach Muhameds Tode von den Arabern erobert worden (s. o. S. 110), und die Christenheit hatte schon damals diesen Verlust mit tiefem Schmerze empfunden. Seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts erhielt dieser Schmerz immer neue Nahrung durch die Beschimpfungen und Mißhandlungen, denen die zahlreichen Pilger nach dem größten Heiligthume der Christenheit ausgesetzt waren. Man empfand sie, je mehr sich der kirchliche Sinn hob, auch um so herber, und schon Gregor VII hatte den Gedanken gefaßt die Christenheit zur Abhülfe dieser Noth aufzufordern. Aber damals machte diese Aufforderung wohl einen gewissen Eindruck, doch nicht den, der zur wirklichen That geführt hätte. Jetzt war aber die Stimmung der christlichen Welt schon um so viel mehr für einen solchen Gedanken empfänglich geworden, daß überall Volksprediger, meist heimgekehrte Pilger, mit ihren Schilderungen von der Schmach des heiligen Landes die feurigste Begeisterung entzündeten. Urban II glaubte nun die Zeit gekommen, wo er den Plan Gregors aufnehmen müsse. Er berief im März 1095 ein allgemeines Concil nach Piacenza um über die Befreiung des heiligen Landes zu berathen. Ein unendlicher Zudrang von Geistlichen und Weltlichen zeigte, daß er sich nicht in der Zeit geirrt hatte. Doch ergab sich, daß die feurigste Stimmung unter den Angehörigen der französischen Nation anzutreffen war, während die Italiener, obgleich das Concil in ihrem Lande gehalten ward, sich kälter verhielten, und sich in Deutschland noch weniger Theilnahme regte. Darum beschloß Urban, sich persönlich in das Centrum der Bewegung zu begeben, und hielt im November 1095 ein zweites Concil zu Clermont, auf dem sich unzählige Geistliche und Weltliche aus der Blüthe des Lehensadels zu dem großen Werke durch feierliches Gelöbniß weihten.

Eine Rundreise des Papstes durch die französischen Landschaften zog was bisher noch zäh sich zurückgehalten hatte, in die allgemeine Begeisterung hinein, und es fehlte nur noch an einer äußeren Organisation, um diese in feurigste Wallung gerathenen Kräfte zusammenzuhalten und wirklich gegen den Feind zu führen. Es schien sich von selbst zu verstehen, daß sie der Papst übernehme und in der That behielt er auch die Oberleitung in seiner Hand, aber mit dem Detail beauftragte er einen französischen Bischof, Adamar von Puy, indem er mitten in dem lodernden Enthusiasmus der christlichen Welt doch noch so viel kühle Besinnung behielt, um die Aufgabe des Papstthums nicht mit dieser einen glänzendsten Bethätigung seiner geistigen Suprematie für abgeschlossen zu halten.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Entwicklung der orientalisch-christlichen und islamitischen Welt bis zu den Kreuzzügen.

An und für sich hätte diese große Aufgabe der Christenheit, die Wiedereroberung ihres Heimathlandes, wohl dem Theil der christlichen Welt gebührt, der durch seine geographische Stellung von selbst zur Wahrung und Vertheidigung des Ostens hingewiesen wurde, der griechischen Christenheit, wie sie äußerlich noch immer das byzantinische Reich zu einem geschlossenen Ganzen vereinigte. So hatte einst der Kaiser Heraclius, als Vorkämpfer der ganzen Christenheit eben doch nur sich auf die Hülfsmittel des oströmischen Reiches stützend, den heidnischen Persern das von ihnen eroberte heilige Grab und das Kreuz Christi, die ohne Vergleich heiligste und wirksamste aller Reliquien, wieder entrissen und dafür den Ruhm geerntet, vollständig das gethan zu haben, was man von dem höchsten Herrscher der Christenheit fordern konnte. Aber seitdem war die äußere Kraft des oströmischen Reiches nachweislich kaum mehr im Stande gewesen sich der neuen Feinde, der Araber, zu erwehren, geschweige denn sie aus ihren Eroberungen zu verjagen, und es war deßhalb, falls wirklich das heilige Land errettet werden sollte, die heilige Aufgabe durch neue Kräfte, durch die des Occidentes zu lösen.

Aber auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus kam es dem christlichen Occident zu mit seinem Blute für das heilige Land zu kämpfen. Er durfte es vorzugsweise sein Erbtheil nennen im Gegensatz zu der orientalischen

Christenwelt, die ihr Erbrecht durch ihr Wanken, ja durch ihren zuletzt nicht mehr zu verdeckenden Abfall von dem wahren Glauben und der wahren Kirche, d. h. der römisch-abendländischen, in den Augen des Abendlandes wenigstens für so lange verwirkt hatte, bis sie reuig wieder von ihrer unheilvollen Bahn zurücklenkte. In dieser Anschauungsweise erschien das äußere Unglück, welches den christlichen Orient durch die Ungläubigen betraf, als eine wohlverdiente Züchtigung Gottes, und so lange die Ursache derselben noch bestand, so lange die Verstocktheit des Orientes sich nicht dem wahren Glauben und der wahren Kirche des Occidents fügen wollte, so lange konnte ihm auch nicht der Sieg über seine Feinde, die Werkzeuge der göttlichen Züchtigung, und ein so unermeßliches Heil, wie der Besitz des gelobten Landes, zu Theil werden.

Das Gefühl des Gegensatzes und der Trennung im Glauben zwischen Orient und Occident datirt als wahrhaft einflußreiches geschichtliches Moment schon vor dem Beginne des achten Jahrhunderts. Schon früher hatte die bedenkliche Einmischung der Kaiser in Glaubensangelegenheiten die orientalische Kirche auf kürzere oder längere Zeit in Richtungen hineingedrängt, die von der Entwicklung des abendländischen Christenthums bedeutend abwichen. Doch waren solche Differenzen entweder bald wieder und dann so, daß schließlich der occidentalischen Kirche der Sieg blieb, ausgeglichen worden, oder sie betrafen so ganz specielle dogmatische Fragen, daß durch deren abweichende Fassung unmöglich das Bewußtsein innerlicher Getrenntheit, die in der That schon seit der festen Constituirung der abendländischen Kirche unter der Herrschaft der römischen Päpste vorhanden war, in handgreiflicher Sichtbarkeit herauszutreten vermocht hätte. Es bedurfte einer viel concreteren, allgemein faßlicheren Veranlassung, um des vollen Gegensatzes gewahr zu werden.

Nachdem die Dynastie des Heraclius auf eine so verderbliche und schmachvolle Art untergegangen war (s. o. S. 99), rettete das Reich vor den von allen anstürmenden äußeren Feinden allein die Kraft und kriegerische Tüchtigkeit des Kaisers Leo III, eines Emporkömmlings aus einer ganz armen Familie der rauhen und fast noch im Naturzustande befindlichen Gebirgslandschaft Isaurien. Er schlug die Araber, die Constantinopel wieder einmal zur See und zu Lande belagerten, vollständig, und der Eindruck dieser Niederlage, der größten die bisher die Waffen der Araber von den Griechen erlitten hatten, war so bedeutend und bleibend, daß sie von diesem Augenblick an keinen Angriff auf die Hauptstadt des christlichen Orientes mehr wagten. Ja Leo konnte, sogar, nachdem er die Militärverfassung seines Reiches wieder organisirt und den administrativen und finanziellen Mechanismus wieder in Gang gebracht hatte, zum Offensivkrieg gegen die Ungläubigen übergehen, der zwar zu keinem Resultate führte, aber doch die ganze auswärtige Stellung des Reiches vortheilhaft veränderte.

Neben dieser glänzenden und fruchtbaren Thätigkeit für die Wiederherstellung der Staatsformen und Hülfsmittel verfolgte er aber zugleich auch den Plan einer Reform der Kirche des Reiches, weil er glaubte, daß die großen Verluste, die das Christenthum von dem Islam mehr durch freiwilligen Abfall als durch dessen physischen Zwangsmittel bis dahin erlitten hatte, und die noch immer nicht ihr Ende erreicht zu haben schienen, sich nur aus einer fehlerhaften Beschaffenheit der christlichen Kirche selbst erklären ließe. Diese Ueberzeugung scheint bei ihm geradezu durch Umgang mit Muhamedanern, schon ehe er auf den Thron gelangte, genährt worden zu sein, und im Grunde war sie damals durch die ganze christliche Welt verbreitet, nur daß man die Abhülfe des Verderbens anderswo suchte, als da, wo es der Kaiser Leo that.

Unter den Vorwürfen, welche die Muhammedaner dem Christenthum zu machen pflegten, stand die abgöttische Verehrung heiliger Bilder oben an. Allerdings war die kirchliche Theorie noch immer von solchen Auswüchsen ferne geblieben und hier galt noch immer das Bild als das sichtbare Zeichen der unsichtbaren göttlichen Macht, und die Verehrung, die man ihm darbrachte, bezog sich nach dieser Auffassung auf einen überirdischen Gegenstand, der allerdings unter jeder Form, in welcher die menschlichen Sinne auf ihn aufmerksam gemacht wurden, der höchsten Andacht würdig war. Aber die gewöhnliche Ansicht wußte von dieser subtilen Begriffsspaltung nichts: sie nahm das Bild als solches für ein beseeltes, lebendiges Wesen und brachte ihm demgemäß ihre Bitten und Thränen, ihre Gelübde und ihren Dank. Es konnte dem nüchternen Verstand, wenn er erst einmal darauf aufmerksam gemacht worden war, nicht schwer fallen, das Widersinnige dieses Bilderdienstes einzusehen und sich in einen abstracten Fanatismus dagegen zu versetzen. Der Kaiser Leo fühlte sich in aller und jeder Beziehung berechtigt und befähigt dem Unfug zu steuern. Unbekümmert um alle Bedenklichkeiten verfolgte er mit ächt soldatischer Härte sein vorgestecktes Ziel, den Bilderdienst mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Erbitterung des Volks, das sich seine Heiligthümer nicht entreißen lassen wollte, ward mit blutigster Strenge niedergeschlagen und selbst in entfernten Provinzen, nicht blos in der Hauptstadt die empörendsten, wahrhaft kirchenschänderischen Maßregeln zu Ehren der Reinheit der Gottesverehrung durchgesetzt. Noch mehr steigerte sich die Leidenschaftlichkeit der Verfolgung, aber auch die zähe und erbitterte Gehässigkeit des Widerstandes unter seinem Sohne Constantin IV, 741—775, dem Zeitgenossen des fränkischen Königs Pipin.

Er so wie sein Vater traf wenigstens an einem Orte innerhalb des Reiches auf unbesiegbaren Widerstand, in Rom. Schon Papst Gregor III hatte im Jahre 732 den Bann über alle Frevler an den heiligen Bildern ausgesprochen und damit indirect seinen Landesherrn, der freilich in Rom keine faktische Gewalt mehr auszuüben vermochte, mit dem kirchlichen Fluche belegt. Er und seine Nachfolger sahen jetzt ihre einzige Rettung aus der weltlichen Gefahr vor den Longobarden und der geistlichen vor den schismatischen Kaisern in einem möglichst innigen Anschluß an das streng kirchlich gesinnte karolingische Haus, und so erlosch wesentlich unter dem Einfluß der maßlosen Brutalitäten, die sich diese bilderstürmenden Kaiser erlaubten, auch der letzte Funke der Abhängigkeit und des Gehorsams gegen die Nachfolger Constantins des Großen in den römischen Bischöfen und der italischen Bevölkerung. Es löste sich damit allerdings nur ein schon lange unerträglich gewordenes Verhältniß: die frische Lebenskraft des Occidentes, die gerade in Rom am lebhaftesten pulsirte, konnte füglich nicht länger sich durch die todeskalte Starrheit des oströmischen Wesens fesseln lassen.

Doch machte die Lösung dieser Verbindung zwischen Rom und Constantinopel, auf der nach allgemeiner Ueberzeugung mehr oder weniger der Bestand der ganzen christlichen Weltordnung, der Kirche wie des Reiches beruhte, auf beide Theile einen tiefen Eindruck, und die im Stillen immer mehr Boden gewinnende Reaction gegen die wilden Brutalitäten der kaiserlichen Soldateska ward nicht wenig durch die Bestürzung befördert, in welche selbst die Bilderfeinde durch die gänzliche Abkehr der römischen Kirche von der orientalischen Welt versetzt wurden. Nach dem Tode des Kaisers Leo IV, Constantins Sohn, 780, führte seine Gemahlin Irene als Vormünderin ihres Sohnes Constantin V. die Regierung. Sie war dem Bilderdienst, wie fast alle Frauen, die Masse der niederen Stände, ein großer Theil der Weltgeistlichkeit und fast der

ganze Mönchsstand, ergeben und setzte die Bilder auf einem Concil zu Nicäa, 787, wieder in ihre alten Rechte ein. Aeußerlich stand nun der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit mit Rom nichts mehr im Wege. Sie erfolgte auch, aber die Päpste waren bereits zu organisch in dem Systeme des karolingischen Weltreiches, der äußern Form für den mehr geistigen Begriff der abendländischen Christenheit verwachsen, als daß sich das alte Verhältniß zu Byzanz wieder hätte anknüpfen lassen. Selbst daß die streng gelehrte Ansicht in der fränkischen Kirche an der Hand der Aussprüche der größten kirchlichen Autoritäten sich entschieden gegen die Verehrung der Bilder erklärte und sich somit im Allgemeinen auf den Standpunkt versetzte, den Leo und Constantin eingenommen hatten, aber freilich ohne sich zu ihren Brutalitäten fortreißen zu lassen (s. o. S. 129), änderte an der durch die gesammte geschichtliche Entwickelung zur unabweisbaren Nothwendigkeit gewordenen Ablösung der römischen Kirche von den byzantinischen weltlichen und geistlichen Einflüssen nichts.

Uebrigens schwankte der Bilderstreit im Orient nach diesem Siege der Bilderverehrung noch lange hin und her und die besten Kräfte des Staates wurden in ihm aufgezehrt. Als er kaum beendet und die kirchliche Einheit mit dem Occident wieder glücklich hergestellt schien, erhob sich sogleich wieder ein neuer, anfänglich mehr persönlicher, als prinzipieller Kampf zwischen dem Patriarchen Photius von Constantinopel und dem Papste Nikolaus I. Er nahm bald die naturgemäße Wendung zu einer prinzipiellen Erörterung über die noch nicht genau bestimmte oberste Stellung des Papstes in der ganzen Christenheit, über seinen Vorrang vor dem Patriarchen zu Constantinopel und das Maaß und den Umfang seines Primates. Hierüber gingen die Ansichten beider Kirchen eben so weit aus einander, wie die ihrer beiden Häupter. Photius ließ kein Mittel unversucht, um den Streit bis zu einer völligen Trennung beider Theile der Christenheit zu erhitzen, indem er dann in dem östlichen Theile des Primates ohne alle Nebenbuhlerschaft versichert sein durfte. Aber es lag nicht in dem Staatsinteresse der Kaiser und eben so auch nicht in dem Interesse der Päpste dieser Zeit, trotz ihren noch etwas phantastischen Ideen von einer allgemeinen Anerkennung des Primates der römischen Kirche in der gesammten Christenheit die Sache so weit zu treiben. Mehrfach versuchte man es zu einem Compromiß zu bringen, aber die Hartnäckigkeit und Feindseligkeit des Photius verdarb alle solche Vermittlungsversuche, bis er endlich im Jahre 786 definitiv abgesetzt ward. Damit hörte von selbst das Zerwürfniß zwischen beiden Kirchen wenigstens äußerlich auf, aber in der griechischen Kirche pflanzte sich von dieser Zeit eine immer mehr sich steigernde Erbitterung gegen das Abendland fort, die sich bei allen möglichen Gelegenheiten zu erkennen gab.

Eine hauptsächliche Veranlassung zur Bethätigung der alten Rivalität zwischen den Päpsten und den Patriarchen von Constantinopel ward durch die seit dem 9. Jahrhundert von der griechischen Kirche sehr energisch betriebene Bekehrung der heidnischen osteuropäischen Völker, insbesondere der slavischen Stämme inner- und außerhalb der Grenzen des oströmischen Reiches gegeben. Hier begegneten sich griechische und römische Missionäre, aber die ersteren liefen anfänglich überall den letzteren den Rang ab, bis sich zur Zeit der letzten Karolinger und ersten sächsischen Kaiser die deutsche Kirche lebhafter an diesem Bekehrungswerke, das für sie zugleich eine nationale Aufgabe war, betheiligte. So wurden die mährischen Slaven und die in den östlichen Alpengegenden, welche zu der deutschen Ostmark gehörten, anfänglich von griechischen Mönchen bekehrt, unter denen sich Constantin oder Cyrill und Methodius besondere Verdienste durch ihre genaue Kenntniß slavischer Sprache und Sitte erwarben,

aber noch bei Lebzeiten des Methodius überwog der Einfluß der römischen Kirche, und es dauerte nicht lange, so sah sich die griechische Kirche diese Erwerbungen entrissen. Aehnlich geschah es bei den Magyaren in Ungarn: auch hier hatten griechische Missionäre schon festen Fuß gefaßt, als das politische Uebergewicht des deutschen Reiches dieß Volk in Abhängigkeit von Deutschland brachte und damit von selbst auch von der lateinischen Kirche. Dagegen behauptete sich die griechische Kirche nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in Herrschaft bei den slavisirten Bulgaren und den andern ostslavischen Stämmen südlich von der Drave bis zu der Südspitze des Peloponnes. Mit der Bekehrung derselben verband sich auch das Eindringen griechischer Cultur und besonders griechischer Sprache, so daß jetzt allmälig wieder auf dem Boden des alten Hellas die einheimische Sprache nur freilich in sehr corrumpirter Gestalt ertönte.

Aber auch das große ostslavische Volk der Russen, bis dahin ein sehr gefährlicher Feind der Byzantiner zu Lande und zur See auf dem schwarzen Meer, ward jetzt durch seine regierende Familie zur griechischen Kirche bekehrt, seit 989, und damit hörte auch die Gefahr vor ihnen auf.

Gleichzeitig mit diesen Triumphen der griechischen Kirche, die eine eben so große politische wie kirchliche Bedeutung hatten, erlebte das byzantinische Reich auch wieder eine glücklichere und ruhmvollere Periode in seiner äußeren Weltstellung. Vom Jahre 867—1056 regierte eine einzige Dynastie, das macedonische Kaiserhaus, gegründet von Basilius Macedo, einem Emporkömmling aus der niedersten Classe, einem Sklaven. Unter dieser meist kriegerischen Dynastie wurden den Arabern Kleinasien und ein Theil von Syrien und die Seeherrschaft auf dem ägäischen Meere entrissen, die Bulgaren und Slaven im Reiche bezwungen, die Reste Italiens gegen die einheimischen Feinde und die deutschen Kaiser im Ganzen glücklich vertheidigt und im Innern Ordnung und geregelte Administration wieder hergestellt. Indessen schon die letzten dreißig Jahre verdarben wieder durch die Schuld der Regenten Alles, was in der früheren Periode geleistet war und im Jahre 1058, wo das Heer den Isaac Comnenus auf den Thron hob, war Kleinasien an neue Feinde, die türkischen aber zum Islam bekehrten Seldschuken, Italien an die Normannen verloren gegangen, die Servier hatten sich unabhängig gemacht, der kaiserliche Schatz war erschöpft, das Heer und die Verwaltung desorganisirt. Die Nachfolger Isaacs vermochten bei dem besten Willen keine Abhülfe der Noth zu schaffen und sahen sich daher sehnsüchtiger, als es die griechische Selbstgenügsamkeit und der durch keine Demüthigung zu brechende Bettelstolz der byzantinischen Cultur erlaubte, nach der Hülfe des Abendlandes um. Aber leider war kurz vorher erst ein neuer Bruch zwischen der griechischen und römischen Kirche auf ganz unbedeutende Veranlassungen hin erfolgt, der bis zu einem feierlichen gegenseitigen Anathema führte. Doch gaben die griechischen Kaiser, die im Herzen allerdings für ihre Kirche gesinnt waren und die Lateiner fast eben so wie andere Barbaren und Ungläubige verabscheuten, die Bemühungen zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens nicht auf, weil daran auch ihre Hoffnung auf reelle Unterstützung durch die Kraft des Abendlandes hing. — Als nun die Begeisterung des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes, oder was dasselbe war, zur Vernichtung des Islam am Ende des 11ten Jahrhunderts einen so ungeahnten Schwung erhielt, glaubten die Griechen anfangs davon mit einiger klugen Vorsicht großen Nutzen ziehen zu können, aber als sich die Nachricht von den gigantischen Vorbereitungen zu dem Heereszug, so wie genauere Kunde über die Gesinnung dieser enthusiastischen Vorkämpfer der römischen Kirche gegen

die schismatischen Griechen verbreitete, sahen sie der sich heranwälzenden Völkerfluth mehr mit Grauen als mit Hoffnung entgegen.

So war die abendländische Christenheit in der That für das große Werk, dem sie sich geweiht hatte, auf ihre eigene Kraft beschränkt, ja sie konnte nicht einmal auf ein theilnehmendes Entgegenkommen, ganz abgesehen von aller thatsächlichen Hülfeleistung, bei den griechischen Christen im Orient hoffen. Zum Glück für sie war aber auch der Feind, dem der Angriff galt, jetzt nicht mehr derselbe wie im siebenten oder achten Jahrhundert, als sich seine concentrirte Wucht zum ersten Male auf die christliche Welt in Asien, Afrika und Europa geworfen hatte.

Die Herrschaft der Ommajaden hatte äußerlich dem Chalifate und der Macht des Islams die größte Ausdehnung gegeben (s. o. S. 112), hatte sehr einfache, aber um so practischere und festere Formen der Verwaltung und Regierung des ungeheuren Reiches eingeführt, das sich jetzt schon von den Gränzen Indiens und China's bis an den atlantischen Ocean und an die Garonne und Rhone erstreckte, aber doch das innerste Mark der weltgeschichtlichen Kraft des Islam schon sehr geschwächt. Die zügellose Erregungskraft der arabischen Nationalität, die Gluth des freien religiösen und kriegerischen Fanatismus wurden zu Gunsten einer formalen Regelrichtigkeit der unumschränkten Herrschergewalt des Chalifen und eines hölzernen Beamtenmechanismus geopfert. Für's erste kündigte äußerlich noch nichts den Verfall an, als daß den Waffen der Gläubigen nach den zwei Richtungen hin, wo sie bisher am glücklichsten und glänzendsten zu fechten gewohnt waren, auf dem west-östlichen Landweg durch Spanien in das Herz des Abendlandes und auf der ostwestlichen Direction gegen Constantinopel definitiv unübersteigliche Hemmnisse in den Weg traten. (s. o. S. 116 u. 172) Bis dahin hatte der Islam noch nichts von solchen gewußt, jetzt mußte er zum ersten Male auf Seiten der Ungläubigen eine überlegene Kraft anerkennen. Kleine Vortheile auf andern Stellen konnten diesen unendlichen Nachtheil nicht aufwiegen. Im Innern war es zwar gelungen einen starren Despotismus und eine völlige Unnahbarkeit des Chalifen durchzusetzen, aber dafür traten auch die gewöhnlichen Zustände orientalischen Pallastregimentes ein, die sich bald durch immer lebhaftere Selbständigkeitsgelüste der höheren Beamten am Hofe und in den Provinzen zum Schaden des Gedeihens und der äußern Ordnung des Staates fühlbar machten.

Unter solchen Umständen erhoben sich auch auf allen Stellen sectirerische Parteien, in denen sich eine zugleich religiöse wie politische Opposition zum Theil mit nationalen Antipathien verknüpfte. Insbesondere wurde Persien der Heerd aufrührerischer Bewegungen, die sich an die angeblichen Nachkommen Ali's, die alten Feinde der Ommajaden, die Familie der Abbasiden, anlehnten. Unter dem Chalifen Mervan II. wagte endlich der Abbaside Ibrahim offene Empörung. Er fiel im Kampfe gegen den Chalifen, aber sein Bruder Abul Abbas besiegte Marron 750, der auf der Flucht umkam. Darauf folgte die systematische Vertilgung des ganzen Ommajadischen Hauses, aus dem nur ein einziger, Abderahman gerettet ward und nach Spanien flüchtete, wo er als legitimer Herrscher, als Nachfolger des Propheten, anerkannt ward. Das ganze übrige Reich fügte sich dem Sieger. Sein Nachfolger Al Mansur verlegte die Residenz von Damask nach dem neugebauten Bagdad, von Syrien weg an die Grenze von Persien, denn Persien ward von jetzt an das Hauptland des Reiches und persische Sprache und Bildung eroberten sich am Hofe des Chalifen eine geehrte Stellung. Damit kam zunächst ein gewisses Element materieller und formaler geistiger Cultur in den Kreis, welcher die Geschicke der

islamitischen Welt bestimmte und verbreitete sich von da durch alle Theile des ungeheuren Reiches, über alle die verschiedenen Länder und Nationalitäten. Persien war unter der Sassaniden-Herrschaft zwar immer im feindseligen Gegensatz zu der abendländischen Welt auf politischem und religiösem Gebiete gestanden, hatte aber nichts desto weniger viele Culturelemente von dort aufgenommen. Ein großer Theil seiner Bevölkerung war beschäftigt mit allen den Gewerken, die in dem römischen Orient in größter Vollkommenheit sich entfaltet hatten, ein anderer beschäftigte sich mit einem sehr ausgedehnten Zwischenhandel, von dem fernen Osten Asiens, China und Indien, nach den vorderasiatischen Ländern. Die materielle Cultur des Landes und des seiner Anlage nach fremden Einflüssen leicht zugänglichen Volkes, stand auf einer hohen Stufe, als sich die Araber seiner bemächtigten. Der Vernichtungskampf gegen die Religion Zoroasters und alles was in dem nationalen Leben mit heidnischen Erinnerungen durchflochten war, vermochte wohl diese Blüthe zu stören, aber nicht zu zerstören. Allmählich gewöhnte sich der persische Volksgeist auch an den Islam, doch nicht ohne wenigstens durch seine Opposition gegen die Ommajadische Rechtgläubigkeit seine Selbständigkeit in etwas zu wahren, und die materielle Cultur des Landes und in ihrem Gefolge ein lebhaftes literarisches Treiben im Gebiet der Kunstpoesie und verschiedener Wissenschaften stellten sich jetzt, nur wenig innerlich abweichend von dem althergebrachten, aber äußerlich gegen den Argwohn der strengeren Muhamedaner durch ein möglichst rechtgläubiges Gewand geschützt wieder ein. Alles dieß siedelte sich jetzt in Bagdad an und ward von den Chalifen seit Al-Mansur möglichst begünstigt. Sein und seines Sohnes, Ibn Muhamed und seines Enkels Harun al raschid Beispiel wirkten entscheidend, und in kurzer Zeit war der größte Theil des weiten Reiches der Chalifen der in materieller Hinsicht am meisten fortgeschrittene Theil der Erde. Unendliche Summen wurden auf die Anlage von Straßen, auf nützliche Bauwerke aller Art, auf die Hebung der großen gewerbreichen Städte verwandt, aber nicht viel weniger auf die Pflege der Künste, der Architectur und Poesie, auf Schulen und gelehrte Anstalten aller Art. Da einmal der persischen Bildung, die selbst wieder von der orientalisch-griechischen abhängig war, der unbeschränkte Zugang eröffnet war, so wirkte auch ihre ursprüngliche Quelle, dieselbe griechisch-orientalische Cultur, wie sie sich damals in der Hauptstadt des christlichen Orients, in Constantinopel, concentrirt hatte. Während sich die Heere und Flotten beider Reiche fast unaufhörlich Schlachten lieferten, fand doch der lebhafteste Verkehr auf jenen Gebieten friedlicher Entwickelung Statt, bei dem der Islam nothgedrungen eine rein receptive Rolle spielte. Insbesondere wirkten die Vorbilder griechischer Architectur, selbst der zu heiligen Zwecken verwandten, und das Muster der Sophienkirche ward für alle irgend ansehnliche gottesdienstlichen Gebäude des Islam maßgebend. Außerdem fanden auch einige der in Constantinopel im strengen Anschluß an den Nachlaß der griechischen geistigproductiven Vergangenheit betriebenen Wissenschaften schnellen und einflußreichen Eingang, z. B. die Mathematik, einige Theile der Naturwissenschaften und die formale Seite der griechischen Philosophie, die in dem aristotelischen System zur consequentesten Ausbildung gelangt war, aber auch manches von den naturphilosophischen Systemen, die sich innerlich ganz unabhängig davon, meist erst im Gegensatz zu dem Christenthum, entwickelt hatten. Alle diese Elemente höherer und niederer Cultur vermochten sich unter dem Schirme eines allmächtigen Despotismus frei von jeder Störung gedeihlichst zu entfalten: der Arm des Chalifen oder seiner Diener war noch stark genug, den friedlichen Gewerbetreibenden in dem entlegendsten Winkel des Reiches, den

Handelsmann auf einsamer Straße zu beschützen, dem Gelehrten zu erlauben alle seine Zeit den Büchern zu widmen, ohne sich um die Welthändel, um den Schutz seiner Person und seines Eigenthums bekümmern zu müssen, und dieß alles in einer Zeit, wo die gesammte christliche Welt, mit Ausnahme des unantastbaren Asyls formaler Bildung, der Stadt Constantinopel, in einem wilden Durcheinander brutaler Selbsthülfe, trotzigster Behauptung angemaßter Rechte, der individuellen Kraft und Willkür äußerlich und innerlich der ärgsten Barbarei verfallen war.

Aber trotz allem äußeren Glanze brach doch der Verfall des Chalifates schon jetzt sehr merklich herein. Das einzige geistig bindende Element von unverwüstlicher Kraft, der Islam, konnte nur so lange diese Funktion zum Vortheil der Abbassidischen Dynastie oder des Reiches erfüllen, als die Chalifen selbst von dem Fanatismus, der ihm einst zur Herrschaft über die Welt verholfen, innerlich ergriffen und im Stande waren ihn, wenn er irgendwo zu erlöschen drohte, durch das in ihnen selbst lodernde Feuer wieder zu entzünden. Aber diese Abbassiden, erzogen unter den Einflüssen persischer und griechischer Cultur, bedingt in ihrem geistigen Leben und ihrer Weltanschauung von einer Bildung, die nur mit Mühe und Noth hinter einer künstlichen Sophistik und Scholastik ihren gänzlichen Abfall von dem eben nur in der Bildungslosigkeit allein seine Lebensbedingung findenden Islam zu verbergen vermochte, besaßen nichts mehr von der überströmenden Gluth des Glaubens, welche einst ihren Vorgängern die Herrschaft über die Welt verschafft hatte. Jetzt kehrten sich alle Elemente des Ehrgeizes, der Habsucht und des religiösen und kriegerischen Fanatismus, die einst von der lebhaftesten Thätigkeit nach außen gegen den Feind des Glaubens vollständig absorbirt werden konnten, gegen den Bestand der Centralgewalt. Spanien, wo sich Abderahman und seine Nachkommen als rechtgläubige, rechtmäßige Chalifen gegen die Usurpatoren und Schismatiker in Bagdad glücklich zu behaupten vermochte, gab ein verhängnißvolles Beispiel. Bald fiel ganz Afrika bis auf Aegypten ab, dann auch im Osten große Stücke von Persien, und so eine Provinz nach der andern, bis das Chalifat schon im Laufe des zehnten Jahrhundert fast nur auf Bagdad beschränkt war und von den allerdings unermeßlichen dort aufgehäuften Schätzen der Vorfahren und der Erinnerung an die einstmalige Größe zehren mußte. Seine einzige Schutzwehr bestand noch in der türkischen Leibwache, die ihm den Besitz der über alle Begriffe reichen nnd herrlichen Stadt Bagdad und den Genuß der unvergleichlichen Pracht seiner Paläste und des üppigsten Sinnentaumels ermöglichte. Aber dafür hieng auch die Besetzung des Chalifates ganz von den Befehlshabern dieser Leibwache ab, und nur der Nimbus der zugleich kirchlichen wie politischen Legitimität, der das Abassidische Haus umgab, hielt ihre Anführer ab, sich auch des Namen der Herrschaft zu bemächtigen, während sie sie in der That allein ausübten. Im Jahre 934 empfieng dieß äußerlich formlose Verhältniß zwischen dem Heere und dem Chalifen durch die Ernenung des Feldherrn Ibn Reik zum Emir al Omrah, Fürsten der Fürsten, eine bestimmte Gestaltung. Da es seinen Nachfolgern gelang diese Würde erblich zu machen, so erwuchs auch in ihnen das lebhafteste Interesse an einer gänzlichen Wiederherstellung des Reiches der Chalifen. Doch gelang es erst dem Seldschukischen Fürsten Togrul Beg, seit 1055, hierin Erhebliches zu leisten. Er, der seiner Herkunft nach einem noch ungebrochenen, außerordentlich kriegerischen türkischen Stamme angehörte, konnte als Emir al Omrah für sich oder für das Chalifat über gewaltige frische Streitkräfte verfügen. Damit gelang es ihm einen großen Theil der zahllosen Herrschergeschlechter, die allerwärts im Umfang des Chalifats auf-

gekommen waren, zu stürzen, aber eine auch nur ähnliche Größe und Stärke des Reiches, wie sie einst unter den ersten Abbassiden vorhanden gewesen, konnte er und seine Nachfolger nicht wieder ins Leben rufen und die rohe kriegerische Tapferkeit, die die Seldschuken zeigten, unterschied sich doch sehr von dem enthusiastischen Feuer und dem idealen Schwung, die einst die arabischen Waffen unwiderstehlich gemacht hatten.

Achtzehntes Kapitel.

Die ersten Kreuzzüge und ihr Einfluß auf Europa.

Nach der geläufigen Anschauungsweise der Zeit hätte es sich gebührt, daß der König der Deutschen, als das Haupt der mächtigsten christlichen Nation, zugleich als Träger der Kaiserkrone, zu besonderem Schutze der Kirche verbunden, an die Spitze der zahllosen Schaaren getreten wäre, die sich im westlichen Europa zur Bestehung des heiligen Kampfes sammelten. Allein Heinrich IV paßte in keiner Beziehung dafür, ja er bewies im Gedränge seiner nächsten Verwickelungen nicht einmal ein Interesse für die ganze Bewegung, so wenig wie der größte Theil des deutschen Adels. Nur in den westlichen Grenzgegenden wirkte die Begeisterung Frankreichs auch über die nationale und politische Scheidewand mächtig herüber und die unteren Stände zeigten sich auch weiter hinein im Lande, namentlich in der Rheingegend, trotz der trostlosen Zustände in der nächsten Umgebung, doch voll des besten Willen.

In Ermangelung des höchsten Herrschers der Christenheit konnte füglich kein anderer König der Zeit so viel persönliche Autorität beanspruchen um dessen Stelle zu vertreten, ebenso wenig war es nach dem Charakter der hauptsächlichsten Theilnehmer zu erwarten, daß sie sich einem Oberbefehlshaber ihres Gleichen in der strengen Form militärischen Gehorsams unterordnen würden. So waren denn die Zurüstungen zur Organisation des christlichen Heeres allerdings noch durch die zusammenhaltende Autorität des päpstlichen Stuhles im ganzen schnell von Statten gegangen und die festgesetzte Zeit zum Aufbruch, Herbst 1096, eingehalten, aber nach dem Aufbruch fehlte es an einer solchen zusammenhaltenden Leitung desto mehr.

Schon vorher waren große Massen aus den niederen Ständen, meist aus dem ländlichen und städtischen Proletariat Frankreichs und der Rheinlande bestehend, vorangegangen und hatten ihren Weg überall durch grausame Verfolgungen gegen die damals in den Rheingegenden sehr zahlreichen und wohlhabenden Juden bezeichnet, weil sie ihnen ebenso gut Feinde Christi zu sein

schienen wie die Saracenen. So mischte sich hier gleich nach der socialen Stellung der Mehrzahl dieser Kreuzfahrer ein grob materielles Interesse in die auch bei ihnen vorhandenen ideal-phantastischen Tendenzen. Der Ausgang dieser ersten ganz formlosen Unternehmungen entsprach dem Anfang. Die Kreuzfahrer traten auch auf ihrem weiteren Zug mehr wie bewaffnete Räuberbanden im großen Styl, wie als Streiter der Kirche auf, erlitten überall durch die Selbsthülfe des Volkes schwere Verluste und wurden entweder schon unterwegs oder gleich in ihren ersten Kämpfen gegen den wirklichen Feind vollständig vernichtet.

Das eigentliche Heer dagegen, dessen Kern aus den vornehmsten südfranzösischen Herren und Rittern und aus der Blüthe des normannischen, flandrischen und wallonischen Adels bestand, war glücklicher. Nicht ohne Mühe gelang es ihm die Griechen zu friedlichem Verhalten zu bewegen, die jetzt als das gefürchtete Heer aus Westen wirklich vor den Mauern von Constantinopel erschien, mit allen Künsten perfider Diplomatie die Gefahr von sich abzuhalten versuchten. Vor der Kraft dieser Ritterschaft erlagen die Seldschukischen Fürsten in Kleinasien, es ward Syrien unter furchtbaren Kämpfen gegen die Feinde und unendlichen Verlusten durch das Klima und die mangelhafte oder eigentlich gar nicht vorhandene Organisation des Heeres erobert und endlich auch Jerusalem, 15. Juli 1099, mit Sturm genommen.

Damit war das große Ziel allerdings noch nicht erreicht, denn selbst auf dem Boden des eigentlichen heiligen Landes stand die Macht der Saracenen noch wohlgerüstet da und ringsumher waren alle islamitischen Reiche durch das unvermuthete Glück der Christen in die größte Aufregung gebracht und im Begriffe alle ihre Kräfte zu ihrer Vertilgung in Bewegung zu setzen, aber es war doch schon etwas Ungeheures gelungen, was sich die christliche Ritterschaft und die ganze christliche Welt noch vor wenig Jahren kaum zu hoffen getraute. Es kam nur darauf an die Eroberung zu schützen. Ein großer Theil des Kreuzheeres hatte gleich bei seinem Auszuge alle alten Verhältnisse gänzlich gelöst und sich entschlossen, wenn Gott den christlichen Waffen günstig wäre, dauernd in dem heiligen Lande zu bleiben. Diese bildeten einen zuverläßigen Kern, der sehr schnell durch massenhafte Nachzüge aus Europa immer mehr anwuchs. Um ihm eine feste Organisation zu geben, entschloß sich das Kreuzheer aus seiner Mitte einen Fürsten zu wählen, als ständigen Kriegsanführer und zugleich als höchste Autorität im Frieden. Die Wahl fiel auf Gottfried von Bouillon, einen Wallonischen Vasallen des deutschen Reiches. Er entsprach ganz den Hoffnungen, die seine Genossen auf ihn setzten, starb aber schon 1100. Das Heer wählte darauf seinen Bruder Balduin zu seinem Nachfolger, der den Titel eines Königs von Jerusalem annahm. Unter ihm begann auch eine territoriale Organisation der bisher bloß als Kriegsheer, losgelöst von allen Beziehungen auf den Boden und stabile, politische und sociale Einrichtungen, gegliederten Masse. Dabei wurde die schärfste und präciseste Form des europäischen Lehnstaates zum Muster genommen und eine Art Ideal eines christlich-feudalen Staates geschaffen, wie es sich nirgends in dieser abstracten Regelrichtigkeit in Europa fand. Der König trat als Oberlehnsherr an die Spitze des ganzen, unter ihm eine Reihe von fast unabhängigen, unmittelbaren Vasallen, unter denen die Fürsten von Edessa und Antiochia den ersten Rang einnahmen. Unter ihnen standen wieder zwei Reihen niederer Vasallen. Jede von ihnen stand zu der nächst höheren in demselben Verhältniß der Abhängigkeit, wie die höchste Klasse zu dem König. Nach unten hin waren alle ihre Hintersassen und Zinspflichtigen, der einheimischen Bevölkerung des Landes gegenüber, vollkommen unabhängig, übten Rechtspflege und Verwaltung ganz selbständig, ohne

daß irgend eine höhere Gewalt das Recht der Einmischung oder eine concurrirende Autorität beanspruchen konnte. Alle Vasallen waren zunächst ihrem Lehnsherren, dann dem König als dem Oberlehnsherren zu Treue und Gehorsam im Sinne der feudalen Auffassung verpflichtet, deren wesentlichste Aeußerung in der Stellung einer gewissen Anzahl von Bewaffneten zu Roß und zu Fuß bestand, so oft der Herr diese Hülfe in Anspruch nahm. In allen übrigen Dingen, z. B. wenn Geld zu allgemeinen Zwecken aufgebracht werden sollte, konnte sich die höchste Staatsgewalt nicht auf ihr Recht, sondern allein auf den guten Willen der Vasallen beziehen. Die Befugniß zur bewaffneten Selbsthülfe im Falle der Rechtsverweigerung, nur mit den Beschränkungen, die das Herkommen hierin allmählich eingeführt hatte, war ausdrücklich selbst gegen den Lehnsherren anerkannt.

Als der begünstigste Stand des neuen Staates trat die Geistlichkeit hervor, denn gleich nach der Eroberung war sie reich dotirt und viele der alten bischöflichen Sitze, darunter auch das Patriarchat von Jerusalem, wieder errichtet worden. Auch auf ihre Stellung fanden die Theorien der Zeit ihre volle Anwendung. Alle Einmischung der weltlichen Gewalt in die Angelegenheiten der Kirche wurde ganz abgeschnitten und dieselbe so unabhängig als möglich gestellt. Für die großen Lehen, die sie erhielt, war sie dem Staat nur zu einer mäßigen Kriegshülfe verpflichtet. Daher nahmen die Bischöfe die erste Stelle in dem Rath der Vasallen ein, der den König umgab und der seiner Regententhätigkeit erst die Weihe der allgemein anerkannten Autorität verleihen, der mit ihm als oberster Lehenshof alle Rechtsfragen, die diese unmittelbaren Vasallen betrafen, entscheiden sollte und in dem der König nicht bloß der Thatsache sondern auch der Form nach nur der primus inter pares war.

Dazu machte sich auch noch bald ein drittes Element geltend. Kaum war das heilige Land erobert, so strömten auch große Schaaren italienischer Kaufleute und Handwerker herüber, welche die in ganz idealem Sinn unternommene und durchgeführte That der Eroberung des heiligen Landes nun in ihrem wesentlich materiellen und praktisch verständigen Sinne auszubeuten unternahmen. Die Seestädte und manche Plätze im Innern waren schnell von förmlichen Colonien eingenommen, an die sich dann ähnlich geartete Leute aus allen Theilen der Christenheit, besonders aus dem Orient selbst, anschlossen. Auch diese Städte wurden sehr selbständig gestellt, ungefähr so, wie die Mutterstädte in Italien damals ihren weltlichen und geistlichen Landesfürsten gegenüber zu stehen wünschten.

So bildete sich also, wie mit einem Schlage auf einem ganz fremden Boden im Mittelpunkte der intensivesten Gegenströmungen des spezifisch-europäischen und des spezifisch-asiatischen höheren und niederen geschichtlichen Lebens eine Art Mikrokosmus des abendländischen Wesens, der auf die wunderbarste Weise den Versuch machte, das was bisher als bloßes Phantasieideal wohl mächtig auf die Entwickelung der Zeit eingewirkt hatte, aber eben doch immer nur Ideal geblieben war, in die concreteste Wirklichkeit zu übertragen. In dem Gemisch aller europäischer Nationen und Völker überwog aber doch von Anfang an das französische und zwar das nordfranzösische Element, dem die Mehrzahl der Begründer des neuen Staates ohnehin angehörte. Dieß zeigte sich schon äußerlich in dem Gebrauch der französischen Sprache als der officiellen Sprache des Staates und des gewöhnlichen Verkehrs.

So bezogen sich nun umgekehrt auch wieder die Folgen der Eroberung des heiligen Landes zunächst auf Frankreich. Indessen hielten sie sich, weil die That ja im allgemeinsten Interesse der Christenheit und auch unter Bei-

hülfe aus allen ihren Theilen geschehen war, nicht ausschließlich in diesen Grenzen. Aber Frankreich konnte doch vorzugsweise den Ruhm davon in Anspruch nehmen und erhielt damit ganz unwillkürlich ein gewisses moralisches Primat unter den abendländischen Nationen, das seit den großen Kaisern des sächsischen Hauses mit Recht bei den Deutschen gewesen war. Damals hatten sie die Vorkämpfer der Christenheit gegen die Heiden im Norden, Osten und Süden und die schismatischen Griechen gebildet, das Papstthum und Kaiserthum, die Fundamente aller idealen Weltanschauung der Zeit, wieder aufgerichtet und beide mit Ehren aufrecht erhalten. Aber es war jetzt auch nicht das ganze französische Volk, dem der Gewinn der großen Unternehmung so unmittelbar zu gute kam. Sie war und blieb doch eigentlich nur ein Verdienst des Ritterthums, wenn auch der Zahl nach die dabei betheiligte Masse aus den anderen Ständen bei weitem überwog.

Wenn schon vorher eine gewisse feinere Erregung des Geistes das alte rohe Kriegerthum des französischen Adels wesentlich modificirt hatte (s. o. S. 168), so geschah dieß jetzt in überraschender Schnelligkeit noch viel mehr. Diesem Lehensadel war eine That ohne Gleichen, allerdings durch seine Kraft, aber noch mehr durch den sichtbaren Beistand Gottes gelungen. Die Ehre, die ihm davon geworden, die Befreiung von der inneren Last der Sünde oder des grobäußerlichen Treibens der früheren Zeit, forderte zu andächtigem Danke und zu wahrhafter Bethätigung aller der Eigenschaften auf, die den einzelnen nach seinem eigenen Gewissen des Genusses dieser Ehre und dieses Glückes allein würdig machten. Auch jetzt dachte man nicht daran aus der bisherigen Haltung des Lebens herauszugehen; Schild und Schwert blieben in ihrem guten Rechte, aber sie erschienen von nun an von einer idealen Weihe umstrahlt, die es wenigstens der öffentlichen Meinung des ganzen Standes und dem leidenschaftlosen Gefühl des einzelnen nicht mehr zuließ, sie zu den brutalen Zwecken rohesten Eigennutzes, der Vergewaltigung aller Schwächeren und der gemeinsten Rachsucht zu mißbrauchen. Für Christus, für die Kirche, für die eigene Ehre sollten sie geführt werden, dann aber zum Schutze aller derer, die sich selbst nicht zu helfen vermochten, vor allem der Frauen und der Unmündigen. Was einst ein Herrscher wie Carl der Große als sittlichen Gehalt der königlichen Pflichten formulirt und in die rohe Welt ringsherum vergebens einzuführen versucht hatte, das griff jetzt dieses Ritterthum recht lebendig und ganz von innen heraus als Aufgabe des Standes und jedes einzelnen auf, und jedes Zuwiderhandeln gegen dieselbe ward mehr als durch äußere gesetzliche Bestimmung durch die Macht der öffentlichen Meinung, die sich innerhalb des geschlossenen Standes außerordentlich kräftig und durchgreifend entwickeln konnte, geahndet.

Aber noch von einer andern Seite her zeigte sich ein merkwürdiger Aufschwung in dem geistigen Leben des Standes. Es hatte sich auf einmal eine Welt voll unvergleichlicher Wunder vor ihm aufgethan, die er mit dem kühnsten Flug seiner Phantasie nicht zu ahnen vermochte. Die Herrlichkeit der orientalischen Naturfülle, die Ueppigkeit reicher Culturländer, die Buntheit des mannichfaltigsten Völkergewimmels, die tausendstimmigen Klänge uralter und doch noch frischer Sagen und einer kunstvoll entwickelten Poesie, das alles stürmte mit einem Male auf die Seelen ein. Sie hätten diesen Eindrücken erliegen müssen, wären sie nicht mit einem überschwenglichen und reinen Selbstgefühl alles übertroffen zu haben, was je durch Manneskraft geleistet war, ausgerüstet gewesen.

Die Phantasie und das Gemüth wurden aber trotz diesem Wiederhalte von den unendlich reichen Eindrücken doch so ganz über ihre bisherigen

Schranken hinausgeführt, daß sie, da der nüchterne Verstand weder in den Individuen noch in den Dingen die sie umgaben, ein Gegengewicht zu geben vermochte, sich augenblicklich in eine Ueberschwänglichkeit, in einen Taumel halb sinnlicher halb geistiger Art hineingerissen fanden, der mit Ungestüm sich in noch größerer Steigerung derselben Genüsse des inneren und äußeren Lebens zu befriedigen verlangte. Das Höchste was bisher erreicht, was einst der Phantasie als unerreichbares Ziel in unermeßlicher Ferne gestanden war, genügte doch bald nicht recht mehr, aber ohne daß sich dieß Gefühl zu äußern wagte. Es hielt sich nur in den ganz unbestimmten Formen sehnsüchtiger Ahnung und ruhelosen Unbehagens mitten im Genusse, mitten in der That.

Zunächst führte diese Stimmung dem heiligen Lande immer neue Vertheidiger zu. Wer nicht aus specifischem Gewissensdrang oder im Gefühl der Hauptpflicht seines Standes kam, that es, um in der gespanntesten Erregung äußerer Gefahren und neuer Eindrücke aller Art dem geheimen Unbehagen zu entgehen, das ihn daheim doch mitten im Strome des glänzendsten und scheinbar für alle Ewigkeit in sich befriedigten Lebens beschlich. Aber die Zahl dieser Art von Streitern konnte freilich die einfache und ausschließliche christliche Begeisterung der ersten Generation der Kreuzfahrer nicht ersetzen und die, die noch von dem echten ursprünglichen Impuls beseelt in das heilige Land zogen, fanden sich seltsam enttäuscht, wenn sie trotz dem bunten Nebel ihrer religiösen Phantasiebilder bald durch allzu herbe Erfahrungen darauf aufmerksam gemacht wurden, daß nicht alle die mit ihnen zogen, dieselben Gefühle theilten und daß in dem heiligen Lande selbst, wo sie die höchste Steigerung der erhabensten Stimmung zu finden hofften, ihnen dieselbe durch die verschiedenartigsten Einflüsse verdorben ward.

Neunzehntes Kapitel.

Das Papstthum und die Kirche nach den ersten Kreuzzügen und die Anfänge einer sittlichen Opposition unter den Laien.

Keine Institution in dem Bereiche der christlichen Welt durfte sich, in Folge des glücklichen Ausgangs der großen Unternehmung, einer solchen Machtzunahme rühmen wie das Papstthum. Urban II war thatsächlich als geistiger Oberfeldherr der Christenheit aufgetreten und in seinen und seiner Nachfolger Händen liefen die Fäden zusammen, die den weiteren Verlauf des Kampfes gegen die saracenische Welt zu leiten bestimmt waren. Schon die äußere Erweiterung des römisch-katholischen Kirchengebietes mußte hoch angeschlagen

werden: aber noch über ihr bloßes statistisches Gewicht hinaus gewannen diese neuen Erwerbungen durch ihre Localität eine unendliche Bedeutsamkeit. Es schien nur ein Anfang zu unermeßlichem Vordringen der Kirche und der päpstlichen Suprematie. Dem so lange nach einem andern Schwerpunkt sich hinneigenden Osten schien von jetzt an unabänderlich die Richtung nach Rom vorgezeichnet zu sein.

Alle diese Siege der römischen Kirche waren zunächst nur von einem wesentlich moralischen Gewinne begleitet, denn die äußeren Vortheile, die das Papstthum aus der Gründung des Königreichs Jerusalem zog, durften wenigsten fürs erste nicht sehr hoch angeschlagen werden. Aber eine Institution, die nach ihren eigenen Voraussetzungen allein auf eine geistige Basis angewiesen war, hatte auch nicht nöthig jenen viel nachzufragen.

Dazu kam noch, daß nicht lange nachdem der Eindruck der Kreuzzüge in diesem Sinne auf die Welt zu wirken begann, auch der schon so lange fortgesetzte Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum mit einem wenigstens provisorischen Siege des ersteren endete.

Heinrich IV setzte den einmal begonnenen Krieg gegen die Kirche und zugleich gegen die Stammesindividualitäten in Deutschland mitten unter der religiösen Bewegung der Welt zur Befreiung des heiligen Landes fort. Aber obgleich er äußerlich sich im ganzen in der einmal eingenommenen Position in Deutschland wie in Italien zu behaupten vermochte, so gelang es ihm doch nicht weder nach der einen noch nach der andern Seite hin entscheidende Vortheile zu erringen. Dabei sank er immer mehr von der Stellung des selbstständigen Parteiführers zu dem Werkzeuge an und für sich ganz widersprechender und bloß durch gemeinsamen rohen Egoismus auch aneinander und an den Kaiser gefesselter Interessen herab, so daß die wahre Bedeutung des Kaiserthums oder des deutschen Königthums ganz in Vergessenheit gerieth. Doch sah auch der Pabst Paschalis II, der 1099 auf Urban II folgte, daß mit der geistigen Autorität seines Amtes für die Kirche in Deutschland und Italien kein Sieg zu ermöglichen sei. Weltliche Bundesgenossen von verläßlicher Kraft und Treue, vermochte er gegen die weltlichen Waffen des Kaisers nicht aufzubieten, und so schien sich der Kampf ins endlose zu verwirren, als sich plötzlich eine Aussicht auf Lösung darbot.

Der Sohn und designirte Nachfolger Heinrichs IV, König Heinrich, ließ sich, wahrscheinlich sowohl von geistlichen wie von weltlichen Rathgebern bestürmt, aber noch mehr durch kaltkluge Erwägung der traurigen Auflösung seines Familienerbtheils der deutschen und italienischen Herrschermacht, dazu bestimmen scheinbar im Dienste der Kirche gegen seinen so oft gebannten, aller Königsrechte verlustig erklärten Vater aufzutreten, 1105. Es ward ihm nicht schwer durch schlaue Anwendung derselben Mittel, auf die damals alle Parteien zur Sammlung und Sicherung von Anhängern verwiesen waren, sich schnell einen großen Anhang zu erwerben und seinem arglistig getäuschten und betrogenen Vater mit einem Male in Deutschland als der legitime König entgegen zu treten. Seine Macht wuchs in dem Maße, als sich die von ihm mit allen Mitteln genährte Ueberzeugung verbreitete, daß allein die Person Heinrichs IV einer Versöhnung zwischen Staat und Kirche, einer Beilegung des verderblichsten Krieges im Wege stehe. Heinrich IV wäre rettungslos verloren gewesen, wenn ihm nicht die Treue einiger Rheinstädte und einiger geistlichen und weltlichen Vasallen in den westlichen Reichsgegenden auch in dieser ärgsten Noth zur Seite gestanden hätte. Aber ehe er noch sein Recht gegen seinen Sohn mit ihrer Hülfe durch die Waffen durchzusetzen vermochte, starb er, noch über

das Grab hinaus unter päpstlichem Banne, der nicht einmal seiner Leiche Ruhe vergönnte, im Jahre 1106.

Heinrich V folgte nun ohne weiteren Widerspruch, denn er war allerdings der rechtmäßig erwählte Nachfolger seines Vaters. Aber anstatt den Streit mit der Kirche, wie er heilig gelobt, beizulegen, fachte er ihn erst recht an, indem er sich entschlossen zeigte keinen der Ansprüche der Staatsgewalt auf die Besetzung geistlicher Aemter aufzugeben. Durch diese unerwartete Wendung war Paschalis II sehr in Nachtheil gekommen: er versuchte daher den Weg gütlicher Verständigung, aber immer umsonst. Als der König in Deutschland sich gesichert glaubte, denn wirklich war in Folge der allgemeinen Erschöpfung eine Periode der Ruhe und des Scheines von Gehorsam gegen die königliche Autorität zurückgekehrt, beschloß er den Kampf nach Rom selbst zu verlegen. Im Jahre 1110 erschien er mit einem der größten Heere, das je aus Deutschland nach Italien gezogen ist, in Oberitalien, unterdrückte dort jeden Widerstand, sammelte und organisirte die fast zersprengte antipäpstliche oder deutsche Partei und zog unaufhaltsam gegen Rom. In dieser Noth entschloß sich Paschalis II zu einem Rettungsmittel, das die Principienfrage auf eine für beide Theile annehmbare Weise auf einem neuen Wege lösen sollte, und zwar auf einem im allereigentlichsten Sinne revolutionären.

Er machte dem deutschen König den Vorschlag, daß die Kirche seines Reiches gegen die Gewährung völliger Freiheit von Seite des Staats auf alles was sie von dem Reiche zu Lehen trage, verzichten solle. Ein solcher Vorschlag negirte mit einem Male die fast tausendjährige Entwickelung der europäischen öffentlichen Verhältnisse, als deren charakteristische Eigenthümlichkeit eben jene Doppelstellung der Kirche als selbständiges und doch wieder vom Staate bedingtes Institut angesehen werden muß. Es lag auch nicht im Geiste der Gregorianischen Weltanschauung: diese forderte allerdings auch eine vollständige Freiheit der Kirche vom Staate, wollte aber die Basis ihrer äußeren Stellung, den Besitz weltlicher Hoheitsrechte, nicht aufgeben, sondern über dieselben allein zum Dienste und für die Interessen der Kirche ganz unbeschränkt disponiren. Der deutsche König stand nicht an den Vorschlag anzunehmen, ohne daß sich erkennen läßt, ob ihn bloß der das Auge blendende Vortheil desselben oder andere verstecktere Motive, wie man nach seiner berechnenden Sinnesart vielleicht vermuthen darf, dazu bewogen. Aber sogleich erhob sich eine mächtige Opposition von Seite der deutschen und italienischen geistlichen Würdenträger im Gefolge des Königs und in der Umgebung des Papstes, der damit über Dinge disponirt hatte, über die ihm nach den bisher gültigen Begriffen von der päpstlichen Machtbefugniß gar kein Dispositionsrecht zustand. So blieb die Lage ebenso oder noch mehr verwickelt als früher und Heinrich V, der unterdessen sich der Stadt Rom und der Person des Papstes scheinbar noch als Freund bemächtigt hatte, säumte nicht die möglichsten Vortheile aus seiner Stellung zu ziehen. Er nöthigte den Papst zu einem Vergleich, in welchem er dem König die Investitur in der alten Weise einräumte. Er krönte ihn darauf zum Kaiser und gab ihm alle möglichen Versicherungen, daß er diesen Vertrag unangetastet lassen wolle.

So kehrte Heinrich V im Bewußtsein eines vollständigen Sieges, nach Deutschland zurück, aber kaum war er dort, so begann die streng gregorianische Partei in der Umgebung des Papstes, zuerst von diesem äußerlich nicht unterstützt, von Frankreich aus, wie es einst ähnlich Urban II gethan, den Kampf von neuem. Dazu kam noch, daß unterdessen die nur etwas erstarrten aber keineswegs ertödteten Elemente des Widerstandes in Deutschland von neuem

sich organisirt hatten. Wieder war es Sachsen wo sie dem Kaiser offen entgegentraten und hier vermochte er ihrer so wenig Herr zu werden wie sein Vater. Dafür behielt er in Italien die Oberhand und schädigte die weltlichen Interessen des römischen Stuhles auf alle Weise. So zog er die Erbschaft der 1115 gestorbenen Markgräfin Mathilde von Tuscien, die diese, die weltliche Hauptstütze der päpstlichen Partei, der Kirche hinterlassen, ohne weiteres ein, eroberte Rom zum zweiten Male und setzte nach dem Tode Paschalis II und der Wahl eines ihm feindlichen Papstes einen Gegenpapst daselbst ein. Zwar sank der kaiserliche Einfluß in Italien durch die Bemühung des Papstes Calixtus II (seit 1119) wieder etwas, auch in Deutschland stand Heinrich nicht mehr so fest als früher, aber doch war ohne eine gewisse Nachgiebigkeit von Seiten des Papstes an kein Ende des Streites zu denken, besonders da sich die Ansicht der geistlichen Würdeträger in Deutschland selbst und ebenso in den meisten anderen christlichen Reichen mehr und mehr zu dem Ausweg eines Compromisses hinneigte, das die Doppelstellung der Kirche als organisches Glied der äußeren Staatsgemeinschaft und zugleich als freie Institution wahrte. Diese Stimmung gab nach beiden Seiten hin, bei dem Papst und bei dem Kaiser, die sonst die volle Consequenz ihrer Auffassung noch weiter mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln behauptet haben würden, den Ausschlag und so kam im Jahre 1122 zu Worms ein Concordat zu Stande, nach welchem der deutsche Herrscher die Wahlfreiheit der geistlichen Stifter nicht weiter antasten, auf die Belehnung mit Ring und Stab verzichten, aber die mit Scepter und Schwert behalten sollte. Der schwierigste Punkt, welches der beiden Momente, die canonische Wahl oder die Belehnung, das eigentlich entscheidende sei, wurde nothdürftig so ausgeglichen, daß die Belehnung der canonischen Wahl nachfolge, aber dann erst die Weihe des gewählten und belehnten geschehen dürfe.

Im Wesen war mit dieser Entscheidung noch nichts entschieden, denn es kam vor allen Dingen darauf an, wie stark oder wie schwach die königliche Autorität in Deutschland auftrat. Ein starker König konnte noch immer, da er das Recht hatte den gewählten Geistlichen als seinen Lehensträger zu betrachten, da er von ihm die Erfüllung aller der Pflichten fordern durfte, die auch sonst durch den Lehensverband zum Herkommen geworden waren, auf tausendfachem Wege den unbeschränktesten Einfluß auf die deutsche Kirche ausüben. Aber immer vermochte dieß nur ein starker König und deßhalb ließ es sich Heinrich V, der auch keinen Schritt in seinen Ansichten über sein Königsrecht hinter seinen stolzen und trotzigen Vorgängern zurückblieb, vor allen Dingen angelegen sein, jetzt, wo er dem Papstthum gegenüber wenigstens auf einige Sicherheit rechnen konnte, seine Entwürfe zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt mit allem Nachdruck zu verfolgen. Seine Aufgabe war um vieles schwieriger, als sie einer seiner Ahnen, Conrad II nicht ausgenommen, vorgefunden hatte, doch bot ihm seine rücksichtslose Weltklugheit auch vergleichungsweise wirksamere Mittel als jenen. Aber im Beginne dieser Thätigkeit starb er schon im Jahre 1125.

Er hinterließ, da er der letzte des salischen Hauses war, die Fortsetzung seines Werkes seinem Neffen und treuesten Anhänger, dem Herzog Friedrich von Schwaben, aus dem Hause der Staufen oder Hohenstaufen, das schon durch Heinrich IV aus der Dunkelheit erhoben, mit dem Herzogthum Schwaben ausgestattet und an die Spitze der kaiserlichen Partei in Süddeutschland gestellt worden war. Ueber die Thronfolge selbst war bei Lebzeiten Heinrichs V nichts bestimmt und es handelte sich jetzt darum, ob seine Partei im Stande war ihren Kandidaten durchzusetzen. Sie ließ es an Anstrengungen aller Art nicht

fehlen, aber die Macht der nun auf einmal alle ihre Kräfte zusammennehmenden particularistischen und streng hierarchischen Partei, der alles, was an das salische Haus erinnerte, mit Recht als ein Gräuel galt, war doch so überwiegend, daß sie die Wahl des ärgsten Feindes des vorigen Kaisers, des verkörperten Symbols des Particularismus, des Herzogs Lothar von Sachsen durchsetzte. Dieser bezeigte sogleich seine Dankbarkeit gegen die Kirche, die ihm so sehr zum Siege verholfen, durch eine Verzichtleistung auf einige besonders anstößige Punkte des Wormser Concordats und holte auch noch die Bestätigung des Papstes für seine Wahl ein. Damit mochte der vollständige Sieg des gregorianischen Geistes für immer entschieden scheinen.

Lothar suchte seine Autorität zuerst durch den Sturz der hohenstaufischen Familie zu bethätigen, doch leistete diese, die von ihm selbst gelernt hatte wie man einem deutschen König zu begegnen habe, lange den nachdrücklichsten Widerstand. Lothar richtete, so lange er allein auf die königliche Macht und die Unterstützung seines Heimatlandes angewiesen war, nicht viel gegen den zum Ungehorsam gezwungenen Herzog und seine Anhänger aus. Er suchte sich daher eine persönliche Partei in Süddeutschland zu bilden und damit gelang es ihm besser. Sie gruppirte sich um den Herzog Heinrich von Bayern aus dem welfischen Hause, das von Heinrich IV ebenfalls erhoben worden aber die Treue gegen ihn schlecht gehalten hatte, und um den Grafen oder Herzog Konrad von Zähringen. Der Erstere erhielt die Hand der Erbtochter Lothars, später auch das Herzogthum Sachsen und indirekt die Hoffnung zur Succession im Reiche, der Letztere, als der weniger wichtige, die Belehnung mit der freien Grafschaft Burgund. Mit dieser Unterstützung ward endlich das hohenstaufische Haus so weit gedemüthigt, daß es sich zur Unterwerfung, jedoch gegen die Zusicherung der Rückgabe des größten Theiles seiner Besitzungen, verstand.

Lothar sah sich mitten im Laufe des Bürgerkriegs durch die dringenden Mahnungen seines Schutzherrn, des Papstes Innocenz II, nach Italien abgerufen. Dieser Papst war in Folge einer zwiespältigen Wahl 1130 auf den Thron gelangt, hatte sich in Rom selbst gegen seinen Mitbewerber Anaclet II, der noch dazu von den Normannen unterstützt wurde, nicht zu halten vermocht, war aber von den Königen von Frankreich, England und von Lothar als rechtmäßig gewählt anerkannt worden, und verlangte jetzt von Lothar seine Wiedereinsetzung, wozu dieser kraft seiner Stellung als Candidat der Kaiserkrone allerdings verbunden war. Der deutsche König unternahm auch im Jahre 1132 das keineswegs leichte Werk, indessen, da ein großer Theil von Süddeutschland noch immer ihm mit den Waffen in der Hand gegenüberstand, mit sehr unzureichenden Kriegsmitteln. Sie genügten zur Noth, um Innocenz wieder nach Rom zurückzuführen und die Stadt einige Tage, bis die Kaiserkrönung vollzogen war, zu halten. Dann verließen Kaiser und Papst Rom wieder in solcher Eile, daß sich hinter ihnen der laute Hohn ihrer nicht einmal eingeschüchterten Feinde erhob.

Mit ganz anderm Nachdruck vermochte der Kaiser einige Jahre später nach seiner Aussöhnung mit den Hohenstaufen 1137 in derselben Angelegenheit in Italien aufzutreten. Anaclet und sein Verbündeter, Roger, den Anaclet zum König von Sicilien gekrönt hatte, konnten dem kaiserlichen Heere keinen Widerstand leisten; Innocenz ward in Rom eingesetzt, das deutsche Heer eroberte einen großen Theil der festländischen Besitzungen des sicilischen Königs, und wenn diese Eroberungen auch nicht dauernd behauptet werden konnten, so nützten sie doch zunächst dem Papste so viel, daß er zu dem Besitz mehrerer zwischen dem römischen Stuhl und den Normannen streitigen Orte kam. Da nun

auch noch der Gegenpapst Anaclet II 1138 starb und seine Partei, zersprengt wie sie war, das Schisma durch Wahl eines Nachfolgers nicht fortzusetzen vermochte, so war das Papstthum wieder einmal glücklich aus einem gefährlichen Wirbel gerettet.

Es verstand sich nach den Antecedenzien Lothars von selbst, daß er gegen die Ausdehnung der geistlichen Ansprüche über den Wortlaut des Wormser Concordates hinaus keine principielle Opposition wagte. Allerdings versuchte er in einzelnen Fällen, da er durch seine Zugeständnisse sich alles Einflusses auf die deutsche Hierarchie beraubt fühlte, wieder in den früheren Weg einzulenken, immer aber sah er sich durch die Wachsamkeit des Papstes und der streng hierarchischen Partei in Deutschland gezwungen, wieder umzukehren, neue Zugeständnisse zu machen und die Principienfragen im Sinne des Papstes als entschieden anzuerkennen. Auch sonst fehlte es nicht an verschiedenen Irrungen zwischen Innocenz und Lothar, die durch menschliche Regungen auf beiden Seiten in einer leicht erklärlichen Weise erzeugt wurden. So verstand es sich nach der päpstlichen Auffassung von selbst, daß jetzt endlich die der Kirche so lange vorenthaltene Mathildinische Erbschaft ausgeliefert werde. Es war dieß sogar schon im Wormser Concordat zugestanden und Lothar vermochte nach seiner Stellung gar nichts gegen dieses nach seiner Auffassung der geistlichen und kaiserlichen Befugnisse durchaus gerechtfertigte Verlangen einzuwenden. Aber es schmerzte ihn doch so viele und so reiche Städte und Landschaften mit einem Federzuge preisgegeben zu haben, und er versuchte auf alle mögliche Weise die wirkliche Uebergabe zu verzögern. Endlich blieb dem Papste nichts Anderes übrig als den Kaiser selbst damit zu belehnen. So war das Recht des Papstes auf die allerunzweideutigste Weise anerkannt, aber factischen Nutzen zog die römische Kirche aus diesen so großen Erwerbungen muthmaßlich nicht viel mehr. Dagegen mußte es im höchsten Grade auffallend sein, daß sich der Kaiser zu einem solchen Ausweg entschloß, denn wenn nach damaligen Begriffen auch für einen sehr mächtigen weltlichen Fürsten durchaus nichts Ehrenrühriges in einer Lehensabhängigkeit selbst von einem minder mächtigen geistlichen Herren lag, so war es doch bei einem deutschen König und Kaiser etwas Anderes. Für ihn schien eine Unterordnung in weltlichen Dingen unter gleich viel welchen Herrn durch und durch unpassend.

Aber wenn das Papstthum nunmehr nach der Seite hin, von der es früher am meisten bedrängt worden war, sich einer nicht gering anzuschlagenden, durch einzelne Irrungen nicht wesentlich gestörten unterwürfigen Anerkennung zu erfreuen hatte, so genoß es doch auch jetzt noch nicht seinen Sieg über die weltliche Gewalt in der behaglichen Sicherheit, die das nothwendige Resultat davon zu sein schien.

Die Kaiser und Könige der Zeit beugten sich wohl, wenn auch nicht alle mit so aufrichtigem Herzen wie Lothar, unter seine Suprematie und die Durchführung der Laieninvestitur, als des concretesten Ausdruckes für die streitigen Verhältnisse zwischen Staat und Kirche jener Zeit, wurde in keinem der großen Reiche der Christenheit mehr in den Formen gewagt, an welchen Gregor VII einst Anstoß genommen, die er aber bei seinen Lebzeiten nirgends hatte beseitigen können. Dagegen erhob sich jetzt aus den mittleren und niederen Regionen der Kirche und der Laienwelt eine Opposition, nicht sowohl gegen einen der großen Gesichtspunkte Gregors, auch nicht gegen eine der wesentlichsten Grundlehren der Kirche, als vielmehr gegen die eigenthümliche Gestaltung des gesammten kirchlichen Geistes, oder richtiger des römischen Geistes in der Kirche, wie er seit Gregor VII immer charakteristischer herausgetreten war.

Gregor VII, seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger hatten bei den von ihnen als Lebensziel aufgestellten Reformen theoretisch den ganzen Zustand der Kirche im Auge, aber praktisch bezog sich ihre Thätigkeit, wie gezeigt worden ist, doch nur auf einige der nächsten und nach ihrer Ansicht schreiendsten Mißstände. Von der Ansicht geleitet, daß das Verderben über die Kirche hauptsächlich durch die nicht genügend ferne gehaltenen Einflüsse der Welt, der Sinnlichkeit in ihren allgemeingültigsten Gestaltungen, hereingebrochen sei, bestrebten sie sich, die äußeren Fäden, durch die die Kirche an die Welt gekettet war, zu durchschneiden und glaubten damit, gewiß im Sinne der bei weitem überwiegenden Mehrzahl aller wohlmeinenden und zum Nachdenken aufgelegten Geistlichen und Weltlichen der Zeit, schon Alles gewonnen zu haben, wenn ihnen dieß gelang. Von selbst verstand es sich dabei, daß die geistliche Autorität zur Abwehr künftiger bösartiger Einflüsse, zur Erhaltung und Ueberwachung des Gewonnenen sich möglichst verstärken müsse. Alles dieß war nun, wenn auch nicht in der abstracten Idealität, mit der es ursprünglich gedacht werden konnte, so doch im Wesen vollständig erreicht, und doch war die Kirche nicht besser, ja sie schien sogar noch schlechter geworden. Die Laieninvestitur existirte nicht mehr in ihrer anstößigen Form, die Priesterehe wurde überall als kirchliches und bürgerliches Verbrechen verfolgt, und doch wurden von allen Seiten her nur noch lautere Klagen über Simonie und unzüchtiges Leben der Geistlichkeit vernommen. Auch die Päpste dieser Zeit entsprachen keineswegs den Anforderungen, die sie selbst theoretisch an sich stellten, und die einst in Persönlichkeiten wie Nicolaus II, Gregor VII und Urban II realisirt gewesen schienen. Der ärgerliche Streit zwischen Innocenz II und Anaclet II schadete zwar der äußeren Machtstellung des Papstthums nichts, aber er war um nichts unterschieden von den Vorgängen einer Zeit, in der das Papstthum selbst am Tiefsten in das allgemeine Verderbniß der Kirche hineingerissen war, und der Eindruck, den er auf die Zeitgenossen ausübte, wirkte noch viel bedenklicher als in jener früheren Periode ein ähnliches Ereigniß je wirken konnte. Die Empfindungen der gesammten abendländischen Welt waren in der Zwischenzeit durch die rasche Bewegung des geistigen Lebens um so viel verfeinerter, ihr sittliches Gefühl im Allgemeinen um so viel geschärfter, die Ansprüche, die sie an die eigentliche Vertreterin aller höheren geistigen und sittlichen Interessen, die Kirche, und in der Kirche wieder an ihr eigentliches Oberhaupt, den Papst machten, um so viel mehr gestiegen, daß dasselbe, was einst nur bei Einigen Betrübniß und Zorn erregt hatte, jetzt in weiten Kreisen als ein Schandfleck, der die ganze Zeit beschmutzte, angesehen ward. Es erwachte jetzt mit einem Male eine Macht, die früher gar nicht vorhanden gewesen war, die sittliche Kritik der öffentlichen Meinung, und diese richtete sich fast ausschließlich auf die Kirche. Es schien fast, als wenn ihr dieser gegenüber die Augen um so viel bessere Dienste leisteten, je mehr sie dieselben gegen alle übrigen Verhältnisse des Lebens, wo man sich scheinbar noch in ganz reiner Unmittelbarkeit in dem alten Geleise bewegte, verschlossen hielt.

Diese öffentliche Meinung wurzelte innerhalb und außerhalb der Kirche in dem sittlichen Gefühl unzähliger Individuen aus den verschiedensten Nationalitäten, aus den verschiedensten socialen Stufen und von der verschiedensten Bildung. Aber besonders stark und in besonders oppositioneller Schärfe entwickelte sie sich lokal in den geistig erregtesten und social entwickeltsten Ländern des damaligen Europas, in Frankreich und in Italien. Dort war sie am stärksten in der gelehrten Theologie oder, da ihr damaliger Betrieb überhaupt alle geistigen Richtungen sich dienstbar zu machen mußte, in der Wissenschaft, in einem

Theile der Klostergeistlichkeit und in dem Ritterthum vertreten, hier in dem niederen Clerus und in dem städtischen Elemente.

Ihren ersten allgemein gültigen, in die Weltgeschichte eingreifenden Ausdruck erhielt sie durch einen jüngeren Zeitgenossen des Papstes Innocenz II, den italienischen Kleriker Arnold von Brescia. Er fand nach reiflicher Erwägung, daß die Kirche seiner Zeit an Haupt und Gliedern einer totalen Verbesserung bedürfe, und zwar nach der Seite hin von der das Verderben über sie gekommen war. Nach seiner Meinung mußte der Zustand der Einfachheit, der gänzlichen Armuth und Entsagung des apostolischen Zeitalters, als der einzig normale angesehen werden. Jede Berührung mit den Schätzen dieser Welt brachte auch eine Befleckung hervor, die allmählich zu den ganz corrupten Zuständen der Gegenwart führte. Er verlangte also das systematisch und von innen heraus durchgeführt, was einst ein Papst Paschalis II in einer ganz bestimmten Situation und innerhalb ganz bestimmter Grenzen selbst als Lösung des verhängnißvollen Streites zwischen Papstthum und Kaiserthum vorgeschlagen hatte, eine gänzliche Verzichtleistung auf alle äußeren Schätze und Ehren, ein Wegwerfen der unendlichen Besitzthümer, die die Kirche im Laufe der Zeiten auf die manchfaltigste Weise erworben hatte und eine Beschränkung des einzelnen auf das allergeringste Maß dessen, was der Leib zu seiner Fristung bedarf. Alles andere sollten die Weltlichen, die es gegeben, wieder zurücknehmen und zu ihrem Gebrauche, wie es von Gott verordnet sei, verwenden, dann werde das wahre Zeitalter der reinen und allmächtigen, durch den Geist allein die Welt beherrschenden Kirche anbrechen. Dann würden auch alle andern Abweichungen von der apostolischen Einfalt in den Einrichtungen der Kirche aufhören, die in die jetzige Kirche erweislich bloß durch das Bestreben die Welt durch äußere Mittel, Geld und Gut, zu beherrschen, sich eingeschlichen hätten. Arnold unterstützte seine Lehren durch eine glänzende Beredsamkeit und durch ein exemplarisches Leben ganz im Geiste dessen, was er forderte und fand in vielen Gegenden von Italien Beifall unter dem Clerus, aber noch mehr unter den Laien, denen sein Gedankenkreis, der fast nirgends auf das eigentlich gelehrte Gebiet hinüberglitt, durchaus zugänglich war. Sein Erfolg war so groß, daß er von der Kirche nicht mehr ignorirt werden konnte, denn es ließ sich nicht absehen, wie schnell diese Ansichten, die bisher nur theoretisch auftraten, in der Hand der vielen Feinde und Neider der äußeren Stellung der Kirche praktische Bedeutung gewinnen konnten. Er ward auf einer Lateransynode 1139 als Ketzer und Schismatiker verurtheilt, aber dadurch seine Wichtigkeit erst recht gesteigert. Fast alle italienischen Städte waren von seinen Anhängern erfüllt, am zahlreichsten aber fanden sie sich in der Hauptstadt der sichtbaren Kirche, in Rom selbst, weil allerdings kein Ort der Welt geeigneter war den grassen Gegensatz zwischen dem Einstmals und Jetzt der Kirche ins Bewußtsein zu bringen.

Hier erfolgte denn auch die erste Explosion. Die römische Bürgerschaft kündigte dem Papst Innocenz den Gehorsam auf, weil es unchristlich sei, daß der oberste Hirt der Kirche zugleich weltliche Regentenrechte ausübe, und richtete ihre Verfassung in den Namen und Formen der antiken römischen Republik ein, so viel man damals noch, wo das ganze Alterthum nicht einmal mehr volksmäßige sondern bloße gelehrte Mythe geworden war, davon herbeizuschaffen vermochte. Sie forderte zugleich den deutschen König auf, als denjenigen dem die Nachfolge in der Herrschaft der Imperatoren gebühre, zu kommen und die Zügel der Welt aus ihren Händen in Empfang zu nehmen, die sie allein als Nachkommenschaft des populus Romanus zu übertragen das Recht besitze.

An und für sich lag eine solche Auffassungsweise so ganz außerhalb des

Zeitgeistes, daß der Vorgang auf die Auswärtigen eben nur als ein bis zur Unverständlichkeit wunderlicher Exceß einer tumultuarischen Menge gegen ihre herkömmliche Obrigkeit wirken konnte. Aber die Gefahr bestand für die Zukunft in der nahe liegenden Möglichkeit, daß sich die weltlichen Fürsten und vor allen der deutsche König dieser für die früheren Ansprüche des Königthums so außerordentlich bequemen Gelegenheit irgend einmal bemächtigen und dem Papstthum Zugeständnisse abdringen könnte, die noch weit über das Maß dessen hinausgingen, was einst Paschalis II Heinrich V hatte bewilligen müssen.

Dieser extremsten Richtung der Opposition gegen die Kirche, die, ohne es zu wissen, zugleich auch in einen allgemeinen politischen und socialen Umsturz umzuschlagen begann, trat nun ein mächtiges Gegengewicht durch eine in ihrem sittlichen Rigorismus kaum weniger strenge, aber in der Anwendung desselben auf die gegebenen Verhältnisse nicht so kalt abstracte, nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüthe operirende Richtung in der Kirche selbst entgegen, wie jene ja auch aus der Kirche selbst und nicht bei den Laien ihren Ursprung genommen hatte.

Unter der französischen Klostergeistlichkeit waren seit der Stiftung von Clugny die Männer immer zahlreicher geworden, die es mit den Forderungen des Klosterlebens so ernst wie möglich nahmen. Zwar der Cluniacenser Orden selbst hatte sich nach einem raschen Aufblühen in der Mehrzahl seiner Glieder schnell in dieselbe Verderbniß gestürzt, gegen die er einst so mächtig ankämpfte. Die Aebte waren vornehme, üppig lebende weltliche Vasallen geworden, wie die der älteren Benedictinerstifte, und das Leben und Treiben der Mönche entsprach mit wenigen Ausnahmen dem Beispiel ihrer Obern. Dafür bildeten sich aber seit der Mitte des 11. Jahrhunderts eine ganze Anzahl von strengeren Mönchsorden, die als Grundlage ihrer Verfassung nicht die ursprüngliche Regel Benedicts sondern eine Verschärfung derselben aufstellten. Nicht weniger als fünf von ihnen waren in dem östlichen und südlichen Frankreich, dem Mittelpunkte des religiösen Aufschwunges der Zeit, gegründet worden und hatten sich von da aus weiter verbreitet. Darunter war auch der in dem Kloster Cistercium von dem Abt Robert gestiftete, der unter ihnen allen sich am umfassendsten und eigenthümlichsten organisirte. Er verlangte von seinen Mitgliedern die strengste Entsagung der äußeren Bequemlichkeiten des Lebens, in Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, und er führte auch in seinen Kirchen die allergrößte geradezu ärmlichste Einfachheit durch, um auch von dieser Seite her allem Eindringen weltlicher Verderbniß den Weg zu versperren. Dieß stand mit der Art der andern Mönchsorden, vor allem der Benedictiner, ja mit dem allgemeinen Zug der kirchlichen Entwicklung in einem so schneidenden Widerspruch, daß es schon deßhalb seinen Eindruck auf ernstere und mehr nach innen gewandte Naturen nicht verfehlen konnte. Außerdem sollte noch durch neue Verfassungsformen einigen der Hauptübelstände in der bisherigen Entwicklung des Mönchthums vorgebeugt werden. Um die Suprematie des einzelnen Abtes zu brechen und zugleich jedes einzelne Kloster im lebendigsten Zusammenhang mit dem ganzen Orden zu halten, ward eine förmlich corporative Organisation durchgeführt, an deren Spitze der Abt von Cistercium stand, und die der Gesammtheit die Verpflichtung auferlegte, bis in's Einzelnste hinein über die Entwicklung jedes Klosters zu wachen. Bisher zeigte die Geschichte des Mönchthums nichts von einem solchen festen Zusammenschluß fast in den Formen des damaligen weltlichen Staates. Wenn ja ein Zusammenhang stattfand, wenn einzelne Klöster, wie z. B. Clugny, wohl auch eine Art von Suprematie über andere übten, so geschah dieß immer nur in einer sehr unbestimmten, nach der

jedesmaligen Situation sich ändernden Form, und immer äußerte sie sich nur in der Stellung eines Monarchen, des Abtes im Hauptkloster, zu seinen Untergebenen, den Aebten in den Töchterklöstern, aber nie in geregeltem corporativem Verbande, wo der Monarch, ähnlich wie die feudalen Könige dieser Zeit, ebenso beschränkt war wie seine Untergebenen, und die wahre Souveränetät wenigstens nach der Voraussetzung in dem Rechtsbewußtsein der Gesammtheit der Berechtigten liegen sollte, das nach oben und und unten hin gleich bedingend und beschränkend sich geltend machte. Von derselben Art war ferner die Bestimmung, daß alle Klöster dieses Ordens der bischöflichen Jurisdiction unterworfen bleiben sollten. Benedictiner und Cluniacenser hatten immer ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet zu Exemtionen zu gelangen, die ihnen in der That allein erst die Möglichkeit gaben eine auch weltlich imposante Stellung einzunehmen. Ein Abt eines Benedictinerklosters, der keinen anderen geistlichen Oberen über sich erkannte als den Papst, fühlte sich eben so hoch gestellt als jeder Bischof und verlangte auch demgemäß in seinem Verhältniß als Lehensträger eines weltlichen Fürsten in den ersten Rang der Aristokratie gestellt zu werden, was auch in der That sehr häufig gelang. Natürlicher Weise lag dann alles Gewicht auf der Behauptung der einmal eingenommenen Weltstellung, nicht auf der geistlichen Bedeutung der Würde. Von selbst ergaben sich auch durch solche Exemtionen unzählige Irrungen der ärgerlichsten Art mit den geistlichen Oberen, die ihren Sprengel eben so wenig zerrissen, ihre eigene Bedeutung in Schatten gestellt, ihren weltlichen Rang streitig gemacht sehen wollten, als die Aebte eifrig darnach strebten, dieß alles zu erreichen. Damit hing auch zusammen daß den Cisterciensern alle Einmischung in die Seelsorge verboten ward. Sie sollten ein wahrer und bloßer Mönchsorden, ein Verein abgeschlossen von der Welt lebender, allein mit ihren inneren religiösen Bedürfnissen beschäftigter Anachoreten sein und bleiben und die Sorge für das Seelenheil der Laien, woran sich so leicht die Gefahr weltlichen Vortheilen nachzustreben knüpfte, den durch kirchliche Anordnung damit Betrauten überlassen.

An und für sich stand der neue Orden nach seiner eigenen Constitution so außerhalb der Bewegung des Lebens, selbst auf rein kirchlichem Gebiete, daß er in der obschwebenden Krise weder für noch gegen einen Ausschlag geben zu können schien. Es verstand sich von selbst daß er, der den Bischöfen zu Gehorsam verpflichtet war, nicht gegen sie zu ihrer Beraubung durch die Hand der Laien Partei nehmen würde. Sein Einfluß lag lediglich in der Persönlichkeit eines ihrer Mitglieder, des Abtes Bernhard von Clairvaux in Burgund. Er vereinigte in sich alle die Eigenschaften die gewöhnlich in der Kirche der Zeit getrennt vorkamen, eine tiefe Versenkung in das innerlichste des religiösen Gefühllebens, eine weit verzweigte Gelehrsamkeit sammt der Kenntniß und der Uebung in den dialektischen Formen, in die sich die Dogmatik und die gesammte kirchliche Speculation der Zeit zu hüllen pflegte, eine erstaunliche Kraft in seinem eigenen Leben die strengste Enthaltsamkeit von den Genüssen der sinnlichen Welt durchzuführen, und zugleich einen großen Trieb und ein eben so großes Geschick in das Kleinleben einzelner bedrängter Seelen und das Großleben der gesammten christlichen Welt praktisch fördernd einzugreifen. Seiner Herkunft und ersten Bildung nach der Blüthe des ritterlichen Adels angehörig, war er mehr als irgend ein anderer schon deßhalb geeignet die Kirche gegen diesen zwar noch nicht ihr feindselig gegenüberstehenden, aber doch schon in gewissem Sinne nach einer geistigen Emancipation hinstrebenden Stand, den wichtigsten der Zeit, ja ihren eigentlichsten Repräsentanten, würdig zu vertreten und ihm in seiner Persönlichkeit das unendliche geistige, wissenschaftliche, sittliche Ueber-

gewicht fühlen zu lassen, das die Kirche in einzelnen hervorragenden Individuen allerdings noch mit Recht in Anspruch nahm. Seine Stimme war bald die einflußreichste in ganz Europa, ohne daß er für dieses geistige Primat in irgend einer äußeren hohen Stellung einer Stütze bedurft hätte. Er war und blieb eben immer nur der demüthige Abt eines armen Klosters. Auch er verlangte eine Reform der Kirche, aber von innen heraus durch dasselbe Wunder sittlicher Umkehr, das auch ihn dem weltlichen Treiben entrissen hatte. Eine durchgreifende Veränderung in der Organisation der Kirche verabscheute er, wohl aber verlangte er von allen ihren Gliedern, insbesondere von den Bischöfen und zumeist von dem Papste, daß sie durch ihr Beispiel und durch strenge Handhabung der bestehenden Gesetze Zucht und Ordnung auch auf äußerlichem Wege aufrecht erhalten sollten, bis die Erneuerung durch den Geist allgemein gesiegt habe. Dieser Abt Bernhard hatte schon einmal, als die christliche Welt durch das Schisma nach dem Tode Honorius II tief erschüttert war, durch seine Stimme die er für Innocenz II erhob, den Ausschlag gegeben, und er war es auch jetzt wieder, der überall durch Wort und Schrift mit unendlicher Rührigkeit den Lehren Arnolds von Brescia entgegentrat, und wenigstens außerhalb Italiens auch mit großem Erfolge. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Theilnahme der deutschen Ritterschaft an den Kreuzzügen. Der Umschwung des nationalen Geistes in Deutschland.

In Deutschland existirte einst ohne Zweifel die zahlreichste und mächtigste Opposition gegen das Papstthum. Aber die Tendenzen, die sie beseelten, hatten gar nichts mit der volksthümlichen Auflehnung gegen die Verweltlichung der Kirche zu thun. Es handelte sich dabei um bloße egoistische Interessen sowohl auf Seiten des Königthums wie der anderen zahlreichen weltlichen und geistlichen Feinde Gregors und seiner Nachfolger. Seit der veränderten Stellung der großen Parteien nach dem Tode Heinrichs V konnte man übrigens die bisherigen Streitpunkte zwischen Papstthum und Kaiserthum für erledigt halten. Was noch auszugleichen war, betraf, wie die Mathildinische Schenkung

einzelne Punkte, die mit einer sittlichen oder auch nur allgemein politischen Auffassung des Rechtes beider Gewalten in gar keinem greifbaren Zusammenhang standen. Deßhalb bekümmerte man sich hier auch nur sehr wenig um die durch Arnold von Brescia verursachte Bewegung in Italien und lebte im Ganzen in der bisherigen Weise eigentlich außer rechtem Zusammenhang mit den größten Culturströmungen der Zeit wesentlich innerhalb der Schranken speciell deutscher Angelegenheiten fort.

Darunter war das Auftreten einer neuen Königsdynastie nach Lothars Tode 1137 das wichtigste. Lothar hatte so wenig über die Nachfolge im Reich eine Anordnung treffen können wie sein Vorgänger Heinrich V, aber er rechnete als selbstverständlich auf die Wahl seines Schwiegersohns, des Herzogs Heinrich von Baiern und Sachsen, der zugleich Lehensträger des päpstlichen Stuhles wegen der Mathildinischen Güter war. Doch lag es wenig im Interesse der größeren deutschen Vasallen sich ein so mächtiges Haupt zu geben, auch der Papst Innocenz II, damals noch nicht bedrängt von Arnold von Brescia und seinen exaltirten Unterthanen, fürchtete den ihm nicht gerade als nachgiebig und willfährig bekannten Charakter Heinrichs eben so sehr, wie die Nachbarschaft seiner Besitzungen, durch die er als König auf Rom und das Papstthum muthmaßlich einen ganz andern Einfluß auszuüben vermochte wie irgend einer seiner Vorgänger. Man war in Rom schon damals gebildet genug um einzusehen, daß die Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche, oder zwischen den deutschen Königen und den Päpsten nicht allein aus der persönlichen Anmaßung der ersteren, sondern aus den Principien beider Institutionen, des Königthums und des Papstthums, entsprangen und suchte daher auch alle Gelegenheit zu vermeiden, die das deutsche Königthum, selbst wenn es scheinbar zu größter Sicherheit für die Kirche in der Hand eines treuergebenen und frommgesinnten Mannes lag, zur Bethätigung seiner Voraussetzungen verlocken konnten. Und dazu gehörte vor allen Dingen eine unmittelbare Berührung mit den weltlichen Hoheitsrechten der römischen Kirche. So trat jetzt die einstmals der Kirche so feindselige Partei der Hohenstaufen unter päpstlicher Aegide für Conrad von Hohenstaufen, den Bruder Friedrichs, wieder auf den Schauplatz, und setzte auch wirklich ihren Candidaten in einer höchst tumultuarischen und vielfach von dem Herkommen abweichenden Wahl durch, deren Unrechtmäßigkeit durch die von einem päpstlichen Legaten vollzogene Krönung nicht verdeckt ward.

König Conrad sah sich veranlaßt gegen Heinrich von Baiern und Sachsen dieselbe Politik einzuschlagen, die einst Lothar gegen sein Haus eingeschlagen hatte. Heinrich wehrte sich so gut er vermochte, denn er war jetzt in der That der unschuldig angegriffene Theil, obgleich es sich von selbst versteht, daß er, falls ihm die Mittel zu Gebote gestanden hätten, Conrad gerade so behandelt haben würde wie er ihn behandelte. Er ward darauf in die Acht erklärt, seiner Herzogthümer entsetzt und dieselben an Männer gegeben, die durch ihre Herkunft und ihre politische und sociale Stellung Garantie für ihre Treue und für die Dauer ihrer Feindschaft gegen Heinrich gaben. Darüber war Heinrich gestorben, aber sein Haus setzte den Widerstand nicht ohne Glück fort, und Conrad sah sich endlich zu einem Compromiß genöthigt, das Heinrichs gleichnamigem Sohne, dem nachmals so berühmten Heinrich dem Löwen, wenigstens seine Stammgüter und das Herzogthum Sachsen zurückgab. Aber die Marken an der Elbe und östlich von der Elbe wurden davon getrennt und mit voller herzoglicher Gewalt dem bisherigen Markgrafen von Soltwedel, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Ascanien, verliehen. Baiern blieb im

Besitz des Babenbergischen Hauses, das bisher die markgräfliche Würde in der Ostmark bekleidet und sich dort unvergängliche Verdienste um die Verbreitung der deutschen Herrschaft und des deutschen Elementes längs der Donauufer erworben hatte.

Diese Wirren erfüllten wieder wie einst die unter Heinrich IV und V und unter Lothar, ganz Deutschland von den Alpen bis zur Nordsee mit Blut und Zerstörung, und selbst nach der Aufrichtung des Friedens setzte sich der Krieg mehr in Gestalt einzelner Fehden zwischen den Anhängern des Königs und der Babenberger und den Getreuen des Welfischen Hauses noch Jahre lang fort. Darüber vergaß Conrad alle andern Pläne und Pflichten, wie sie ihm seine Stellung nach damaligem Begriffe auferlegte. Namentlich bekümmerte er sich durchaus nicht um das traurige Geschick des Papstthums, das seine natürliche Basis, die Stadt Rom, damals durch eine ganz fremdartige Revolution (s. o. S. 189) für immer zu verlieren Gefahr lief. Die Päpste mußten sich auf eigene Hand ihre Rechte wahren so gut sie vermochten, und sie hatten jetzt Gelegenheit ihre überschlaue Politik zu verwünschen, die sie eines solchen Nachbars, wie Heinrich der Welfe, beraubt hatte. Cölestinus II, Innocenz II Nachfolger, versuchte noch gütliche Mittel, sein Nachfolger, Lucius II, wendete Gewalt an, fand aber dabei einen wenig für das Oberhaupt der Kirche geziemenden Tod 1145. Eugen III hielt es für gerathener, sich von Rom wegzubegeben, und ging nach dem Lande wo er am ersten wenigstens auf eine geistige Machtstellung rechnen durfte, nach Frankreich. Dort wirkte ohnehin schon Bernhard von Clairvaux, der eifrigste aller seiner Anhänger und wichtiger für ihn als zehn Könige der Christenheit, eifrigst zu seiner Restitution, aber zugleich auch für seine idealen Reformpläne, auf die Eugen III, mehr um Bernhards Gemüth nicht zu verletzen, als aus wirklicher Ueberzeugung, scheinbar sehr andächtig einging. Außer der Person des heiligen Bernhard konnte der Papst auch auf die unbedingte Unterstützung des von jenem ganz beherrschten Cistercienserordens zählen. Dieser war damals schon eine Art von Weltmacht, denn er verbreitete sich nicht sowohl durch seine Principien, obgleich auch diese der strengeren Richtung der Zeit zusagten, als vielmehr, weil ihm der größte Mann in der gesammten Kirche, Bernhard von Clairvaux, angehörte, mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Frankreich und die westlichen Landschaften des deutschen Reiches.

Eugen verlangte von Bernhard, daß er seinen Einfluß zunächst zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft über Rom geltend mache und Bernhard, der schon wegen des diametralen Gegensatzes, in welchem seine Geistesanlage zu der eines Arnold von Brescia stand, die antik-mittelalterliche Fratze der römischen Republik auf's tiefste verabscheute, fand diese Forderung des Papstes sehr gerechtfertigt, aber hielt sie nicht für die dringlichste Pflicht der Christenheit. Als solche erschien ihm vielmehr die Unterstützung des heiligen Landes, das seit einiger Zeit von den Saracenen hart bedrängt ward. Seine Hauptfestung, der Schlüssel zu den Jordanlandschaften, Edessa, war bereits von ihnen genommen, und Jerusalem schien ohne nachdrücklichen Beistand verloren, denn die Kräfte des neuen Staates waren, wie sich schon seit einiger Zeit ergab, äußerlich und innerlich zu schwach um dem neuauflodernden Fanatismus des Islam Widerstand leisten zu können. Eugen III besaß noch so viel traditionelle Ehrfurcht vor der Bedeutung seines Amtes, daß er auf diese Anschauung des heiligen Mönches einging und ähnlich wie einst Urban II gethan, durch persönliche Anfeuerung die französische Aristokratie wieder in die frühere Begei-

sterung für das große Unternehmen setzte. Der König Ludwig VII entschloß sich selbst an die Spitze seiner Ritterschaft zu treten.

Aber Bernhard verlangte noch größere Theilnahme und richtete sein Augenmerk auf Deutschland. Hier war die Nachbarschaft des geistig erregtesten Landes der Zeit, Frankreichs, nicht ohne Einfluß geblieben. Auch der deutsche Adel, insbesondere der in den westlichen Gegenden, betheiligte sich mehr und mehr an den einzelnen bewaffneten Zügen, die fortwährend in das heilige Land gingen, aber zu einem allgemeinen Unternehmen war es noch immer nicht gekommen. Da erschien Bernhard selbst in Deutschland und seiner überwältigenden Persönlichkeit gelang es, massenweise Kämpfer für den heiligen Krieg zu werben und den König Conrad zu veranlassen sich an die Spitze des deutschen Kreuzheeres zu stellen. Siebzigtausend Ritter zogen im Jahre 1147 mit ihm aus Deutschland, viel mehr als die Zahl der französischen Kreuzfahrer betrug; denn Deutschland war noch immer an Zahl und physischer Kraftfülle seiner Bewohner das erste Land des damaligen Europas. Aber der Erfolg entsprach den Zurüstungen nicht. Das deutsche Heer erreichte nach manchen Mühsalen Kleinasien, erlag jedoch hier zum größten Theil dem Clima und den Angriffen der trefflich geübten seldschuckischen Reiterschwärme. Dem französischen Heere erging es nicht besser, und endlich mußten beide Könige mit dem Rest ihrer Heere wieder nach Constantinopel zurück und zur See nach Jerusalem, wo sie natürlich für die Sache des heiligen Landes nichts zu thun vermochten.

So endete dieser erste Aufschwung der religiösen Begeisterung des deutschen Ritterthums sehr traurig, aber er wurde dadurch nicht gedämpft. Die Hauptsache blieb, daß man nun endlich einmal das große Werk angegriffen hatte, und es erschien Vielen der Untergang des Heeres als eine gerechte Strafe Gottes für die schmähliche Säumniß. Ganz so wie sich der französische Lehensadel nach der Eroberung des gelobten Landes auf einmal innerlich verwandelt fühlte, so geschah es auch dem deutschen. Auch er fühlte sich von jetzt an berufen das ideale Princip seiner Standesgenossen in Frankreich recht von innen heraus zu dem seinigen zu machen, auch er sah sich jetzt durch seine Beziehung zu den heiligsten und schwungreichsten Gedanken des Zeitalters auf einmal in eine feinere geistigere Atmosphäre emporgehoben, in der ihm sein früheres Leben und Treiben plötzlich schaal und roh vorkam. Er glühte von innerem Thatendrang, um der Welt zu zeigen, daß er vor allen Dingen, als der erste Stand des ersten Reiches der Christenheit, berufen sei das Größte zu leisten. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Erneuerung des Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum durch die deutschen Könige aus dem Hause Hohenstaufen; der Kampf des Lehenstaates gegen das Bürgerthum in Italien.

Die allerdings nicht vom Glücke begleitete Theilnahme der deutschen Ritterschaft an dem Kreuzzuge des Jahres 1147 wirkte nicht bloß im allgemeinen zu einer vorher nicht gekannten idealen Erhebung dieses Standes in der Art, wie sie sich in der nord- und südfranzösischen Ritterschaft bereits seit geraumer Zeit in den mannigfachsten Erscheinungen angekündigt hatte, sondern sie erweckte zugleich auch wieder neben dem gesteigerten Standesbewußtsein ein lange entschwundenes oder eigentlich in dieser Art noch nie vorhanden gewesenes Interesse an der Ehre und Größe des Reiches oder was dasselbe war, des deutschen Königthums. Insofern könnte man nicht unpassend auch von einem Aufschwung des Nationalsinnes sprechen, wenn man dabei nicht vergißt, daß sich derselbe wesentlich auf die Lehensaristokratie beschränkte und daß er auch hier nichts anderes bedeutete, als das Bestreben in der Gesammtheit des Standes nach außen hin in ruhm- und glanzvoller Thätigkeit aufzutreten. Die Betheiligung an der Befreiung des heiligen Landes mußte principiell immer als das höchste Ziel des Einzellebens und der Gesammtthätigkeit der ganzen europäischen christlichen Ritterschaft gelten und hier verschwand aller Unterschied der Nationalitäten vor der Allgemeinheit des Zieles und der Allgemeinheit des Begriffs der christlichen Ritterschaft, der in sich jede nationale Schranke negirte. Aber doch waren diese einmal da und forderten ihr Recht, sie wiesen die einzelnen Ritterschaften neben der allgemeinen Aufgabe noch auf Separatziele hin, deren Erreichung zusammen mit der Verfolgung jener ihnen allein die vollständigste Befriedigung ihres Strebens geben konnte. Der deutschen Ritterschaft war ihre speciell nationale Bahn durch die bisherige Geschichte genugsam angewiesen. Das deutsche Volk oder seine Vertreterin, die deutsche Lehensaristokratie, hatte durch die Uebertragung des Kaisertbums auf den deutschen König, ihr Haupt, die Verpflichtung überkommen die Ideen der Weltherrschaft, die sich an die Kaiserkrone knüpften, zu realisiren. Allerdings schwebten diese Ideale in der nebelhaftesten Region der Phantasie und Niemand wäre im Stande gewesen im Einzelnen anzugeben was er sich unter ihren Pertinenzen dachte. Die realste Seite davon mochten die Ansprüche auf die Behauptung Italiens, auf den Besitz der Stadt Rom bilden. Dieß war wenigstens ein im allgemeinen faß-

licher Gedanke, und er vermochte auch, aber nur als Ausfluß jener traumhaften unbegrenzten Vorstellungen die deutsche Nation zu lebhafter Thätigkeit aufzuwecken.

Schon vor dem neuen Aufschwung des ritterlichen Lebens pflegten die deutschen Könige, falls sie nur einigermaßen in Deutschland selbst Autorität übten, große Heeresmassen aus dem Lehensadel nach Italien zu werfen und damit wenigstens den Namen der kaiserlichen Obergewalt sich zu eigen zu machen. Aber die Initiative ging dabei in jedem Sinne von den Königen selbst aus. Jetzt drängte die öffentliche Meinung des Ritterstandes dazu, aber der König Conrad III, der in Deutschland realere Ziele verfolgen zu können meinte, suchte sich ihrem Einfluß so lange wie möglich zu entziehen. Und wirklich starb er im Jahre 1152 ohne einen Römerzug unternommen zu haben.

Nach der in den letzten Zeiten eingerissenen Praxis hätte man vermuthen sollen, daß nun wieder ein Fürst den deutschen Thron besteige, der durch Herkunft und Persönlichkeit als der geborene Feind des eben verstorbenen Königs angesehen werden mußte, also jetzt etwa einer der zahlreichen Angehörigen des Welfischen Hauses, das zwar äußerlich mit den Hohenstaufen versöhnt schien, aber seinen inneren Gegensatz, eben weil er ein innerlicher und principieller war, nicht aufgegeben hatte. Gewiß wäre es im Interesse einer klugen Politik der Reichsfürsten gelegen eine solche Wahl durchzusetzen, denn in jedem Falle mußten sie in ihrem Streben nach möglichster Schwächung der königlichen Gewalt gewinnen, der Versuch mochte ausschlagen wie er wollte. Trotzdem wurde fast ohne Widerspruch der Neffe des vorigen Königs, Herzog Friedrich von Schwaben erwählt, der von der öffentlichen Meinung als der wahre und vollkommene Ausdruck aller ritterlichen Tugenden und Fähigkeiten bezeichnet ward. Da er außerdem auch noch durch persönliche Verwandtschaft dem Welfischen Hause nahe stand, so ließ sich von ihm allerdings eine glänzende Regentenlaufbahn im Sinne der Zeit, eine ruhmvolle Thätigkeit nach außen erwarten, und er bemühte sich auch diesen Erwartungen vom ersten Augenblick seines Königthums an bis zu dem letzten zu entsprechen, indem er dabei ebensowohl den Pflichten seines Standes und Amtes als dem Triebe seines eigenen Naturells und seiner eigenen Bildung Genüge leistete.

Schon im Jahre 1154 unternahm er seinen Römerzug zur Wiederherstellung der deutschen Herrschaft in Italien und zur Erlangung der Kaiserkrone. Bis dahin hatte man unter der ersteren hauptsächlich die Anerkennung der königlichen Rechte von Seiten der größeren Vasallen des Landes, der geistlichen und weltlichen verstanden, von denen besonders die letzteren nur zu sehr geneigt waren die Entfernung ihres rechtmäßigen Herrschers zu ihrem Nutzen und zu Beförderung ihrer vollständigen politischen Unabhängigkeit auszubeuten. Als Friedrich in Italien erschien, wohin seit Lothars beiden sehr eiligen Römerzügen kein deutscher König gekommen war, kam ihm überall die bereitwilligste, wenn auch nicht überall gleich aufrichtig gemeinte Ergebenheit der Fürsten und des Lehensadels entgegen, und er empfing die italienische oder lombardische Krone, umgeben von einer ebenso glänzenden wie treu gesinnten Schaar italienischer Großen. Aber er mußte sehr bald bemerken, daß es in Italien neben und beinahe schon vor der weltlichen und geistlichen Aristokratie eine politische Macht gab, die sich trotz des neuern Datums ihrer Ansprüche doch für berechtigt hielt, die Herrscherbefugnisse des italienischen Königs nur innerhalb sehr enger Schranken anzuerkennen. Diese Macht, die bei den bisherigen politischen Combinationen noch niemals officiell berücksichtigt worden, aber doch schon auch

früher häufig den Ausschlag gegeben hatte, waren die großen bürgerlichen Gemeinwesen in Ober- und Mittelitalien.

Fast alle größeren Orte dieser Art lagen in den Territorien der reichsunmittelbaren Bischöfe, die durch die Politik der sächsischen Kaiser überall die gleichen Rechte mit den größeren weltlichen Vasallen erlangt hatten. Seit jener Zeit stützten sich die geistlichen Landesherren, um sich sowohl gegen die großen weltlichen Fürsten als auch gegen ihren eigenen Lehensadel zu behaupten, vorzugsweise auf die städtischen Gemeinden, die sich unter ihrem Schutze auf den Trümmern der uralten Culturstädte Oberitaliens bildeten. Ihre innere Verwaltung war ihnen von Anfang an fast selbstständig überlassen gewesen: der Bischof oder der von ihm eingesetzte Vogt übte nur eine Oberaufsicht darüber und auf die Gerichtspflege aus, nahm der Realgerechtsame und Einkünfte aller Art, die dem Herrn gebührten, wahr und vermittelte den Zusammenhang dieses einen Ortes mit den andern Besitzungen derselben Herrschaft. Seit dem mächtigen Eingreifen der salischen Kaiser in die inneren Verhältnisse Italiens steigerte sich der Selbstständigkeitstrieb der geistlichen Vasallen, begünstigt durch die kaiserliche Politik, die sie möglichst an sich heranzuziehen suchte, bis zu förmlichen Usurpationen aller Art auf Kosten ihrer Lehensherren. Um so mehr sahen sich diese auf ihre Städte beschränkt. Auch hier war wohl eine ähnliche Bewegung vorbereitet, aber noch trat sie fast durchgängig in so gesetzlicher Form auf, daß sie keinen Argwohn erregte. Im Gegentheil begünstigten sie die Bischöfe durch freiwillige Concessionen aller Art. Namentlich wurde den Städten jetzt ihre innere Verwaltung ganz frei gegeben, die meisten nutzbaren Hoheitsrechte entweder geschenkt oder verkauft. Die Zeit Gregor's VII und das langwierige politisch-kirchliche Schisma gab den Städten Gelegenheit für den Preis ihres Beistandes den Rest der landesherrlichen Gewalt vollends an sich zu bringen und wo es nicht auf formell rechtlichem Wege geschehen konnte, gelang es durch offene Gewalt. Während die Kirche an materieller Macht und innerer Haltung durch jene Zerwürfnisse außerordentlich einbüßte, wurden die Städte hinter ihren festen Mauern und wegen der Zahl ihrer waffenfähigen und tapferen Einwohner äußerlich von der allgemeinen Verwirrung wenig berührt und der materielle Gewinn, den sie aus einer immer regsamern Entfaltung ihrer Gewerbe und ihres Handels gerade jetzt zu ziehen verstanden, überwog doch unendlich die einzelnen Verluste, die auch ihnen und ihrem Eigenthum gelegentlich durch die Wuth der Parteien zugefügt wurden. Innerlich nahmen sie an der ganzen Streitfrage, die außerdem die christliche Welt in einen vorher nie gesehenen geistigen Zwiespalt stürzte, die Gemüther zerrüttete und die Gewissen verwirrte, nur sehr lau Theil. Sie waren und blieben auf die Verfolgung prosaischer oder materieller Interessen gestellt. Was ihre Gewerbsthätigkeit, ihren Handel, ihre städtischen Institutionen betraf, das vermochte sie wohl in Aufregung zu versetzen, nicht aber ob und wie weit der Kaiser oder der Papst im Recht oder Unrecht sei. Es kam gewöhnlich auf bloße Zufälligkeiten an ob sich die einzelne Stadt oder der Einzelne in ihr auf diese oder jene Seite schlug. Das Gewissen erlitt meist keinen Zwang dabei. Aber wohl griff von dieser Zeit an eine durch solche Voraussetzungen wohl vorbereitete Entfremdung von den äußeren Formen des damaligen Kirchenthums um sich, die sich in derselben Zeit und durch dieselben Momente, welche in der übrigen Welt die höchste Begeisterung für jenes erzeugten, hier immer mächtiger entwickelte. Die Kreuzzüge wurden von ihnen bloß im Sinne von Handelsspeculationen betrachtet, und da sie sich rasch und geschickt hinein warfen, so waren ihre Einwirkungen für das materielle Gedeihen dieser Städte über alle Begriffe

fruchtbar. Bevölkerung, Wohlstand und Selbstgefühl wuchs auf eine früher unerhörte Weise, damit aber auch eine immer größere Abneigung gegen die Reste der geistlichen Herrschaft oder gegen ihre Restauration, falls man sich in Beziehung auf die Art und Weise, wie man die factische Freiheit erworben hatte, keines guten Gewissens erfreute. Der ausgedehnte Verkehr in eine unermeßliche Ferne schärfte die praktische und nüchterne, schon von jeher so vorherrschende Verstandesthätigkeit der Bürger noch mehr und öffnete ihnen auch den Blick für eine besonnene und klare Auffassung aller möglichen sie umgebenden Verhältnisse in einer Weise, wie es damals noch in keinem anderen Stande möglich war. Ihre beständige Beziehung zu der Geistlichkeit, sowie die Hegemonie über das gesammte Geistesleben des Einzelnen und des Ganzen, die die Kirche wenigstens äußerlich auch in ihrer Mitte behauptete, lenkte ihre Aufmerksamkeit besonders dorthin, und es hielt nicht schwer hier arge Gebrechen aller Art zu entdecken. Darum fanden auch die Lehren eines Arnolds von Brescia nirgends schnelleren und tieferen Eingang als in den städtischen Gemeinwesen. Daß den Geistlichen keine weltlichen Rechte gebührten, was die Bürger selbst factisch schon bewiesen hatten, wurde ihnen hier theoretisch dargethan. Die sittliche Verderbniß des geistlichen Standes, welche ihnen bei ihrer Arbeitsamkeit und geordneten Thätigkeit und der daraus entspringenden äußeren Zucht des Familienlebens besonders nachtheilig auffallen mußte, sollte allein daher stammen. Doch blieb man in den Städten schon jetzt nicht dabei stehen. Arnold tastete die Lehre der Kirche eigentlich nicht an, wohl aber regten sich bei seinen bürgerlichen Anhängern allerlei ketzerische Ansichten, die sie theilweise durch ihren Verkehr mit dem Orient sich zu eigen gemacht haben mochten, theilweise aus ihrem eigenen Nachdenken erzeugten. Jedenfalls war schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der bei weitem größere Theil der wohlhabendern und gebildeten freien Städter Italiens innerlich und manchmal auch schon äußerlich von der Kirche abgefallen und bestritt nicht bloß die weltlichen Hoheitsrechte seiner ehemaligen Landesherren, der Bischöfe, sondern auch ihre geistliche Gewalt. Doch wucherten solche Ansichten, weil ihre Kundgebung nach der Stimmung der Zeit zu einem allgemeinen Entsetzen der übrigen Christenheit und demgemäß auch zu manchen Gefahren für ihre Anhänger führen mußten, möglichst im geheimen aber hier desto üppiger fort, und eben deßwegen standen der Kirche, die das Unheil erst zu spät bemerkte, fast gar keine Mittel zu Gebote es zu bekämpfen.

Wenn nun aber auch diese Städter äußerlich und innerlich schon in vielfacher Hinsicht aus dem Kreise des echt mittelalterlichen Lebens herausgetreten waren, so mußten sie sich doch noch und nicht bloß auf kirchlichem Gebiet in seine äußeren Formen fügen. So weigerten sie sich auch nicht das italienisch-deutsche Königthum als ihre rechtmäßige Autorität theoretisch anzuerkennen, obgleich dessen Natur und Begriff ihrem eigenen Wesen schnurstracks zuwiderlief. Aber factisch bemühten sie sich auf alle Weise auch ihm gegenüber ihre volle Freiheit zu behaupten. Als Friedrich 1155 zum König von Italien gekrönt war und nun auch an die Städte verschiedene in seinem Sinne selbstverständliche Anforderungen richtete, war er erstaunt hier meist auf trotzig ablehnende Antworten zu stoßen. Er vermochte ihre innere Bedeutung noch nicht zu übersehen, wohl aber ward er bald gewahr, daß er nicht die Mittel besitze, die größeren unter ihnen, vor allen Mailand, zum Gehorsam zu zwingen. Er wandte sich von diesen seltsamen Zuständen ab nach Rom, wo sich für seine Sinnesart ein ganz anderer Wirkungskreis eröffnete.

Dort hatte Hadrian IV kurz vorher den päpstlichen Thron bestiegen. Schon Eugenius III war vor seinem 1153 erfolgten Tod durch die Normannen, die sich jetzt wieder mit dem Papstthum versöhnt hatten, wieder in Rom eingesetzt worden. Doch dauerte der Aufruhr in den Geistern der Römer noch immer fort und machte sich auch durch gelegentliche Ausbrüche ihres Hasses gegen die verweltlichte Kirche Luft. Die Stellung Hadrians IV mußte als eine im höchsten Grade schwankende gelten, so lange namentlich Arnold von Brescia, der freilich die Stadt selbst nicht betreten durfte, die Fäden der antigeistlichen Bewegung in der Hand hielt. Daher freute sich auch der Papst aufrichtig über Friedrichs Herannahen, in dem er nichts anderes als den verpflichtigten Vertheidiger der römischen Kirche sah. Friedrich bewies durch eine eclatante That wie er seine Stellung zu dem Papste faßte: er bekam Arnold von Brescia in seine Gewalt und lieferte ihn ohne weiteres dem Papste aus, der ihn auch sogleich als Ketzer verbrennen ließ. Nur der Heranzug des deutschen Heeres dämpfte die Wuth der Römer in etwas. Friedrich war stark genug um ihrem Haß Verachtung entgegensetzen zu können. Er empfing jetzt die kaiserliche Krone, nachdem er dem Papste noch specialisirte Versicherungen über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen gegeben. Darauf kehrte er, da das eigentliche Ziel der großen Unternehmung erreicht schien, da er die lombardische und kaiserliche Krone mitbrachte, wieder nach Deutschland zurück.

Dort gelang es ihm das welfische Haus durch einen Vergleich, der ihm selbst nichts kostete, zufrieden zu stellen und für die nächste Zeit zu dankbarer Ergebenheit zu veranlassen. Er gab dem Herzoge Heinrich dem Löwen, dem einzigen Rivalen in der Vollkommenheit aller ritterlichen Eigenschaften, den die Zeit neben den Kaiser zu stellen wagte, das Herzogthum Baiern zu dem schon von ihm besessenen Sachsen und schuf so eine Macht, die nicht ganz aber doch ähnlich äußerlich imposant auftreten konnte, wie die des älteren Herzogs Heinrich von Baiern und Sachsen. Aber das Herzogthum Baiern mußte sich die Abtrennung der östlichen Marken unter dem Namen eines Erzherzogthums, d. h. eines besonders privilegirten Herzogthums Oesterreich gefallen lassen. Das neue Erzherzogthum blieb dem bisherigen Inhaber des alten ungetheilten Baiern, dem Herzog Heinrich aus dem Babenberger Hause. Wie er hier über die inneren deutschen Angelegenheiten mit scheinbar unumschränkter Gewalt entschied, so erhöhte ein Zusammentreffen verschiedener Zufälligkeiten auch den Glanz seiner Person und Würde nach außen. Polen und Dänemark erkannten jetzt wieder die Oberlehensherrlichkeit des Reiches an, andere fremde Staaten schickten Gesandtschaften mit Ehrfurchtsbezeugungen aller Art. In der ganzen Welt schien die volle Bedeutung der kaiserlichen Würde in einer früher nie gekannten Weise empfunden zu werden, nur die italienischen Städte allein und allmählig auch der Papst Hadrian IV protestirten durch Thatsachen und Worte dagegen.

Ein zweiter Heereszug nach Italien sollte aber auch hier alles in Ordnung bringen. Es wurden die großartigsten Zurüstungen dazu gemacht, und wirklich war das ideale Interesse an dem Kaiserthum, das schon vorher von dem deutschen Ritterthum lebhaft empfunden wurde, durch die Persönlichkeit seines Inhabers und durch die fortschreitende innere Entfaltung des ritterlichen Geistes so gestiegen, daß sich selbst die größeren weltlichen Fürsten, die ja auch Ritter waren, ihm nicht entziehen konnten. Auch die deutsche Hierarchie, die als solche zwar nicht selbst dem Ritterstand angehörte, aber doch zum Theil aus ihm hervorging und sich durch tausendfältige Beziehungen in dem lebhaftesten äußeren und inneren Verkehr mit ihm hielt, fühlte sich von der allgemeinen Bewegung

ergriffen und leistete ihrem Kaiser auf alle mögliche Weise in einer Unternehmung Beistand, die ausdrücklich die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt beschränken wollte.

Einer solchen Kraftäußerung konnte weder Mailand noch die anderen feindseligen Städte widerstehen. Sie unterwarfen sich der Gnade des Kaisers und dieser beschloß, um für die Zukunft in diese ihm selbst ihrer Natur nach unklaren Verhältnisse Ordnung zu bringen, den Umfang seiner kaiserlichen Machtbefugnisse durch gelehrte Kenner des Rechtes aus der damals sehr berühmten Schule geistlicher und weltlicher Rechtsgelehrsamkeit zu Bologna feststellen zu lassen. Ihr Ausspruch, der sich auf die Quelle der juristischen Theorie, das Corpus juris stützte, gab dem Kaiser eine große Menge von Herrschaftsrechten, die bis dahin keiner seiner Vorgänger in solchen mittelalterlichen städtischen Gemeinwesen geübt hatte. Die Städte aber glaubten ihre Existenz dadurch mit Recht vernichtet und suchten nach Mitteln zum Widerstand.

Ungefähr in der gleichen Situation wie sie befand sich der Papst. Auch hier wollte Friedrich eine Menge streitiger Verhältnisse für alle Zeiten ordnen und überhaupt die Grenzen zwischen kaiserlicher und päpstlicher Machtbefugniß, die noch nie systematisch regulirt gewesen waren, ganz genau natürlich in seinem Sinne bestimmt wissen zum Vortheil der Rechte des Kaiserthums, dem er um so weniger etwas vergeben zu dürfen glaubte, je idealer er es auffaßte. So fanden sich denn von selbst der Papst oder die römische Kirche und die lombardischen Städte, zwischen denen so starke innere Gegensätze vorhanden waren, als Verbündete zusammen. Als drittes Glied trat der König Wilhelm von Sicilien heran, auch wieder ohne alle ethische Wahlverwandtschaft zu den beiden anderen, aber ebenso wie sie beide durch die Ausbreitung der kaiserlichen Macht und dieß neue Bestreben sie theoretisch zu formuliren und damit die bestehenden Verhältnisse zu negiren, in seiner Existenz als factisch unabhängiger Monarch eines italienischen Staates schwer bedroht.

Friedrich griff diese unerhörte Liga zuerst in Oberitalien an. Er eroberte die größte Stadt unter allen Binnenstädten des damaligen Italiens, Mailand, zerstörte ihre Befestigungen und zerstreute ihre Einwohner, indem er hoffte durch ein solches Beispiel dem practischen Verstand der Lombarden zu zeigen, daß der Widerstand gegen ihn wahnsinnig sei. Allein ihr practischer Verstand zeigte ihnen auch, daß mit der Unterwerfung unter die neu definirte Autorität des Kaisers ihre Selbstständigkeit und damit ihr Wohlstand, überhaupt alles das in ihrer Existenz, worauf sie einen Werth zu legen gewohnt waren, ein Ende erreicht habe. Dazu kam noch der angeborne Widerwille des Bürgerthums gegen die ihm in jeder Hinsicht unbequemen und unverständlichen Tendenzen des ritterlichen Lebens, ein Widerwille, der reichlich das vornehme Herabsehen der bloß dem Waffendienste obliegenden Lehensaristokratie auf das beschränkte und kleinliche Treiben der Städter aufwog, endlich auch noch der Nationalhaß zwischen Italienern und Deutschen, der durch das Gebahren der letztern immer neue Nahrung erhielt. Während zu Hause das Herkommen und tausend Rücksichten der Ehre und auch das Urtheil der öffentlichen Meinung den Excessen der Kriegführung immer einen gewissen Zügel anlegten, hielt man sich in Italien, einem tückischen und verrätherischen Feinde gegenüber, der selbst an keine Ideale glaubte, alles für erlaubt. Daraus erwuchs dem uralten Stolz der Italiener auf ihre bevorzugte Bildung immer neue Nahrung. Sie sahen auf die deutschen Ritter dieser Zeit genau mit derselben sublimen Verachtung herab, mit der einst die Römer zu Augustus Zeiten die rohen germanischen Horden betrachteten, und die Deutschen wußten leider gewöhnlich kein anderes

Mittel diesen Hochmuth zu bestrafen, als eine brutale Anwendung ihrer physischen Ueberkraft, gegen die die Italiener dieser Zeit so wenig wie ihre Ahnen oder Nachkommen freilich nicht aufzukommen vermochten.

Schon lange vor der Zerstörung von Mailand war Hadrian IV in offener Feindschaft mit dem Kaiser gestorben 1159. Der letztere benützte seinen Einfluß auf das Cardinalcollegium um eine ihm genehme Wahl zu Stande zu bringen. Allein die Majorität der Cardinale ließ sich nicht von ihm bestimmen und wählte seinen erbittertsten Feind in ihrer Mitte, den Cardinal Roland Bandinelli, der sich den Namen Alexander III beilegte. Doch auch die kaiserliche Minorität stellte einen Papst auf, Victor IV. Alexander III folgte der Spur seiner großen Vorgänger schon darin, daß er den Kampfplatz in Italien, der für ihn zu ungünstig war, räumte und nach Frankreich floh. Die Könige von Frankreich und England erklärten sich sogleich für ihn, aber die deutsche Kirche, deren Häupter sich mehr wie je als die ersten Fürsten des Reiches fühlten, blieben dem kaiserlichen Papste treu.

Aeußerlich war Friedrich jetzt in der That dem Ziele seiner Bestrebungen sehr nahe. Ober- und Mittelitalien gehorchten ihm, nur das normannische Reich in Unteritalien vermochte er für's erste nicht weiter anzugreifen. Doch beruhte sein Uebergewicht auf einer immerwährenden Schlagfertigkeit, und keineswegs konnte der innere Widerstand der großen freien Städte für gebrochen angesehen werden, obgleich er sich noch nicht aus einer versteckten und heimtückischen Opposition herauswagte, die alle Maßregeln des Kaisers durchkreuzte, seinen Beamten unzählige Schwierigkeiten in den Weg legte und selbst vor dem Angesicht des Kaisers ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen die Herrschaft der Barbaren freien Lauf ließ.

Diese äußeren Mittel konnte ihm nur der Beistand des Reiches bieten. Und wirklich lieferte der deutsche Ritter- und Vasallenstand noch mehrmals bedeutende Heeresmassen, die den Abgang der nach Vollendung eines Feldzugs herkömmlich zur Heimkehr berechtigten wenigstens deckten. Sie wurden in Italien zu dem mühseligsten, gefahrvollsten, physisch und psychisch am meisten anstrengenden Dienst der Ueberwachung unzähliger Orte, ja eines ganzen Volkes gebraucht, wobei der einzelne weder zu Ehre noch zu Beute, ja nicht einmal zu freier Regung der physischen Kraft, zu dem Gebrauche des Schwertes gelangen konnte. Dabei wüthete das Clima mehr als je in diesen verstimmten und gelangweilten Schaaren und die Zuzüge fielen allmählig immer spärlicher aus. Namentlich stellte sich unter den größeren Vasallen eine immer sichtbarere Abneigung gegen den Dienst in Italien ein. Hier gab der mächtigste unter ihnen allen, der Herzog Heinrich der Löwe, den Ton an.

Er betrachtete sich, auch nachdem er wieder in den Besitz von Baiern gekommen war, als Herzog von Sachsen und verfolgte von diesem Standpunkt eine specifisch norddeutsche, den sonstigen Interessen seines Standes und seiner Bildung fern abliegende Politik. Persönlich in aller und jeder Beziehung der vollendetste Ausdruck des Ritterthums, das sich an seinem Hofe äußerlich glänzender als irgendwo anders in Deutschland entfaltete, löste er sich innerlich ganz von dem Banne der idealen Tendenzen desselben und führte an ihre Stelle Gesichtspunkte von verständiger Berechnung ein. Er bemühte sich zunächst die alte herzogliche Gewalt, die während der letzten Epoche vielfache Einbuße gelitten, in ihrem früheren äußeren Umfange wiederherzustellen, fand aber hiebei an den geistlichen Fürsten in Niedersachsen, den zahlreichen und mächtigen Bischöfen, hartnäckige Gegner. Indessen ließ er es bis zum äußersten kommen und suchte seine Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen. Nur das unmittelbare Da-

zwischentreten der kaiserlichen Autorität stiftete Ruhe, aber freilich nicht zur Zufriedenheit Heinrichs, der seine Gegner schon besiegt zu haben glaubte. Daneben bemühte er sich den sehr geschmälerten Umfang des Herzogthums durch systematische Eroberung der nach der Ansicht der Zeit herrenlosen slavischen Länder jenseits der Elbe zu vergrößern. Hiebei entfaltete er alle Kraft seines Geistes und seiner glänzenden kriegerischen Eigenschaften, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit huldigte ihm die ganze slavische Südküste der Ostsee bis nach Pommern hin. Aber er dachte nicht bloß an den vorübergehenden Glanz einzelner Waffenthaten, sondern an eine wirkliche Aneignung des Landes. Dazu sollte zuerst eine vollständige Ausrottung des nationalen Heidenthums führen, das trotz aller äußerlichen Herrschaft des Christenthums bis dahin hier noch immer üppig fortgewuchert hatte, dann aber auch eine massenweise Einführung deutscher Bevölkerungselemente. Viele deutsche Landleute, Städter und Ritter verließen mit seiner Unterstützung ihre Heimath, besonders die friesischen, flandrischen und niederrheinischen damals schon sehr stark bevölkerten Gegenden und siedelten sich in jenen durch die noch immer erbarmungslos geführten Kriege fast verödeten slavischen Ländern an. Sie bildeten den ersten Stock einer wahrhaften Germanisirung dieser so lange von den Slaven den Deutschen entrissenen Gegenden. Heinrich verfolgte hiebei die nämlichen Ziele, wie einer seiner Hauptfeinde, der Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg, der sich für den Verlust des Herzogthums Sachsen durch eine möglichste Verstärkung der inneren Kräfte seines Landes schadlos zu halten versuchte, und beider Verdienst für die Sache der deutschen Cultur ist nicht hoch genug zu preisen. Aber eine solche auf ganz praktische nüchterne Gesichtspunkte gerichtete Thätigkeit lag von den anderen großen Interessen der Zeit so fern ab als nur immer möglich. Sie war auch gar nicht denkbar, wenn sie sich nicht ausschließlich auf diesen prosaischen Kreis beschränkte. Es gab also für Heinrich keine andere Wahl, als sein gedeihliches Streben, dessen Erfolge für jedermann sichtbar auf der Hand lagen, ganz aufzugeben oder der Betheiligung an den phantastischen Tendenzen der Eroberung Italiens und der Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität zu entsagen. Selbstverständlich zog er das Letztere vor und der Kaiser Friedrich mußte nur zu sehr empfinden welchen Ausschlag der starke Wille eines einzigen seiner Vasallen zu geben vermochte.

Er sah sich gezwungen Italien vorläufig zu verlassen, weil ihm die militärischen Kräfte zu seiner Behauptung gänzlich fehlten. Es bedurfte nichts weiter als einer förmlichen Flucht des Kaisers, um den ganzen Gewinn seiner bisherigen Thätigkeit mit einem Schlage zu vernichten. Die ihm feindlichen Städte, weitaus die meisten und bedeutendsten in Oberitalien, organisirten einen förmlichen Bund zur Vertheidigung gegen den Kaiser, unter der Protektion des Papstes Alexander III. Zwar gelang es Friedrich noch mehrmals größere Heeresmassen nach Italien zu werfen, aber sie folgten ihm immer widerwilliger und richteten in dem Festungskrieg, der nach der Beschaffenheit der Gegner geführt werden mußte, gar nichts aus. Endlich durften diese bei der Entmuthigung der kaiserlichen Völker und bei deren numerischer Schwäche es sogar wagen, ihnen im offenen Felde die Spitze zu bieten und brachten dem Kaiser am 20. Mai 1176 eine entscheidende Niederlage bei Lignano bei, die ihm mit einem Male über die Resultatlosigkeit des bisher eingeschlagenen Weges die Augen öffnete. Mit seiner gewöhnlichen Rüstigkeit gab er ihn ganz auf und begann einen wesentlich entgegengesetzten einzuschlagen.

Er schloß mit den Lombarden einen Waffenstillstand, der ihnen die Erhaltung des status quo, d. h. aller ihrer Ansprüche einstweilen gewährte, ebenso

mit dem König Wilhelm II von Sicilien, und erkannte endlich den Papst Alexander III in einer Zusammenkunft zu Venedig 1177 als den rechtmäßigen Papst an.

Dafür wandte er seine Kraft nach Deutschland. Er sah ein, daß der ideale Gedanke einer Suprematie des Kaiserthums ein Phantom bleiben müsse, wenn ein einziger Fürst des Reiches, wie es Heinrich der Löwe gethan, durch sein Belieben die Ausführung der großartigsten Plane zu vereiteln vermochte. Er forderte den Herzog in dem gewöhnlichen Rechtsgang vor das Fürstengericht, um sich wegen seines Ungehorsams zu verantworten und ließ, als er keine der üblichen Formen beobachtete, die Acht über ihn aussprechen und was Heinrich für undenkbar gehalten hatte, auch alsbald zur Execution bringen. Ueberall fand der Kaiser an den Heinrich benachbarten Reichsfürsten, besonders aber an denen, über die er seine herzogliche Gewalt so rücksichtslos auszudehnen versuchte, ja selbst unter seinen eigenen niederen Vasallen bereitwillige Helfer, deren Beistand der Herzog zu gering anschlug. In kurzer Zeit war ihm Baiern entrissen und auch in Sachsen vermochte er nur einen sehr hartnäckigen aber immer verlustvolleren Vertheidigungskrieg zu führen, bis er sich endlich zur Unterwerfung genöthigt sah. Er erhielt Befreiung von der Acht, aber keine seiner Ehren und Besitzungen wieder und mußte Deutschland verlassen. Baiern gab der Kaiser an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einen seiner tapfersten und treusten Diener, Sachsen, aber in sehr geschmälertem Umfang, an Bernhard von Askanien, dem Sohne Albrechts des Bären. Die geistlichen Fürsten wurden jetzt ausdrücklich von der immer bestrittenen Hoheit des Herzogs befreit. Gleiches geschah auch in Baiern und damit war ein weiterer Schritt zur Auflösung der herzoglichen Gewalt überhaupt gethan, insofern sie die Localität eines der großen deutschen Stämme in eine politische Einheit zusammenfaßte. Was früher aber zur Zeit der salischen Kaiser unmöglich gewesen wäre, wo das Stammesbewußtsein noch so lebendig wirkte, ging jetzt sehr leicht von Statten. In den Massen waren freilich noch jene auf Herkunft, Dialekt, frühere Geschichte, Lebensgewohnheiten aller Art gegründeten Elemente der Trennung vorhanden, aber der Stand, der in der geschichtlichen Bewegung dieser Zeit die ganze Nation repräsentirte, der Ritterstand, fühlte sich durch diese Schranken innerlich wenig gebunden. Vor dem Bewußtsein gemeinsamer idealer und materieller Zwecke waren jene einer einfacheren Haltung des Lebens angehörigen Unterschiede zwar nicht verschwunden, aber doch in den Hintergrund getreten. Gewiß war dieß in Sachsen, wo das Ritterthum überhaupt nie zur originellen Blüthe zu gelangen vermochte, weniger der Fall als in Süddeutschland, aber doch auch dort hinreichend um als begünstigendes Moment zur Zerstückelung des Stammherzogthums benutzt zu werden.

Die Stellung des Kaisers in Deutschland erhielt durch die Vernichtung eines ihm an äußerer Macht fast überlegenen, an Ansehen fast gleichen Vasallen einen Zuwachs an innerer und äußerer Kraft, der ihn über seine Verluste in Italien trösten konnte. Doch war er keineswegs gesonnen seine nur vertagten Ansprüche ganz aufzugeben. Aber auch jetzt griff er nicht zu dem jugendlich kecken Mittel der Waffengewalt, sondern versuchte den Weg der Unterhandlungen, die durch seine ihm zu Gebote stehende Machtfülle einen andern Nachdruck erhielten als früher, wo er nur dann dazu zu greifen pflegte, wenn er mit den Waffen, als dem eigentlichen Mittel, nichts ausrichtete. Der gefährlichste seiner Gegner, Alexander III, war gestorben und damit der Chef der merkwürdigen Coalition in Italien beseitigt, denn sein Nachfolger Urban III verstand es nicht die verwickelten Fäden des Bündnisses der Kirche mit dem

unkirchlichen Bürgerthum und dem fast ebenso unkirchlichen Lehenkönigthum in Unteritalien mit seinen schon damals stark hervortretenden absolutistischen Tendenzen geschickt zu handhaben. Der lombardische Bund war übrigens auch aus mancherlei Rücksichten zu einer billigen Ausgleichung mit dem Kaiser geneigt. Das zusammenhaltende Element in ihm lag nur in der unmittelbaren Nähe der Todesgefahr für die eigene Existenz. Dieß schien seit der Schlacht von Legnano beseitigt und damit trat der alte städtische Particularismus wieder in seine Rechte ein, der früher schon die Angriffe Friedrichs so sehr erleichtert hatte. Er ergab sich von selbst aus der Natur dieser Gemeinwesen, die in gewissem Sinne die Welt mit den Mauern und Gräben ihrer Stadt beschlossen halten mußten, wenn sie überhaupt zu einer gedeihlichen Entwicklung kommen wollten. Er war aber hier in Italien noch besonders durch den hier stärker als anderswo vorhandenen Charakterzug nach localer Isolirung begünstigt, der wieder die eigentlich psychologische Basis der frühzeitigen und glänzenden Entwicklung dieses städtischen Lebens bildete. Der Bund hielt in der That nur noch nothdürftig zusammen und jeder der Theilnehmer wünschte den Augenblick herbei, wo man nach Beseitigung der äußeren Gefahr wieder ganz in der alten Weise der gegenseitigen Rivalität auf friedlichem Wege oder mit den Waffen in der Hand leben könnte. So schloß Friedrich 1183 zu Costnitz einen Vertrag mit den Städten ab, der ihm zwar nicht jene grenzenlose Machtbefugniß zuertheilte, wie sie die juristischen Theoretiker herausgeklaubt hatten, aber ihm doch noch viele nutzbare und wichtige Rechte zuerkannte.

Noch großartigere Resultate erlangte er bei dem dritten Verbündeten, dem König Wilhelm II von Sicilien. Er behandelte ihn jetzt nicht mehr als einen aufsätzigen Vasallen, sondern als einen gleich souveränen Fürsten und erlangte auf solche Weise die Hand der einzigen Erbin des sicilischen Reiches, der Constantia, Tochter des vorletzten Königs Wilhelm I für seinen Sohn und Nachfolger im Reiche, Heinrich. Damit war dem hohenstaufischen Hause und was davon nicht getrennt werden konnte, dem Interesse des Reiches eine Aussicht ohne Gleichen eröffnet. Der Besitz von ganz Italien schien ihm nunmehr nicht mehr streitig gemacht werden zu können. Die Vermählung wurde 1186 in demselben Mailand vollzogen, das der Kaiser einst von der Erde vertilgt zu haben glaubte. Der Papst Urban III sah alle diese Erfolge mit Schrecken, ohne daß er sie zu hindern vermochte. Er suchte dem Kaiser in kleinen Dingen Hindernisse in den Weg zu legen und es entspann sich daraus wieder ein Anfang zu weitaussehenden Streitigkeiten. Aber der Kaiser vermied, ohne sich etwas zu vergeben, alles rasche Durchgreifen, so daß der Papst in der Meinung der Welt durchaus als der Schuldige dastand und ohne den Beistand der öffentlichen Meinung mochte er einen eigentlichen Kampf gegen den Kaiser nicht beginnen. Ebenso fühlten sich Urbans Nachfolger, Gregor VIII und Clemens III, dem Kaiser gegenüber in der unbehaglichsten Position, aus der sie dieser endlich durch eine großartige Unternehmung, die die Krone seines Lebens werden sollte, befreite.

Friedrich hielt sich und mit vollem Rechte, wenn er bloß auf die Grundlage seines geistigen Lebens achtete, für den berufensten Vertreter aller ritterlichen und kaiserlichen Ideale, aber auch zu jedem Opfer für sie verpflichtet.

Im Jahre 1187 wurde die Stadt Jerusalem, nachdem sie fast hundert Jahre unter christlicher Herrschaft gewesen, wieder von den Saracenen erobert. Niemand hatte ein solches Ereigniß für möglich gehalten, obgleich der traurige

Zustand Palästina's und die furchtbare Steigerung der Macht der Ungläubigen dem christlichen Europa nur zu wohl bekannt war.

Dieses abstract-mittelalterliche christliche Reich im heiligen Lande erwies sich schon bald nach seiner Gründung als eine gänzlich unzureichende Schöpfung. Es war und blieb auf den Beistand des christlichen Europa's verwiesen und dieses sandte auch noch fortwährend, selbst nach dem verunglückten Zuge des Jahres 1147, große Schaaren frommer und streitbarer Pilger, aber freilich noch viel mehr unnützes und frivoles Gesindel über das Meer. Die ernsteren und begeisterten Gemüther sahen sich in solcher Gesellschaft immer bitterer enttäuscht und wenn sie auch zum großen Theil treu ihrem einmal abgelegten Gelübde gegen die Ungläubigen stritten, so geschah dieß selten mehr mit jener freudigen Begeisterung, die einst den an Zahl viel geringeren christlichen Heeren den Weg nach Palästina gebahnt hatte. Der einheimische Lehensadel zog dem gefährlichen Glaubenskrieg innere Fehden und ein üppig genußreiches Leben vor, die Kirche des Landes steifte sich nur auf ihre Privilegien und war bald ebenso sittlich zerrüttet, wie ihre ritterlichen Landsleute. Die zahlreichen Bürger der Städte hatten allein ihre Handelsinteressen im Auge und verhielten sich innerlich ganz gleichgültig gegen die Hauptsache, auf die es in diesen Zuständen ankam. Ja sie fingen bereits an die fortwährenden Kriege mit den Saracenen als eine Störung ihres Erwerbes zu beklagen, ohne zu bedenken, daß ihre ganze Existenz mit der des Reiches stehen und fallen müsse. Nur in den zwei geistlichen Kriegsgenossenschaften, dem Orden der Templer und der Johanniter, lebte der alte Geist der ersten Kreuzfahrer, unterstützt durch eine treffliche Organisation fort. Der erste war 1118 von französischen Rittern zu dem Zwecke der Beschützung der Pilger und fortwährenden Kampfes gegen die Ungläubigen gestiftet worden. Um ganz in diesem Beruf aufzugehen, entsagten seine Mitglieder allem Zusammenhange mit der Welt. Sie legten die drei großen Klostergelübde ab, und nahmen von dem Klosterleben auch die strenge hierarchische Organisation herüber. Aber da sie zugleich Ritter waren und die höchste Aufgabe des Ritterthums, den Kampf gegen die Ungläubigen, auch zu der ihrigen gemacht hatten, konnten sie sich mit Recht noch geweihter als die bloßen Mönche, die bloß mit den Waffen des Gebetes für die Kirche stritten, dünken. Sie waren offenbar ihrer Idee nach die erhabenste und reinste Organisation, zu der sich der Geist dieser Zeit aufzuschwingen vermochte, und das glänzende Vorbild der ersten Gründer des Ordens lockte aus allen Ländern Europa's Ritter vom ersten Namen in ihre Reihen. Doch überwog auch später immer noch das französische Element.

Ihr Beispiel veranlaßte auch eine schon bestehende Ordensgesellschaft, die Brüder vom Hospital des heiligen Johannes zu einer Ausdehnung ihrer Aufgabe. Sie befaßten sich ursprünglich nur mit der Pflege von Kranken, besonders kranken Pilgern. Aber nun trat auch hier das kriegerische Element, das Ritterthum ungefähr in derselben Weise wie bei den Templern hinzu, doch ohne die ursprüngliche Aufgabe des Ordens zu verdrängen.

Diese beiden Orden waren es fast allein, die nach dem Falle von Edessa und dem unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges von 1147 die Wehrkraft des heiligen Landes repräsentirten. Beide überboten sich wetteifernd in Wundern von Tapferkeit und was für das Ritterthum unendlich schwerer war, von Entsagung und Standhaftigkeit. Aber auch ihre Feinde waren allmählig ihnen wenigstens in Hinsicht auf den ersten Vorzug ziemlich ähnlich geworden und übertrafen sie noch durch ihre unerschöpflichen materiellen Hülfsmittel und ihre

unendlichen Massen, und durch die streng einheitliche Leitung ihrer Angriffe. Seit 1173 beherrschte der Türke Saladin die meisten der das christliche Reich einschließenden Länder und verfolgte den Plan die Christen nicht bloß zu schlagen sondern ganz und gar aus dem heiligen Lande zu vertreiben, mit einer klaren Ueberlegung und einer ruhigen Ausdauer, von der bei den Führern der Christen keine Spur zu entdecken war. Eine Vernichtungsschlacht bei Hittin 1187 brachte Jerusalem in seine Gewalt und damit den größten Theil des christlichen Reiches.

Es verstand sich von selbst, daß die europäische Christenheit diese Schmach ohne Gleichen austilgen mußte und der Kaiser Friedrich I, obgleich bereits 68 Jahre alt, sah es als seine Pflicht an, sich an die Spitze des Kreuzheeres zu stellen. Es war fast nur aus deutschem Adel zusammengesetzt, denn die Könige von Frankreich und England, Philipp Augustus und Richard Löwenherz hatten zwar auch bereits ihren Entschluß kund gegeben, dem heiligen Lande Hülfe zu bringen, nur waren ihre Rüstungen nicht so rasch vollendet wie die der Deutschen. Doch auch dieser deutsche Kreuzzug endete unglücklich. Friedrich selbst ertrank in dem kleinasiatischen Flusse Seleph 1190, sein Heer erlitt durch das Clima schwere Verluste und erreichte nur zum geringsten Theile Palästina. Aber auch die französische und englische Ritterschaft, die im Jahre 1191 in Palästina ankam, richtete nichts aus, außer daß die wichtige Küstenfestung Acre wieder erobert wurde. Jerusalem aber blieb in den Händen der Saracenen.

Das deutsche Königthum ging nach dem Tode des Kaisers auf seinen ältesten Sohn Heinrich VI ohne Widerspruch über. Er hatte ebenso wie sein Vater seine Hauptaufmerksamkeit auf Italien gerichtet. Indessen was bei jenem mehr phantastisch aussah, nahm bei diesem Herrscher, der in seinem Anrecht auf den normannischen Thron eine sehr solide Basis hatte, einen viel realeren Charakter an. Schon Ende des Jahres 1189 wurde das sicilianische Reich durch den Tod Wilhelms II erledigt und Heinrich eilte so schnell als möglich dorthin. Um sich den Rücken zu decken, verständigte er sich mit dem alten Heinrich dem Löwen, der den Kreuzzug und noch mehr den Tod des Kaisers zu seiner Restitution benützen wollte. Er erhielt einen Theil seiner Länder wieder und versprach dafür Friede und Treue. In Italien erwarb Heinrich VI schnell die Kaiserkrone, aber in Neapel fand er alles in voller Rüstung gegen sich. Die normännische Aristokratie und die italienische Masse des Volkes haßte gleich stark eine deutsche Herrschaft, und Heinrich mußte Jahre lang alle Gewaltmittel anwenden, bis er sich endlich in der That den Herren des Reichs nennen durfte, dem keins der damaligen Welt an Reichthum und materieller Cultur verglichen werden konnte. In diesem über alle Begriffe erbittert geführten Kriege ward auch zugleich die Kraft des normännischen Adels für immer gebrochen und Heinrich stand nach dem Siege fast als ein absoluter Herrscher im modernen Sinne da. Aber auch er sah in dieser unvergleichlichen Erwerbung nur das Mittel zum Zweck. Der Zweck war bei ihm wie bei seinem Vater die Durchführung der kaiserlichen Machtvollkommenheit. In seinem Geiste gewann diese Idee bedeutend an Präcision, aber freilich auch an Unvereinbarkeit mit den Bestrebungen der Zeit, mit den Forderungen der deutschen Fürsten, des Adels, der Kirche und des Papstthums. Er versuchte durch verschiedene Mittel, ohne offene Gewalt zu brauchen seinem Ziele näher zu kommen. So schlug er den deutschen Fürsten vor, er wolle die Erblichkeit aller Lehen anerkennen, was bis jetzt noch niemals gesetzlich

geschehen war, dafür aber sollte seinem Hause die erbliche Nachfolge in Deutschland gesichert werden.

Noch ehe er in die Nothwendigkeit versetzt wurde, seine kaiserlichen Ideen auch auf einem anderen Felde und durch andere Mittel als die der Diplomatie zu vertreten, starb er 32 Jahre alt 1197 zu Messina. Er hinterließ einen dreijährigen Sohn Friedrich, über dessen Nachfolge in Deutschland noch nichts bestimmt war. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Papst Innocenz III.

Die rücksichtslose Energie Kaiser Heinrichs VI in allen den Verhältnissen, wo es sich um die Vertheidigung seiner wirklichen oder vermeinlichen Rechte handelte, imponirte auch dem Papst Cölestin III und hinderte ihn den vielfachen Beschwerden, die er über Beeinträchtigungen der römischen Kirche führen zu können glaubte, einen allzulauten Ausdruck zu geben. Kurz nach dem Tode des Kaisers starb auch der Papst, und dieser wichtige Moment ward von der streng gesinnten Partei im Cardinalscollegium zur Wahl eines Mannes benutzt, der alle die bisherigen Verluste des Papstthums und der Kirche wieder zu ersetzen fähig schien, des Cardinals Lothar von Signia. Er stand noch in der Blüthe des Mannesalters — er war erst 37 Jahre alt — und schon durch das Aufgeben der gewöhnlichen Praxis, nach der eigentlich nur Greise den Stuhl Petri bestiegen, zeigte man, daß der Kirche ein in jedem Sinne noch kampffähiges Oberhaupt Noth thue.

Der neue Papst benutzte die Rathlosigkeit, in der sich die Anhänger und Beamten Heinrichs VI in Mittelitalien nach dem so ganz unerwartet gekommenen Tod des Kaisers befanden, um schnell alle möglichen weltlichen Kräfte zu sammeln und sie zu vertreiben aus den Städten, Burgen und Landschaften, auf die die römische Kirche kraft der damals schon lange verfälschten Schenkung Carls des Großen und seiner Nachfolger oder kraft der mathildinischen Erbschaft ein Anrecht besaß. Fast das ganze Gebiet des heutigen Kirchenstaates ward auf solche Weise im Nu erobert, und überall unterstützte der Volkshaß gegen die deutsche Herrschaft und ihre Anhänger die Waffen des Papstes.

Nach der bisherigen Praxis durfte man wohl annehmen, daß dem Kinde, welches Kaiser Heinrich VI hinterlassen, eine Anwartschaft auf den deutschen Thron zustehe. Aber gesetzlich war darüber nichts bestimmt und von einem wirklichen Erbrecht konnte jetzt, wo die deutsche Krone theoretisch als eine

Wahlkrone galt, selbstverständlich keine Rede sein. Heinrichs Sohn, der junge Friedrich, befand sich außerdem in Palermo und war jedenfalls noch viel zu jung, als daß er selbst sogleich die Krone des Reiches tragen konnte, auch wenn die Stimmung der deutschen Fürsten günstig gewesen wäre. Dagegen war sein Recht auf das Erbkönigthum von Sicilien ganz unbestreitbar und daher zog auch seine Mutter und Vormünderin Constantia und ihre Umgebung es vor, gar keinen Versuch zur Erlangung der deutschen Krone zu wagen, sondern ihm nur die sicilianische zu behaupten. Auch hiebei gab es genug Schwierigkeiten zu überwinden. Heinrich VI hatte allerdings sein möglichstes gethan, um die Aristokratie des Reiches nicht bloß zu unterdrücken, sondern sogar auszurotten, aber er war doch nicht ganz zu seinem Ziele gelangt und als er jetzt so unerwartet vom Schauplatz abtrat, als die Regierung in den Händen eines Weibes und eines Kindes lag, erhoben sich alle Elemente der Unzufriedenheit und des Widerstandes gegen die hohenstaufische Herrschaft noch einmal mit viel größerem Nachdrucke als man vermuthet hatte. Es fehlte nur an einer Oberleitung, um eine vollständige Revolution zu organisiren und diese hofften die Aufständischen in dem Papste zu finden, der Oberlehensherr des Reiches und zugleich durch sein Amt der natürliche Feind eines Nachkommen aus dem Geschlechte der Hohenstaufen war. Aber auch Constantia sah in dem Papste ihre einzige Stütze, und es lag so plötzlich in seiner Hand, über das fernere Geschick Unteritaliens nach Belieben zu disponiren.

Er entschied sich für den legitimen König, hauptsächlich weil er der legitime war und es dem Papstthum, wenn es seine gleichfalls legitimen Rechte durchsetzen wollte, übel anzustehen schien sich mit offenbaren Aufrührern zu verbinden. Aber er benutzte die Hülflosigkeit des Königthums um sich eine Reihe bedeutender weltlicher und geistlicher Zugeständnisse machen zu lassen, die das bis dahin so lose Lehensverhältniß des sicilischen Reiches in ein wahres Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß verwandeln sollten. Die Entscheidung des Papstes rettete den Thron, obgleich der offene Aufruhr nicht sogleich aufhörte und sich auch in den nächsten Jahren öfter erneuerte. Als Constantia schon 1198 starb, übernahm Innocenz selbst die Vormundschaft über seinen Vasallen und regierte das sicilianische Reich von Rom aus immer in dem Sinne, es möglichst kräftig und gesichert gegen äußere und innere Feinde dereinst seinem Mündel übergeben zu können. Er nahm es als selbstverständlich an, daß dieser nie die Dienste vergessen werde, die ihm seine wahre Mutter, die römische Kirche, leistete, denn allerdings war es allein die Autorität des Papstes die ihm das Reich erhielt.

Unterdessen gewannen aber auch die deutschen Verhältnisse eine Gestaltung, die ein Eingreifen des Papstes nöthig machte.

Man hatte am sicilianischen Hofe sich nicht betrogen, wenn man bei den deutschen Fürsten wenig Geneigtheit voraussetzte ein Kind Heinrichs VI, noch dazu ein in Italien geborenes und erzogenes auf den deutschen Thron zu erheben. Heinrich VI Einfluß war zwar hier, da er ja seine ganze Kraft auf die Eroberung des sicilianischen Reiches verwenden mußte, lange nicht in dem Maße fühlbar geworden, wie der Friedrichs I, aber alles was man von seinem Charakter und seinen Plänen wußte, erregte ein lebhaftes Mißtrauen gegen ihn. Man glaubte ihm die Geneigtheit zuschreiben zu dürfen in Deutschland ebenso durchzufahren, wie er es in Italien gethan und im Stillen rüstete man sich schon auf den nöthigen Widerstand. Bei seinem Tode existirte eine starke den Hohenstaufen, nicht bloß Heinrich VI feindselige Partei. Doch gelang es den Anhängern

der Hohenstaufen die Wahl des Herzogs Philipp von Schwaben, eines Bruders Heinrich VI, durchzusetzen, ehe noch die Gegenpartei über ihren Candidaten sich verständigt hatte. Allein das Herkommen war bei Philipps Wahl mannigfach verletzt worden, und da die Gegner sich stark genug fühlten, so nahmen sie davon Veranlassung, nun auch einen aus ihrer Mitte, Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, zum König zu machen. Sie hofften dabei hauptsächlich auf den Beistand der römischen Curie, deren Gesinnung gegen das hohenstaufische Haus in Deutschland allgemein bekannt war. Philipp suchte seine Anhänger und den Eindruck seiner Persönlichkeit durch Freigebigkeit auf Kosten des Reiches möglichst zu vermehren und zwar mit Glück. Die größte Zahl der weltlichen Fürsten, viele geistliche und weit aus die überwiegende Masse des niederen Adels, des Ritterstandes, schaarten sich um den schönen, freigebigen, tapfern und in seiner ganzen Bildung das vollendetste Gepräge des Ritterthums darstellenden Kaiser theils aus Eigennutz, theils aus persönlicher Anhänglichkeit. Er glaubte daher seine Feinde mit Waffengewalt bezwingen zu können, allein dieß zeigte sich schwieriger als er dachte und war wegen der immer offeneren Gunst des römischen Hofes für Otto sogar höchst bedenklich.

Um nicht mit zwei Gegnern auf einmal zu thun zu haben, entschloß sich auch Philipp, seine Ansprüche an den Thron dem Papst zur Prüfung vorzulegen und dieß wirkte wenigstens so viel, daß sich Innocenz III nicht noch stärker gegen ihn erklärte. Aber offenbar blieb jener ihm nach wie vor feindlich und beabsichtigte mit seiner Zurückhaltung nichts weiter, als dem von ihm behaupteten Anspruch des Papstthums auf die oberste Entscheidung bei einer streitigen deutschen Königswahl mehr Nachdruck zu geben und beide Prätendenten zu zwingen, sich seinen sonstigen Anordnungen möglichst unbedingt zu fügen. Einem großen Theil der hohenstaufischen Partei erschien die Connivenz ihres Oberhauptes gegen den Papst sehr verwerflich, denn sie lag allerdings nicht im Geiste eines Friedrich I oder Heinrich VI, während die Anhänger der Welfen von jeher gewohnt waren, das Heil ihrer Sache in der Hülfe einer auswärtigen Macht, mochte sie nun Namen haben wie sie wollte, zu finden. Nichtsdestoweniger gewann Philipp doch allmählig durch die Waffen mehr und mehr Raum. Selbst als sich Innocenz nun stärker gegen ihn erklärte und mit dem Banne drohte, ließ sich Philipp nicht einschüchtern. Sein immer steigendes Glück veranlaßte endlich auch den Papst, wieder in Unterhandlungen mit ihm zu treten. Philipp bot ihm für seine Anerkennung so außerordentlich große Vortheile, daß er sie ihm nicht gut länger vorenthalten konnte, und so schien das hohenstaufische Haus freilich nach schweren Verlusten des Reichs wieder einmal gesiegt zu haben über die dynastisch-particularistische Opposition, als Philipp im Jahre 1208 von einem seiner Anhänger, dem Grafen Otto von Wittelsbach, ermordet wurde. Darauf hin erkannte der größte Theil der hohenstaufischen Partei Otto von Sachsen als König an, die Zustimmung des Papstes blieb nicht aus und zugleich erfolgte die Aufforderung zum herkömmlichen Römerzug. Otto ging nach Italien und empfing dort 1209 wirklich die kaiserliche Krone, aber vorher hatte er dem Papste alle die Versprechungen machen müssen, die einst Philipp als Preis seiner Anerkennung eingegangen war. Obenan stand darunter der Verzicht auf die Reichsgüter und die mathildinische Erbschaft in Mittelitalien, in deren Besitz sich der Papst bereits gesetzt hatte.

Es dauerte nicht lange, so erwachte auch in Otto eine Art Interesse für den Glanz der Kaiserkrone, wie es einmal im Geiste der Zeit lag. Er empfand Reue über alle diese Concessionen und da er durch seinen Eid im Ganzen gebunden war, suchte er sie im Einzelnen auf eine plumpe und heimtückische

Weise, wie sie in seinem durch und durch plebejischen Charakter lag, zu annulliren. Indessen Innocenz ließ sich dergleichen nicht bieten. Schon 1210 bannte er Otto, der sich nun alle möglichen Feindseligkeiten gegen die Besitzungen der römischen Kirche und den König Friedrich, ihren Schützling und seinen natürlichen Rivalen, erlaubte. Aber er vermochte sich doch in Italien nicht zu halten und ging für's erste nach Deutschland zurück um neue Streitkräfte an sich zu ziehen. Da stellte der Papst seinen Mündel Friedrich im Einverständniß mit einem Theil der hohenstaufischen Partei als Gegenkönig auf. Es gelang ihm schon 1212 in Süddeutschland festen Fuß zu fassen, aber noch war Otto's Macht bei weitem überwiegend. Erst als sich Otto in eine abenteuerliche Unternehmung gegen den König Philipp Augustus von Frankreich einließ, den Feind seines Verbündeten, des Königs Johann von England und bei Bouvines in Flandern 1214 eine schwere Niederlage erlitt, gelang es Friedrich sich weiter auszubreiten. Schon 1215 konnte er sich zu Aachen in der üblichen Weise krönen lassen und Otto blieb nichts übrig, als von Niedersachsen aus einen unzureichenden Widerstand zu leisten. Die Erhebung des neuen Königs konnte in einer Weise als ein Werk des Papstes gelten, wie dergleichen noch nie vorgekommen war und er rechnete daher jetzt um so sicherer auf Friedrichs lebenslängliche Ergebenheit gegen den römischen Stuhl, der ihm nicht bloß Sicilien erhalten, sondern auch die geehrteste Krone der ganzen Christenheit verschafft hatte. —

So war denn dem mächtigsten Reiche gegenüber eine Auffassung der geistlichen Gewalt durchgesetzt, wie sie Gregor VII wohl theoretisch aufzustellen suchte, aber nie in der Wirklichkeit einzuführen vermochte. Aber auch gegen die anderen Fürsten der Christenheit erhob der Papst ähnliche ja noch größere Ansprüche und führte sie auch meist siegreich durch.

Besonderen Eindruck auf die Zeit machte darunter der jahrelange Kampf, den er gegen den König Johann von England führte. Dieser, der einzige überlebende Bruder und Nachfolger des Königs Richard Löwenherz, regierte seit 1199 in einer Weise, die allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprach. Die Strafe folgte sehr bald in dem Verluste des größten Theils seiner Länder in Frankreich, die erst seit der Heirath seines Vaters Heinrich II mit Eleonore von Guienne dem englischen Königshause erworben worden waren. Der König Philipp Augustus benutzte seine oberlehensherrlichen Rechte, um sie dem von seinen Vasallen bei ihm verklagten König Johann als verwirkt einzuziehen und der Krieg, den Johann deßhalb erhob, brachte ihn nur in immer größere Verluste. Selbst das Mutterland des neuen englischen Reiches, die Normandie, ging jetzt an Frankreich verloren. Aber in England selbst steigerte sich der rohe Uebermuth und die brutale Frechheit des Königs und seiner zügellosen, habsüchtigen und wilden Umgebung nur noch mehr. Namentlich suchte er sich an den Reichthümern der englischen Kirche für seine materiellen Verluste schadlos zu halten, traf aber dabei auf einen so geschlossenen und zugleich so klug und ruhig geleiteten Widerstand, daß sich lange keine Gelegenheit zu einem Eingriff darbot, bis endlich eine streitige Wahl in Canterbury, der ersten Kirche des Reiches, dazu Veranlassung gab.

Indessen nahm sich Innocenz III der Sache gleich so ernstlich an, daß der Streit in der Kirche selbst beigelegt und Stephan Langton zum Erzbischof gewählt und geweiht wurde. Johann ließ aber den neuen Erzbischof geradezu vertreiben, das Domcapitel verjagen und die Güter des Stiftes in Besitz nehmen. Darauf sprach Innocenz III den Bann über ihn aus. Johann gab sich die Miene, als wenn er diesen so wie allen anderen Pfaffentrug gründlich ver-

achte und fuhr in der bisherigen Weise fort, alle Stände der Nation, besonders aber die Geistlichkeit, zu berauben und zu brutalisiren. Darauf bin entband Innocenz die Unterthanen von dem Eid der Treue, ermahnte die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen den Verbrecher und trug einstweilen dem König Philipp Augustus die Execution des Absetzungsurtheils auf. Dieser rüstete sich schleunigst dazu, aber nun unterwarf sich Johann. Er entsagte seinem Reiche und übergab es den Aposteln Petrus und Paulus und ihrem Stellvertreter, dem Papste Innocenz, um es aus seiner Hand als Lehen gegen einen jährlichen Zins wieder zu empfangen. Nun verbot der Papst dem König Philipp alle weiteren Feindseligkeiten, der zwar darüber in den größten Zorn gerieth, auch nicht vollständig gehorchte, aber doch den Krieg nur mit ganz gebrochener Energie fortsetzte. Johann suchte jetzt, des päpstlichen Beistandes gewiß, sogar wieder zum Besitz seiner Länder in Frankreich zu kommen und spielte den Krieg nach Guienne, während sein Verbündeter, der Kaiser Otto, Frankreich von Nordosten her angriff.

Aber Johann ward an der weitern Verfolgung dieser Pläne durch den Ausbruch eines schon lange vorbereiteten Aufstandes in England gehindert. Die großen kirchlichen Würdenträger und die meisten Kronvasallen waren der Tyrannei des Königs müde und beschlossen ihn mit Waffengewalt zur Einhaltung der herkömmlichen Rechtsgrundsätze, auf denen das mittelalterliche Königthum basirte, zu zwingen.

Es gelang ihnen den König unvorbereitet zu überraschen und zur Ausstellung einer förmlichen Urkunde zu nöthigen, die unter dem Namen Magna charta libertatum bekannt ist, 1215. Die einzige auffallende Bestimmung darin war, daß den Baronen des Reichs das Recht ausdrücklich zuerkannt wurde, durch einen beständigen Ausschuß von 25 Mitgliedern die Controle über die Einhaltung des alten Herkommens zu üben. Sollte er Eingriffe des Königs oder seiner Beamten bemerken, so hatte er das Recht, nach vorhergehenden Abmahnungen den König auf jegliche Weise, natürlich aber ohne Verletzung seiner persönlichen Sicherheit, zur Abstellung derselben zu zwingen. Es war also eine Organisation des fast in allen europäischen Ländern herkömmlich gewordenen Fehderechtes der Vasallen gegen ihren Lehensherrn, falls dieser die Rechtshülfe verweigerte. Nirgends aber war es bisher so ausdrücklich anerkannt worden, wie hier.

Der König wußte keine andere Hülfe gegen diese ihm abgezwungenen Zugeständnisse, die im Grunde nichts anderes waren als die herkömmlichen Bedingungen, unter denen jeder Fürst des Mittelalters regierte, als daß er sich bei dem Papste, seinem Oberlehensherrn, beklagte. Innocenz stellte sich auf die Seite des Königs, den er nach seiner Demüthigung als sein willenloses Werkzeug betrachten durfte und cassirte die Magna charta. Allein die Vasallen kehrten sich nicht daran, selbst nicht die Geistlichen, indem sie mit aller Ehrerbietung aber mit allem Nachdruck bemerklich machten, daß der Papst kein Recht habe sich in die inneren weltlichen Angelegenheiten eines Reiches zu mischen. Es blieb daher dem König Johann nichts übrig, als die unter seinen Augen aufrührerischen Vasallen mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen, und da er noch immer über beträchtliche Reichthümer disponirte, so griff er zu einem dem Geiste des Lehenstaates und des Ritterthumes ganz zuwiderlaufenden Mittel, das hier zum ersten Male in größerem Maßstabe angewandt wurde. Er nahm Fremde aller Art und Einheimische, meist aus den untersten Ständen, theilweise auch dem Auswurfe des Ritterstandes angehörig, in seine Dienste gegen Geldsold und führte mit diesem bloß durch ein materielles Band ihm

verknüpften Heere den Krieg gegen seine Vasallen und zwar so nachdrücklich und schonungslos, daß diese keine andere Rettung wußten als daß sie die Krone des Reiches für erledigt erklärten und dem Sohne Philipps von Frankreich, Ludwig, anboten. Trotz aller Abmahnungen des Papstes ging dieser auf das lockende Anerbieten ein. Ehe aber noch die Waffen zwischen Johann und Ludwig entschieden, starb der erstere 1216.

Innocenz konnte allerdings die Demüthigung Johanns als einen großen Triumph für seine Ansicht von dem Berufe des Papstthums betrachten. Wenn die Kirche überhaupt für die Aufrechterhaltung der moralischen Grundsätze, auf denen der Verkehr der Menschen und der Staaten und Völker beruht, zu sorgen und der Papst nun wieder als das lebendige Organ der Kirche die Execution dieser Oberaufsicht in die Hand haben sollte — eine Ansicht, gegen die theoretisch Niemand einen Widerspruch erhob — so war ein solcher Vorgang wie in England, wo es sich neben der Verletzung des allgemeinen Rechtes noch um die speciellen Gerechtsame und Freiheiten der Landeskirche handelte, durchaus geeignet die Idee des Papstthums populär zu machen. Es erschien als die oberste richtende Gewalt auf Erden, die nicht durch plumpe Mittel, wie die Inhaber der weltlichen Rechtspflege, sondern allein mit dem Schwerte des Geistes den Bedrückten zu Hülfe kam. Daß die geistigen Mittel doch wieder eines weltlichen Armes bedurften um sich geltend zu machen, nahm ihnen aber von ihrer Autorität in dieser Zeit nichts, denn der weltliche Arm erschien eben nur als das todte Instrument, welches allein durch die Kraft des lenkenden Geistes that, was es that. Aber als Innocenz auch über diese äußerste Grenze der Consequenzen, die aus der gregorianischen Auffassung des Berufes der Kirche und des Papstthums gezogen werden konnten, hinausging und sich als berechtigten Inhaber der höchsten weltlichen Autorität gerirte, einen bis dahin unabhängigen König auch in weltlichen Dingen zu seinem Vasallen machte, war der sittlichen Kraft des Papstthums eine Wunde geschlagen, von der es sich nicht wieder erholte. In den geistlichen und weltlichen Vasallen von England stieg schon die deutliche Ahnung auf, daß auf diese Weise eine zugleich geistliche und weltliche Despotie über die Christenheit kommen müsse, wie sie etwa in dem Chalifate in seiner ersten Glanzperiode durchgeführt war. Den geistigen Druck des Papstthums, die Beherrschung der Gewissen, die Beschränkung der freien Regsamkeit des äußeren und inneren Lebens durch unzählige Schranken, die vielen materiellen Opfer, die die römische Kirche für ihre Zwecke verlangte, hatten sie, wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben doch im Glauben an die Rechtmäßigkeit derselben ertragen. Aber nun da auch der ungebildetste Verstand einsehen konnte, daß der Papst über seine Sphäre hinausgriff, regte sich das so sehr schon von ihm beschränkte Selbstgefühl und machte ihm das letzte Gebiet, was sich bisher noch nicht durch die geistige Suprematie der Kirche hatte beherrschen lassen, streitig und zwar mit Glück. Es war dieß zugleich der Anfang eines viel concreteren Nationalgefühls, als es sonst in der mittelalterlichen Welt vorzukommen pflegte. Die gemeinsamen Interessen nicht des ganzen Ritterthums in der phantastischen Allgemeinheit dieses Begriffes, sondern des englischen Vasallenstandes, der nebenbei wohl theilweise dem Ritterthum angehörte, theilweise aber auch in dem Verband der allgemeinen christlichen Kirche war, mußten nicht bloß einmal, sondern dauernd wahrgenommen werden, und nicht bloß gegen den König — dann wäre es nicht zu einer Betonung des nationalen Elementes gekommen, denn dieser stand ja selbst innerhalb desselben — sondern gegen eine auswärtige Macht und zwar gegen die gewaltigste der damaligen Zeit, gegen den Papst.

Die Stimmung in England, die durch die Uebergriffe des Papstes gegen denselben sich erzeugte, glich in vieler Hinsicht der, die in Deutschland schon länger herrschte. Hier wollte man auch nicht überall ein Einmischungsrecht des Papstes in die Wahlangelegenheiten des Reiches anerkennen und protestirte dagegen ebenfalls aus dem nationalen Gesichtspunkte, wie gegen eine fremde weltliche Macht, die sich Uebergriffe in die Rechtssphäre einer andern erlaubte. Aber dieß geschah immer nur von Seite einer Partei, nie von der ganzen Nation oder der sie in diesen Dingen repräsentirenden weltlichen und geistlichen Vasallenschaft. Als die hohenstaufische Partei diesen Protest erhob, beeilte sich die welfische, die Rechte des Papstes in den allerausschweifendsten Ausdrücken anzuerkennen und ebenso geschah es dann später von Seite der officiellen Vertreter der hohenstaufischen Partei, als die welfische mit dem Papst zerfallen war. Da der Parteihaß in Folge der eigenthümlichen Stellung der particularistischen Elemente einmal so hoch gestiegen war, so fehlte also auch alle und jede Möglichkeit, einen gemeinsamen Punkt zu finden, in dem sich die Interessen der außerdem feindlichen Parteien doch nach außen hin vereinigten, wie es sich in England so ganz naturgemäß gestaltete. —

Innocenz ergriff unter der Menge der Aufgaben, die sich das Papstthum im Laufe seiner letzten Entwicklung gestellt hatte, auch die Befreiung und Vertheidigung des heiligen Landes mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Und es that allerdings Noth, daß seine unendliche persönliche Autorität, sein praktischer Verstand und sein organisatorisches Genie sich der Sache annahm, denn seit der mißglückten großen Unternehmung vom Jahre 1190 erkaltete der Eifer dafür sichtlich in Frankreich, England und Deutschland. Die Anfeuerung durch die immer gleich starke Begeisterung des Papstes vermochte seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts so viel über eine Anzahl französischer, flandrischer und oberitalienischer Fürsten, Herren und Ritter, daß sie das Kreuz nahmen, aber die von ihnen getroffenen Vorbereitungen waren so lahm und in jeder Hinsicht unzureichend, daß im Jahre 1202 nicht mehr als dreißig- oder vierzigtausend Bewaffnete sich zusammengefunden hatten und unter diesen war notorisch eine Masse des verworfensten Gesindels, das die heilige Unternehmung nur als einen gewöhnlichen Beutezug betrachtete. Innocenz sah, daß er für's erste keine größere Hülfe für das heilige Land aufzutreiben vermochte und bemühte sich, diese verhältnißmäßig geringe Anzahl zu nachdrücklicher Verwendung zu bringen. Aber es erwies sich aus vielen rein äußerlichen Gründen unmöglich, daß das Kreuzheer auf eigene Hand und auf eigene Kosten den weiten Zug bis auf den Kampfplatz machte. Der Papst hätte wohl gerne die Mittel dazu gegeben, aber er fand das Vermögen der römischen Kirche so sehr in Anspruch genommen, daß er diese gewaltige Ausgabe nicht in seinem Gewissen verantworten zu können glaubte. Er schaffte durch Unterhandlungen mit der Stadt Venedig endlich Rath. Diese Stadt betrachtete die Kreuzzüge, wie die meisten italienischen Handelsstädte, zwar nur vom rein mercantilen Gesichtspunkte aus, ohne sich weiter für ihre idealen Zwecke zu interessiren. Allein auch von diesem Gesichtspunkte aus mußte ihr alles daran liegen, das heilige Land und die so sehr gewinnreichen Handelsbeziehungen dorthin möglichst geschützt zu sehen. Es schien damals noch, als wenn die ganze Zukunft ihrer Entwicklung an die christliche Herrschaft im Orient geknüpft und als wenn es gar nicht denkbar wäre, daß auch ohne eine solche der neuorganisirte Welthandel in Schwung gehalten werden könne. Die Venetianer sahen daher auch diesen neuen Versuch zur Bekämpfung der Saracenen mit günstigen Augen an und zeigten sich auf die päpstlichen Vorstellungen hin geneigt, das Heer gegen eine mäßige Entschädigung

über die See zu führen. Einige Mitglieder der vornehmsten adelichen Familien der Stadt, die sich in ihren Lebensgewohnheiten mehr zu dem Ritterthum als zu dem Bürgerthum hingezogen fühlten, darunter auch der Herzog oder Doge von Venedig, Heinrich Dandolo, schlossen sich auch noch den Kreuzfahrern an.

Aber statt direct nach dem heiligen Lande zu steuern, wandte sich die Flotte zunächst gegen Constantinopel. Das griechische Reich lag damals in der Hand des Kaisers Alexius III Angelus, der es durch den Sturz seines Bruders, des Kaisers Isaak II Angelus, usurpirt hatte 1195. Aber der Sohn Isaaks, Alexius, wollte den Usurpator nicht anerkennen und suchte, da seine Partei im Reiche zu schwach war um sich auf sie stützen zu können, Hülfe im Abendland bei dem König von Deutschland und bei dem Papste, als den höchsten Häuptern der Christenheit. Als Preis für die Wiedereinsetzung seines Vaters bot er neben unermeßlichen Schätzen die Anerkennung des päpstlichen Primates und die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen. Eine so glänzende Aussicht mußte Innocenz III wegen Mangel an äußeren Machtmitteln doch zunächst von der Hand weisen; er vermochte dem Prinzen nichts weiter als große Hoffnungen für die Zukunft zu eröffnen, besonders da er die Willfährigkeit der weltlichen Mächte der Christenheit, auf die er doch allein angewiesen war, zunächst für ein noch heiligeres Ziel, die Wiedereroberung von Jerusalem, in Anspruch zu nehmen gewillt war. So wandte sich Alexius endlich an das Kreuzheer und bot diesem, wenn es von seinem Plan abweichen, erst vor Constantinopel ziehen und seinen Vater wieder einsetzen wollte, eine für die Verhältnisse des Abendlandes fabelhafte Geldsumme, von der nicht bloß die Ueberfahrtskosten bezahlt, sondern auch Schätze zurückgelegt werden konnten, daneben auch seine Unterwerfung unter den Papst und die Theilnahme an dem ferneren Verlaufe des Kreuzzuges.

Er erschien mit der Flotte vor Constantinopel und zwang die Stadt zur Uebergabe. Isaak ward wieder eingesetzt und versuchte die Versprechungen seines Sohnes zu erfüllen. Allein der kaiserliche Schatz war in den Verwirrungen der letzten Jahre ganz erschöpft und so mußten die heiligen Kirchengefäße und andere geweihte Kostbarkeiten zur Bezahlung der Bundesgenossen verwendet werden. Diese betrugen sich mit dem rohesten Uebermuth als die Sieger und eigentlichen Herren der Stadt und wenn schon vorher die Griechen alle Abendländer als brutale Barbaren maßlos verachtet, aber auch wegen ihrer physischen Ueberkraft gehaßt hatten, so stieg ihre Erbitterung jetzt, besonders als es bekannt wurde, daß sich die griechische Kirche dem Papste unterwerfen müsse, so weit, daß ein Aufstand ausbrach, der Vater und Sohn die Herrschaft und das Leben kostete und die Kreuzfahrer, die sich dessen nicht versahen, aus der Stadt trieb.

Aber nun beschlossen sie auch den Griechen ihre Stärke fühlen zu lassen. Sie bestürmten die Stadt und eroberten sie am 12. April 1204 und wütheten darin mit Mord, Brand und Plünderung, wie sie es kaum an einem heidnischen Orte sich erlaubt haben würden. Dabei traten die vielen bösartigen Elemente des zu so heiligem Zwecke vereinigten Heeres in aller ihrer Verworfenheit hervor. Damals ging nicht bloß ein großer Theil der bisherigen Bevölkerung der Stadt zu Grunde, sondern auch die meisten der Schätze der antiken bildenden Kunst, die hier ihr Asyl gefunden, ebenso sehr viele Werke der klassischen Literatur, die sich bloß in den Bibliotheken dieser seit ihrer Gründung nie von auswärtigen Feinden zerstörten Stadt erhalten hatten. Die Beute an Kostbarkeiten aller Art, namentlich an edlen Metallen, überstieg alles, was sich die rohe Phantasie der Eroberer zu denken vermochte.

Nach einem solchen Ereigniß unterblieb die weitere Fortsetzung des Kreuzzuges von selbst. Man entschuldigte sich vor dem eigenen Gewissen und vor der öffentlichen Meinung, daß es ja fast ebenso verdienstlich sei, der Herrschaft der ketzerischen Griechen ein Ende gemacht, als Jerusalem erobert zu haben. Auch dachte das Heer größtentheils nicht an eine Heimkehr, sondern an einen dauernden Besitz aller dieser Herrlichkeiten und besonders der, trotz aller Verwüstung, noch immer schönsten und reichsten Stadt der damaligen Welt, Constantinopels. Aber um alle Uneinigkeiten zu vermeiden, entschloß man sich alsbald zu einer förmlichen Theilung des eroberten Reiches, wie man auch die bewegliche Beute schon getheilt hatte. In dieser Theilung wurde ein Viertheil als unmittelbarer Besitz eines künftigen Kaisers, den das Heer aus seiner Mitte erwählen sollte, ausgeschieden, die anderen Dreiviertheile auf eine sehr künstliche Weise den Anderen nach ihrem Range und nach den zu dem Unternehmen aufgewandten Kosten vertheilt. Die Kaiserwahl fiel auf Graf Balduin von Flandern und dieser wurde von dem ebenfalls sogleich eingesetzten lateinischen Patriarchen, der für sich und die ganze Kirche des Reiches dem Papst den Eid der Treue leistete, mit der Krone der alten Imperatoren gekrönt. Der Kaiser erhielt auch die Oberlehensherrlichkeit über alle die anderen Herren und ihre Länder und Städte.

Der Papst Innocenz war Anfangs keineswegs mit diesem hochabenteuerlichen Ausgang des Kreuzzuges, dem abenteuerlichsten Ereignisse in dieser abenteuerlichsten Zeit des Mittelalters, einverstanden. Aber er mußte sich durch den unendlichen Gewinn, den die römische Kirche und sein eigenes Amt dabei davongetragen, über die neue Vereitlung seines Planes trösten lassen. Doch schärfte er dem neuen Kaiser und allen seinen Vasallen es als Gewissenspflicht ein, sobald als möglich die Befreiung des heiligen Landes ernstlich aufzunehmen. Indessen waren die Verhältnisse des neuen Reiches nicht der Art, daß sie es zu einem Angriffskrieg, noch dazu zu einem so mühseligen und langwierigen, befähigten.

Noch war auch nach der Eroberung von Constantinopel der größte Theil des Reiches in den Händen der Griechen. Allerdings gelang es schon in den nächsten Jahren den meisten Vasallen ihre Lehen zu erobern, und namentlich wußten sich die Venetianer bald und vollständig in den Besitz ihres Antheils zu setzen. Allein in Epirus, in Bithynien und Phrygien und am Pontus hielten sich die Griechen unter der Anführung vornehmer Eingeborner, von denen zwei nun selbst den Kaisertitel annahmen und unabhängige Reiche gründeten. Gegen sie führten die Kriege zu keinem Ende. Dann herrschte unter der wirklich unterworfenen griechischen Bevölkerung, die ihre neuen Herren ähnlich behandelten, wie die Normannen nach der Eroberung Englands die Sachsen behandelt hatten, eine so erbitterte Stimmung, die noch durch den Gegensatz des Glaubensbekenntnisses verdüstert wurde, daß die abendländische Ritterschaft vollauf zu thun hatte, um nur der fortwährend und überall ausbrechenden Empörungen Herr zu werden. Nur die Venetianer verstanden es, sich gründlicher zu befestigen. Sie beförderten eine Einwanderung im großen Style aus ihrer schon damals sehr übervölkerten Stadt und ihrem Gebiete, und organisirten dieselbe zu wohleingerichteten, vortrefflich befestigten und für den Handel außerordentlich günstig angelegten Emporien, die alle in den lebhaftesten Verkehr mit der Mutterstadt traten und dieser bald die vollständige Handelssuprematie in der Osthälfte des mittelländischen Meeres oder, was damals dasselbe bedeutete, die fast ausschließende Beherrschung des Welthandels verschafften und selbst dabei zu hoher Blüthe sich entwickelten.

Die Verfassung des neuen Reiches war eine sehr treue Copie von der des fränkischen Reiches in Palästina, das im Grunde nur an derselben sich verblutet hatte. Indessen war in dieser Zeit, die eben nur der Form des Lehensstaates in ihrer idealsten und lockersten Auffassung eine theoretische Berechtigung zugestand, gar keine andere Wahl gegeben. Selbst die Venetianer mußten sich im Großen und Ganzen, was ihre staatsrechtliche Stellung zu der Gesammtheit des Reiches betraf, in sie fügen, so sehr sie auch ihrem individuellen Wesen widersprach. Sie paralysirten ihre übeln Einflüsse durch die ganz nach ihrem Bedürfniß eingerichtete Organisation ihrer Besitzungen. Aber von Seite der weltlichen Vasallen ward sie mit allen ihren Consequenzen ernstlich genommen, und die Folgen davon zeigten sich bald in der Hülflosigkeit der höchsten Spitze, des Kaisers, in dem mangelnden Zusammenhang zwischen den factisch selbständigen Gliedern des Reiches und in den ebenfalls sehr bald auftauchenden Zwistigkeiten und Fehden unter ihnen. Das byzantinische Reich hatte sich nur durch die allerstraffeste Concentration aller Kräfte seiner Unterthanen und durch eine nach unten allmächtige aber der Person des Kaisers gegenüber zu maschinenmäßiger Willfährigkeit geschulte Bureaukratie gegen seine vielen Feinde, die auch jetzt noch alle kampfbereit waren, das Leben zu fristen vermocht, und dieser französische und oberitalienische Lehensadel versuchte es mit einer factischen Auflösung aller staatlichen Organisation nicht bloß den alten, sondern auch noch den vielen neuen Feinden die Spitze zu bieten.

Als der Papst die Aussicht auf eine reelle Hülfe für das heilige Land von dieser Seite her immer mehr in die Ferne rücken sah, war er wieder auf sein mühseliges und unerquickliches Sollicitiren bei den Fürsten des Abendlandes angewiesen. Aber alle hatten zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu thun, als daß sie die oft gegebenen Versprechungen wirklich ernstlich meinen konnten. Erst als der Schützling der römischen Kirche, Friedrich II von Hohenstaufen, als deutscher König gekrönt war, glaubte Innocenz den ersehnten Augenblick näher gerückt. Friedrich legte bei seiner Krönung feierlich das Gelübde zum Kreuzzuge ab, aber auch er behielt sich vor, was ihm auch von dem Papste zugestanden wurde, ihn dann erst zu unternehmen, wenn er in Deutschland alle seine Feinde besiegt und Frieden und Ordnung im Reiche dauernd wiederhergestellt haben würde.

So erwies sich auch nach dieser Seite hin die Bedeutung des Papstthums nicht mehr stark genug, um die weltlichen Rücksichten aller Art, wie sie zu jeder Zeit, auch bei dem ersten Kreuzzuge und sonst vorhanden gewesen waren, durch die Kraft einer von ihm patronisirten und durch alle möglichen geistigen Mittel unterstützten Idee zu überwinden. Wenn Innocenz nur auf die äußere Wirkung seiner Erfolge sah, so mochte die Erwerbung des griechischen Reiches wohl als ein mehr als zureichender Ersatz für das Fehlschlagen des eigentlichen Planes ihm erscheinen. Allein er ließ sich dadurch nicht blenden und wurde nicht müde, die Christenheit wegen ihrer unbegreiflichen Gleichgültigkeit gegen ihre heiligste Aufgabe mit Ermahnungen, Bitten und Vorwürfen zu überhäufen, und sich selbst und die Kirche zu beklagen, daß sie nicht die Kraft besäße, die starren und kalten Seelen der Zeitgenossen in jenen feurigen Fluß der Begeisterung zu bringen, wie sie einst in der Zeit Urbans II oder Eugen III so hoch aufgelodert war.

Aber noch viel niederschlagender war für ihn der Eindruck, den eine andere Erscheinung der damaligen kirchlichen Entwicklung auf ihn machte. Nicht bloß, daß es ihm nicht gelang die Rechte der Kirche dem Staat gegenüber in der vollen Ausdehnung durchzusetzen, wie er sie theoretisch faßte, daß er all-

mählich darauf verzichten mußte, die Christenheit zu einer großen Bethätigung ihres Glaubenseifers gegen die Heiden aufzuraffen, er mußte auch sehen, wie mitten in dem scheinbar so gesicherten Gebiete der abendländischen Kirche Abfall der allergefährlichsten Art, förmliche Ketzereien in bisher ungeahnter Ausdehnung wucherten und in offener Widersetzlichkeit gegen ihn, den Papst, und die wahren Gläubigen überall mit größter Frechheit das Haupt erhoben. Ja es zeigte sich sogar, was ihn noch mehr betrüben mußte, daß die geistigen Waffen der Kirche zur Niederkämpfung dieser neuen und zahlreichen Feinde gar nicht mehr ausreichen wollten, wie es doch früher immer möglich gewesen, sondern daß er die weltliche Hülfe in bisher ungekannter Ausdehnung in Anspruch zu nehmen sich gezwungen sah und auch nach dem einmaligen Sieg auf fortwährende Unterstützung von dieser Seite her verwiesen blieb, wenn er nicht als Besiegter den Kampfplatz verlassen wollte. Ohne Zweifel war dieß die herbste und demüthigendste Erfahrung, die das Papstthum, wenn man sich seine Ansicht über seine eigene Bedeutung vergegenwärtigte, machen konnte, und es bedurfte einer durch die traurigsten Erfahrungen erzeugten Resignation oder einer Abstumpfung seines feineren Selbstbewußtseins, bis es sich gewöhnte, einen solchen Zustand als den normalen anzusehen.

Die Ansicht, welche einst Arnold von Brescia in Italien und eine Reihe ihm gleichgesinnter Männer in Frankreich vertraten, daß die jetzige Kirche hauptsächlich durch ihre Einmischung in den Kreis weltlicher Rechte und Interessen verdorben sei, empfahl sich zu sehr dem einfachen, gesunden Menschenverstande, als daß alle Strafedicte der Kirche im Stande gewesen wären sie auszurotten. Sie tastete auch in der That keine einzige der Grundlehren der Kirche an, sondern nur zufällig entstandene Institutionen, die ohne Schaden für das Bestehen des Ganzen beseitigt zu werden können schienen. Je heftiger sich aber die Päpste und die officiellen Vertreter der Kirche gegen eine solche Reform erklärten, desto hartnäckiger behauptete diese volksmäßige Auffassung ihr gutes Recht. Sie glaubte sich immer mehr davon zu überzeugen, daß die früher von den Päpsten selbst nothwendig befundene und auch jetzt noch immer betonte durchgehende Reform der Kirche nur an dem Eigennutz und an den schnöden weltlichen und fleischlichen Gelüsten ihrer Vorsteher gescheitert sei und für immer scheitern werde, und daß die gesammte römische Kirche einem rettungslosen Verderben entgegengehe. Eine solche Stimmung, der es mit ihren sittlichen Anforderungen häufig tiefer Ernst war, konnte sich auch nicht mit einem bloßen feindseligen Negiren der kirchlichen Institutionen begnügen. Es ergab sich ganz nothwendig eine Art von Organisation der Gleichgesinnten zu kleineren und größeren Gemeinden, die den Versuch machten, jene apostolische Einfachheit und Lauterkeit, die sie von der verdorbenen Kirche der Gegenwart vergebens forderten, in ihrem Leben darzustellen. Aber diese Gemeinden waren aus dem Laienstand hervorgegangen und auf die Laien verwiesen. Der Begriff des Priesterthums, der Grundpfeiler der mittelalterlichen Kirche, ward somit von ihnen, ohne daß sie an die Consequenzen davon dachten, ganz von selbst beseitigt, und damit die Lehren von dem Amt der Schlüssel, von der allein dem Priester zustehenden Spendung der Sakramente. So gelangten sie dazu, überhaupt die Idee der Kirche im katholischen Sinne zu negiren. Sie polemisirten nicht gegen die gnadenwirkende Kraft der Sacramente, der Beichte und der Absolution, aber sie behaupteten, was freilich die Kirche theoretisch auch behauptete, daß ihre Wirkung allein von der reinen Gesinnung dessen, der sie empfing, abhienge und daß sie deßhalb auch von Jedem, nicht bloß von einem geweihten Priester, gespendet werden könnten. Sie behaupteten ferner, daß ein Jeder berufen sei, zur Erweckung dieser wahren Gesinnung bei seinen Neben-

christen zu wirken, aber daß allerdings eine sorgfältige Erforschung der Grundlehren des Christenthums unerläßlich sei, wenn diese Bemühungen fruchtbar sein sollten. Doch könnte man zu dieser, wie man ja auch an den Aposteln gesehen, ohne große Gelehrsamkeit gelangen, und am besten durch ein nachhaltiges und frommes Studium der heiligen Schrift. Diese Berufung auf die Bibel, die bis dahin wenig unter den Laien gekannt war, gab dem inneren Verkehr und der Ausdrucksweise der Mitglieder solcher Gemeinden eine ganz eigenthümliche Färbung, die der Kirche zwar im höchsten Grade bedenklich vorkam, aber doch nicht geradezu als ketzerisch verdammt werden durfte: denn auch sie bewies ja ihre Lehren und ihre Institutionen mit denselben Zeugnissen, die jetzt wenigstens gegen die Letzteren angewendet wurden. Die Kirche machte freilich dagegen geltend, daß der Sinn der Schrift zu schwer und zu tief sei, als daß er ohne besondere Vorbereitungen des Geistes so von Jedermann verstanden werden könne, aber sie wagte doch nicht zu behaupten, daß nur ein geweihter Priester befähigt zu diesem Verständniß und die Laien ganz davon ausgeschlossen seien. Noch weniger wagte sie es anfänglich gegen das Bibellesen an und für sich zu polemisiren. Sie wies ja selbst immer und immer auf die heilige Schrift als auf die Quelle aller ihrer Lehren, als den Inbegriff aller menschlichen und göttlichen Weisheit hin, und es war sonst ein gewöhnlicher Gegenstand der Klage innerhalb der Kirche gewesen, daß die Laien eher zu allen anderen weltlichen Büchern griffen, als zu der Bibel, die doch auch für sie das Buch der Bücher sei. Nun hatten sie dazu gegriffen, nun trat Alt und Jung, Mann und Weib plötzlich mit einer Fülle biblischer Gelehrsamkeit auf, die die bei weitem überwiegende Masse des damaligen Clerus nicht besaß, und beschämten diesen damit gerade in dem Gebiete, in dem er am meisten heimisch sein sollte, aufs tiefste.

Die Mitglieder dieser Gemeinden zeichneten sich fast alle im gewöhnlichen Leben durch einen strengen und einfachen Wandel, ja oft durch eine gewisse asketische Entsagung der Genüsse der Welt aus. Was man sonst den Ketzern so gewöhnlich vorwerfen konnte, daß ihr Bruch mit der kirchlichen Lehre zugleich einen Bruch mit den Gesetzen der Sittlichkeit nach sich ziehe, paßte hier keineswegs. Darin lag aber bald auch die Hauptkraft ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung. Mitten in dem üppigen Leben der großen und reichen Städte von Südfrankreich und Oberitalien erschienen diese bibelkundigen, beredten, mäßigen, einfachen und wohlthätigen Leute in der That als die ächte Wiedergeburt der christlichen Gesellschaft, und wenn auch die Masse sich durch diesen Eindruck keineswegs zu einer Nachfolge auf dieser mühseligen und gefährlichen Bahn bewegen ließ, so war sie doch um so mehr geneigt, ehrfürchtige, scheue und andächtige Verehrung vor denen zu empfinden, die es vermochten.

In den italienischen freien Städten, wo schon lange eine antikirchliche Richtung Wurzel geschlagen hatte, konnten sich daher solche Gemeinden ziemlich unangefochten von der geistlichen Macht, deren Einfluß hier gleich Null war, bilden. Da sie außerdem in ihrem Verhältniß zu der von ihnen für verdorben erklärten Kirche doch immer eine gewisse Rücksichtnahme beobachteten, so durfte auch die Kirche ihrerseits, weil ihr ohnehin die Mittel zur Strafe fehlten, sich nachsichtiger gegen sie verhalten, als gegen andere ketzerische Richtungen, die ihr den offenen Krieg aufündigten.

Anderwärts war ihre Wirksamkeit so ganz und gar auf die untersten Stände, die niedrigen Gewerbe und das städtische Proletariat beschränkt, daß die Kirche, die damals mehr als je unter den Laien bloß die social höher gestellte Schicht im Auge hatte, von ihrer Existenz oft lange gar keine oder nur

unzureichende Notiz hatte, bis endlich irgend ein eklatanter Fall, das Auftreten eines ihrer Laienprediger, und der massenweise Zulauf, den er fand, während Kirchen und Beichtstühle verödeten, das Uebel als ein weitverzweigtes aufdeckten. So geschah es namentlich in der letzten Hälfte des 12ten Jahrhunderts häufig im nördlichen Frankreich und am Niederrhein. Dann pflegte die Kirche, der hier im Ganzen doch viel größere Machtmittel zu Gebote standen als in Oberitalien, mit rücksichtloser Strenge durchzufahren und das Uebel schien bezwungen, bis es nach einigen Jahren an einer anderen Stelle mit gesteigerter Kraft wieder ausbrach und neue Maßnahmen nöthig machte.

Da die einzelnen Gemeinden sich meist äußerlich ganz isolirt von einander constituirt hatten und bloß durch die Gemeinsamkeit der religiösen und ethischen Gesinnung, keineswegs durch eine äußere hierarchische Verfassung mit einander verbunden waren, so erschienen sie auch der Kirche als unendlich viele ketzerische Parteien, die in den verschiedenen Landschaften mit ganz verschiedenen Namen bezeichnet wurden So wurden sie in den burgundischen Gegenden, wo sie besonders zahlreich waren, als Waldenser von dem Haupte einer ihrer Gemeinden zu Lyon, Petrus Waldus, geheißen, und da dieser Ort und seine Nachbarschaft fortwährend ein Hauptsitz der Sekte blieb, so verbreitete sich der Name bei ihren Feinden als ihr gewöhnlichster. Sie selbst nannten sich häufig die Armen im Geiste, oder protestirten auch gegen jede besondere Bezeichnung, da sie nicht eine Partei, sondern die wahre reformirte Kirche darstellen wollten.

Von ganz anderer Haltung aber waren andere im wahren Sinne des Wortes ketzerische Genossenschaften, die gleichzeitig mit der Verbreitung der Waldenser, häufig auch an denselben Orten, sich immer weiter ausdehnten und der Kirche einen massenhaften und trotzigen Abfall bereiteten.

Die lebhafte Berührung des Occidentes mit dem Orient in Folge der Kreuzzüge erzeugte namentlich in allen den Geistern, die von der Natur mit einer rascheren Beweglichkeit und einem lebhafteren Walten der Phantasie und des Gefühles ausgestattet waren, sehr bald eine gewisse Selbständigkeit des Denkens und Empfindens, die auf dem religiösen Gebiete, wohin sie doch nach der Richtung der Zeit zunächst sich übertrug, noch nach einer ganz besonderen Befriedigung, anders als sie die Kirche gewährte, suchte. Dazu kam noch, daß man gerade im Orient die beste Veranlassung hatte an den Grundlagen der bestehenden Zustände, ja der ganzen sittlichen Weltordnung, wie sie die Kirche auffaßte, und wie man sie bis dahin traditionell als ewig gültige Wahrheit angenommen hatte, irre zu werden. In einer solchen Stimmung wirkten die Einflüsse uralter christlicher Ketzereien, die dort innerhalb der griechischen Kirche nie ganz ausgetilgt werden konnten, in Verbindung mit den ebenso zahlreichen und im Grunde sehr nahe verwandten philosophischen oder mystischen Doctrinen islamitischer Sekten. Denn wenn man auch in dem Islam und seinen Bekennern theoretisch die Todfeinde der Christenheit und jedes Einzelnen in ihr sah, und wenn auch Jeder zu ihrer Bekämpfung bis auf den letzten Hauch sich für verbunden achtete, so gab es doch genug Situationen, in denen sich ein friedlicher, zunächst allerdings nur auf rein äußerliche Beziehungen beschränkter Verkehr zwischen den Christen und den Ungläubigen entspann. Sobald er einmal bestand, so waren auch geistige Wechselwirkungen seine unausbleibliche Folge.

Alle diese saracenischen und christlich-orientalischen Vorstellungen liefen im Wesentlichen immer auf eine streng-dualistische Weltanschauung hinaus, die ursprünglich weit über die Entstehungszeit des Christenthums hinausreichte und sich nur gewissen christlichen Begriffen angeschmiegt hatte, gerade so wie sich ihrer auch innerhalb gewisser Grenzen gelegentlich die Kirche selbst bedienen konnte.

Der Dualismus war hier eine im Grunde sehr wenig mühsame Lösung der Frage nach dem Ursprung der Sünde und des Uebels in der Welt. Dieß ward als Erzeugniß einer ursprünglich schon bösen göttlichen Macht vorgestellt, die zugleich die Materie geschaffen hatte. Durch eine solche Identification des Bösen und der concreten Welt konnte das gute Princip einmal außerhalb alles inneren Connexes mit dem Bösen gehalten und dann als der abstracte Geist vorgestellt werden. Dieser galt dann in der Vorstellung solcher Sekten als der wahre Gott des neuen Bundes, während der Gott des alten Testamentes, der Schöpfer und Erhalter der materiellen Welt, als böser Dämon angesehen ward. Der wahre Gott hatte die Welt oder den Geist aus den Banden der Materie oder der Sündhaftigkeit befreit, und nothwendigerweise auch die Banden des Gesetzes zerrissen, einmal weil sie den freien Geist in dieser Freiheit, seinem Normalzustand, beschränkten, und dann weil sie ja von dem bösen Dämon, dem Gott des alten Bundes, auferlegt waren. Die praktische Anwendung dieser letzteren Anschauung erfolgte nun entweder so, daß man durch eine strenge Askese alle Anfechtungen von Seite der Materie oder des Bösen niederschlagen und so die dem Geiste gebührende Freiheit behaupten wollte, oder daß man alle und jede Gesetze der gewöhnlichen und der kirchlichen Sittlichkeit als aufgehoben durch den Begriff des Geistes erklärte und Jedem eine unbedingte Hingabe an alle Triebe und Gelüste verstattete, weil ja dadurch, da der Leib dem überwundenen Reiche der Materie und des Bösen angehörte, doch der Geist nicht angetastet werden konnte.

In den concreten Formen dieser ketzerischen Ansichten im Orient und im griechischen Reiche überwog die letztere Auffassungsweise, die natürlich der menschlichen Neigung viel eher zusagte als das Gesetz der vollkommenen Abtödtung des Fleisches durch die strenge Enthaltsamkeit. Auch machte sie mehr noch als der eigentlich speculative Geist dieser Ansichten bei den Occidentalen Glück, die durch die vielfachen Elemente der Verführung, die der Orient bot, schon ohnedies sehr gewöhnlich zu einer praktischen Befolgung dieser Moral geneigt gemacht waren, aber sich dabei doch immer im Kampfe mit ihrem Gewissen und ihren traditionellen Vorstellungen befanden. Jetzt wurden sie auf die allerleichteste Weise von der Einsprache beider dispensirt, und konnten die Lust dieser Welt auch ohne Schaden für die Seele in vollen Zügen genießen. Es verstand sich von selbst, daß eine solche Weltanschauung auch allem positiven Kirchenthum entschieden feindlich gegenübertrat. Dieß erschien wieder nur als eine Beschränkung des Geistes, als eine Schöpfung desselben bösen Dämons, der auch das Gesetz des alten Bundes geschaffen. Wer sich in das Reich des geistigen Gottes erhob, war davon von selbst dispensirt. Aber begreiflich vermochten dieß nicht Alle. Es ward auch hier eine Art von Dualismus in dem Wesen des menschlichen Geistes angenommen, wonach die Seelen der Einen ursprünglich durch ihre feinere Organisation zu dieser höheren Stufe auserwählt, die anderen gröberen dem Reich des Bösen oder der Materie, oder des äußeren Gesetzes und der Kirche verfallen waren.

Gewiß mußte diese Unterscheidung, die auf die schwächste Seite des menschlichen Geistes, die Eitelkeit, spekulirte, außerordentliches Glück machen, namentlich zu einer Zeit, wo das Gefühl eines unberechtigten schweren geistigen Druckes nicht bloß auf Einzelnen, sondern auf einer Masse von Menschen lastete, wo der Geist, der eben im Begriffe war, ganz neue Anschauungen, neue Gedankenkreise aufzunehmen, die jetzt in einer Fülle wie niemals vorher und nachher auf ihn einströmten, doch überall daran erinnert wurde, daß er sich auf

gewisse Gebiete nicht wagen dürfe, daß er in den wichtigsten Angelegenheiten seines eigenen Lebens auf die Leitung einer absolut höheren Macht, auf die Kirche, verwiesen sei. Davon konnte man sich auf diesem Wege nicht bloß emancipiren, sondern sich sogar auch noch zu einer Höhe aufschwingen, von der man mit Verachtung auf diese früher gefürchtete geistige und sittliche Zwangsanstalt herabschauen durfte.

Seit dem Anfang des 12ten Jahrhunderts tauchten überall im westlichen Europa vereinzelte Spuren dieser Ketzereien auf, aber noch ohne allen äußeren Zusammenhang mit einander, und selbst wieder so individuell gestaltet, daß es unmöglich schien, sie alle auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen.

Aber seit der Mitte des Jahrhunderts nahm die Erscheinung schon eine bedenkliche Consistenz an. Je mehr die Entfremdung von der Kirche durch die Einflüsse der streng moralischen Polemik gegen ihre Verweltlichung wuchs, desto günstiger wurde auch für jene freieren Ketzereien das Terrain. Die ernsteren Gemüther durften es wohl wagen, die sittlichen Forderungen, die sie an die Kirche stellten, in ihrem eigenen Leben zu realisiren. Aber dieß waren und blieben verhältnißmäßig immer nur wenige unter den zahllosen Feinden und Verächtern des bestehenden Kirchenthums. Viele begnügten sich allerdings bloß mit der wohlfeilen Polemik selbst und lebten so, ohne daß das religiöse Element in ihr inneres Leben einzugreifen vermochte, ruhig ihr gewöhnliches, bürgerliches Leben fort, indem die herkömmliche Sitte und gewisse allgemin festgehaltene moralische Grundsätze die Stelle der Kirche und ihrer religiösen und sittlichen Forderungen vertraten. Doch dieß reichte weder für die geistig regsameren, mit Phantasie und Gefühlsempfänglichkeit begabten Naturen aus, noch für die, denen auch jene Beschränkungen der bürgerlichen Moral noch zu lästige Fesseln für den ungestümen Drang ihrer Sinnlichkeit waren und die doch das Bedürfniß empfanden sich mit den höheren Mächten und dem eigenen Gewissen einigermaßen abzufinden. Theilweise reizte auch allein die scheinbare Mannheit und Kühnheit dieser Ansichten, die das Höchste, vor dem man bisher gezittert, geradezu in den Staub traten. Dieselbe Lust an den Abenteuern um ihrer selbst willen, die auch sonst überall in dieser Zeit durchbricht, die durch die idealen Zwecke des Ritterthums nur etwas moderirt aber keineswegs ausgetilgt werden konnte, verlockte auch den Geist, dieses größte Abenteuer auf dem ihm angewiesenen Kampfplatz zu bestehen und die Probe zu machen, was sich daraus für eine Gefahr oder ein noch unbekanntes Schrecknis ergeben möchte.

Alle diese Momente trafen nirgends so auf einem Punkte zusammen, wie im südlichen Frankreich. Der Nationalcharakter des Volks, das hier wenig mit deutschen Elementen vermischt war und seine alte keltische Regsamkeit des Geistes und der Phantasie jetzt noch durch den Einfluß der ritterlichen Bildung bis ins Unendliche gesteigert hatte, die Neigung sich im vollsten Genuß des Lebens zu verlieren, das auch freilich hier so reizend und üppig wie nirgends in ganz Europa der damaligen Zeit lockte, dazu ein lebhafter Sinn für Wagnisse jeder Art fanden sich hier vereint, besonders in dem hier überaus zahlreichen Adel. Aber auch die höheren Schichten der städtischen Bevölkerung, die auch äußerlich fast ganz das Gepräge des adelichen oder höfischen Lebens trugen, waren ähnlich geistig organisirt. Daher wurden diese Landschaften der Hauptsitz dieser vielgestaltigen Ketzereien, die alle in ihrer Verachtung gegen das positive Kirchenthum und einer zügellosen Freiheit des äußeren oder inneren Lebens ihr gemeinsames Erkennungszeichen besaßen. Damit vertrug sich das glänzende Gewand, die äußere Drapperie des Ritterthums vortrefflich, ja sie kam nie so

reich und buntfarbig zur Erscheinung, wie gerade hier. Aber von seinem Gehalte konnte keine Rede mehr sein, denn die wichtigsten der idealen Interessen, aus denen er bestand, wurden durch jene religiöse und sittliche Revolutionirung der Geister vollständig und mit allen Wurzelfasern beseitigt. Es blieb am Ende kein anderer Halt als der einer allerdings sehr künstlich und mühsam ausgebildeten äußeren Convenienz, aber diese erwies sich mehr als je gegen die Zügellosigkeit individueller Wünsche und Begierden als unzureichend, wenn auch ihre Ziele nicht mehr so naiv roh wie in der Zeit vor der Ausbildung des Ritterthums gestaltet waren.

Der Kirche blieb dieser durch seine Masse und seine Tendenzen gleich schreckhafte Abfall nicht verborgen, doch fehlten ihr lange die Mittel um dagegen zu arbeiten. Ein großer Theil des Klerus dieser Landschaften war selbst mit am tiefsten verdorben und wenn auch äußerlich von der Kirche nicht abgefallen, doch jedenfalls nicht geeignet dem Abfall der Laien zu steuern. Provinzialsynoden und andere geistliche Maßnahmen blieben, sowie die Drohungen der Päpste, ohne alle Wirkung, und als Innocenz III Papst wurde, war es wirklich so weit gekommen, daß sich die der Kirche treu gebliebenen in manchen Gegenden und Städten, vor allem in dem altem Hauptsitz der südfranzösischen Bildung, in Toulouse, kaum mehr der Angriffe und des Hohnes der Abgefallenen zu erwehren vermochten. Schon war es zum guten Ton in den höchsten Kreisen geworden mit der neu erworbenen geistigen Freiheit zu prunken und keine der äußeren Rücksichten zu beobachten, von denen sich die Gleichdenkenden in anderen Ländern, z. B. in Italien, dem nördlichen Spanien und einigen, aber sehr wenigen Kreisen von Deutschland noch nicht zu dispensiren wagten.

Da beschloß Innocenz durchzugreifen. Er versuchte umsonst wie er wohl wußte, noch einmal gütliche Mittel und griff darauf gleich zu dem alleräußersten. Er ließ nämlich das Kreuz gegen diese Ketzer predigen und stellte das Verdienst ihrer Bekämpfung auf die gleiche Stufe mit dem der Bekämpfung der Heiden. Es gelang seinen Bemühungen ein großes Kreuzheer zusammenzubringen, das diesen leichteren Weg sich die Gnaden der Kirche zu verdienen der mühseligen Fahrt über die See vorzog. Seit dem Jahre 1208 wurde Südfrankreich durch dasselbe mit den Gräueln unerhörter Verwüstung erfüllt. Die Ketzer, d. h. fast der ganze Adel und die Städte des Landes, leisteten wohl hie und da den hartnäckigsten Widerstand, aber sie vermochten doch nichts gegen die Uebermacht, den Fanatismus, den Blutdurst und die Beutegier dieser Heerhaufen der Kirche. Denn die beiden letzten Momente traten bei den meisten Kreuzfahrern gerade so wie bei denen, die in das heilige Land zogen, ganz ungescheut in den Vordergrund und der Papst, der dieß mit Schrecken bemerkte, vermochte doch nicht sie zu beherrschen, sondern mußte ihnen, um nur sein Ziel zu erreichen, freien Lauf lassen. In wenigen Jahren war fast ganz Südfrankreich um seine bisherige einzige Blüthe gebracht, der einheimische Adel zum großen Theil in dem Kampfe gefallen, die Städte zerstört, die Burgen gebrochen. Aber nicht bloß der niedere Adel, sondern auch der Graf Raymund VI von Toulouse, der mächtigste Fürst des Landes, mußte als Beschützer der Ketzer die Wuth der Kreuzfahrer empfinden. Er verlor seine Länder, die dem obersten weltlichen Feldherrn des Papstes, dem Grafen Simon von Montfort, zugesprochen wurden.

Doch diese gewaltsame Bekehrung mit Schwert und Feuer konnte nur ganz äußerlich dem hier so tief gewurzelten Unheil steuern. Es bedurfte noch durchaus eines Mittels, zur sorgfältigsten Ueberwachung für die Zukunft und wo möglich auch zur inneren Belebung der Rechtgläubigkeit, denn beides konnte von dem rohen Kriegsvolk des Kreuzheeres nicht wohl erwartet werden.

Die Kirche mußte es als eine außerordentliche Fügung Gottes betrachten, daß ihr beides, in einem eben erst im Entstehen begriffenen Mönchsorden geboten ward.

Ein spanischer Priester, Dominicus de Guzman, hatte wie viele seines Amtes und seiner Nation, auf eigene Hand durch Predigt des wahren Glauben der immer mehr um sich greifenden Ketzerei entgegen zu wirken versucht. Spanien durfte allerdings sich vor allen Ländern der Christenheit seiner Rechtgläubigkeit rühmen, denn schon allein durch den hier noch so ganz unmittelbaren Gegensatz der christlich spanischen Nationalität gegen den Islam erschien das Beharren und der Eifer im rechten Glauben und die Idee der allgemeinen Kirche hier nicht wie so leicht anderswo als etwas neben dem gewöhnlichen Leben stehendes, sondern als die eigentliche Grundbedingung für die gesammte Existenz des Volkes. Doch waren auch hier Ketzereien eingedrungen. Die südfranzösische Kultur umfaßte ja auch den nördlichen Theil des Landes, und obwohl sie nur durch Colonisation hier heimisch geworden war, so äußerte sie doch in ihrem weiteren Fortschreiten fortwährend ihren sehr markirten Einfluß nicht bloß im Gebiete des eigentlich ritterlichen und bürgerlich-städtischen Lebens, sondern auch in dem so ganz und gar damit verwachsenen kirchlichen. Freilich reagirte hier der durch und durch zur Rechtgläubigkeit angelegte Nationalcharakter stets genugsam von selbst dagegen, aber doch bedurfte es der ganzen Umsicht der Kirche um das Uebel wenigstens zu beschränken, da eine völlige Ausrottung unmöglich erschien, so lange es noch in Südfrankreich als die eigentlich herrschende Stimmung sich geltend machen konnte.

Dominicus entschloß sich daher bald seine Thätigkeit nach Südfrankreich zu verpflanzen und wirkte durch die Gluth seiner Ueberzeugung, durch eine glänzende und zugleich im höchsten Grad populäre Beredsamkeit und durch das Beispiel seines streng asketischen Lebenswandels. Aber er sah, daß er allein, trotz aller großen Erfolge, doch nicht viel vermöge und bemühte sich um tüchtige Gehülfen, die sich auch bald durch den Ruf des schon bei Lebzeiten für heilig geachteten Predigers sammelten. Er organisirte sie mit derselbe unwillkürlichen Nothwendigkeit, die damals auf allen Gebieten einen so lebhaften Drang nach corporativem Zusammenschluß erzeugte. Doch dachte er nicht daran dem in der That schon vorhandenen und auf ein so ganz eigenthümliches Ziel gerichteten Orden eine besondere äußere Regel zu geben, weil er wußte, daß man in Rom allen neuen Ordensstiftungen im höchsten Grade abhold war. Er erbat sich von Innocenz III die Erlaubniß nach der Regel des heiligen Augustin leben zu dürfen und erhielt sie. Daneben aber trat die eigentliche Tendenz dieser Genossenschaft, die von der der alten Mönchsorden so ganz verschieden war, die Predigt unter den Ketzern und bald auch unter den Angehörigen der Kirche, die in dieser Hinsicht von ihren Geistlichen versäumt schienen, als ein so mächtiges neues Element auf, daß sie, wenn auch gegen den Willen aller Betheiligten, zur völligen Selbstständigkeit dieser Mönche führte. Innocenz III erlebte diesen Moment nicht mehr, aber sein Nachfolger Honorius III erkannte sie unter dem Namen der fratres Praedicatores als einen besonderen Orden an. Nach kurzer Zeit ward ihre Organisation vollendet, die sich im wesentlichen dadurch von der aller anderen Mönchsorden unterschied, daß sie die Zurückgezogenheit von der Welt, die Grundlage des ganzen Mönchthums, factisch negirte, indem diese Prediger oder Dominicaner, wie man sie nach ihrem Stifter nannte, bloß für die Welt bestimmt sein sollten. Um sie ganz und gar der Gefahr zu entnehmen, daß sie je ihrem Berufe untreu werden und statt der fortwährenden Predigt und Seelsorge sich nach der Art aller anderen Mönchsorden auf den

Erwerb zeitlicher Güter und vielleicht gar einer einflußreichen Stellung in den socialen und staatlichen Verhältnissen wenden möchten, stellte noch ihr Stifter die gänzliche Armuth aller ihrer Klöster als Ordensregel auf. Sie sollten nur von den Almosen der frommen Christen, aber nicht von ihrem eigenen Klostervermögen leben. Außerdem wurde die klösterliche Disciplin noch viel mehr verschärft, als es in allen bisherigen Orden der Fall war.

Wenn auch der römische Stuhl anfänglich der Gründung des Ordens widerstrebt hatte, so lernte er doch bald seinen unvergleichlichen Werth besser schätzen. Diese Dominicaner waren in der That die einzigen, die dem negativen Fanatismus der Ketzer einen noch glühenderen positiven entgegenzusetzen und ihn damit geistig zu besiegen vermochten. Ihre Erfolge, der Eindruck ihres asketischen Lebens und ihrer wahrhaften Aufopferung, führten ihnen in allen Ländern der Christenheit immer mehr Jünger zu und bald erhoben sich allerwärts ihre Klöster, zu denen sie nicht erst besonderer Schenkungen oder eines bedeutenden Vermögens bedurften, sondern die von selbst aus dem Boden emporstiegen wie das Zelt eines Beduinen. Außerdem aber ließen sie sich auch am besten zu den ständigen geistlichen Gerichten verwenden, die Innocenz III zur Ueberwachung der Ketzer für nothwendig fand. Den Geistlichen der betreffenden Diöcese durfte man, wie die Erfahrung lehrte, weder den Eifer noch den Muth zutrauen, der nöthig war, wenn diese Einrichtung sich bewähren sollte. Innocenz selbst und sein Nachfolger Honorius III versuchten es zwar noch auf dem gewöhnlichen Wege, allein schon Gregor IX sah sich genöthigt, die Dominicaner ausschließend mit diesem Geschäfte zu betrauen, die sich ihm auch mit demselben Feuereifer wie der Predigt unterzogen.

Eine solche Hingebung an den päpstlichen Stuhl wurde nun aber auch mit ganz außerordentlichen Privilegien belohnt. Sie erhielten das Recht, wie und wo sie es zum Heil der Kirche nöthig hielten in die Seelsorge des Ortspfarrers einzugreifen, ohne an seine oder an des vorgesetzten Bischofs Einwilligung gebunden zu sein. Ueberhaupt wurden sie in allen und jeden Dingen von der bischöflichen Jurisdiction befreit und unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl als seine getreueste Miliz gestellt. Auf seinen besonderen Schutz vertrauend durften sie der Eifersucht der älteren Orden, deren Popularität auf einmal durch die ihrige vernichtet war, den Anfeindungen der höheren und niederen Weltgeistlichkeit, deren Bedeutung mit einem Schlag aufgehoben wurde, wenn man die Consequenzen dieser neuen Institution zog, kühn die Stirne bieten.

Das Papstthum mehr noch als die Kirche selbst mochte sich daher in Hinblick auf diese neue naturwüchsige Schöpfung der Glaubenskraft der Zeit die nach so vielen betrübten Vorgängen zu schließen fast ganz erloschen schien, der Hoffnung auf eine gedeihliche Zukunft um so mehr überlassen, da noch von einer anderen Seite her eine wo möglich noch tiefere Erregung des religiösen Bewußtseins in den engsten Bund mit ihm getreten war, sich ihm zu gleicher unbedingter Abhängigkeit wie die Dominicaner hingegeben hatte.

In den abgeschlossenen mittelitalienischen Gebirgslandschaften wurde die religiöse Bewegung, die damals ganz Italien, mit Ausnahme des südlichsten Theiles, erfaßt hatte ebenso, wie in den vom Strom des großartigsten Weltverkehrs belebten Städten der Lombardei und an der Küste des adriatischen und mittelländischen Meeres, empfunden. Nur erhielt sie hier nach der Art des Volkes einen mehr schwärmerisch-asketischen Charakter, als dort, wo alles im Grunde doch auf einen freudigen Genuß der sinnlichen und geistigen Kräfte hindrängte und einzelne Erscheinungen entsagender Stimmung zwar angestaunt aber nicht innerlich begriffen werden konnten. Auch diese Richtung

konnte sehr leicht, wie das Beispiel der Waldenser zeigte, zu vollkommener Entfremdung von der Kirche führen, und da sie nach ihren eigenen Voraussetzungen auf einem tiefen sittlichen Gehalt der Individuen, auf einer mächtigen Regung des Gewissens beruhte und zu einer Sicherheit und Siegesgewißheit des Geistes führte, welche die unnatürliche Erregung anderer ketzerischer Lehren nie zu geben vermochte, so waren die einmal von ihr ergriffenen für die Kirche fast immer gänzlich verloren. Auf sie wirkte weder die Beredtsamkeit der feurigsten Prediger, noch die Furcht vor den Strafen der Inquisition, noch auch der Einfluß der leicht beweglichen öffentlichen Meinung, welcher der neue Aufschwung der strengen Kirchlichkeit jetzt ebenso imponirte, wie früher die von den Ketzern zu Schau getragenen spiritualistischen Tendenzen und ihre sogenannte geistige Freiheit.

Aber diese Stimmung ward durch die Persönlichkeit des Mannes, in dem sie sich mit der Gewalt ursprünglicher Genialität aussprach, des Franciscus von Assisi, auf eine dem positiven Kirchenthum überaus günstige Bahn geleitet. Franciscus gehörte einer reichen bürgerlichen Familie der genannten Stadt an, aber er suchte von Jugend auf die Lehre des Evangeliums alle irdischen Güter zu verwerfen und dafür die himmlischen zu erwerben, überall und in jedem Verhältniß seines Lebens, trotz allem Widerstande seiner Umgebung, trotz Spott und Hohn von Seite seiner nächsten Angehörigen und anfänglich auch von Seite der Masse durchzuführen. Den Grundton seines Wesens bildete dabei ein Bewußtsein der menschlichen, zunächst der eigenen Sündhaftigkeit und eine Erlösungsbedürftigkeit, wie sie in dieser Stärke bis dahin sich noch niemals ausgesprochen hatte. Dieselbe Stimmung trieb zwar auch die Kreuzfahrer über das Meer, sie klang in dem entsagenden Leben der Waldenser und anderer ihnen verwandten Secten durch, aber die Kreuzfahrer glaubten durch ihre Hingabe an die große That, dadurch daß sie Gut und Blut für die Befreiung der Kirche einsetzten, der Sündenlast ledig zu werden, und als es ihnen nicht gelang, so brach theilweise wieder die alte Rohheit, theilweise eine neue Frivolität hervor, die jene innere Stimme fürs erste übertäubte. Die Waldenser hofften, auch wenn sie es nicht ausdrücklich lehrten, durch eine practische Verbesserung in ihrem Lebenswandel wirklich zu der Reinheit der Seele und zu der inneren Befreiung zu gelangen, die sie so schmerzlich in dem sündhaften Treiben der Welt und in der gleichfalls entarteten Kirche vermißten. Aber damit befriedigte sich Franciscus nicht. Auch er entsagte und härter und strenger, als es irgend einer vermochte. Er unternahm es über die Sinnlichkeit durch alle Mittel der schärfsten Askese nicht bloß Herr zu werden, sondern sie ganz zu vertilgen, aber wenn er auch fühlte daß es ihm gelang, so erlosch damit bei ihm das Bewußtsein der Sündhaftigkeit nicht, vielmehr trat es erst jetzt in seiner ganzen Stärke hervor, gleichsam als wenn der Geist durch seine Läuterung von den trüben Einflüssen der Sinnlichkeit erst recht geschickt gemacht worden wäre seine unendliche Verschuldung und den Gedanken an den Zorn Gottes und seine Strafen in der Ewigkeit zu faßen. Da gab es keinen andern Ausweg als die unbedingte Hingabe an die Heilmittel der Kirche, oder an die Kirche selbst. Bei einer solchen Anschauungsweise bemerkte der Blick gar nicht mehr, ob es verderbte Priester gab, ob die Kirche entartet sei, ob irdischer Besitz in geistlichen Händen tauge oder nicht tauge, sondern er richtete sich allein mit inbrünstiger Sehnsucht auf den unendlichen Gnadenschatz der in dem Bereich dieser Kirche lag, er sah in dem Priester nur den Spender des Sakramentes und in dem Papst nur den obersten Bewahrer dieses Gnadenschatzes.

Eine solche Tiefe der Ueberzeugung mußte selbstverständlich ihn auch dazu

bringen, das was er für sich als Heil gefunden hatte, anderen zu verkündigen. Ueberall predigte er Reue und Buße durch eine gänzliche Entsagung der Welt und durch eine freiwillige Aufsichnahme aller Mühsale, aller Verfolgungen und aller selbst der ärgsten Qualen. Bald sammelten sich einige gleichgestimmte Schüler um ihn, denen er auftrug hinaus in die Welt zu gehen und überall dasselbe zu verkündigen und so eine allgemeine Bekehrung der Menschen zu bewirken, daß nicht die Flammenqual der Ewigkeit allzu viel unbußfertige Sünder verschlinge. Er wandte sich an den Papst um von ihm, als dem obersten Bewahrer der kirchlichen Heilmittel, den Segen zu seinem Werke und die Erlaubniß es mit vereinten Kräften betreiben zu dürfen, zu erhalten. Innocenz III wurde durch die Persönlichkeit des Bittenden über die ungünstige Meinung hinweggerissen, die er sich nach Berichten von ihm und seinen Tendenzen gebildet hatte. Er war ihm früher auch nur als ein bedenklicher Schwärmer erschienen, wie damals so viele die Kirche verstörten, indem sie eine besondere Heiligung der Individuen auf anderem als auf dem von der Kirche vorgezeichneten Wege und mit mehr oder minder nachdrücklicher Polemik gegen dieselbe verlangten. Er erlaubte ihm und seinen Genossen sein Begehren. Ohnehin war sein Einfluß auf das Volk mittlerweile so gewachsen, daß es unmöglich gewesen wäre diese Bewegung zu hemmen, ohne sie geradezu gegen die Kirche zu lenken. Bald überschritten seine Genossen die Grenzen von Italien und überall wirkte der Eindruck ihrer vollständigen Armuth, die sich sogar die scheinbar unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens versagte, ihre nicht affectirte sondern wahrhaftige Verachtung gegen allen Glanz und Schmuck, wie gegen alle Schmerzen und Schrecken der Welt, ihre inspirirte Beredtsamkeit so mächtig wie in Italien selbst. Schon nach wenigen Jahren war es unerläßlich nöthig geworden der bis dahin ohne alle eigentliche Organisation bloß durch die Gemeinsamkeit des Geistes zusammengehaltenen Genossenschaft wenigstens einige äußere Form zu geben. Im Jahre 1220 erfolgte die päpstliche Bestätigung der von Franciscus selbst aufgestellten Grundgesetze, in die außer den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden noch das einer völligen Besitzlosigkeit aller einzelnen und des ganzen Ordens aufgenommen wurde. Franciscus nannte ihn den Orden der niederen Brüder, fratres minores, und erweiterte ihn nach seiner Tendenz noch durch eine eigenthümliche Zuthat, durch einen dritten Orden für Büßende weltlichen Standes, die nur einige der Gesetze des Ordens zu halten verpflichtet waren und sonst in ihren gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen bleiben konnten. Sie hatten die Aufgabe die Sache der Bekehrung der Welt in ihren Kreisen möglichst zu fördern, dem eigentlichen Bekehrungswerk der wirklichen Priester, die dem Orden angehörten, Bahn zu brechen und auf alle mögliche Weise zum Nutzen der ganzen Institution zu arbeiten. Dadurch erhielt dieses neue Mönchthum eine unmittelbare Verbindung mit dem gewöhnlichen Weltleben wie sie kein anderer Orden besaß und zugleich einen Einfluß auf dasselbe, der größere Früchte trug als die doch immer nur sporadisch wirkende Thätigkeit seiner regelmäßigen eigentlichen Mitglieder.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Erneuerter Kampf zwischen dem Papstthum und Kaiserthum bis zum Untergang der Hohenstaufen in Deutschland und Italien.

Der Papst Innocenz III starb 1216, ohne daß er die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Wiedereroberung des heiligen Landes, gesehen hätte. Aber da der König von Deutschland und Sicilien, Friedrich II, ein so bestimmtes Gelübde gethan, so glaubte er wenigstens für die Zukunft die große Angelegenheit sicher gestellt zu haben. Friedrich II hatte außerdem versprochen, sobald es sich nach den Umständen thun lasse Sicilien seinem Sohne Heinrich abzutreten und so die Besorgnisse zu heben, die durch die Verbindung der italienischen Krone mit der sicilischen für die Sicherheit der weltlichen Macht und damit auch der geistlichen Unabhängigkeit des Papstthums nothwendig entstanden. Denn wenn die päpstlichen Territorien ringsum von dem kaiserlichen Gebiete umschlossen waren, so nützten die Erwerbungen nicht viel, die Innocenz III für die römische Kirche gemacht, die volle Souveränität die er ihr in ausgedehnten Landschaften verschafft hatte, deren Besitz bisher streitig gewesen war, und es lag die Gefahr nahe, daß derselbe Zustand äußerer Abhängigkeit des Papstthums von der weltlichen Gewalt eintreten möchte, aus der sich die Päpste seit Nicolaus II mit so großer Anstrengung losgewunden hatten. Der Nachfolger Innocenz III, Honorius III, begnügte sich indessen in Hinsicht auf die beiden erwähnten Punkte mit den oft wiederholten und in die besten Worte gekleideten Ergebenheitsversicherungen Friedrichs. Er war seinem Naturell nach auch mehr zur Wahrnehmung der inneren kirchlichen Interessen als zu ihrer Vertretung nach außen geschickt und nur nach langem Zögern entschloß er sich in etwas ernsterem Ton zu dem König zu sprechen. Allein dieser wußte sich in Betreff des Kreuzzuges mit den schwierigen Zuständen im Reiche und der Saumseligkeit der deutschen Fürsten, in Betreff der unterlassenen Abtretung der sicilianischen Krone mit der Kindheit seines Sohnes und der in Unteritalien herrschenden Gährung, welcher nur ein Mann gewachsen sei, so gut zu entschuldigen, daß der Papst nicht nur eine neue Frist zur Ausführung der Kreuzfahrt stellte, sondern den König auch im Jahre 1220 zum Kaiser krönte und auf der Trennung der sicilianischen Krone nicht mehr bestand. Er gab sogar seine Einwilligung, daß Heinrich, der Sohn Friedrichs, von den deutschen Fürsten zum Nachfolger seines Vaters gewählt und damit die gefährliche Verbindung der deutschen, italienischen und sicilianischen Krone in eine weite Ferne hinaus bestätigt ward.

Nachdem Friedrich seinem Sohn die Nachfolge in Deutschland gesichert hatte, wandte er seine Thätigkeit vorzugsweise Italien und hier wieder besonders seinem sicilischen Erbreiche zu. Die Sorge für dieses schien ihm während seiner ganzen Regierungszeit viel mehr am Herzen zu liegen, als die deutschen Angelegenheiten oder die specifischen Aufgaben der Kaiserwürde. Er gehörte

auch in der That seiner Bildung und Art nach viel mehr Italien als seinem väterlichen Hauptlande, Deutschland, an. Seine Erziehung zu Palermo stand ausschließlich unter italienischem Einfluß und er wuchs dort zu dem Muster eines normannisch-italienischen Ritters und Fürsten heran, dessen Wesen doch in vieler Hinsicht von dem deutschen Begriffe ritterlicher und fürstlicher Vollkommenheit abwich.

In dem sicilianischen Ritterthume entwickelte sich schon frühzeitig eine Art geistiger Freiheit, wie sie sich in ähnlicher Weise damals nur noch bei den Provencalen fand. Sie führte dort zwar nicht wie hier zu einem so eclatanten Bruch mit der Kirche und der positiven Sittlichkeit, allein doch bis ganz nahe heran und der Bruch selbst ward mehr durch ein gewisses Gefühl für das äußerliche Maß als wie für die innere Harmonie des Wesens vermieden. Das normannisch-sicilianische Ritterthum blieb in dem äußeren Verband der Kirche, weil ihm jene Art geistiger Freiheit, wie sie die Ketzer in Südfrankreich durchsetzen wollten, zu gewaltsam und zu absurd, zu sehr von einer nebelhaften Mystik verhüllt erschien. Es beobachtete auch zum Theil die äußeren Formen der Sittlichkeit, weil es einsah, daß ihre Verletzung aller und jeder Brutalität die Thür öffnete, aber es war innerlich ganz kalt und indifferent gegen beide. Die Ideale des Ritterthums konnten bei einer solchen Stimmung entweder gar nicht mehr oder nur in sehr veränderter Weise wirken. Die Begeisterung zum Kampfe gegen die Ungläubigen, bloß weil sie die Ungläubigen waren, die einst hier vor allen Ländern der Welt so mächtig aufloderte, war nicht mehr vorhanden. Die Vertheidigung der Wittwen und Waisen und aller Schwachen, bloß weil sie schwach waren, überließ man dem Staate. Dagegen kamen nirgends die Formen der ritterlichen Courtoisie, besonders in dem Verhältnisse zu den Frauen, in solcher abgeklärten Schönheit zur Erscheinung, wie hier, nirgends wurde ein solches Gewicht auf die harmonische Ausbildung der körperlichen Fertigkeiten und der geistigen Anlagen gelegt. Ueberhaupt repräsentirte dieses sicilianische Ritterthum ohne Frage diejenige Classe der europäischen Gesellschaft, die wir im heutigen Sinne die gebildetste nennen dürfen. Unter ihm ragte wieder Friedrich II, als der gebildetste von allen, ja als ein Inbegriff aller möglichen Fertigkeiten des Leibes und des Geistes hervor und da er gewöhnt war, nur in dieser Art von Bildung und den darauf basirten Genüssen seine volle Befriedigung zu finden, so mußte ihm das Leben in Deutschland selbst unter seinen Standesgenossen bei aller allgemeinen Aehnlichkeit der dasselbe bedingenden und beherrschenden Momente doch im Einzelnen roh und schaal vorkommen. Auch konnte er sich in Sicilien in ganz anderer Weise als Herrscher fühlen und regen wie in Deutschland. Die Selbstständigkeit der größeren Reichsfürsten hatte hier ganz natürlicher Weise im Laufe der langwierigen Kronstreitigkeiten wieder bedeutende Fortschritte gemacht, und ohne daß dieß ausdrücklich festgestellt geworden wäre, war er doch nur der erste unter seinesgleichen, überall abhängig von dem guten Willen einer Menge von einzelnen, die eine schroffere Form der Herrschaft nicht bloß nicht mehr ertragen, sondern gar nicht einmal verstanden hätten. Da er von Natur mit einem lebhaften, zum Eingreifen in das praktische Leben bestens organisirten Naturell ausgerüstet war, so konnte ihm auch schon deßhalb die so vielfach gehemmte Stellung eines Herrschers von Deutschland, die nach den gegebenen Verhältnissen mehr von symbolischer als reeller Bedeutung war, nicht genügen. Wäre er noch wie sein Großvater Friedrich Barbarossa unter dem Banne der großen ritterlichen und kaiserlichen Ideale gestanden, so hätten ihm diese über die beschränkte Wirklichkeit durch die Erregung der Phantasie hinweghelfen können. Allein er sah die Welt mit nüchternen und

verständigen Augen an; er wollte nicht bloß Herrscher heißen, sondern sich auch als Herrscher darin zeigen können, daß er den Willen der Beherrschten dem seinigen unterordnete, mit ihren Kräften seine Zwecke durchsetzte, in die Einzelheiten der Verhältnisse eingriff und sie nach seinem Belieben umgestaltete.

Die Verfassung des sicilianischen Reiches glich in ihren großen Grundzügen äußerlich allerdings auch denen der übrigen Lehensstaaten der Zeit. Aber doch hatte sich hier schon im Laufe des 12. Jahrhunderts eine viel größere Bedeutung der königlichen Macht entwickelt, als in irgend einem anderen Lande des Occidents. Der normannische Adel, der das Reich mit den Waffen einst gegründet hatte, verlor sich numerisch ganz gegen die einheimische Bevölkerung. Wenn er auch einen großen Theil des Landes als Lehen occupirte, so blieb doch ein noch größerer, namentlich in den später eroberten Landschaften im unmittelbaren Besitz der Krone, die hier die von byzantinischer oder arabischer Zeit her vorgefundenen strengeren Formen der Regierung und Verwaltung bestehen ließ, weil sie ihr im höchsten Grade vortheilhaft schienen. Damit erhielt sich auch das ganze finanzielle System mit seinen directen und besonders den vielen indirecten Abgaben, aus denen der Schatz der Chalifen und der anderen saracenischen Herrscher seine besten Revenüen zog. Die Krone griff also hier nicht bloß viel unmittelbarer in die Lebenszustände der Unterthanen ein, sondern sie war auch reicher als anderswo nnd dadurch ihren großen Vasallen gegenüber in einer sehr günstigen Lage. Auch schloß sich die Neigung des Volkes selbst in den großen Lehen viel mehr an das Königthum als an die ihm in ihrem ganzen Wesen und Treiben stets fremdartige Aristokratie an. Dazu kam noch, daß die meisten normannischen Herrscher ein ausnehmend starkes Bewußtsein von ihren Herrscherrechten und dazu auch die nöthige Geistes- und Charakterkraft besaßen, um es selbst unter dem Murren ihrer Aristokratie geltend zu machen. Allerdings war nach dem Erlöschen der normannischen Dynastie eine Aenderung dieser günstigen Situation der Krone eingetreten und Heinrich VI hatte nicht bloß mit dem normännischen Adel, sondern mit der Abneigung des ganzen Volkes zu kämpfen, das sich gegen ihn als einen ganz Fremden zum erstenmale enger an die etwas heimischer gewordenen Vasallen anschloß. Er war mit Gewalt und mit Brutalität durchgedrungen, aber nach seinem Tode wankte die Krone mehr als je und während der Minderjährigkeit Friedrichs II schien es als wenn auch hier die autonome Willkühr des Lehenstaates Eingang finden sollte. Allein damit war der überwiegenden Masse der Bevölkerung noch weniger gedient. Sie schloß sich wieder enger an die Krone an, die ja jetzt ein im Lande geborner König trug, an dem nichts als die äußeren Züge an den nordischen Ursprung erinnerte. So konnte Friedrich die Zügel allmählig wieder straffer anziehen, und als er erst seine Verhältnisse zu Deutschland und zu dem Papste einigermaßen geordnet sah, durfte er an eine durchgreifende Wiederherstellung der königlichen Autorität und an eine Reorganisation des Staates denken. Er ward dabei von dem schon zahlreichen, im Studium des römischen Rechtes theoretisch bestens vorgebildeten Beamtenstand mächtig unterstützt und dieser erwies sich geneigt, alle Ansprüche des Königthums durch wissenschaftliche Begründung systematisch in die Theorie und so viel als möglich auch in die Praxis einzuführen.

Friedrich II konnte und wollte die Grundlage der Verfassung seines Reiches, das Lehenswesen, nicht umstürzen, aber er suchte seine Bedeutung durch eine genaue Bestimmung der gegenseitigen Rechte und Pflichten auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen. Selbst wenn dabei die urkundlich zu erweisenden oder herkömmlich feststehenden Grundsätze nicht angetastet wurden, that

die bloße Fixirung dem Gewicht dieses staatsrechtlichen Verhältnisses unendlichen Eintrag, denn dasselbe lag eigentlich in seiner nach den Umständen sich richtenden Dehnbarkeit, die es gelegentlich bis zu einer völligen Aufhebung der factischen Macht des Königthums führen konnte. Für die Verhältnisse der übrigen Stände ließ er es im ganzen bei dem früheren Herkommen bewenden, nur daß auch dieses, da es überall durch eine sorgfältige schriftliche Aufzeichnung festgestellt ward, ganz aus dem Bereich der Willkür, der bloßen zufälligen Leistung und ebenso zufälligen Berechtigung herausgehoben wurde. So konnte es auch, was ebenfalls ganz dem Wesen anderer mittelalterlicher Staaten, ja der gesammten Rechtsauffassung der Zeit widersprach, sogar auf allgemeine Sätze zurückgeführt und diese auf dialektischem Wege zu Bestimmung neuer von der Gesetzgebung nicht berücksichtigter Fälle angewandt worden, wie es im Wesen der antiken Rechtsauffassung lag. Er stellte ferner überall die zerrüttete Verwaltung und das ebenfalls desorganisirte indirecte Steuersystem sorgfältigst wieder her, und führte in beiden auch eine Reihe folgenreicher Neuerungen ein. So ließ er zwar die Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden und Landschaften, soweit sie herkömmlich war, bestehen, aber er concentrirte sie durch ihm verpflichtete, zur Oberaufsicht bestellte Beamte und führte überall den Grundsatz durch, daß der Staat nicht bloß zur Handhabung der Gerechtigkeit und zur Unterdrückung aller Gesetzesverletzungen, sondern auch dazu da sei, um solchen Freveln vorzubeugen. Insofern waren die von ihm getroffenen Einrichtungen in vielen Beziehungen die Grundsätze des modernen Polizeistaates. Nur fehlte hier natürlich noch viel an der systematischen Vollständigkeit, in der sie sich seit dem Beginn der neueren Geschichte entwickelten.

In diesen weitläufigen und schwierigen Arbeiten, die in der damaligen, so wenig noch in einer systematischen Zusammenfassung zufällig gewordener rechtlicher und staatlicher Verhältnisse geübten Zeit eine Aufgabe ohne Gleichen genannt werden dürfen, ließ sich der Kaiser nicht gern durch seine sonstigen Verpflichtungen stören, zu denen ihn ohnehin sein Herz nicht zog, während ihn diese Thätigkeit und der heitere Genuß des glänzendsten und geistreichsten Hoflebens der Zeit vollkommen befriedigte. Die Mahnungen des Papstes zum Kreuzzuge wurden aber immer ungestümer, je mehr die Reformen des Kaisers die Kraft des Reiches und die Bedeutung seiner sicilianischen Krone, folglich auch die Gefahr der Nachbarschaft erhöhten. Dazu kam noch, daß er in seinen legislatorischen Plänen schon jetzt vielfach mit den Interessen und Ansprüchen der Geistlichkeit seines Reiches und der römischen Kirche collidirte. Auch hier versuchte er alles so viel wie möglich zu fixiren, aber kein Theil der Staatsverfassung war so ganz unter dem Einfluß geschichtlicher Ereignisse entstanden und daher auch so sehr einer systematischen Festsetzung unzugänglich wie dieser, falls nicht der einen oder der anderen Seite das größte Unrecht gethan werden sollte. Denn wenn man aus dem bestehenden Herkommen auf allgemeine Sätze zurückgehen wollte, so konnte man mit demselben Rechte behaupten, daß die Kirche des sicilianischen Reiches die freieste und unabhängigste unter allen, wie auch, daß sie in sonst im Mittelalter unerhörter Weise der weltlichen Gewalt des Königs unterworfen sei. Friedrich II und seine Staatsmänner und Rechtsgelehrten bemühten sich natürlich die ihnen am besten zusagenden Consequenzen zu ziehen, wogegen die Landeskirche an der Unterstützung des Papstes einen mächtigen Rückhalt fand. Der Kaiser bemühte sich, da er auf ihn jetzt noch so viel Rücksichten zu nehmen hatte, hier leiser aufzutreten als sonst, aber man kannte in Rom seine wahre Gesinnung sehr wohl und suchte

ihm auf alle mögliche Weise in seinen so gefährlichen Bestrebungen auch für die Zukunft entgegen zu wirken.

So lange Honorius lebte, blieb doch trotz aller dieser Verwicklungen ein leidliches Verhältniß möglich. Aber als er 1227 starb, folgte ihm Gregor IX, der den hierarchischen Stolz Innocenz III mit der Härte und dem Eifer eines Gregor VII verband. Er drang sogleich auf augenblickliche Ausführung des Kreuzzuges und der Kaiser sah sich genöthigt, wenn er nicht die ganze öffentliche Meinung von Europa gegen sich aufbringen wollte, aus seinen Scheinrüstungen Ernst zu machen. Es gelang ihm auch einige deutsche Fürsten zur Theilnahme zu bewegen und endlich ward schon der Tag des Aufbruches festgesetzt, als der Kaiser plötzlich erkrankte und den Termin der Abfahrt hinausschob, worauf sich ein großer Theil des Heeres zerstreute.

Darauf hin bannte Gregor den Kaiser. Er blieb taub gegen alle seine Entschuldigungen, sowie gegen die Versicherungen, daß er, sobald er genesen sei, sogleich aufbrechen werde. Als Friedrich genesen und neue Vorbereitungen getroffen waren, brach er wirklich auf und landete im Herbst 1228 in Acre und schickte sich zur Eroberung der heiligen Stadt an, als auch hier der päpstliche Bann verkündet wurde und sich sogleich seine die Thätigkeit des Kaisers lähmenden Wirkungen äußerten. Nichtsdestoweniger setzte er seine Unternehmung fort und der Eindruck, den die Ankunft des Kaisers, der selbstverständlich draußen mehr galt als daheim, auf die Saracenen machte, war so groß, daß der Sultan von Aegypten, Kamel, der sich Palästina's kurz vorher bemächtigt hatte, es nicht gerne auf eine Schlacht ankommen ließ, sondern Friedrich die Räumung von Jerusalem anbot. Der Kaiser ging darauf ein und nahm so die heilige Stadt, die seit 1187 im Besitze der Ungläubigen gewesen war, wieder für die Christenheit in Besitz. Da er durch seine Gemahlin Jolanthe, die Tochter des letzten Titularkönigs von Jerusalem, ein Erbrecht auf das heilige Land sich zusprach, so krönte er sich selbst — kein Priester wagte es dem Gebannten zu nahen — zum König von Jerusalem, sorgte so viel als möglich für die Reorganisation des ganz aufgelösten Staates und eilte, nachdem er einen kriegserfahrenen Statthalter zurückgelassen, wieder nach Italien. Allerdings trug diese Kreuzfahrt ein von allen früheren wesentlich unterschiedenes Gepräge, und der Papst benutzte dieß und Friedrichs indifferente ja fast freundliche Haltung gegen den Islam und seine Anhänger, um seine Erfolge möglichst zu verdächtigen. Aber er war unterdessen auch noch in anderer Weise gegen den Kaiser thätig gewesen. Er hatte ihm sein Lehen, d. h. das Königreich Sicilien abgesprochen und ein Heer aufgeboten, um es während der Kreuzfahrt Friedrichs für die Kirche in Besitz zu nehmen. Als Friedrich so plötzlich wieder erschien, war es ihm ein Leichtes das päpstliche Heer zu vertreiben. Er schreckte den Papst so, daß sich dieser zur Lösung des Bannes verstand. Ja der Papst sah sich bald darauf sogar genöthigt, die weltliche Hülfe des Kaisers gegen seine aufständischen Unterthanen in Anspruch zu nehmen, die ihm dieser auch gegen das Versprechen, ihm in seinen Verwicklungen mit den Lombarden und in Deutschland Beistand zu gewähren, bereitwilligst und nachdrücklichst leistete.

Friedrich II betrachtete die deutsche Krone sowie auch die kaiserliche zwar nicht als seinen kostbarsten aber doch als seinen ehrenvollsten Besitz. Ueber ihre wahre Bedeutung machte er sich freilich keine Illusionen, aber er stand doch in soweit unter dem Einflusse der Zeitansicht, daß er auf diesen Namen eine Berechtigung zu dem ersten Platz unter allen weltlichen Herrschern der Erde gründete und entschlossen war sich nichts gefallen zu lassen, was ihm diesen entreißen könnte. Es war also nicht bloß ein Ehrenpunkt im gewöhnlichen

Sinne des Wortes, der ihn veranlaßte in die deutschen Verhältnisse, die sich unter der stellvertretenden Regierung seines Sohnes, des Königs Heinrich, immer bedrohlicher gestalteten, wieder persönlich einzugreifen und die Angelegenheiten Italiens und Siciliens einstweilen sich selbst zu überlassen.

So lange der junge König unter der Leitung des Erzbischofs Engelbrecht von Cöln stand, erfüllte er die Pflichten, die dem Reichsoberhaupt zukamen, die Handhabung der Gerechtigkeit, die Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens in genügender Weise. Allerdings vermochte er dem Unfug des Fehdewesens nicht ganz zu steuern, allein die Verwirrung der Bürgerkriege hatte diese so einreißen lassen, daß es einer ganz anderen Macht bedurft hätte als sie ein damaliger deutscher König besaß, um sie ganz zu beseitigen.

Allein Engelbrecht fiel schon im Jahre 1225 einer Privatrache zum Opfer. Zwar erlitt der Hauptverbrecher, ein Graf von Altena und Isenburg, die Strafe des Rades, allein die That beurkundete doch eine höchst gefährliche Verwilderung des höheren und niederen Adels, von dem viele dabei betheiligt waren. Der König Heinrich versuchte jetzt die Selbstregierung, aber überall brachen Fehden aus, wurden seine Befehle und Verwarnungen nicht geachtet und erst als er sich ganz ausschließlich den Interessen der höheren und niederen Aristokratie hingab, glückte es ihm wieder zu äußerlichem Ansehen zu gelangen. Er begünstigte die erste namentlich in ihren feindseligen Bestrebungen gegen die aufkeimende Macht der Städte und sanctionirte eine Menge auf den Ruin derselben gerichtete Bestimmungen als Reichsgesetze, von wo aus freilich noch ein ziemlich weiter Weg bis zu deren wirklicher Durchführung zurückzulegen war. Ebenso ließ er ihm auch die systematische Unterdrückung der noch übrigen freien Landbevölkerung ungehindert zu. Namentlich gelang es einigen norddeutschen geistlichen und weltlichen Fürsten damals, einen Landstrich zu erobern, der sich bis dahin noch immer in seiner uralten freien Bauernverfassung zu bewahren gewußt hatte, das Land der Stedinger. Sie waren auf gleiche Weise der Kirche oder der Hierarchie, wie dem Lehensadel verdächtig und verhaßt, und als sich diese beiden größten Factoren der damaligen Geschichte nun zu einem Vernichtungskrieg gegen sie verbanden, wozu sie noch die ausdrückliche Sanction des Papstes sammt der Erlaubniß erhielten, das Kreuz gegen sie als Verweigerer des Kirchenzehnten, Verfolger der Geistlichkeit, Anhänger ketzerischer Lehren zu predigen, war es um sie geschehen trotz ihres verzweifelten Widerstandes.

Hohen und niederen Adel auf gleiche Weise suchte sich der König durch eine maßlose Verschleuderung von Reichsgütern zu verbinden, wozu freilich schon von seinem Großoheim Philipp das Signal gegeben war. Anfänglich schien es als wenn Heinrich bei dieser unverständigen Regierung nur die Befriedigung seiner kindischen Eitelkeit im Sinne habe, als wenn es ihm nur darauf ankomme bloß der Popularität halber populär unter den Fürsten und dem Adel zu werden, aber allmählig traten ganz bestimmte Zwecke deutlicher hervor, die er dabei verfolgte. Er ging damit um, sich noch bei Lebzeiten seines Vaters von diesem ganz unabhängig zu machen, und seine Vorbereitungen waren im Jahre 1235 so weit gediehen, daß er offen seine Absicht, als zum Heil des Reiches unerläßlich, zu verkündigen wagte. Da erschien aber plötzlich sein Vater in Deutschland und das ganze, leichtfertig betriebene Unternehmen scheiterte an den besonnenen und kräftigen Maßregeln, die der Kaiser ergriff. Heinrich mußte nun auf die deutsche Krone verzichten. Allein auch der Kaiser sah sich genöthigt, alle die von seinem Sohne getroffenen Maßregeln nochmals zu bestätigen um sich der schon ganz eigennützig gewordenen Treue der höheren und niederen Vasallen zu versichern.

Doch gelang es dem Kaiser während eines mehrmaligen Aufenthaltes in Deutschland, einige der übermüthigsten Vasallen, darunter den ohne Zweifel mächtigsten und unabhängigsten, den Herzog Friedrich den Streitbaren von Oesterreich, mit Gewalt nieder zu werfen und so den einzigen damals verständlichen Beweis zu liefern, daß sein Amt doch noch etwas mehr als ein bloßer Name sei. Allein damit begnügte er sich auch. Er dachte durchaus an keine Machterweiterung des Königthums und an keine Wiederherstellung etwa auf den Grundlagen der Zeit Friedrichs I.

Sobald er in Deutschland nur einigermaßen freie Hand bekam, nahm er wieder die italienischen Angelegenheiten auf, aber dießmal von einer anderen Seite her.

Er hatte eingesehen, daß er schon wegen seiner Stellung als König von Sicilien in ganz Italien wenigstens keine entschieden feindselige Macht dulden durfte. Seitdem Gregor IX in äußerlich gutem Vernehmen mit ihm sich befand, waren nur die freien Städte in der Lombardei wirkliche und gefährliche Feinde. Ohne daß er in den ersten Jahren seiner Regierung irgendwie ihnen zu nahe getreten wäre, ließen sie doch keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihm ihren traditionellen Haß gegen das hohenstaufische Haus und die deutsche Herrschaft überhaupt eclatant an den Tag zu legen. Und doch war er ihr rechtmäßiger Herr, er durfte von ihnen wenigstens den Gehorsam in Anspruch nehmen, den sie ihm nach dem Constanzer Frieden schuldeten. Statt dessen bildeten sie eine stets zu allen Feindseligkeiten bereite bewaffnete Scheidewand zwischen dem einen seiner Reiche und dem andern und hinderten ihn an einer unmittelbaren Verbindung zwischen Deutschland und Neapel, die ihm sowohl für hier wie dort von der allergrößten Wichtigkeit sein mußte. Eine Zeit lang schien es, als hoffe er durch die Vermittlung des Papstes diese Verwicklungen lösen und die Lombarden wieder zum Gehorsam zurückführen zu können, allein dem Papste lag begreiflicher Weise sehr wenig daran, dieses Vermittleramt zum Nutzen des Kaisers auszuüben. So entschloß er sich im Jahre 1235, nachdem er eben den Empörungsversuch seines Sohnes in Deutschland niedergeschlagen, Oberitalien mit Waffengewalt zu unterwerfen.

Er rechnete dabei hauptsächlich auf verschiedene innere Verhältnisse der Lombardei, die einem auswärtigen Feinde, falls er sie mit der Klarheit und Energie des Geistes benutzte, wie der Kaiser es that, sehr zu Statten kommen konnten. Die lombardischen Städte waren seit dem Constanzer Vertrage allerdings noch in rascherem Aufblühen begriffen als früher. Ihr materieller Wohlstand hob sich jetzt, wo ihre Verwaltung ganz in ihren Händen lag, auf den höchsten Gipfel den er überhaupt je erreichte, und kein Land der damaligen Welt vermochte sich in dieser Hinsicht mit der von unzähligen und für die damaligen Verhältnisse riesigen und unendlich reichen Städten bedeckten Lombardei zu vergleichen. Aber sobald die Gefahr vor dem äußeren Feinde zurücktrat, erhoben sich auch wieder die alten Kämpfe unter den einzelnen rivalisirenden Städten. Ganz naturgemäß gruppirten sie sich im Großen und Ganzen in eine kaiserliche oder ghibellinische und eine antikaiserliche oder guelfische Masse. Doch überwog die Zahl und Macht der zweiten um vieles die der ersteren, aber doch nicht so viel um ihrer Herr zu werden. Obgleich die kaiserliche Autorität seit dem Tode Friedrichs I gar keine Gelegenheit fand, sich durch thätliche Hülfe an diesen Parteikämpfen zu betheiligen, die dem Namen nach nur für und gegen sie geführt wurden, so ruhten sie doch niemals auf längere Zeit. Aber auch

die beiden Hauptmassen standen unter sich einander wieder häufig genug mit den Waffen gegenüber und das ganze städtische Leben des Landes zeigte eine immer entschiedenere Neigung, sich bis auf die einzelnsten Atome zu zerspalten und einen Kampf Aller gegen Alle zu dem Normalzustand zu machen. Dazu kam noch, daß fast jede einzelne Stadt mit den von ihnen schon so sehr beschränkten Territorialherren und dem Lehensadel ihrer Umgegend in beständigem Kriege lag. Meist schloß sich dieser der Partei des Kaisers an und trat dann auch wohl gelegentlich in Bund mit den ghibellinischen Städten. Aber da die Interessen, welche die Städte und ihn zu unversöhnlicher Feindschaft nöthigten, doch eigentlich an einer ganz anderen Stelle, als in dem Gegensatz der ghibellinischen und guelfischen Gesinnung lagen, so kämpfte er wohl auch gelegentlich im Bunde mit den Guelfen gegen die Ghibellinen, oder allein für sich gegen beide zusammen und dann meist sehr unglücklich. Uebrigens war auch ein kleiner Theil von ihm, besonders in der westlichen Lombardei, wo die ghibellinischen Städte dominirten, als deren Haupt dort Pavia galt, guelfisch gesinnt.

Aber auch innerhalb der einzelnen Städte endeten die Zwistigkeiten und offenen Kämpfe nicht. Fast überall fand sich neben der dominirenden Partei, die die Stadt auf die ghibellinische oder guelfische Seite stellte, auch die andere Partei vertreten. Wenn sie auch allein sich die Herrschaft ihrer Gegner gefallen lassen mußte, so konnte sie doch mit Hülfe der auswärtigen Feinde auf einigen Erfolg rechnen und war wenigstens, auch wenn sie nach einer totalen Niederlage ganz aus der Stadt vertrieben wurde, stark genug, um einen oft sehr gefährlichen Krieg von ihren Zufluchtsörtern aus Jahre lang mit größter Hartnäckigkeit fortzuführen. Häufig gelang es ihr sogar die Stadt wieder zu besetzen, wo sich dann dasselbe Spiel von Seite ihrer bisher siegreichen, nun vertriebenen Gegner wiederholte.

Solche innere Zustände fraßen ohne Zweifel, wenn auch noch unbemerkt, an dem Mark der Städte. Sie waren auf vollständige Sicherheit des Erwerbes und Verkehrs wenigstens innerhalb ihrer Mauern und der nächsten Umgegend hingewiesen. Weil sie mitten unter dem brutalen Getümmel der anderen Welt, besonders der weltlichen und geistlichen Fürsten und des Vasallenstandes schon frühzeitig es verstanden diese ihre Basis durch sehr complicirte Verwaltungseinrichtungen, eine strenge Rechtspflege und eine ebenso strenge Sicherheitspolizei zu befestigen, waren sie auf eine wunderbar rasche Weise groß und reich geworden. Scheinbar wuchs auch jetzt noch ihr Wohlstand, denn der lebhafteste Weltverkehr, den die Kreuzzüge hervorgerufen, mußte doch ihnen zunächst zu Nutze kommen, auch wenn sie durch diese Abweichungen von ihrer eigentlichen Sphäre ihn nicht in dem Maße ausbeuten konnten, als es ihnen sonst wohl möglich gewesen war, so lange sie bloß an die Arbeit und den Handel dachten und Streit und Krieg allein von diesem Gesichtspunkte und daher auch stets zu endlichem Vortheil für ihre geschichtliche Aufgabe zu führen pflegten.

Am wenigsten litten die alten großen Familien mit ihrem seit vielen Generationen aufgehäuften Besitz darunter. Sie waren sowohl unendlich reiche Grundeigenthümer wie auch die Inhaber ausgedehnter Handelsgeschäfte und gewerblicher Anstalten. Wenn sie diese auch nicht mehr selbst betrieben, sondern sich lieber dem gewöhnlichen vornehmen oder höfischen Leben der Zeit widmeten, so floß ihnen doch der durch einzelne Kriegscalamitäten kaum merkbar geschmälerte Gewinn daraus zu. Aber die so zahlreiche, so kräftige, körperlich und geistig innerhalb gewisser Grenzen so sehr gebildete Klasse der eigentlichen Gewerbtreibenden empfand diese inneren Verkehrsstörungen sehr hart und suchte

sich so gut es ging, besonders durch eine corporativ eingerichtete Bewaffnung ihrer schon längst nach den einzelnen Beschäftigungen corporativ gegliederten Genossen dagegen zu schützen. Häufig pflegte es schon zu geschehen, daß diese neue bewaffnete Macht, der eigentliche dritte Stand, den Ausschlag gab und durch den von ihm der einen Partei erkämpften Sieg wieder Ruhe und Ordnung herstellte. Es lag nichts näher, als daß er sich für immer in dem Besitz der einmal behaupteten Position zu sichern wünschte und deßhalb auch eine ständige Theilnahme an der Regierung der Stadt verlangte, von der er ganz ausgeschlossen war, weil er nicht zu der ursprünglichen Gemeinde der freien Vollbürger gehörte, sondern entweder sich erst allmählig aus der Hörigkeit losgemacht hatte oder später in die Stadt gezogen war. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts erhob er überall diesen Anspruch, drang aber nirgends mit einem Male durch und vermehrte so durch seine auf die schroffste Opposition stoßenden Bestrebungen die innere Zerrüttung noch um vieles.

Alle diese Verhältnisse durfte Friedrich II bei seinem Angriff auf die Lombarden in Anschlag bringen. Zwar erneuerten die guelfischen Städte, Mailand an der Spitze, den alten lombardischen Bund, der einst Friedrich I so gefährlich geworden war, aber die ghibellinischen schlossen sich desto enger an ihn an, denn der gegenseitige Haß war seitdem noch bedeutend gestiegen. Dann konnte er auch voraussehen daß im Lager der Feinde die alten eingewurzelten Gegensätze bald wieder ihr Recht behaupten und dieselben isoliren würden, wenn nur das erste Aufflammen der nationalen Begeisterung vorüber war. Auch rechnete er auf die kräftigste Unterstützung des ghibellinischen Adels, mit dem er schon lange im engsten Verkehr stand und diese ward ihm auch in einer kaum gehofften Ausdehnung zu Theil.

So eröffnete er 1235 den Krieg in eigener Person, umgeben von einem nicht zahlreichen aber vortrefflichen meist aus Söldnern bestehenden Heere, worunter sich auch sehr viele Saracenen befanden, nicht wie einst Friedrich I an der Spitze der Schaaren des deutschen Herren- und Ritterstandes. Trotz mancherlei äußeren Unterbrechungen gelang es ihm einen Sieg nach dem andern zu erfechten und zuletzt die Städte bei Cote nuova 1237 so zu schlagen, daß ihm nichts weiter als die Belagerung einiger der feindseligsten übrig blieb. Allein mit den damaligen Kriegsmitteln war dieß eine außerordentlich schwierige Aufgabe und dazu kam noch, daß sich Gregor IX, als er den Untergang seiner natürlichen Bundesgenossen vor Augen sah, trotzig dazwischen stellte, sich als zur Beilegung des Streites einzig berechtigt erklärte und den Kaiser, der sich nicht schrecken ließ, bannte. Dieser blieb wohl durch seine geistige Freiheit innerlich davon unbetroffen, allein er kannte die Bedeutung eines solchen Ereignisses in seiner ganzen verhängnißvollen Schwere. Er suchte durch eine offene Appellation an die gesammte Christenheit diese von dem unrechtmäßigen Verfahren des Papstes und seiner Nachgiebigkeit, und vor allem von seiner Ergebenheit gegen die Kirche zu überzeugen. Allein es gelang ihm auch mit den farbenreichsten Declamationen nicht den Eindruck des Bannes zu verwischen.

Gregor suchte aber auch dem Gebannten überall weltliche Feinde zu erwecken, da er sah, daß seine geistlichen Mittel doch nicht den erwarteten Eindruck auf ihn machten. Er forderte die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl auf, allein diese zeigten nicht die mindeste Geneigtheit dazu, weil Friedrich gerade damals auch in Deutschland auf der Höhe seiner Macht stand. Er vertheilte die Kronen des Gebannten an fremde Fürsten, allein auch diese antworteten ausweichend und so scheiterte einer seiner Entwürfe nach dem andern

an der Lauheit der Zeit für das Papstthum und der imposanten Haltung des Kaisers. Dieser hatte zwar die Lombarden noch nicht vollständig bezwungen, allein er glaubte ganz nahe am Ziele zu sein und bedrängte den Papst in seinen eigenen weltlichen Besitzungen, bis Gregor dem Gram und der Verzweiflung erlag 1241.

Sein zweiter Nachfolger — der unmittelbar nach ihm gewählte Cölestin IV starb nach einigen Wochen — Innocenz IV spielte den Kampf gegen den Kaiser dem er in Italien nicht gewachsen war, nach Frankreich über. Dort konnte er sich ganz frei und ungehindert regen. Er berief nach Lyon, das allerdings eine dem Reiche nominell gehörige, in der That aber ganz unabhängige Stadt war, eine allgemeine Kirchenversammlung, die schon Gregor in Rom halten wollte, als ihn die Fortschritte der kaiserlichen Waffen daran verhinderten. Eine große Menge französischer, englischer, spanischer und lombardischer Geistlichen fand sich hier ein, auch der Kaiser hatte sich in der Person eines seiner höchsten Beamten, des Thaddäus von Suessa vertreten lassen. Der Papst wiederholte noch einmal alle die früheren Beschuldigungen gegen den Kaiser und fügte noch neue hinzu. Alle Vertheidigungsgründe waren von vornherein unwirksam und so wurde denn von neuem Bann und Absetzung über den Kaiser ausgesprochen. Friedrich konnte einstweilen nichts dagegen thun, als in beredten Staatsschriften die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens, die allerdings sehr auffallend war, den Uebermuth, Stolz und Habgier dieses Papstes und des römischen Hofes anklagen. Gegen die Principien, auf die sich Innocenz oder überhaupt das Papstthum in seinen Ansprüchen stützte, durfte er nur höchst vorsichtige Polemik wagen, obgleich er innerlich von ihrer gänzlichen Falschheit überzeugt war. Aber er mußte die öffentliche Meinung schonen, die bereits mehr und mehr ihn für den gefährlichsten aller Ketzer, für einen geheimen Anhänger des Islam, Zauberer, Schwarzkünstler und dergleichen zu halten begann, weil er seinen Umgang mit arabischen Gelehrten und Künstlern, sein Studium der arabischen Literatur, den Verkehr mit Griechen und mit anderen entweder als Ketzer oder als Gebannte oder als gänzlich Ungläubige berüchtigten Männern nicht aufgab, weil sein Hof zu Palermo unläugbar in seinem glänzenden und üppigen Sinnen- und Geistesgenuß einen etwas heidnischen, d. h. orientalischen oder richtiger allgemein weltbürgerlich-vornehmen Anstrich ohne alle specifische abendländisch-christliche Beimischung zeigte und weil einzelne unvorsichtige Aeußerungen des Kaisers, zu denen er sich allerdings in Anbetracht der vielen Vexationen, die er von den Päpsten erfuhr, leicht hinreißen lassen durfte, vielfach vergrößert und entstellt im Publicum circulirten.

Der Papst versuchte ihm jetzt mit besserem Glücke als früher in Deutschland einen Gegenkönig aufzustellen. Der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, fand sich dazu bereit, gelockt durch die päpstlichen, geistlichen und weltlichen Verheißungen und die Massen von Geld, die Innocenz nach allen Seiten verschleuderte, um nur dem Kaiser Feinde zu erwecken, dessen Vernichtung der einzige Gedanke war, für den er und die gleichgesinnten Cardinäle noch Raum hatten. Dazu wurden alle Landeskirchen, besonders die englische, mit unerschwinglichen Steuern belastet, in Rom selbst ein förmlicher Handel mit Pfründen und Gnaden eröffnet, alles nur um möglichst viel Geld zu der Belebung des Eifers der Feinde Friedrichs herbeizuschaffen. Ja der Papst entblödete sich nicht die weltlichen deutschen Fürsten und den niederen Adel geradezu auf die Beraubung der deutschen Kirche, auf eine Art von Säcularisation in naivster Weise hinzulenken, da er ihre unersättliche Habsucht auf keine andere Art zu

befriedigen vermochte. Dazu überschwemmten Franziskaner und Dominikaner das Land bis in seine verborgensten Winkel, und regten überall die Gewissen gegen den Kaiser und sein Haus auf. Allein trotz aller dieser verzweifelten Mittel blieb Friedrich oder sein Sohn und Stellvertreter, König Conrad, doch im Vortheil über den Gegenkönig. Besonders schlossen sich die süddeutschen Städte enge zusammen und gemeinsam an ihn an, weil sie wohl sahen, daß nur in dem hohenstaufischen Königthum eine gewisse Bürgschaft für eine Wiederherstellung geordneter Verhältnisse liege. Sie kümmerten sich jetzt nicht mehr um die feindselige Haltung, welche Friedrich II als Gesetzgeber, freilich nur unter dem Drange der Verhältnisse, ihnen gegenüber einst gezeigt. Ohnedem waren sie im Stande gewesen sich der Durchführung dieser Gesetze mit Gewalt zu erwehren und jetzt kam ihr Ungehorsam dem Kaiser zu Gute, der manchmal pflichtmäßig aber ohne besonderen Nachdruck sie deßhalb zur Rede gestellt hatte.

Die weltlichen Fürsten hielten sich meist neutral, wobei sie ihrem Eigennutz am besten dienen konnten, aber mit Hülfe der Städte und des Herzogs Otto von Baiern gelang es Conrad, den Landgrafen Heinrich bei Ulm so gänzlich zu schlagen, daß er wieder nach Thüringen zurückkehren mußte, wo er kurz darauf 1247 starb, während fast ganz Deutschland Friedrich wieder anerkannte. —

Zwar gelang es dem Papste noch einen neuen Gegenkönig in der Person des Grafen Wilhelm von Holland aufzutreiben, und wieder durch die allergewissenlosesten Maßregeln, über die in der ganzen Christenheit laute Klage erscholl, so viel Geld zusammenzubringen, daß dieser mit einem ansehnlichen geworbenen Heere — denn für Geld allein gab man jetzt sein Leben im Dienst der heiligen Kirche preis — den Krieg gegen die Städte am Niederrhein und Conrad beginnen konnte und Conrad, der die Lauheit der Fürsten und des Adels, die offene und geheime Feindseligkeit der höheren Geistlichkeit, den Fanatismus der Legionen von Bettelmönchen und des von ihnen bearbeiteten Volkes noch außerdem gegen sich hatte, vermochte nicht ihm einen solchen Schlag beizubringen, wie einst dem Landgrafen Heinrich. Doch konnte auch Wilhelm keine Fortschritte machen. So zog sich denn wieder ein Bürgerkrieg, der zugleich Religionskrieg war, ähnlich wie zur Zeit Heinrichs IV und V durch viele Gegenden von Deutschland und in seinem Gefolge die Verwüstung des Landes, die Verwilderung der Nation, die Verwirrung der Gewissen, an der jetzt die Miliz des Papstes in ganz anderer Weise als irgend in früher Zeit möglich gewesen war, arbeitete. Unter solchen Zuständen brach der niemals ganz gebändigte aber zeitweise doch durch innere Zucht und äußere Autorität sehr eingeschränkte wüste Egoismus des niederen Adels und theilweise auch des höheren in grassester Gestalt hervor. Ganz Deutschland wimmelte von Fehden, aber noch mehr von ritterlichen Räubern, die ohne Interesse für die eine oder andere Partei die Gelegenheit benützten, um von ihren befestigten alten Ansitzen oder neuen, die sie zu diesem Behufe erst jetzt sehr häufig errichteten, das Land im großen Style unsicher zu machen. Die ideale Haltung des Ritterthums erlosch bei einem solchen Treiben bis auf die hohle äußere Form von selbst, dafür trat die wildeste Rauflust und Genußsucht, aus der sich der Adel durch seine Hingabe an ideale Tendenzen erst herausgearbeitet hatte, nur noch mit brutalerer Rohheit wie einst als das eigentlich das ganze Leben und Treiben des Standes beherrschende Moment auf. Zum Glück aber war ihm doch in den so zahlreichen, kräftigen, innerlich wohl organisirten und durch Fleiß und Zucht groß gewordenen Städten ein bedeutendes Gegengewicht gegeben. Diese wehrten, da das

Reichsoberhaupt es nicht mehr vermochte, sich auf eigene Hand, häufig in größeren Bündnissen vereint gegen die adelichen Wegelagerer wie gegen die Uebergriffe ihrer fürstlichen Nachbarn, die die Zeit für passend hielten, ihre Hände nach allem was ihnen gefiel, besonders aber nach dem Reichsgut auszustrecken.

Der Kaiser Friedrich II selbst konnte in die deutschen Verhältnisse persönlich nicht mehr eingreifen, weil er Italien mit Recht für das eigentliche Schlachtfeld seines großen Kampfes hielt. Er arbeitete noch immer an der Besiegung der Lombarden, wodurch er Herr des ganzen Landes geworden wäre. Aber da er sie nicht bloß zur Anerkennung einzelner Rechte, sondern zu einer förmlichen Unterwerfung zwingen wollte, widerstanden diese mit verzweifelter Anstrengung. Es gelang ihnen sogar einzelne Vortheile über den Kaiser davon zu tragen, dessen finanzielle Mittel doch nicht einem so langwierigen und mühseligen Kriege gewachsen waren.

Nur in seinem Erbreiche Sicilien blieb er trotzdem, daß er gewöhnlich sich auf dem Kriegsschauplatz in der Lombardei befand, unbedingt Herr. Alle Versuche des Papstes, Empörungen anzuzetteln oder fremde Prätendenten aufzustellen, scheiterten an der fest gegründeten königlichen Gewalt und an dem schon so sehr gewohnheitsmäßig gewordenen Gehorsam des Volkes. Auch die geistlichen Mittel, die von dem Papste angewandt wurden, machten hier wenig Eindruck. Die Geistlichkeit des Landes stand jetzt mit geringen Ausnahmen auf der Seite ihres Landesherrn und dieser wußte sich auf die nachdrücklichste Weise aller von auswärts kommenden Aufhetzer, besonders der Bettelmönche zu entledigen.

So schwebte der Kampf unentschieden hin und her, als Friedrich, innerlich noch voll frischer Kraft und unbesiegt, am 13. Dezember 1250 sechsundfünfzig Jahre alt starb.

Der Papst triumphirte zu frühe über den Tod seines gewaltigen Feindes. Zwar sprach er dem König Conrad nicht bloß die deutsche Krone, sondern auch die sicilianische und das Herzogthum Schwaben ab, allein seine Partei in Deutschland blieb ihm nach wie vor treu und nur in Neapel gelang es den päpstlichen Emissären und ihrem reichlich gespendeten Golde einen Aufstand gegen das hohenstaufische Haus zu erregen. Doch trat hier Manfred, ein unebenbürtiger Sohn des Kaisers, als Wahrer der Rechte seines Bruders mit großer Kraft auf und verhinderte die weitere Ausbreitung des Aufstandes.

Als König Conrad 1251 nun selbst herbeikam, um sein herrliches Erbreich in Besitz zu nehmen, das auch er für viel wichtiger erachtete, als das deutsche Königthum, ward er bald Herr über die Aufrührer. Doch starb er schon 1254 und nun war kein rechtmäßiger Erbe aus dem hohenstaufischen Hause mehr übrig, als ein zweijähriger Sohn Conrads, ebenfalls Conrad mit Namen, von den Italienern gewöhnlich Conradin genannt, den der König Conrad in Deutschland zurückgelassen hatte.

Da warf sich Manfred, der als unebenbürtiger Sohn keinen Anspruch auf die Succession machen konnte, gestützt auf seine Popularität, zum Herren von Sicilien auf und nahm sogar die Königswürde an. Er hoffte sich durch große Concessionen mit der Kirche zu versöhnen, allein die Nachfolger des 1254 gestorbenen Innocenz IV blieben seinem Hasse gegen das hohenstaufische Haus treu und endlich gelang es ihnen auch einen passenden Candidaten für die sicilianische Krone in dem Grafen Carl von Provence aus dem Hause Anjou, dem Bruder des damaligen Königs von Frankreich, Ludwig IX, zu finden. Dieser

war reich und mächtig genug um das Abenteuer zu wagen, und der Papst unterstützte ihn noch mit Geld in freigebigster Weise. Er kam mit einem starken Heere französischer Ritter und Miethstruppen, die alle nur durch die Aussicht ihr Glück zu machen aber nicht im Interesse der Kirche sich an dem Zuge betheiligten. Es war ein Seitenstück zu der aus ähnlichen Motiven hervorgegangenen Ansiedlung der Normannen in Apulien, deren Reich jetzt wieder von dem französischen Adel angegriffen wurde. Manfred hatte sich wohl gerüstet, doch das französische und päpstliche Gold machte Verräther in seinem Heere. Er verlor die Pässe an der Grenze des Kirchenstaates und unterlag in einer blutigen Schlacht bei Benevent 1266, wo er bis zum letzten Hauche kämpfend fiel.

Nun bemächtigte sich Carl des Reiches ungehindert. Aber die Freundschaft mit dem Papste dauerte nicht lange. Er wollte souveräner Landesherr und nicht bloß ein willenloser Lehensmann sein und vor allen Dingen nicht gerne den hohen Zins bezahlen, den sich der Papst als Zeichen seiner Oberhoheit und als geringen Ersatz für die ungeheuren, auf die Vernichtung der Hohenstaufen verwendeten Summen ausbedungen. Denn unter den vielen übeln Eigenschaften, die Carl des Namen eines ächten Ritters, wie es doch alle Hohenstaufen gewesen, unwürdig machten, stand ein gemeiner Geiz, das Erbtheil seiner Familie und seiner Nation, oben an.

So schwankte der Papst Clemens IV, ob er nicht den letzten legitimen Sprößling des hohenstaufischen Hauses, den jungen Conrad, begünstigen sollte, der sich gleich nach dem Untergange Manfreds, wiewohl damals erst vierzehn Jahre alt, zur Wiedereroberung seines Erblandes rüstete. Conrad erschien wirklich schon 1267 in Oberitalien, und überall begrüßten ihn die zersprengten und rathlosen Ghibellinen als ihr Haupt. Aber er hielt sich weder hier noch in Rom auf, das ihn nach der Flucht des Papstes im Triumph in seine Mauern führte. Er zog unaufhaltsam seinem Reiche zu, aber obgleich er einzelne Vortheile zur See und zu Lande davontrug und sich eine allgemeine Erhebung des Volkes zu seinen Gunsten vorbereitete, so unterlag er doch in einer Hauptschlacht bei Tagliacozzo 1268 und ward selbst gefangen. Carl ließ ihn zum Entsetzen für ganz Europa und selbst für den Papst als Landfriedensbrecher und Majestätsverbrecher durch das Schwert öffentlich zu Neapel hinrichten. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ludwig IX, der Heilige, von Frankreich und das Ende der Kreuzzüge.

Friedrich II hatte im Gewirre des Kampfes keine Zeit gefunden sich mit dem Schicksal seines Königreiches Jerusalem zu beschäftigen. Ohnehin lag ihm die Idee aus welcher allein den Unternehmungen im heiligen Lande eine innere Kraft zuströmen konnte, ganz fern ab. Aeußerlich hatte er allerdings nothdürftig für dessen Vertheidigung gesorgt, allein dieß reichte gegen neue Angriffe der ägyptischen Sultane nicht aus. Die Ritterschaft in Palästina, fast abgeschnitten von Europa, woher trotz der kläglichsten Mahnschreiben und Bitten immer seltener bewaffnete Krieger und Geld ihr zukamen, sah sich auf ihre eigene, schon zur Zeit Saladins so ungenügende Kraft und höchstens noch auf den Beistand beschränkt der ihr von Seite anderer muhammedanischer Staaten geleistet wurde, die mit dem ägyptischen Reiche verfeindet waren.

Diesem in jeder Hinsicht unwürdigen Zustande machte ein neuer ungestümer Angriff der Aegypter im Jahre 1241 ein gewaltsames Ende. Der größte Theil der Ritterschaft blieb auf dem Schlachtfelde, der Rest rettete sich in die wenigen noch übrigen festen Küstenstädte und Jerusalem selbst ward erobert und mit wildem Fanatismus zerstört.

Allerdings machte die Nachricht dieses neuen Unglücks in ganz Europa einen tiefen Eindruck. Kaiser und Papst warfen sich gegenseitig die Schuld vor und die öffentliche Meinung neigte sich dazu sie beide, doch vorzugsweise den schon außerdem verdächtigen Kaiser anzuklagen. Allein mehr geschah auch nicht. Es blieb bei der Trauer und den Vorwürfen und die Energie, die 1189 in einer ähnlichen Situation Hunderttausende mit unwiderstehlicher Gewalt in den Orient überführte, war verschwunden. Nur der König Ludwig IX von Frankreich, der Enkel Philipp Augustus der einst mit an der Spitze jenes großen Kreuzzuges gestanden, fühlte den Beruf in sich die Schmach der Christenheit zu tilgen. Er hatte sich in seinem bisherigen öffentlichen und häuslichen Leben stets als den lebendigen Ausdruck aller der Tugenden gezeigt, die man von einem christlichen Ritter und Fürsten in strengster Fassung dieses Begriffes forderte und glaubte, daß es sich von selbst verstehe daß er jetzt, wenn auch leider allein, da der Kaiser und die anderen Fürsten der Christenheit zu sehr mit ihren weltlichen Angelegenheiten beschäftigt waren, zum Heil seiner Seele, zur Tilgung seiner Sünden und zur Ehre Gottes, der Kirche und des französischen Namens seine Kraft der Christenheit weihe.

Allein die Begeisterung des Königs fand nur wenig Anklang unter seiner

Ritterschaft, auf die er doch zunächst bei einem solchen Unternehmen angewiesen war. Kein Land hatte ein so zahlreiches Contingent zu den früheren Kreuzzügen gestellt als Frankreich, aber da sich die Erfolglosigkeit derselben so betrübend erwiesen, so war auch keines so vollständig dagegen abgekühlt. Doch gelang es dem König durch seine Autorität, durch freundliche Ueberredung der einzelnen und unschuldige List wenigstens den Schein der Theilnahme zu erwecken und ein sehr zahlreiches und wohlgerüstetes Heer, worunter jedoch auch viele Söldner waren, im Jahre 1248 zusammenzubringen.

Er gedachte anfangs den gewöhnlichen Weg in das heilige Land einzuschlagen und war schon bis Cypern gekommen, das damals ein eigenes christliches Königreich unter dem französischen Hause Lusignan bildete. Aber hier entschloß er sich den Angriff in Aegypten zu beginnen, weil dort der Hauptsitz der Macht der Saracenen sei und Jerusalem nach der Eroberung desselben ohnehin in seine Hand fallen müsse.

Er landete 1249 bei Damiette, schlug die Aegypter und eroberte die wichtige Stadt. Aber er konnte es nicht wagen seinen Sieg weiter zu verfolgen, bis er durch neue Verstärkungen aus Frankreich sein schon sehr decimirtes Heer wieder ergänzt hatte. Unterdeß überließen sich die Kreuzfahrer, um recht deutlich zu beweisen daß sie mit der frommen Gesinnung ihres Königs nichts zu thun hatten, allen möglichen Zügellosigkeiten und den Genüssen der orientalischen Ueppigkeit. Als die Verstärkungen anlangten, brach er auf, um Cairo, die Hauptstadt des Reiches, zu erobern. Allein die ungünstige Beschaffenheit des Terrains, das Clima und die Zuchtlosigkeit seines Heeres, sowie die unermüdlichen Angriffe der leicht beweglichen Saracenen, gegen welche die massive Tapferkeit der europäischen Ritter und Fußknechte stets einen sehr harten Stand hatte, brachten die Franzosen in solche Noth daß sie nach Damiette umzukehren beschlossen. Aber auch der Rückweg war ihnen abgeschnitten. Der König sah sich endlich mit den geringen Ueberresten seines Heeres gezwungen zu capituliren. Der Sultan verwilligte leidliche Bedingungen, darunter hauptsächlich eine große Lösungssumme, und die Christen hofften bald der nicht sehr drückenden Gefangenschaft ledig zu werden, als plötzlich unter der Leibwache des Sultans, den aus gekauften Sklaven gebildeten Mameluken, ein Aufstand ausbrach, der dem Sultan Moattem das Leben kostete. Der neue von den siegreichen Empörern erhobene Sultan machte anfangs Miene die Christen niedermetzeln zu lassen, bald aber ließ er sich bereitwillig finden auf die von seinem Vorgänger gestellten Bedingungen einzugehen und so erhielt Ludwig und die wenigen Ueberlebenden bald ihre Freiheit wieder.

Ludwig begab sich darauf nach Palästina, allein es fehlten ihm zunächst alle Mittel gedeihlich für die Christen hier zu wirken. Er mußte sich endlich nach vierjährigem Aufenthalt wieder nach Frankreich einschiffen, das er 1254 nach sechsjähriger Abwesenheit wieder erreichte. Er erschien jetzt, nachdem er schon vorher wegen seiner christlichen Tugenden die andächtigste Verehrung genossen, noch bei Lebzeiten als ein Heiliger und Märtyrer, aber er dachte nicht daran das Hauptziel seines Lebens nach diesen mißlungenen Versuchen aufzugeben und sich mit dem schon erworbenen Ruhme zu begnügen.

Zunächst aber hielt er es für nöthig, die innere Kraft seines Reiches wieder herzustellen durch strenge Handhabung der Gerechtigkeit und sorgfältige Wahrung seiner Rechte, über die er mit derselben Strenge wachte, wie über die Befolgung aller Gebote der kirchlichen Moral, denn in seiner Abwesenheit waren Unordnungen aller Art eingerissen und der schon von seinen Vorgängern sehr in Schranken gehaltene Selbstständigkeitstrieb der größeren Vasallen hatte die

Gelegenheit wahrgenommen um sich freier zu regen als es ihm sonst möglich war.

Bei aller strengen Kirchlichkeit war Ludwig doch zu sehr König und Ritter um nicht die Uebergriffe der päpstlichen Macht alles Ernstes in seinem Reiche zurückzuweisen. Er fühlte den Unterschied zwischen dem unbedingten Gehorsam gegen die Päpste und gegen die Kirche in seiner ganzen Schärfe und schützte die Rechte und Freiheiten seiner Landeskirche durch die allerenergischsten Maßregeln. Da er schon lange als Heiliger und Wunderthäter galt und da die öffentliche Meinung in seinem ganzen Reiche, vor allem die Stimmung der Geistlichkeit allen seinen Maßregeln Beifall gab und dieß oft auf eine die Päpste sehr kränkende Weise laut genug äußerte, während Ludwig selbst nie den Respekt, den er der Person und dem Amte des Papstes schuldete, verletzte, so wagte man in Rom nicht so gegen ihn zu verfahren, wie man gegen jeden anderen christlichen Fürsten unbedingt verfahren sein würde. Friedrich II z. B. hatte im Grunde wegen äußerlich viel unbedeutendern Veranlassungen den tödtlichen Haß und Fluch der Kirche tragen müssen.

Nach sechszehnjährigem segensreichem Wirken glaubte er endlich wieder sein großes Werk aufnehmen zu können. Dießmal war die Begeisterung in Frankreich größer als bei dem Zuge von 1248, aber sie galt nur der Person des heiligen Königs, keineswegs der Sache selbst, wie er doch immer und auch viele im Heere wähnten.

Er beschloß zunächst nicht in das heilige Land zu steuern, sondern den saracenischen Staat Tunis zu erobern und von da Aegypten anzugreifen. Dieser abenteuerliche Plan war ihm besonders durch seinen Bruder, den König Carl von Neapel, eingeredet worden, der dabei einen gemein-eigennützigen Zweck vor Augen hatte. Er wollte auf diese Weise wieder zu einem Tribute kommen, den die Herrscher von Tunis den früheren sicilianischen Königen eine Zeit lang gezahlt hatten.

Allein nicht lange nachdem das Heer gelandet war, starb der König an den Einflüssen des Climas und das Heer, das nur durch ihn zusammengehalten war, löste sich ohne Resultat auf, denn der König Carl, der nach dem Tode seines Bruders mit Succurs landete, gab die Belagerung der Stadt Tunis gegen eine große Geldsumme auf, um die es ihm allein zu thun gewesen war.

Dem heiligen Lande war weder von dieser letzten noch von der vorigen Unternehmung irgend ein Vortheil erwachsen. Die Christen, jetzt ganz auf sich beschränkt und nur selten durch zufällige Zuzüge verstärkt, verloren auch ihre letzten Besitzungen an der Küste bis auf die außerordentlich feste, große und reiche Stadt Acre oder Ptolemais, das Hauptemporium von ganz Palästina. Hier drängten sich die geistlichen Ritterorden, die Reste des einheimischen Adels und der christlichen städtischen Bevölkerung zusammen und die italienischen Seestädte führten den Christen jetzt, da ihr Handel durch einen gänzlichen Verlust von Palästina schwer bedroht schien, öfter Unterstützung zu. Allein die von Anfang an zur Auflösung bestimmten Elemente der abendländischen Ansiedlung im Orient vertrugen sich auch hier nicht und erleichterten den Aegyptern ihre unaufhörlich wiederholten Angriffe, bis die Stadt endlich am 18. Mai 1291 mit Sturm in ihre Hände fiel. Ein großer Theil der Einwohner rettete sich auf die italienischen Schiffe, darunter auch die Mehrzahl der Angehörigen der verschiedenen Ritterorden, aber eine große Zahl fiel doch unter dem Schwert der Ungläubigen nach heldenmüthigster Gegenwehr. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Sieg der weltlichen Macht über das Papstthum unter Bonifacius VIII.

Den Verlust des heiligen Landes legte die öffentliche Meinung in Europa allein den Päpsten zur Last, obgleich es in der That hauptsächlich die Gleichgültigkeit der Zeit gegen die einst so wirksame Idee der Kreuzzüge gewesen war, die das Unglück verschuldete. Aber jetzt schien es, als wenn der Christenheit eine Wunde ohne Gleichen geschlagen worden, als hinge ihre ganze Zukunft von dem Besitz des so leichtsinnig aufgegebenen Kleinods ab. Doch äußerte sich nur die erste Exaltation des Schmerzes und die dem Papstthum durchweg feindselige Stimmung der christlichen Nationen in solchen lauten Klagen. Der Schmerz schien sich zu lindern, als man ungescheut alle Schuld auf Rom wälzen konnte und der anfangs so imposante Aufschrei der christlichen Gesinnung verhallte allmählig ohne irgend ein positives Resultat. Das heilige Land war und blieb in der Hand der Saracenen und wer die geweihten Stätten mit eigenen Augen sehen wollte, mußte sich wieder mit schwerem Gelde die Erlaubniß dazu bei ihren ungläubigen Beherrschern erkaufen und alle die Gefahren, Hohn und Mißhandlung ertragen, die einst der Christenheit so unerträglich erschienen waren.

Schon vorher hatten die Päpste eine der großen Gestaltungen einer schwungvolleren Zeit, die sie mit besonderer Vorliebe die ihrige nannten, ganz untergehen, eine andere auf die bedenklichste Weise erschüttern sehen.

Das lateinische Reich in Constantinopel war allerdings gewissermaßen gegen den Willen des Papstes Innocenz III errichtet worden (s. o. S. 216), allein er fügte sich mit seiner gewöhnlichen Geistesgewandtheit und suchte aus der vollendeten Thatsache so viel Vortheil als möglich für seine Stellung zu ziehen. Es war auch in der That nichts geringes, daß der Papst jetzt beide Kaiserkronen, die des Occidentes, wie die so lange seinem Einfluß entzogene des Orientes vergeben konnte, daß die so lange widerspenstige orientalische Kirche sich jetzt unter sein Primat beugen mußte und daß er nun wirklich das alleinige Oberhaupt der ganzen Christenheit sich mit Recht nennen konnte. Denn was noch von der griechischen Kirche der Unterwerfung widerstrebte, schien in kurzer Zeit, sobald die weltliche Macht des neuen Kaiserthums stark genug war die Reste der einheimischen Opposition zu besiegen, auch erliegen zu müssen.

Allein die inneren Schäden des neuen Reiches, an dessen weltliche Macht sich einzig und allein die Hoffnungen der römischen Kirche knüpfen durften, traten so bald und in so eclatanter Weise heraus, daß es nicht bloß nicht die

Interessen der römischen Kirche im Orient selbstständig zu fördern vermochte, sondern sich selbst auf den Schutz der Päpste, da ihm jede andere Zuflucht abgeschnitten war, auch in rein weltlichen Dingen angewiesen sah.

Es durfte als ein trauriges Vorzeichen für dieses improvisirte Reich gelten, daß der erste seiner Kaiser, Balduin, ein Mann, der an Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung nichts zu wünschen übrig ließ, schon ein Jahr nach seiner Krönung, 1205, von dem König der Bulgaren besiegt und gefangen genommen wurde und in der Gefangenschaft auf eine traurige Weise sein Leben endete. Sein Bruder und Nachfolger Heinrich, 1205—1216, war allerdings glücklicher, allein auch er sah sich nur auf die mühsame Vertheidigung des bisher Erworbenen beschränkt, und dieß war doch ein verhältnißmäßig nur sehr geringer Theil von dem, was man einst so schnell zu erobern gehofft hatte.

Unter seinen zum größten Theil unfähigen Nachfolgern wurde das Reich sehr bald nur auf die eine Stadt Constantinopel beschränkt und auch hier mußte sich die kaiserliche Krone durch den zügellosen Uebermuth des fränkischen Adels und durch die gewinnsüchtige Härte und Rücksichtslosigkeit der angeblichen Lehensleute und Bundesgenossen des Reiches, der Venetianer, alle möglichen Beeinträchtigungen, ja sogar wirkliche Beschimpfungen gefallen lassen. Alle flehentlichen Bittgesuche an die abendländische Ritterschaft thaten nur dann Wirkung, wenn sie von klingender Münze unterstützt wurden, und da diese jetzt in Constantinopel viel seltener geworden war, als einst zur Zeit des wohlgeordneten Finanzwesens und der seit unvordenklichen Zeiten aufgehäuften Schätze der griechischen Kaiser, so stießen sie bald überall auf taube Ohren. Die Päpste, denen die Rettung der lateinischen Kaiser nicht bloß nützlich, sondern auch und mit Recht eine Ehrensache schien, schickten wohl zuweilen einige Geldsummen, aber sie waren zu unbedeutend als daß sie irgend der Noth abgeholfen hätten. Man wäre in Rom auch sehr geneigt gewesen mehr zu thun, allein der Kampf mit den Hohenstaufen verschlang nicht bloß die Hauptaufmerksamkeit, sondern auch die Haupteinkünfte der Kirche, denn auch hier sahen sich die Päpste bereits ja genöthigt, für Gold dem Kaiser Friedrich und seinen Nachfolgern Feinde zu erkaufen.

Unter solchen Verhältnissen gelang es dem griechischen Kaiser von Nicäa in Bithynien, Michael Paläologos, Constantinopel 1261 zu erobern. Damit verschwand der abenteuerliche occidentalische Aufputz der Stadt, das Kaiserthum eines fränkischen Adeligen, die fränkischen Ritter, das lateinische Patriarchat und anderes der Art von selbst. Wenn sich auch die Venetianer und die meisten der größeren, unterdessen ganz selbstständig gewordenen Vasallen im eigentlichen Griechenland und auf den Inseln in ihren Besitzungen vertheidigten, so konnten sie doch nicht an die Wiederherstellung eines Reiches denken, das von Anfang an ein bloßer hohler Schall gewesen war, und der Papst sah sich von nun an wieder auf das Primat über das Abendland und die Vergebung einer Kaiserkrone beschränkt.

Der andere Verlust ereignete sich in dem sicilianischen Reiche, das seitdem Carl von Anjou seine Krone trug, von den Päpsten noch in ganz anderem Sinne als früher zum Eigenthum der römischen Kirche gerechnet wurde.

Allerdings erfüllte Carl von Anjou keine der ausschweifenden Hoffnungen, denen sich der römische Stuhl bei seiner Erhebung hingegeben hatte. Er trat überall als selbstständiger Monarch sogar mit Ansprüchen auf, die die Päpste der früheren Zeit von einem weltlichen Herrscher nimmermehr geduldet haben würden. Aber Alles in Allem gerechnet, war und blieb er doch der, welcher den Todfeinden der Kirche, den Hohenstaufen, einen so verhängnißvollen Unter-

gang bereitet hatte und dieß eine Verdienst war im Stande alle seine Vergehen zu bedecken. Nachdem Conradin durch Henkershand geendet, schien Carls Herrschaft in jeder Beziehung ganz gesichert und er säumte nicht allen seinen despotischen und habsüchtigen Gelüsten den Zügel schießen zu lassen. Er glaubte sich auf den panischen Schrecken vor seiner unerbittlichen Härte und auf die zahlreichen Schaaren französischer Aventuriers stützen zu können, die den Hauptbestandtheil seiner bewaffneten Macht bildeten, zugleich die einzige Klasse seiner Unterthanen, die sich ungestraft allem möglichen Uebermuth, aber freilich nur gegen die Eingebornen, überlassen konnte.

Da brach im Jahre 1282 der Grimm des Volkes auf der Insel Sicilien in einem allgemeinen Aufstande mit unerhörter Energie los und vertilgte das französische Gesindel ohne Erbarmen. Viele Tausende kamen auf diese Art in wenig Tagen um. Die Insel hatte sich selbst befreit, aber mußte der furchtbarsten Rache des Königs und seines Schutzherrn, des Papstes, gewärtigen.

Deßhalb sahen sich die Sicilianer nach auswärtigem Beistand um. Sie boten dem König Peter von Arragonien die Krone des Landes an. Er war der Schwiegersohn des Königs Manfred (s. o. S. 239) und somit sogar erbberechtigt und schon lange bereit, seine Rechte mit Waffengewalt durchzusetzen. Er kam trotz des päpstlichen Bannes und Interdictes, und Carl vermochte mit allen Anstrengungen nicht die abgefallene Provinz, von der sein Reich den Namen trug, wieder zu unterwerfen. Sicilien blieb fortan unter der Herrschaft des arragonischen Königshauses und die Anjous in Neapel mußten sich 1303 zur officiellen Anerkennung des neuen Reiches bequemen, ja selbst der Papst fand es gerathen diesen Friedensvertrag zu bestätigen.

Das Papstthum bemühte sich einen Ersatz für diese großen Verluste durch die Steigerung seiner Autorität in dem ihm noch erhaltenen und gehorsamen Kreise der abendländischen Völker zu erlangen, wozu sich nach manchen Seiten hin Gelegenheit bot, besonders seitdem Bonifacius VIII Ende 1294 den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Innocenz IV mußte zu jener Zeit, wo er nach einer Seite hin, gegen den Kaiser Friedrich, die ganze Fülle der geistlichen Macht entfaltete, nicht sowohl von den Laien als von Mitgliedern der einzelnen Landeskirchen, insbesondere der englischen und französischen, manches bittere tadelnde Wort über die unerträglichen Anmaßungen des Papstthums, über den Ruin der einzelnen Kirchen und über die Verderbniß und Habsucht in Rom selbst hören. Allein es gelang ihm doch ohne dieser Opposition zu achten alle Kirchen seinem nächsten großen Zwecke, der Herbeischaffung äußerer Kampfesmittel, dienstbar zu machen. Dabei waren alle herkömmlichen Rechte, insbesondere was sonst über die Besetzung der einzelnen geistlichen Stellen gültig war, von ihm auf die allerwillkührlichste Weise verletzt worden. Er berief sich dafür auf die theoretisch noch nicht angefochtene Auffassung des päpstlichen Amtes, wonach es nicht bloß zur Oberleitung der Kirche in herkömmlicher Weise, sondern zu ihrer wirklichen Regierung befugt sein sollte. Die Bischöfe und alle anderen Inhaber geistlicher Würden erschienen nach dieser Auffassung nur als die von dem Willen des obersten Herrschers abhängigen päpstlichen Beamten, nicht kraft eigenen Rechtes als selbstständige Regenten in ihrem Kreise. Daraus resultirte dann ganz von selbst das, worauf es dem Papst zumeist ankam. Er durfte ihre erledigten Stellen ganz unbekümmert um die Wahlfreiheit der Capitel und andere Berechtigten vergeben wie und an wen er wollte. Damit eröffnete sich für die römische Curie eine Geldquelle ohne Gleichen, und wenn sie nicht so reichlich floß als man dort hoffte, so lag dieß nur an den zähen Protesten, die die

einzelnen Landeskirchen diesem früher unerhörten Verfahren entgegensetzten und die man in Rom, wenn man auch immer die eigene vollständigste Berechtigung und die gänzliche Unrechtmäßigkeit aller dagegen erhobenen Einwände behauptete, doch nicht immer unbeachtet lassen durfte.

Uebrigens bezogen sich alle solche Proteste immer nur auf den einzelnen Fall und beriefen sich immer nur auf das unvordenkliche Herkommen, während sie das Princip, aus dem der Papst seine Ansprüche mittelst einfacher logischer Consequenz ableitete, nicht zu bestreiten vermochten. Wenn er, wie er behauptete, summus episcopus war und dieß so viel hieß als universalis episcopus, wie es schon von Alexander III theoretisch gefaßt und von Innocenz III in einzelnen Fällen, in Rechtsentscheidungen und Dekreten practisch durchgeführt worden, so stand ihm allerdings auch die Befugniß zu alle die Rechte, die ein episcopus in seiner Diöcese übte, in der ganzen Christenheit, der Diöcese des universalis episcopus, zu üben und alles unvordenkliche Herkommen was sich nicht damit vertrug, konnte der Vollgültigkeit seiner Berechtigung, falls er sie auszuüben für passend fand, keinen Eintrag thun.

Nur wo sich eine Landeskirche, wie die französische zur Zeit Ludwigs des Heiligen (s. o. S. 242), an einen weltlich und geistig gleich mächtigen Schirmherrn anzulehnen vermochte, konnte es ihr gelingen ihr Herkommen zu schützen. Aber Rom gab deßwegen seine Ansprüche nicht auf, sondern vertagte sie nur auf eine bessere Gelegenheit.

Bonifacius VIII brachte zu seiner Würde nicht bloß die allergrößte Vorstellung von den Rechten des Papstthums mit, sondern auch zugleich den festen Vorsatz, sie unerbittlich und mit allen ihren Consequenzen durchzusetzen. Es schien ihm, als wären seine nächsten Vorgänger seit dem Tode Innocenz IV in vieler Hinsicht zu lau in der Behauptung ihres von Gott selbst ihnen anvertrauten Berufes, des höchsten auf Erden, gewesen. Ohnehin war er mehr als irgend Jemand in der damaligen Zeit mit der rechtlichen Theorie, durch die alle und selbst die extremsten Ansprüche des Papstthums als historisch und logisch unumstößlich begründet wurden, vertraut. Er war nämlich nicht als practischer Geistlicher, sondern als Sachwalter des höchsten päpstlichen Gerichtshofes, dann als Mitglied desselben emporgestiegen und verdankte seine Würde der streng hierarchisch gesinnten Partei im Cardinalcollegium, die in ihm den rechten Geist und Charakter für ihre Tendenzen gefunden zu haben glaubte. Außerdem trat bei ihm auch noch ein ungewöhnlicher persönlicher Stolz, ja sogar eine nicht geringe Eitelkeit hinzu, die in ihm, wo sich je einmal ein Zweifel über die Rechtmäßigkeit seines angenommenen Begriffes von der päpstlichen Würde einstellte, alle Regungen der Vernunft und des Gewissens übertäubten.

Die Verhältnisse der christlichen Welt lagen damals so, daß es ihm nach allen Seiten an Gelegenheit zur Bethätigung seines Strebens nicht fehlen konnte. Wie es gewöhnlich die größten Charaktere unter seinen Vorgängern, ein Gregor VII, Alexander III, Innocenz III und IV zu halten pflegten, so beschloß auch er da den ersten Kampf zu wagen, wo es am gefährlichsten schien, wo freilich dann auch der eine Sieg noch eine Reihe anderer involvirte.

Offenbar mußte der Bund der französischen Kirche mit dem französischen Königthum den Päpsten im höchsten Grade bedenklich erscheinen. Zwar hatte er sich seit dem Tode Ludwigs IX unter seinem Sohn und Nachfolger Philipp III schon etwas gelockert und dessen Nachfolger Philipp IV, seit 1285, schien noch weniger gemacht ihn in seiner imposanten Stärke aufrecht zu erhalten. Aber noch immer war er kräftig genug um sowohl der französischen Kirche wie dem französischen Königthum ein gewisses in sich beschlossenes und

sicheres Selbstgefühl zu geben, das in jedem Augenblick bereit war, alles was dem einen oder dem andern Theil als Anmaßung der Päpste erschien mit vereinter Kraft zurückzuweisen.

Ganz abgesehen von allen gefährlichen Consequenzen und den realen Verlusten, die der römischen Curie aus einer solchen Haltung erwuchsen, fühlte Bonifacius sowohl sein amtliches als persönliches Bewußtsein schwer dadurch gekränkt. Er vermißte hier durchaus jene demüthige Scheu, jene andächtigen Bezeugungen der Ergebenheit und des Gehorsams, die nach seiner Meinung der römischen Kirche und ihrem Beherrscher sowohl von Seite aller weltlichen gekrönten Häupter als auch von Seite aller kirchlichen Würdenträger dargebracht werden mußten.

Als äußere Gelegenheit um zunächst das französische Königthum zu demüthigen, dem er die trotzige Haltung der französischen Kirche hauptsächlich Schuld gab, benutzte er die Händel, in welche König Philipp IV mit seinem Nachbar und Lehensmann Eduard I von England gerathen war. Philipp IV hatte selbst die Veranlassung dazu gegeben. Er war der erste französische König, der den schon von Philipp II gehegten Gedanken dem bedenklichen Verhältniß der englischen Herrschaft in Frankreich gänzlich ein Ende zu machen, systematisch und eifrig wieder aufnahm und ihn zum ausschließlichen Mittelpunkt seiner Thätigkeit gemacht haben würde, wenn nicht Bonifacius VIII so unvermuthet ihn auf eine andere Bahn gedrängt hätte.

Der Papst gebot den beiden kriegführenden Parteien ohne weiteres die Waffen niederzulegen und ihre Ansprüche vor den Stuhl zu Rom zu bringen, der einzig und allein darüber entscheiden könne. Er begründete seine Mahnung durch das Recht und die Pflicht, welches ihm seine Würde als oberster Hirt der Christenheit gäbe, allem Blutvergießen zu wehren. Die früheren Päpste hatten ganz unbestritten sich oft auf ähnliche Weise als Friedensstifter gerirt. Allein die Voraussetzung, nach der sie es thaten, war doch eine ganz andere gewesen als hier. Daß die Kriegführung überhaupt sich mit den Geboten des Christenthums nicht vertrage, oder höchstens gegen Ungläubige und Ketzer gerechtfertigt sei, war allerdings die allgemeine Annahme, seitdem die christlichen Begriffe im Abendlande Eingang gefunden. Freilich waren deßwegen der Kriege nicht weniger geworden, auch solcher, die sich auf keine Weise durch bürgerlich erlaubte Zwecke rechtfertigen ließen. Wenn die Kirche in einem solchen Falle vermittelnd einzutreten versuchte, so gelang es ihr freilich nur selten damit etwas zu erreichen, aber wenn sie es that, so schien sie nur ihre Pflicht damit erfüllt zu haben. Fügte man sich ihr von weltlicher Seite, so erfüllte man ein Gebot der Moral. Doch wenn man sich nicht fügte, so waren damit die geistlichen Mittel erschöpft. Jedenfalls erschien es immer als ein freiwilliges Compromiß, wenn sich zwei in rein weltlichen Angelegenheiten Verfeindete einem kirchlichen Schiedsrichter, vor allem dem höchsten, unterwarfen.

Erst seit Gregor VII drang eine andere Auffassung ein. Es wurde von päpstlicher Seite behauptet, daß nicht bloß die geistliche Gewalt höher als die weltliche sei, was in gewissem Sinne von Niemand geläugnet ward, sondern daß die weltliche nur eine Art Supplement der geistlichen ausmache. Eigentlich stünde bei der letzteren alles irdische Herrschaftsrecht, indessen gewisse Attribute davon, die sich nicht wohl mit dem erhabenen, heiligen und friedfertigen Charakter der Kirche vertrügen, wären gewissermaßen durch Delegirung an die weltliche Obrigkeit übergegangen. Dafür mußten einige Bibelstellen, vor allen Dingen die berühmten beiden Schwerter bei der Gefangennehmung Christi als symbolischer Beweis dienen. Beide Schwerter, d. h. weltliche und geistliche Gewalt, seien

dem Apostelfürsten eigen gewesen und von diesem auf alle seine Nachfolger übergegangen. Die Vertheidiger der Ansprüche des Kaiserthums, namentlich die römischen Rechtstheoretiker Friedrichs I und der folgenden Kaiser suchten nun zwar darzuthun, daß Petrus nur ein Schwert gehabt, folglich das andere, d. h. die weltliche Gewalt ihn nichts angehe, allein das Papstthum ging von seinen Ansprüchen nicht ab, wenn es sie auch practisch nicht geltend machen konnte. Namentlich führte sie Innocenz III in zahlreichen Decreten und Staatsschriften mit großer Consequenz und mit einem die Augen der Zeitgenossen blendenden Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit durch und sein politisches Verhalten zeigte, daß er gesonnen war sie auch ganz und gar in die Praxis zu übertragen. Wenn man auf diesem Wege consequent fortging, so war man bald an den Punkt gekommen wo man behaupten durfte, der Papst sei ebenso gut weltlicher Universalmonarch der Christenheit, wie er sich schon zu ihrem Universalbischof emporgesteigert hatte.

Allein noch wagte es keiner der Päpste selbst mit klaren, dürren Worten diese äußerste Consequenz des hierarchischen Systems zu ziehen, wenngleich ihre Handlungen zeigten, daß sie dieselbe als Grundlage ihres Benehmens festhielten. Daraus konnten sie natürlicher Weise auch ihre Berechtigung und Verpflichtung folgern, alle Streithändel in der Christenheit vor ihr Forum zu ziehen, ein Paar hadernde Fürsten, die nach dieser Auffassung auch nichts weiter als ihre delegirten Beamten waren, nach Rom zu citiren und dort über ihren Handel mit unumschränkter Machtvollkommenheit definitiv zu entscheiden.

In dem vorliegenden Fall erklärte sich der König Eduard I von England mit dem Eingreifen des Papstes sehr wohl zufrieden. Er war unvorbereitet auf eine hinterlistige Weise von seinem Erbfeinde angegriffen worden und sah die größten Verluste mit Gewißheit voraus, die er durch die Vermittelung des Papstes zu verhindern hoffen durfte. Dagegen remonstrirte Philipp IV zwar ehrerbietig aber doch sehr energisch, ungefähr in dem Ton und mit den Gründen, die sein Großvater Ludwig IX den Uebergriffen der Curie entgegenzusetzen pflegte.

Bonifacius fand sich dadurch schwer gekränkt, indessen wollte er doch nicht sogleich seine schärfsten und gefährlichsten Waffen gebrauchen, sondern von anderer Seite einen Angriff versuchen.

Der französische König hatte nach herkömmlicher Weise ein Besteuerungsrecht über die Kirche seines Reiches, das den Königen in besonders dringenden Veranlassungen zustand, auch jetzt zum Behufe dieses Krieges ausgeübt, den er mit allem Nachdruck zu führen gedachte.

Bonifacius erklärte nicht bloß diese Steuer in dem einen vorliegenden Fall für unrechtmäßig, weil er die Ursache des ganzen Krieges mißbillige, sondern verwarf überhaupt das Princip davon, als der von Gott verordneten Freiheit der Kirche zu nahe tretend. Er hoffte damit die französische Geistlichkeit von dem König zu trennen, in derem Interesse er scheinbar allein sich gegen die Anmaßung der weltlichen Gewalt wehrte. Allein die französische Geistlichkeit war durch frühere Vorgänge genugsam belehrt, daß die königlichen Steuern lange nicht so schwer lasteten, als die unter den verschiedensten Namen und Rechtstiteln von den Päpsten früher erhobenen Auflagen, die seit der energischen Haltung Ludwigs IX doch bedeutend beschnitten worden waren, obgleich noch immer große Geldsummen aus Frankreich und meist aus den Beuteln der Geistlichen nach Rom flossen. Als der König sah, daß er sich auf seine Landeskirche im ganzen verlassen dürfe, antwortete er dem päpstlichen Ansinnen mit einer offenbar in seiner Rechtssphäre liegenden Maßregel, die Bonifacius VIII

schwer traf. Er verbot nämlich die Ausfuhr von Silber und Gold über die Grenze, d. h. nach Rom, obgleich dieß nicht genannt war, denn das war der Ort, wohin es zumeist strömte um nie wieder zurückzukehren.

Die energische Haltung des Königs und der einmüthige Beistand, den er bei seinem Clerus fand, imponirten dem Papste so, daß er sich sehr schnell zu versöhnlichen Maßregeln bereit erklärte. Er hob sogar das vor kurzem erlassene Verbot, Steuern von der französischen Kirche zu erheben, wieder auf und suchte auch sonst den König auf alle Weise nur erst wieder sicher zu machen und zur Aufhebung der empfindlichsten Maßregel, die er überhaupt treffen konnte, des Geldausfuhrverbotes zu bewegen. Er gestand ihm ausdrücklich das Recht zu, in dringenden Veranlassungen, namentlich wenn es die Vertheidigung des Reiches gelte, die Geistlichkeit zu besteuern, ja er bewilligte ihm von freien Stücken die Erhebung des Zehnten von dem Einkommen des französischen Clerus auf drei Jahre. Philipp nahm nun seine Maßregel zurück und das französische Geld durfte wieder ungehindert nach Rom strömen. Ja er erklärte sich auch bereit, die päpstliche Vermittlung in seinem Streite mit dem König von England jedoch nur in Form eines freiwilligen Compromisses, keineswegs in Anerkennung des Rechtstitels den Bonifacius behauptete, anzunehmen.

Allein der päpstliche Spruch fiel, wie es in der That recht und billig war, nicht zum Vortheil Philipps aus. Er sollte die eroberten Besitzungen des Königs von England und seines Verbündeten, des Grafen von Flandern, gleichfalls eines Vasallen der französischen Krone, herausgeben, während er dieselben wegen Felonie verwirkt ansah. Er fügte sich deßhalb auch dem Schiedsrichterspruche nicht, sondern fuhr mit den Waffen fort seinen Feinden zuzusetzen.

Eine solche offenbare Beleidigung vertrug sich nicht bloß nicht mit dem Begriffe, den sich Bonifacius von seiner Stellung gebildet und mit den Ansprüchen seines persönlichen Stolzes, sondern überhaupt nicht mit der Ehre des Papstthums. Es war ein großes Zeichen der Zeit, daß ein weltlicher Herrscher, nicht einmal der Kaiser, sondern nur ein König dergleichen wagen durfte und dabei nicht sogleich von der öffentlichen Meinung innerhalb und außerhalb seines Reiches verurtheilt ward. Aber diese schien sich ihm erst recht zuzuwenden und manches, was ihm bisher harten Tadel zugezogen, sein unritterlicher Geiz, seine Treulosigkeit, seine kalte und grausame Hinterlist vor dem großen Verdienst zu übersehen, das er sich als Vorkämpfer der gedrückten Welt gegen die unerträgliche römische Tyrannei erwarb. Er, der despotischste aller Despoten, der nur durch den harten Widerstand noch lebenskräftiger Institutionen, des Lehensadels vor allem, an einer völligen Tyrannei gehindert werden konnte, mußte nun auf einmal als Hort der Freiheit gelten. Selbst der damalige deutsche König Albrecht I, welcher doch als der nach dem bisher gültigen Herkommen zur Kaiserkrone berufene Candidat in einem besonders engen Verhältniß zu der römischen Kirche hätte stehen, ihre Sache zu der seinigen hätte machen sollen, trat in ein offenes Bündniß mit Philipp.

Dieser fühlte sich so stark, daß er den Papst überall absichtlich reizte. Er griff nach Gutdünken in die Rechte und Freiheiten seiner Landeskirche in einer Weise ein, die kein Papst, selbst wenn er noch so weit von den extremen Vorstellungen eines Innocenz III oder Bonifacius VIII über die Qualität seines Amtes entfernt war, dulden durfte, falls er wirklich die oberste Aufsicht über die gesammte christliche Kirche führen wollte. Aber die französische Geistlichkeit war theils durch das gewaltsame Zufahren des Königs eingeschüchtert, theils fürchtete sie mehr als alles andere die römische Herrschsucht und Geldgier und ließ sich, obgleich sie zunächst am schwersten davon betroffen wurde, ruhig Philipp's

Rechts- und Verfassungsverletzungen gefallen, nur um nicht mit dem Papst gemeinschaftliche Sache zu machen.

Bonifacius sah sich in jeder Hinsicht in dem Kampfe vereinsamt, denn selbst in Rom gab es eine starke Partei, die von Philipp auf alle mögliche Weise gewonnen, laut ihre Unzufriedenheit über die Halsstarrigkeit des Papstes, seine unbegründeten Anmaßungen, seinen Stolz u. s. w. äußerte. Jetzt kehrte sich die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Natur heraus, aber doch verläugnete er auch dabei nicht den schreibfertigen und plaidirenden Advocaten. Statt nämlich gleich durch einen großartigen Act, durch den Bann, der wenn je hier angewendet werden mußte, sein und der Kirche gutes Recht, ganz unbekümmert was daraus entstehen mochte, zu wahren, begann er einen häſſigen, giftigen Briefwechsel mit Philipp, den dieser in seiner kalten und abgefeimten Frechheit natürlich mit gleicher Münze bezahlte. Als Philipp glaubte, daß die zum größten Theil gerechten Anschuldigungen des Papstes, worin er ihm sein unsittliches Leben, seine Grausamkeit, seine Habsucht, seinen Geiz, die unzähligen Bedrückungen und Rechtsverletzungen, die er sich gegen alle Klassen seiner Unterthanen erlaubte, vorwarf, doch auf Frankreich einigen Eindruck machen konnten, entschloß er sich zu zwei großen Theatercoups, die auf das Naturell seines Volkes vortrefflich berechnet waren.

Der erste bestand darin, daß er ein päpstliches Schreiben, die nach den Anfangsworten Ausculta fili genannte Bulle zu Paris öffentlich verbrennen ließ, der andere, daß er an denselben Ort seine vornehmsten Vasallen weltlichen und geistlichen Standes, dazu auch noch Abgeordnete aus einigen Städten, die sonst in dergleichen Versammlungen nicht zugezogen zu werden pflegten, zusammenberief und sich ihnen als Märtyrer der Freiheiten der gallischen Kirche, der Unabhängigkeit Frankreichs, überhaupt als Vorkämpfer aller Rechte darzustellen wußte, die alle, gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Ursprungs, durch die unerhörten Anmaßungen eines einzigen Mannes in Frage gestellt seien. Wirklich spielte er seine Rolle so geschickt und hatte auch schon vorher gerade auf die schwächsten Seiten der Versammelten, besonders durch Hervorhebung des durch Rom, wie man annahm, so schwer gefährdeten Geldpunktes so glücklich operiren lassen, daß die Versammlung, insbesondere die Abgeordneten der Städte, alle die gerechten Klagen, die sie über unerhörte Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der königlichen Beamten vorbringen wollten, vergaßen und in eine Art patriotischer Begeisterung geriethen, in der sie als die Vertreter der französischen Nation an den Papst officielle Schreiben erließen, welche dem König vollkommen Recht gaben und den Papst und die Cardinäle mit Grobheiten überhäuften.

Darauf hin blieb dem Papst freilich nichts weiter übrig als den Bann auszusprechen. Aber doch that er es wieder nur nach langem Zögern. Er suchte durch Specialunterhandlungen mit dem König, die neben dem officiellen Schriftenwechsel und von päpstlicher Seite in einem ganz anderen Geiste wie dieser geführt wurden, noch immer eine Aussöhnung auf leidliche Bedingungen zu ermöglichen. In den officiellen Schriftstücken entschädigte er sich dafür, gleichsam als wolle er seine Schwäche vor sich selbst, nicht bloß vor der Welt verbergen, durch die allerübertriebensten Deductionen von der Natur und Macht des Papstthums, welche er in einer andern Situation unbedenklich selbst desavouirt haben würde.

Philipp benutzte diesen Umstand wie alles mit größter Schlauheit. Er wußte am besten, daß der Papst, bis zu der Zeit wo seine letzten Versöhnungsvorschläge von ihm, dem König, mit kaltem Spotte zurückgewiesen worden, im Grunde sehr nachgiebig gesinnt war, aber er wußte dieß eben nur allein, dem Publikum

kamen nur jene donnernden Bullen und Breves zu Gesichte, in welchen allerdings Behauptungen aufgestellt waren, die alle Menschen zu Sclaven des Papstes machen konnten, wenn sie sich durchführen ließen.

Doch glaubte er sich gegen den Eindruck des förmlichen Bannes durch eine neue Berufung seiner Stände schützen zu müssen, auf die er wieder mit den alten Kunstgriffen wirkte und sie noch mit einem neuen überraschte. Er klagte nämlich vor dieser Versammlung den Papst wegen einer Menge von Dingen förmlich an, die seine Unsittlichkeit, seinen Geiz, seine Treulosigkeit, ja sogar seine Ketzerei beweisen sollten, und beantragte die Berufung eines allgemeinen christlichen Concils, das über den Papst richten sollte. Die Klagepunkte waren theilweise so lächerlich und alle mit der größten Frivolität ohne irgend welche Beweise nur so nackt hingestellt, daß es den französischen Geistlichen doch etwas bedenklich schien darauf hin sich von dem Papste loszusagen. Desto erwünschteren Eindruck machten sie auf den Adel und die städtischen Deputirten, die wahrscheinlich noch viel ärgeres von dem systematisch verläumdeten Papste mit gutem Glauben hingenommen haben würden.

Doch traute der König nicht ganz auf ihre Standhaftigkeit und beschloß den Papst noch anders anzugreifen.

Bonifacius VIII war auch in weltlichen Dingen ein strenger Regent. Er faßte auch diese Seite seines Amtes mit derselben im Grunde doch nur sich selbst anbetenden Andacht auf, wie die rein geistliche. Dabei konnte es nicht fehlen, daß er in zahlreiche Conflicte mit dem römischen Adel gerieth, der seit dem Beginne des Kampfes mit Philipp IV von diesem auf alle mögliche Weise aufgehetzt und auch reichlich mit Geld unterstützt wurde. Besonders zeichnete sich das römische Haus der Colonna durch seine Widerspenstigkeit aus, bis der Papst endlich alle Glieder desselben aus der Stadt und dem Gebiete der Kirche verbannte. Sie fanden bei Philipp Zuflucht und alle mögliche Unterstützung, wie sie sich hinwiederum ihm mit ihrer genauen Kenntniß der römischen Verhältnisse von unberechenbarem Nutzen erwiesen. Sie reizten ihn immer zu einem Streich gegen die Person des Papstes, den er jetzt nach der Bannbulle und ehe noch das in Rom, wie er durch seine Spione wußte, schon ausgearbeitete förmliche Absetzungsdekret angekommen war, auszuführen beschloß. Er schickte seinen gewöhnlichen Helfer in aller Art von Schurkenstreichen, den Großsiegelbewahrer von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, nach Italien mit großen Geldsummen, um in Rom einen Aufstand gegen den wegen seiner Strenge verrufenen Papst anzuzetteln. Aber dieser ging der Gefahr aus dem Wege und begab sich nach Anagni, wo er mit den Cardinälen angestrengt über die weiteren Maßregeln gegen die Empörung in Frankreich — denn in der That war nicht allein der König, sondern das ganze Volk in bisher unerhörter Weise gegen das Papstthum aufgetreten — berieth. Nogaret und Sciarra Colonna brachten für vieles Geld endlich eine Bande von bewaffneten Abenteurern aus dem Auswurf der römischen Bevölkerung zusammen, mit welcher sie einen Ueberfall auf die unvertheidigte Stadt Anagni machten, den Papst fingen und mißhandelten, aber durch einen Volksaufstand gezwungen, wieder entfliehen und ihn zurücklassen mußten. So war ihr Anschlag offenbar mißglückt. Allein diese unerhörte Gewaltthat ertrug die Seele des Papstes nicht. Er starb kurz darauf in wilder Raserei, 80 Jahre alt, 11. October 1303.

Selbst aus dem Collegium der Cardinäle war der alte unerschütterliche Glaube an das gute Recht der Curie so verschwunden, sie waren auch so sehr durch den tragischen Tod des Papstes in Furcht gesetzt, daß sie bei der Papstwahl einen Mann erhoben, dessen friedliebende, gemäßigte Gesinnung bekannt

war. Benedict XI, so nannte er sich, nahm sogleich den Bann gegen Philipp sowie alle anderen Dekrete, die darauf gefolgt waren, zurück, ohne damit dem Andenken seines Vorgängers zu nahe zu treten.

Allein diese Nachgiebigkeit steigerte nur noch den Uebermuth des Königs, der sich mit vollem Recht als Sieger betrachtete und sich in seinem Stolze nicht lassen konnte, daß ihm ein Werk geglückt war, an welchem eine lange Reihe der gewaltigsten Kaiser und Könige früherer Zeit scheitern mußte.

Als Benedict XI schon 1304 starb, wußte Philipp in dem Cardinalcollegium eine französische Partei zu organisiren, deren Tendenzen zunächst in nichts anderem bestanden, als einen dem König ganz ergebenen Mann zu wählen. Doch ermuthigte sich auch die strenger gesinnte Partei wieder und bot den französischen Satelliten die Stirne. So zog sich die Wahlhandlung unendlich lange hin und es war keine Aussicht auf die von Alexander III gesetzlich gemachte Majorität von zwei Dritttheilen aller Stimmen, bis sich die hierarchische oder italienische Partei endlich durch einen scheinbar ganz zu ihrem Vortheil gemachten Vermittlungsvorschlag ihrer Gegner überlisten ließ und mit ihrem Consens den Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand de Got, wählte, der bis dahin als ein Hauptanhänger Bonifacius VIII und als ein Hauptfeind Philipps IV galt. Allein er war schon heimlich von dem französischen König, der in jedem andern dieselbe Niederträchtigkeit der Gesinnung wie bei sich selbst und dießmal allerdings mit Recht voraussetzte, für diesen Fall gewonnen. Es waren ihm die Stimmen aller französisch gesinnten Cardinäle zugesagt, wenn er sich zur Erfüllung einiger Bedingungen nach vollzogener Wahl verbindlich machte. Er war darauf eingegangen, aber äußerlich seiner bisherigen Ansicht treu geblieben, und so ward er denn wirklich gewählt. Er nannte sich Clemens V.

Die Forderungen waren die feierliche Wiederrufung aller von Bonifacius VIII gegen Frankreich und den König erlassenen Bullen, denn Philipp wollte es mit den schon von Benedict XI getroffenen Maßregeln, die sie cessirten, nicht bewenden lassen, sondern verlangte zur Befriedigung seines Stolzes eine Maßregel, die nicht sowohl den verstorbenen Papst als das Papstthum überhaupt schänden mußte. Ja Philipp ging sogar noch weiter. Er verlangte einen förmlichen Proceß gegen Bonifacius, um ihn noch nach seinem Tode als Ketzer verdammen zu lassen. Indessen wußte Clemens V sich dadurch zu helfen, daß er erklärte, eine so hochwichtige Sache könne nur auf einem allgemeinen Concil verhandelt und entschieden werden. Das von ihm 1311 nach Vienne berufene Concil, das nur zum Theil aus französischen Creaturen, zum größeren Theil aus unabhängigen Männern bestand, ging aber, wie der Papst vorausgesehen hatte, auf diese in ihrer Schamlosigkeit und Brutalität gleich merkwürdige Forderung des Königs nicht ein.

Eine andere Bedingung war, daß der König noch auf fünf Jahre hinaus die Erhebung des Kirchenzehnten in Frankreich, die ihm bisher so vortrefflich zu Statten gekommen war, vornehmen dürfe.

Außerdem mußte sich der nachherige Papst dazu hergeben, die Erfüllung einer dritten Bedingung eidlich zu geloben, die ihm der König erst nach einiger Zeit mittheilen wollte. Gewiß hatte noch niemand, selbst in den schlechtesten Zeiten des Papstthums, unter solchen Umständen den Stuhl Petri bestiegen.

Die geheime dritte Bedingung bestand aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß der Papst seinen Consens zu der Vernichtung des Ritterordens der Tempelherren geben solle, die Philipp schon lange beschlossen hatte.

Der Tempelherrenorden war nach dem Verlust von Ptolemais, seiner letzten Zufluchtstätte im heiligen Lande, nach Cypern übergesiedelt, wo er sich

in der Nähe von Palästina und doch wieder unter dem Schutze eines christlich-abendländischen Königs befand. Unter allen geistlichen Ritterorden konnte sich auch jetzt noch keiner mit ihm an Ansehen, Zahl und vor allen Dingen an äußeren Gütern messen. Die Freigebigkeit der Christenheit hatte ihn in allen europäischen Hauptländern mit den reichsten Besitzungen ausgestattet und jedes neu eintretende Mitglied des Ordens hielt es für seine Pflicht auch in diesem Sinne für ihn zu wirken. Da sich der Orden fast durchweg aus der Blüthe des europäischen Adels, aus den vornehmsten und reichsten Familien des Abendlandes ergänzte, lag es in der Natur der Sache, daß solche Bemühungen einen überaus günstigen Erfolg haben mußten. Nirgends aber war es ihm besser geglückt als in Frankreich, von wo aus ihm von jeher die meisten frischen Kräfte zuströmten, wie er ja auch recht eigentlich die Stiftung französischer Ritter gewesen war. Keine Corporation, weder eine geistliche noch eine weltliche, geschweige denn irgend ein Einzelner, welchen Standes er auch immer sein mochte, konnte sich in dem damaligen Frankreich an Reichthum mit den Tempelherren nur entfernt messen. Schon dieser Umstand reizte den König, bei dem die gemeinste Habsucht die vorwiegende Leidenschaft war, gegen den Orden. Dazu kam noch, daß er kraft seiner Privilegien und kraft seiner thatsächlichen Macht eine außerordentlich unabhängige Stellung in jeder Hinsicht behauptete. Er konnte wenigstens als ebenso souverän gelten wie irgend ein König der damaligen Welt, ja wegen seiner zugleich geistlichen Natur und der großen Privilegien, die ihn auch hierin von allen anderen geistlichen Gewalten eximirten und nur in ein sehr loses Abhängigkeitsverhältniß zu dem Papste stellten, übertraf er eigentlich alle weltlichen Mächte der Zeit an Unumschränktheit. Ein König, der wie Philipp IV auf alle mögliche Weise seine Souveränität auf Kosten der sie bedingenden und beschränkenden Momente zu steigern suchte, mußte sich einem solchen Unterthan des Reiches gegenüber, der gar kein Unterthan, nicht einmal ein Lehensmann war wie etwa der König von England, höchst unbehaglich fühlen. Doch war an dem Verhältnisse in dem einzelnen Lande nichts zu ändern, so lange der Orden überhaupt bestand. Daher glaubte auch Philipp, nur dann zum Ziele zu gelangen wohin seine Habsucht und Herrschsucht steuerte, wenn er den ganzen Orden vernichtete. Aber dazu bedurfte er des Beistandes des Papstes, der allein in gewissen Grenzen eine Obergewalt über den Orden beanspruchen durfte. Clemens war gewissenlos genug sich zum Werkzeug der schamlosesten Procedur, die je in der Geschichte vorgekommen ist, machen zu lassen.

Philipp ließ erst den Großmeister des Ordens sammt vielen Rittern und vielem Gelde durch den Papst nach Frankreich locken, angeblich um sich mit ihm wegen eines neuen Kreuzzuges zu verständigen. Dann wurden die Neuangekommenen, sowie alle anderen in Frankreich befindlichen Ritter plötzlich verhaftet, ihre Güter mit Beschlag belegt und ihre Personen den geistlichen Tribunalen übergeben, die bereits von dem Papste instruirt waren.

Hier ward ein förmlicher Proceß gegen den ganzen Orden, nicht bloß gegen einzelne eröffnet, worin die Anklagen der furchtbarsten Ketzerei, eines förmlichen Abfalls zum Götzendienst, eines durch und durch verruchten Lebenswandels die Hauptrolle spielten. Es waren ungefähr die nämlichen Beschuldigungen, welche die erhitzte Phantasie der Ketzerrichter gegen die Ketzer in Südfrankreich und andern Orten zu erheben pflegte, und die ursprünglich von der nur halb bekannten, auch wohl oft vorsätzlich falsch überlieferten Geheimlehre derselben sich herschrieben.

Die geistlichen Tribunale verfuhren gegen die Angeklagten auf dieselbe

Weise, wie sie ihnen seit und durch Innocenz III geläufig geworden war. Dieser Papst ging von dem Grundsatze aus, daß das Verbrechen der Ketzerei so scheußlich sei, daß man sich zu seiner Ueberführung auch ganz anderer als der gewöhnlichen Beweismittel, z. B. solcher Zeugen bedienen dürfe, die in jedem anderen Verfahren zurückgewiesen worden wären, dann auch zur Herbeiführung des Geständnisses körperliche Martern, die Folter in verschiedenen Abstufungen anwenden dürfe, kurz es so einrichten müsse, daß jeder, der als verdächtig vor einem solchen Tribunale stehe, auch unfehlbar verdammt werde. So wurden denn nun auch die Templer, wie es hieß, überführt, allein Philipp, damit nicht zufrieden, verlangte jetzt, damit er seinen Raub in Sicherheit genießen könne, von dem Papst auf die angeblichen Resultate des Processes hin die Eröffnung eines gleichen Verfahrens in allen Ländern und die Aufhebung des Ordens. Der Papst mußte sich beiden Forderungen, wiewohl nach manchen Ausflüchten, fügen, und so ward denn der Orden 1312 auf dem Concil zu Vienne aufgehoben und seine Güter den Johannitern, ihren alten Rivalen, zugesprochen. Allein der König von Frankreich behielt vieles davon geraden Wegs für sich, und für das andere ließ er sich von den neuen Besitzern fast unerschwingliche Ablösungssummen zahlen, die den Orden auf lange hinaus in Abhängigkeit von ihm erhielten, wie derselbe denn überhaupt, im Gegensatze zu den mächtigeren, reicheren und stolzeren Templern sich immer um die Gunst der weltlichen Fürsten zu bemühen pflegte und ihren despotischen Gelüsten wenig im Wege stand.

Der Untergang des Templerordens erregte in der Christenheit, namentlich in Frankreich, zwar großes Erstaunen, aber keineswegs Haß gegen seinen Vernichter. Der Orden hatte fast in allen Klassen zahlreiche und erbitterte Neider und Feinde, die ihm seine Größe nie verzeihen konnten. Dann war er auch in der That schon lange wegen seines Indifferentismus in Glaubenssachen höchst verdächtig, und da die Phantasie der Zeit seit der systematischen Vertilgung der südfranzösischen Ketzer überall Abfall vom Glauben vermuthete, wo sich kein Fanatismus dafür zeigte, so galt er wenigstens als geneigt zur Ketzerei. Gewiß hatten sich auch aus seinem innigen Verkehr mit dem orientalischen Culturleben und wieder aus seinem genauen Zusammenhang mit Südfrankreich bei einzelnen seiner Mitglieder einzelne der freieren Vorstellungen, die die Kirche so hart verdammte, eingeschlichen, aber ohne daß sie aus ihrer Verborgenheit herauszutreten wagten. Aeußerlich schien der Orden noch ganz und gar seiner alten Tendenz treu geblieben, die ihn zum gewaffneten Vorkämpfer im heiligen Kriege bestimmte. Der ganze Zuschnitt seiner Verfassung und seiner Thätigkeit war noch in diesem Style gehalten, wenn auch der alte Geist aus dieser Form schon längst entwichen sein mochte. Jedenfalls aber konnte sich das Papstthum auch dieses so veränderten Institutes noch immer zu seinem eigenen Vortheil bedienen, eben weil es die einzige Macht war, der der Orden, wenn er nicht augenblicklich das Todesurtheil über sich selbst sprechen wollte, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch thatsächlich einigen Einfluß einräumen mußte, und dieses Papstthum bot jetzt die Hand zu seiner Vernichtung, die außerdem gar nicht zu ermöglichen gewesen wäre.

Der Papst Clemens V, der sich in so höchst wichtigen Vorgängen auf eine Weise, wie sie in der bisherigen Geschichte des Papstthums unerhört war, als ergebener, jedem Winke gehorsamer Diener des französischen Königs benahm, schämte sich oder hielt es nicht für gerathen seinen Sitz da zu nehmen wo er allein eine welthistorische Berechtigung hatte, in Rom. Frühere Päpste waren wohl auch oft genug durch mächtige äußere Feinde, durch das übermüthige Parteigetriebe in der Stadt selbst gezwungen worden aus Rom zu fliehen, aber

Rom war doch immer ihre wahre Heimath, ihre wirkliche Hauptstadt geblieben, und wenn sie auch in der Verbannung sterben mußten, so betrachteten sie ihre Entfernung immer nur als einen interimistischen Zustand. Clemens V hinderte dagegen nichts von diesem allem sich nach Rom zu begeben, außer eine innere Unmöglichkeit. Dieser Papst, der das alte Papstthum zerstört hatte, taugte nicht in die Stadt eines Gregor VII, Innocenz III und Bonifacius VIII. Er zog lange Zeit in Frankreich von einem Orte zum andern, bis er endlich 1309 zu Avignon seine dauernde Residenz nahm. Avignon gehörte damals noch nicht der römischen Kirche, sondern den Königen von Neapel in ihrer Eigenschaft als Grafen von Provence. In der That aber stand es, soweit überhaupt schon der größte Theil der ehemaligen burgundischen Länder, die staatsrechtlich zu dem deutschen Reiche gehörten, unter dem direkten Einfluß des französischen Königs, der die Provence bereits als eine Pertinenz des französischen Reiches ansah und dieß auch ungestraft thun konnte, weil die Verhältnisse des deutschen Reiches es den damaligen deutschen Königen unmöglich machten ihre Rechte in diesen entlegenen Landschaften nachdrücklich zu wahren. Was einst die Päpste mit aller Anstrengung zu verhindern suchten, weßhalb sie im Grunde den Kampf auf Leben und Tod mit den Hohenstaufen begonnen hatten, darein fügte sich Clemens V freiwillig. Früher setzte die römische Curie alle Mittel in Bewegung, damit nicht Rom von allen Seiten her von dem Gebiete einer weltlichen Macht umschlossen würde, die auf Ober- und Unteritalien zugleich Anspruch machte, und den Päpsten nur ein Stück von Mittelitalien zur weltlichen Basis ihrer Macht lassen wollten. Jetzt lag die Hauptstadt der Päpste mitten in den Territorien eines und desselben Herrschers, dem hier ganz andere Gewaltmittel zu Gebote standen, als sie die Hohenstaufen oder Salier je in Oberitalien hätten entwickeln können.

Gleichsam um sich für dieses traurige und beschämende Abhängigkeitsverhältniß von dem französischen König anderwärts zu entschädigen, versuchte Clemens V außerdem die ganze Starrheit des Begriffes von der päpstlichen Autorität herauszukehren, in der er zuletzt von Bonifacius VIII aufgefaßt worden war. So wandte er gegen den Staat von Venedig in demselben Augenblick seinen Grimm wegen einer ganz unbedeutenden Verletzung der weltlichen Hoheitsrechte der römischen Kirche, als er sich zum Werkzeug des rohesten und gemeinsten Frevlers, den die Geschichte des Mittelalters kennt, des Königs Philipp IV, in dem ehrlosesten Handel, in dem Proceß gegen die Templer erniedrigte. Die Venetianer hielten es allerdings für gerathen nachzugeben, aber als er auch gegen den damaligen römischen Kaiser Heinrich VII in noch übermüthigerer Weise als irgend einer seiner Vorgänger die Lehensqualität des kaiserlichen Amtes sammt allen daraus fließenden Consequenzen behauptete, traf er auf entschlossenen Widerstand. Der Ausbruch eines förmlichen Kampfes wurde nur durch den plötzlichen Tod des zur Behauptung seines Rechtes entschiedenen Kaisers verhindert, und dadurch auch dem Papstthum die Demüthigung zunächst noch erspart zu bemerken, wie tief es von seiner einst alle Gewissen dominirenden Höhe, seiner wahren Weltherrschaft, herabgesunken sei. —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Deutschland nach dem Untergang der Hohenstaufen. Die Versuche zur Begründung des deutschen Königthums auf nationaler Basis. Die Reaction der altkaiserlichen Ideen und der Wiederausbruch des Kampfes zwischen weltlicher und geistlicher Macht.

Nach dem Tode Conrads IV (s. o. S. 239) war der Name eines deutschen Königs unbestritten auf den Grafen Wilhelm von Holland übergegangen, der sich schon seit einigen Jahren zu der wenig ehrenvollen und noch weniger einträglichen Rolle eines Gegenkönigs hergegeben hatte. Allein auch jetzt gelang es ihm nicht, auch nur eine der Pflichten eines Königs zu erfüllen. Zwar theilte er mit freigebiger Hand von dem Reichsgut und seinem eigenen beträchtlichen Vermögen an die Fürsten und den Adel aus, aber keiner leistete ihm reelle Unterstützung bei seinen Bemühungen, Friede und Ordnung im Reiche wiederherzustellen.

Nach seinem baldigen Tode, 1256, erfolgte eine zwiespältige Wahl. Anfangs schienen die ersten Fürsten des Reiches, die immer mehr ausschließlich die Besetzung des Thrones in Anspruch nahmen, geneigt den mächtigsten aus ihrer Mitte, den König Ottokar von Böhmen zu erheben. Allein diesem lag wenig an einer Krone, wie die deutsche damals war. Er glaubte seine großen Pläne eher durch ihre Annahme gefährdet als gefördert zu sehen.

Es war ihm in den letzten Zeiten gelungen, das Erzherzogthum Oesterreich sammt Steiermark und Krain und endlich auch noch Kärnthen mit dem Reiche Böhmen und Mähren zu vereinigen, und er durfte offenbar sich nicht bloß über alle deutschen Fürsten, sondern auch den andern europäischen Königen gleichstellen, obwohl er seine Krone nur von dem deutschen Reiche zu Lehen trug. Er verfolgte den Plan an diese großen Erwerbungen noch andere in den Ostmarken des Reichs zu reihen und sie alle zu einem festgefügten Reiche zusammenzukitten. Obgleich er seiner Herkunft nach dem slavischen Fürstenhaus von Böhmen angehörte, war er doch in seinem ganzen Wesen von der formalen Bildung des deutschen Ritterthums, als des ihm zunächst liegenden Culturelementes, ganz und gar beherrscht und er durfte mit Recht als das Muster eines Fürsten und Ritters dieser späteren Zeit gelten. Wie in ihm, so dominirte auch an seinem Hofe das deutsche Wesen, namentlich seitdem sich an den

ursprünglichen slavischen Kern seiner Monarchie so viel echt deutsche Ansätze gereiht hatten. Aber auch der nationale czechische Adel selbst ging mehr und mehr durch das Beispiel seines Königs auf die deutsche Bildung ein, wenn er auch noch immer den alten instinktiven Groll des Slaventhums gegen die überlegene deutsche Art und Bildung bewahrte. Auch er kannte keine höhere Auszeichnung, als wenn er trotz seiner slavischen Sprache und seiner barbarischen Namen von seinen Standesgenossen deutscher Herkunft für ebenbürtig gehalten ward.

Da Ottokar in seinen slavischen Erblanden an eine viel schroffere Form der Ausübung seiner königlichen Rechte gewöhnt war, als sie sich damals der deutsche Adel und die deutschen Städte gefallen ließen, so erregte seine anfangs mit großem Jubel begrüßte Herrschaft in den deutschen Provinzen bald sehr große Unzufriedenheit, die er entweder mit brutaler Gewalt oder mit grausamer Heimtücke unschädlich zu machen versuchte. Einstweilen gelang es ihm, auch hier überall so den Schein eines größeren Gehorsams herzustellen, als er je irgend einem der deutschen Beherrscher dieser Länder geleistet worden war. Allein damit nicht zufrieden, dachte er allmählig alle diejenigen vornehmen Familien zu beseitigen, die ihm durch ihren Reichthum und ihren Stolz nicht geneigt erschienen, auf die Forderung der knechtischen Unterwürfigkeit einzugehen, wie er sie von seinen Slaven verlangte und erhielt. Jedenfalls mußte ihm unter solchen Verhältnissen alles daran liegen seine ganze Kraft concentriren zu können, und dieß wäre unmöglich gewesen, sobald er der allerdings noch immer glänzenden Lockung der deutschen Königskrone folgte. Denn wenn er auch ihre factische Bedeutung nicht überschätzte, so stand er doch noch in so weit unter dem Einfluß der allgemeinen Stimmung seiner Zeit, als daß nicht auch er von dem Nimbus der Ehre, der sie umgab, einigermaßen geblendet worden wäre, ohne sich weiter zu fragen, in wie fern die Realität der Verhältnisse demselben entspräche.

Als Ottokar die Krone ablehnte, wählte ein Theil der Fürsten den Herzog Richard von Cornwall, den Bruder König Heinrich III von England, der für einen vollkommenen Ritter und was für die Wähler noch anziehender gewesen zu sein scheint, für einen der reichsten Fürsten in Europa galt. Ein anderer Theil aber gab seine Stimme dem König Alfons von Castilien, der in dem Rufe des weisesten und gerechtesten Fürsten seiner Zeit stand, ja dem man sogar den Besitz geheimer Wissenschaften zutraute, weil er sich eifrig mit der arabischen Gelehrsamkeit beschäftigte. Beide Fürsten betrachteten ihre Wahl als die größte Ehre die ihnen widerfahren konnte, und gaben sich alle Mühe, den Schimmer derselben, mit dem sie sich vollständig befriedigten, sich zu erhalten. Zu diesem Behufe spendeten sie gewaltige Geldsummen an alle einflußreichen Fürsten, ja auch an den niederen Adel und die Städte. Richard, der einen Versuch machte in Deutschland als König aufzutreten, sah sich dabei veranlaßt, über die Reste des Reichsgutes, so weit es nicht schon verschleudert oder ohne weiteres von irgend einem, der sich zuzulangen getraute, occupirt war, zu Gunsten seiner Anhänger zu disponiren. Aber als er hier nichts mehr zu geben hatte und als auch endlich seine englischen Hülfsquellen zu versiegen begannen, mußte er sehen wie die anfangs so lebhafte Begeisterung, mit der er in Deutschland empfangen worden war, sehr schnell erkaltete und einer böhmischen Mißachtung Platz machte. Alfons gelang es gar nicht nach Deutschland zu kommen. Er vernachlässigte zwar die wichtigsten Interessen Spaniens seinem neuen Projecte zu Liebe auf alle mögliche Weise zu seinem eigenen und seines Reiches bitteren Schaden, aber doch vermochte er nicht sich so lange

loszuwickeln und so viel Geld zusammenzubringen, als zu einem erfolgreichen Auftreten in Deutschland ihm selbst unerläßlich nöthig dünkte.

Unterdessen regierte in Deutschland eigentlich Niemand, daher auch diese Periode herkömmlich ganz richtig mit dem Namen des großen Interregnums bezeichnet wird. Die größeren Fürsten geistlichen und weltlichen Standes waren einem solchen Zustande noch am ersten gewachsen. Sie vergrößerten ihre Besitzungen und Einkünfte auf Kosten des Reiches und in Süddeutschland auch auf Kosten des 1268 erloschenen hohenstaufischen Hauses, dessen noch immer nicht unbeträchtliche Besitzungen meist von dem Wittelsbacher Herzogshause und den damals eben erst aus dem Dunkel des niederen Adels auftauchenden und auf eigene Hand sich zu dem höheren emporarbeitenden Grafen von Württemberg occupirt wurden. Namentlich verstand es der Graf Eberhard von Württemberg auf die schamloseste Art ein sehr beträchtliches Besitzthum in Schwaben zusammenzuraffen, das er mit allen Mitteln brutaler Gewalt gegen jedermann vertheidigte und gelegentlich immer noch vergrößerte.

Allerdings mußten sich selbst die mächtigsten der damaligen deutschen Fürsten von dem niederen Adel viele Beschränkungen und auch wirkliche Beeinträchtigungen gefallen lassen. Er hatte von ihnen gelernt, wie man sich auf Kosten anderer bereicherte und wandte die empfangene Belehrung nicht wie sie im großen Styl, desto sorgfältiger aber im kleinen an. Zwar weigerte er sich selten, ein nominelles Abhängigkeitsverhältniß von dem Fürsten des Territoriums anzuerkennen, allein außer den so schwankenden und gelegentlich ganz unbedeutenden Verpflichtungen, die das Lehensverhältniß ihm auferlegte, wollte er von einem weiteren Gehorsam nichts wissen. Er hielt es schon für genug, wenn er nur seinem Lehensherrn, falls dieser seinen Verpflichtungen gegen ihn treu blieb, nicht die Treue brach, ihn nicht mit Fehde überzog, seine Güter und Unterthanen nicht schädigte. Sobald er aber sich beleidigt vermeinte, glaubte er auch ihm gegenüber zu jeder Art von Selbsthülfe berechtigt zu sein, während die Fürsten schon anfingen den Begriff der Majestät, die eigentlich nur dem Kaiser zukam, für ihre gesammten Herrschaftsrechte in Anspruch zu nehmen und daher auch sehr geneigt waren, außer dem losen Verband der Lehensabhängigkeit noch einen besonderen Unterthanengehorsam zu fordern, der ihnen freilich nur da gewährt ward, wo sie die Macht hatten ihn zu erzwingen.

In seinen anderen Verhältnissen gebärdete sich dieser niedere Adel nun vollends ganz unabhängig und ganz unbändig. Aber auch hier folgte er nur dem von seinen Lehensherren gegebenen Beispiel. Diese lagen unbekümmert um alle Friedensgebote der höchsten Reichsgewalt in beständigen Kriegen mit einander, deren Motiv jetzt nicht mehr wie einst so häufig der abstrakte Begriff der Ehre, sondern allein der concreteste und materiellste Egoismus war. Ebenso that denn auch der niedere Adel. Auch er bekriegte seinen Nachbar, sobald er sich von dessen Habsucht beeinträchtigt glaubte oder hoffen durfte stärker zu sein und ihm etwas entreißen zu können. Auch er schloß mit Anderen seinesgleichen Bündnisse zu diesem Zwecke und kümmerte sich um die Friedensgebote der Landesherren so wenig wie diese um die Mahnungen der Könige. Dabei brach die einst durch den ritterlichen Idealismus mehr übertäubte als entwurzelte Brutalität dieses Standes von geborenen Kriegs- und Reitersmännern nun wieder ganz ungezügelt durch und das einzige was noch an jene feinere Vergangenheit erinnerte waren die äußeren Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens, obgleich auch diese ihren zarten Firniß allmählig einbüßten und Zechen und Würfeln an die Stelle der eleganten Belustigungen der älteren Zeit trat, dann die Art der Bewaffnung und des Fechtens, die Wappen

und Namen und dergleichen rein äußerliches Beiwerk mehr. Am grassesten trat dieser Verfall des einst so hoch stehenden deutschen Ritterthums gerade in den Gegenden auf, wo es am schönsten geblüht hatte, am Rhein und in Südwestdeutschland, während der Norden und Osten auch diese neue Phase nicht in so extremer Gestalt zur Erscheinung brachte.

Aber noch mehr wie gegen ihresgleichen kehrte sich die Raubsucht dieser sogenannten Ritter gegen die Städte. Diese waren noch immer in fortwährendem Wachsthum an Macht und Reichthum. Es ging bei ihnen ungefähr auch wie bei ihren Schwestern in der Lombardei, die durch die Auflösung der staatlichen Verhältnisse rings um sie herum zu fester Consolidirung im Innern und weitreichenden Beziehungen nach Außen gelangten. Zwar strömten ihnen die Schätze des großen Weltverkehrs nicht so aus erster Hand zu wie jenen, auch bot ihnen die natürliche Beschaffenheit ihres im Vergleich mit Oberitalien ärmlich ausgestatteten Heimathlandes bei weitem nicht solche Hülfsmittel für die Gewerbs- und Handelsthätigkeit. Aber sie ersetzten diese Nachtheile durch einen viel zuchtvolleren, solideren und ernsteren Sinn, der ihnen allein die moralische Kraft gab, in diesen verwirrten Zeiten die rechte Bahn zu halten. Jene unheimliche Localfeindschaft, das Product des kältesten und rücksichtslosesten Egoismus, die die Kraft der italienischen Städte viel geringer erscheinen ließ, als sie in der That war, fiel hier zwar nicht ganz weg, ward aber doch sehr durch das Bewußtsein der Gemeinsamkeit in allen großen Angelegenheiten beschränkt. In Deutschland gelang es, was in Italien ganz unmöglich war, daß eine Anzahl von Städten sich zu einem festen Bund, zu einer Art von politischer Macht organisirte, der nicht sogleich auseinanderfiel, sobald die Gefahr, die ihm zunächst sein Dasein gegeben, beseitigt schien. So organisirte sich im nördlichen Küstenlande die bald sehr bedeutende Hansa, anfangs nur auf die Theilnahme von Lübeck und Hamburg beschränkt, und in Süddeutschland der Bund der rheinischen Städte schon unter Friedrich II, der sich doch länger als 15 Jahre gegen alle Anfeindungen der mächtigsten Reichsfürsten, deren Besitzungen gerade am Mittelrhein wie in einem Centrum zusammengedrängt lagen, und gegen alle Anfechtungen des niederen Adels als die erste Macht jener Gegenden behauptete.

Auch in ihrem inneren Leben erfreuten sie sich einer viel stätigeren Entwickelung, als es in den oberitalienischen Städten der Fall war. Auch dieß muß als eine Folge des im ganzen so soliden, ehrbaren und verständigen Grundzuges angesehen werden, der den meisten Individuen dieses Standes entweder ursprünglich eigen oder durch die Macht der sie umgebenden, auf derselben Basis erwachsenen Verhältnisse angebildet war. Das Aufstreben der unteren Schichten der städtischen Bevölkerung, des Gewerbstandes, machte sich auch in Deutschland schon hie und da sichtbar, besonders in den südwestlichen Gegenden, wo vielleicht das Vorbild des benachbarten Oberitaliens reizte. Allein es waren weder die höheren Stände, die eigentlichen Vollbürger, irgendwo in einer deutschen Stadt so ganz ihrem Berufe untreu geworden, wie es in Italien durchgängig der Fall war, noch äußerte sich das so wohlberechtigte Verlangen der Handwerker, die der Zahl nach den Ausschlag gaben, die überall, wo es darauf ankam, die Rechte des Ortes mit gewaffneter Hand zu vertheidigen, so bereitwillig und so tapfer auftraten, die durch ihren Fleiß das Emporkommen des ganzen Gemeinwesens so mächtig förderten, in so leidenschaftlich ungestümer und exclusiv egoistischer Weise wie in Italien.

Die deutschen Städte mußten, da ihnen der unmittelbare Verkehr mit dem Orient, der unerschöpflichen Quelle von Reichthum und materieller Cultur aller

Art, nicht offen stand, sehen, wie sich nach anderen Seiten hin ein anderes, an sich zwar nicht so glänzendes, aber durch ihren Fleiß und ihre nachhaltige Thatkraft bald auf's herrlichste gedeihendes und befruchtetes Feld eröffnete. Dieß war der weite Raum des noch fast durchweg in naiver Rohheit der ursprünglichsten Zustände gefesselten Nordens und Ostens von Europa, wo es allerdings kein Gold, keine Perlen und keine Specereien zu gewinnen gab, sondern nur die an und für sich unscheinbaren Rohstoffe des Thierreiches und Pflanzenreiches, wie sie die hier auf einen so engen und groben Kreis beschränkte Natur zu produciren vermochte. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts organisirte sich der schon vorher nicht unbedeutende Einzelverkehr deutscher Städte nach jenen Gegenden zu einem großartigen Weltverkehr, der überall zugleich die ersten Elemente der Gesittung und deutschen Cultur mit den einheimischen und fremden Waaren, die er vertrieb, zu verbreiten verstand. Namentlich war es die Stadt, von der die Stiftung der Hanse ausgegangen war, Lübeck, daneben auch Bremen, die schon damals bis in die fernsten Winkel der Ostsee eine Reihe von Colonien vorgeschoben hatte, welche alle wieder in den Grundbedingungen ihres Lebens, in Handels- und Gewerbsthätigkeit von der Mutterstadt abhängig blieben und ganz naturgemäß auch dieselben Formen der Verfassung, dieselben Grundzüge des Rechtslebens beibehielten, wie sie sie dort sahen.

Diesem zunächst auf materielle Gesichtspunkte angewiesenen Culturstreben war bereits durch die Missionsversuche einer früheren, mehr nach der kirchlichen Seite hinneigenden Zeit bestens vorgearbeitet worden. In dem heutigen Liefland, wo sich später eine Reihe von Coloniestädten der norddeutschen Emporien erhoben, hatte sich der Bekehrungseifer norddeutscher Bischöfe seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts große aber lange vergebliche Mühe mit der Bekehrung der einheimischen Bevölkerung gegeben. Es war ein Bisthum in Riga gestiftet worden, wo bereits die schwachen Anfänge eines deutschen städtischen Lebens von Bremen aus gegründet waren. Da die Bekehrung so langsam fortschritt, so wußte der Bischof Albrecht den Glaubenseifer der norddeutschen Ritterschaft so zu entflammen, daß sich aus ihr ein neuer Ritterorden nach dem Vorbild der im heiligen Lande gegründeten und dort wirksamen bildete, der Orden der Schwertbrüder 1202. Dieser in Verbindung mit freiwilligen Schaaren aus allen germanischen Küstenländern der Ostsee errang bald, freilich durch die Anwendung der rohesten Gewalt glänzende Resultate. Es konnten bei weiterem Fortschritt der Bekehrung noch einige Bisthümer in Esthland und Kurland gegründet werden und die äußere Gestalt dieser Länder nahm eine allerdings nur oberflächliche deutsche Färbung an. Wirklich deutsch war und blieb die Kirche, der Orden der Schwertbrüder, der ganz unwillkürlich als eine selbstständige politische Macht in diesen nach seiner und der Zeit Auffassung herrenlosen, weil heidnischen Ländern auftrat, und die Bürgerschaft der Städte.

Nach dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden diese äußersten Ausläufer des deutschen Wesens im Nordosten durch eine neue und noch großartigere Colonisation in nähere Verbindung mit dem Mutterlande gebracht.

Die Länder an der unteren Weichsel, am Pregel und am Niemen waren damals von einem Zweige des großen litthauischen Volks- und Sprachstammes bewohnt, der den Namen der Preußen führte. Er hatte sich sowohl der Bekehrungsversuche christlich-deutscher Missionäre als auch der auf weltliche Herrschaft zielenden Angriffe der benachbarten polnischen Könige und Herzoge erwehrt. Diese letzteren benützten den Umstand, daß auch sie der römisch-katholischen Kirche angehörten, um gelegentlich in den benachbarten Gegenden von Deutschland

das Kreuz gegen die heidnischen Preußen predigen zu lassen. Aber diese waren zu zahlreich, zu tapfer und zu fanatisch, als daß solche improvisirte, nach ihrer ganzen Anlage nur auf einen vorübergehenden Stoß berechnete Unternehmungen der Sache des Christenthums oder der polnischen Herrschaft viel genützt hätten. Im Gegentheil steigerten sie nur die Erbitterung des Volkes gegen beide, und seitdem Polen durch fortwährende Reichstheilungen immer weniger zu großen Kraftanstrengungen nach außen befähigt war, kehrte sich das Verhältniß im Ganzen um. Die heidnischen Preußen verwandelten sich in starke und glückliche Angreifer und die Polen sahen sich auf eine immer gefährlichere Vertheidigung beschränkt.

Der Herzog Conrad von Masovien, der unmittelbare Nachbar der Preußen, suchte vorläufig zu seinem Schutze die friedliche Bekehrung der Culmer Landschaft, die sein Gebiet berührte, durch polnische Cisterziensermönche zu ermöglichen. Er hoffte so wenigstens eines Theiles seiner Feinde entledigt zu werden. Wirklich gelang es ihrem Eifer einige Resultate zu erzielen: ein Bisthum ward in dem Orte Culm gegründet und das Werk versprach zwar langsamen aber gedeihlichen Anfang, als es durch neue Einbrüche der benachbarten Heiden wieder fast vernichtet ward. Der Bischof von Culm, Christian, versuchte es mit der Kreuzpredigt in Deutschland, allein dieß half nur momentan, dann veranlaßte er die Stiftung eines Ritterordens nach Art der Schwertbrüder, allein auch dieser war den Preußen nicht gewachsen.

Er beschloß endlich, sich um Hülfe an einen der bestehenden, im heiligen Lande seßhaften Orden zu wenden. Seine Wahl fiel auf den zwar ärmsten und unscheinbarsten, aber innerlich tüchtigsten von allen, den der deutschen Ritter, der erst 1190 gestiftet und nach dem Vorbild und zu den Zwecken der beiden anderen großen Genossenschaften eingerichtet war. Im heiligen Lande blieb ihm trotz der Tüchtigkeit und Begeisterung seiner Mitglieder, die darin ihre Vorgänger weit übertrafen, neben diesen kein rechter Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte, während sich doch die deutsche Ritterschaft zu dieser Institution, die aus ihrer Mitte hervorgegangen war, schaarenweise drängte. Der Bischof Christian schlug dem damaligen Meister des Ordens, Herrmann von Salza, einem treuen Anhänger und Freunde des Kaisers Friedrich II, vor, einen Theil seiner Ritter zur Bekämpfung der Heiden nach dem Norden zu senden, worauf dieser auch bereitwillig einging. Der Orden erhielt von dem Herzog von Masovien das Culmer Land als Stützpunkt für seine Unternehmungen abgetreten und von dem Kaiser Friedrich II als oberstem Herrn der Welt alle seine künftigen Eroberungen unter den Heiden als Eigenthum im voraus bestätigt. Im Jahre 1228 kam der Landmeister Hermann Balk in Preußen an und versuchte zuerst die Unterwerfung des ihm wohl abgetretenen, aber keineswegs noch bezwungenen Culmerlandes. Er selbst wie seine Begleiter waren, wenn auch wenig zahlreich, doch durch ihre große Kriegserfahrenheit in kurzer Zeit im Stande auf dem linken Weichselufer festen Fuß zu fassen. Dabei ward das ganz naturgemäße strategische System, welches man seit den carolingischen Zeiten an der slavischen Grenze befolgte, zu Grunde gelegt. Ueberall wurden feste Burgen sowohl als Rückhalt wie als vorgeschobene Posten angelegt und von da aus der kleine Krieg mit Eifer und unermüdlicher Rastlosigkeit betrieben. So tapfer auch die Preußen im einzelnen fochten, so waren sie doch einer solchen planmäßigen Kriegführung nicht gewachsen. Sie mußten einen Landstrich nach dem andern in die Gewalt der Fremden fallen sehen, die sich fortwährend durch Waffenbrüder aus dem Orden selbst und durch große Zuzüge von Kreuzfahrern meist aus Norddeutschland ergänzten und verstärkten. Zwar erlitt die

christliche Heeresmacht mehr als einmal durch die zum Verzweiflungskampf gesteigerte Erbitterung der Preußen bedeutende Niederlagen, aber die Burgen des Ordens schoben sich doch immer weiter vor und bildeten schon in den Jahren 1270—80 eine wohlzusammenhängende Kette, deren Glieder alle auf's engste miteinander correspondirten.

Die aus Deutschland so häufig herbeiströmenden Kreuzfahrer kamen anfangs zum größeren Theil aus dem gewöhnlichen Motive, das zu dem Kampf gegen das Heidenthum trieb. Leute aus allen Ständen hielten es für besser, ihre Sünden auf diesem benachbarten, geweihten Schlachtfelde abzubüßen, als erst die weite Reise über See zu machen, die so viel Geld- und Zeitaufwand erforderte. Viele von ihnen kehrten, nachdem sie tapfer gestritten und ihre Schuld getilgt zu haben glaubten, wieder heim, manche aber blieben im Lande zurück, um noch länger an dem endlosen Kriege Theil zu nehmen. Hier gab es ja kein so fest begrenztes Ziel der Thatkraft, wie im heiligen Lande, wo mit der Eroberung von Jerusalem, allenfalls auch eines anderen Hauptbollwerkes der Saracenen an und für sich das Ende der ganzen Unternehmung erreicht war. Die Ritter thaten alles mögliche, um solche Leute, gewöhnlich die tapfersten und kriegserfahrensten, zu halten. Je nach ihrer Herkunft suchten sie dieselben auch durch äußere Vortheile an ihre neue Heimath zu fesseln. Den Ritterbürtigen wurden ganz nach deutscher Weise Ritterlehen sammt den dazu gehörigen Grundstücken gegeben, die Leute aus dem Volke erhielten bäuerliche Güter gegen sehr geringe Abgaben. An Grundstücken zu solchen Ansiedelungen konnte es natürlich in einem Lande nicht fehlen, das an und für sich schwach bevölkert, jetzt noch durch beständige und immer blutigere Kriege verödet war. Denn jeden neuen Widerstandsversuch, oder in der Sprache der Sieger, Aufstand der Bevölkerung schlug man durch immer energischere Maßregeln nieder, durch die in einzelnen Landschaften die einheimische Bevölkerung bald fast ausgerottet wurde.

Allmälig lockte der behagliche Zustand, in welchen sich die neuen Ansiedler versetzt sahen, sobald die rasch vorrückende Befestigungskette wieder etwas weiter hinausgeschoben ward, mehr als der Eifer gegen das Heidenthum, obgleich auch dieses Motiv fortwährend seine Kraft äußerte. Bei den Fürsten und Herren des nördlichen Deutschlands galt es bald für eine Ehrensache, sich an einem Kreuzzuge für den Orden zu betheiligen, und der Lebensadel folgte ihrem Beispiel, nur stellte er jetzt ein immer zahlreicheres Contingent für die eigentliche Colonisation. Die niederen Stände der ländlichen Bevölkerung von Norddeutschland dagegen sahen in der Theilnahme an einem solchen Kreuzzug jetzt nicht sowohl ein Mittel ihrer Sündenlast, als dem in der wüsten Zeit so gewaltig gesteigerten materiellen Druck zu entgehen, den in ihrer Heimath alle bevorrechteten Stände, Geistlichkeit, Fürsten und Herren und der niedere Adel gleich unbarmherzig auf sie ausübten und kamen jetzt gleich in der Absicht, sich durch einen kurzen Waffendienst einen dauernden Zustand des Behagens zu begründen. Auch sah man allmählig ganz ab von dieser früheren Hauptbedingung und freute sich, wenn überhaupt nur Ansiedler kamen, ohne von ihnen Kriegsdienste zu verlangen. So wuchs die deutsche Landbevölkerung mit reißender Schnelligkeit an und überall, wo sie mit ihrem hier nicht wie in der Heimath gestörtem Fleiße, ihrer ernsten und verständigen Thätigkeit nnd ihrer physischen Ausdauer vordrang, verwandelte sich das wüste und noch von natürlicher Wildheit befangene Land in die fruchtbarsten Gefilde, die schon nach etwa fünfzig Jahren mit den uralten Culturlandschaften in Deutschland selbst in jeder

Hinsicht wetteifern konnten und nach wieder fünfzig Jahren fast alle weit übertrafen.

Zugleich mit diesen drei Hauptständen der damaligen Lebensordnung, der Priesterschaft, dem Adel und den Bauern, war auch der vierte, das Bürgerthum, thätig gewesen, sich in Preußen eine feste Heimath zu gründen. Schon hatten sich die deutschen städtischen Colonien bereits bis an den finnischen Meerbusen ausgebreitet und noch galt Preußen als ein unnahbares Land bei den sonst so thätigen und muthigen Bewohnern der deutschen Ostseeküste. Erst nachdem die Burg Culm im Binnenlande erbaut war, fanden sich auch einige bürgerliche Colonisten ein, die hier und in dem bald darauf gegründeten Thorn eine rasch aufblühende städtische Niederlassung nach dem gewöhnlichen Muster der Zeit gründeten.

Je weiter die Eroberungen von der Weichsel aus an die See vordrangen, desto mehr solcher Städte entstanden, alle geschützt durch Ordensburgen, darunter als eigentlicher Seehandelsplatz zuerst Elbing, wo sich sogleich viele Lübecker ansiedelten. Damit war das deutsche Wesen in dieser Colonie erst recht in die große Strömung des gesammten nationalen Wesens eingetreten. Wenn auch zu Lande noch ohne alle Berührung mit deutschen Gegenden, erhielt es sich von jetzt an die wichtigste und sicherste Verbindungslinie zur See offen.

Die glänzenden Erfolge des Ordens veranlaßten die Schwertbrüder, die seit einiger Zeit sehr von ihren heidnischen und schismatischen Nachbarn, den Litthauern und den Russen, gedrängt wurden, sich mit den deutschen Herren zu vereinigen 1238, worauf denn auch ihre bisherigen Erwerbungen sich einer ganz anderen Sicherheit erfreuten als bisher.

Allein außer den nie rastenden Kämpfen mit den heidnischen Preußen hatte der Orden auch noch andere große Gefahren von auswärtigen und inneren Feinden zu bestehen. Der dem Namen nach christliche Herzog Swatopulc von Pomerellen oder Hinterpommern verband sich mit den Heiden und Preußen und bekriegte die Christen und Deutschen daselbst viele Jahre lang auf das erbittertste. Doch 1248 sah auch er sich zu einem Friedensvertrag genöthigt. Außerdem kam der Orden jetzt, wo er seine Besitzungen immer weiter nach Nordosten vorschob, mit dem eigentlichen Hauptstamm des litthauischen Volkes, der ebenso wie die Preußen noch gänzlich dem Heidenthum angehörte, in bedenkliche Conflikte, besonders seitdem die Schwertbrüder sich mit ihm vereinigt hatten. Dadurch mußte der Orden auch die Bewachung der nordöstlichen deutschen Colonien gegen die Russen übernehmen, die allerdings gerade jetzt, da sie selbst einem fremden Erobervolke, den Mongolen, zur Beute fielen, weniger Furcht erweckten. Auch die polnischen Fürsten an der Grenze sahen schon sehr mißtrauisch auf die von ihnen selbst mit veranlaßte Gründung eines deutschen Staates an den Ufern des Hauptstromes ihres Landes, der Weichsel. Im Innern versuchte derselbe Bischof Christian, der den Schutz des Ordens einst erfleht hatte, jetzt, wo derselbe die Landeshoheit behauptete, ihm Hindernisse aller Art in den Weg zu legen, gegen welche endlich ein päpstlicher Ausspruch half, der dem Orden vollkommen Recht gab.

Indessen schreckten alle solche Gefahren und Hindernisse weder den Orden selbst noch die deutschen Elemente, die sich unter seinem Schutze hier fest begründeten. Beide sahen ein, daß ihnen der festeste Zusammenhalt Noth thue und handelten auch nach dieser Einsicht.

Geschützt und gewissermaßen weiter vorwärts gelockt durch diese vorgeschobene Spitze in Preußen und Liefland entwickelte sich jetzt auch die deutsche

Colonisation in den dazwischen liegenden ehemals von den Slaven occupirten Landschaften zwischen Elbe und Oder immer rascher und gedeihlicher. Schon lange war ihr hier die Bahn gebrochen: an der Küste besonders durch Heinrich den Löwen, im Binnenlande durch Markgraf Albrecht den Bär (s. o. S. 263). Auch hier übertrugen sich alle Lebensformen des eigentlichen Deutschlands auf diesen so lange entfremdeten Boden und entfalteten sich unter dem Schutze mächtiger weltlicher Fürsten und sorgfältigst gehegt von der Kirche, der hier Deutschthum und Christenthum als identisch galt, auf das allergedeihlichste. Die einheimische Bevölkerung schwand sichtbar zusammen, entweder durch das Schwert oder durch das Naturgesetz, welches bei einer engeren Berührung einer geistig und physisch höher organisirten Race mit einer niederen die letzte unfehlbar zum Untergange verdammt, und schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts durfte Mecklenburg, ein Theil von Pommern und die Mark Brandenburg für vorwiegend deutsch gelten, wenn sich auch die einheimische Bevölkerung in einigen Winkeln des Landes noch in ihrer ungemischten nationalen Barbarei erhielt. Der große Aufschwung, den das deutsche Bürgerthum zu dieser Zeit zunächst durch seine Theilnahme an dem Welthandel und der Weltgewerbthätigkeit nahm, ward auch in den älteren städtischen Gründungen in diesen Landschaften empfunden und verlegte hier mehr als anderwärts den Mittelpunkt der geschichtlichen Entwickelung des Landes in sie, weil ihnen hier nicht wie im eigentlichen Deutschland jene uralten und festen, wenigstens massenhaften Organisationen der Hierarchie und des Lehensadels den ersten Rang in allen Dingen, auch wo es sich um reale Interessen handelte, streitig machen konnten. Geistlichkeit und Adel befand sich zwar auch hier äußerlich genommen in derselben Stellung wie in Deutschland, allein da sie hier mit dem Boden und unter sich selbst unmöglich so verwachsen sein konnten wie dort, so gelang es hier der landesfürstlichen Gewalt, sie mehr im heutigen als im mittelalterlichen Sinne als Unterthanen zu behandeln. Die Städte fügten sich vorläufig gerne, wenn ihnen nur ihre innere Autonomie unverkümmert blieb, in die einzugreifen die Landesfürsten gar kein Interesse hatten, einer strengeren Ordnung des äußeren Staatslebens, die ihrem materiellen Gedeihen ohnehin so günstig war.

Die eingewanderte deutsche Bevölkerung dieser Länder gehörte meist dem niedersächsischen, niederrheinisch-fränkischen und friesischen Stamme an; nur wenige mittel- und oberdeutsche Bestandtheile mischten sich nach und nach ein. Die Mehrzahl der noch immer in großer Fülle nachströmenden Colonisten, die statt nach Preußen oder Liefland zu gehen, es vorzogen, hart an der Grenze des eigentlichen Deutschlands sich anzusiedeln, ging nach wie vor von Niederdeutschland aus und drückte auch diesen Landschaften einen entschieden niederdeutschen Stempel auf, wobei freilich die sonst nicht geringen landsmannschaftlichen Verschiedenheiten innerhalb des gesammten niederdeutschen Lebens durch die äußere Vermischung und Nachbarschaft fast ganz erloschen. Namentlich repräsentirten die Städte, in welchen jene Vermischung am frühesten und gründlichsten stattfand, durchaus nur den Gesammttypus von Norddeutschland ohne alle individuelle Beimischung, die sich erst später wieder aus den Einflüssen der neuen Heimath einstellten und dann ein ganz anderes Gepräge trugen, als einst die ursprünglichen Bevölkerungselemente vor ihrer Amalgamirung gezeigt hatten.

Weiter nach Süden an der mittleren Elbe datirte die deutsche Colonisation von noch älteren Zeiten. Schon unter den Ottonen hatte sich hieher die ganze Wucht der deutschen Kraft gerichtet und bis an die heutige schlesische Grenze wenigstens die ersten Grundlagen deutscher Herrschaft und deutscher

Cultur einzusenken vermocht. Allmählig war hier ein beträchtlicher deutscher Staat, die Markgrafschaft Meißen, erwachsen, deren Gebiet zwar beschränkter an Umfang aber reicher an natürlichen Hülfsquellen als das der brandenburgischen Mark war.

Die deutsche Cultur war in diese Landschaften hauptsächlich von dem nachbarlichen Thüringen aus gebracht worden, doch mischten sich auch fränkische und noch in größerem Maßstabe nord- und nordwestdeutsche Elemente ein. Thüringen zeigte auf seinem Boden alle die großen Gestaltungen des specifisch-mittelalterlichen Lebens viel mehr als etwa Niedersachsen, wo sich das Ritterthum und die Lehensaristokratie niemals so ganz heimisch fühlen konnten. Kein Wunder also, daß auch Meißen gerade von diesen Einflüssen stärker ergriffen ward, als etwa die Mark Brandenburg, aber daraus folgte auch, daß sich die hauptsächlichste Culturinstitution dieser späteren mittelalterlichen Zeit, das städtische Element hier im Gedränge zwischen einem äußerlich sehr polirten und innerlich sehr rohen Adel und der fürstlichen Macht nicht so gedeihlich zu entwickeln vermochte wie dort. Doch war auch hier die Körnigkeit der deutschen Art stark genug, um immer weiter nach Osten hinzuwirken. Von hier aus wurde gerade in dieser Zeit das staatsrechtlich zu dem polnischen Reiche gehörige und meist von polnischen Stämmen bewohnte Schlesien germanisirt. Auch hier ging dieser Proceß von den vereinten Kräften der Kirche, des Adels und der Städte aus und Breslau, damals schon eins der größten Emporien des deutschen Binnenhandels nach Osten, wurde das Centrum der immer weiter um sich greifenden, aber hier bloß auf friedliche Mittel beschränkten Germanisirung des Landes durch deutsche städtische Colonien. Der Vortrab der Hauptmasse der Colonisation reichte schon bis in das eigentliche Polen hinein, dem wie allen anderen slavischen Ländern alle Vorbedingungen einer bürgerlichen Cultur fehlten.

Allein auch von Süddeutschland ging um diese Zeit die schon lange begonnene Strömung nach Osten besonders lebhaft vorwärts. Es ist schon bemerkt (s. o. S. 257), wie Böhmen und seine Nebenländer davon ergriffen wurden. Auch hier erfaßte sie nicht bloß die höchsten Spitzen der Gesellschaft, sondern beherrschte immer mehr die Städte, während freilich die Landbevölkerung unberührt davon blieb. Um in diese einzudringen, wäre irgend eine gewaltsame Katastrophe nöthig gewesen, die das Land unter ausschließlich deutsche Herrschaft gestellt hätte.

Von der großen bairischen Colonie an der mittleren Donau, Oesterreich, die nun schon lange ein durch und durch deutsches Gepräge und zwar mit vollster Entfaltung aller seiner Hauptrichtungen trug, zeigte die Donau von selbst dem Gewerbe- und Handelsverkehr und der ihn stützenden deutschen städtischen Bevölkerung den Weg nach Ungarn, das damals durch die verwüstenden Einfälle der Mongolen sehr entvölkert war. Als äußerste Vorposten der deutschen Cultur lagen hier weit vorgeschoben die schon im 12. Jahrhundert gegründeten sächsischen, d. h. niederdeutschen Ansiedlungen in Siebenbürgen, die auf der einen Seite jetzt den deutschen Handelsplätzen in Ungarn die Hand reichten, wie sie auf der andern Seite den italienischen Handelscolonien am schwarzen Meere, die in Folge der Eroberung des oströmischen Reiches dort überall entstanden waren, nahe genug lagen, um die Aussicht zu geben, daß sich hier von Osten her die romanische und germanische Cultur unmittelbar berühren und die zähen Barbarenmassen jener fernen Länder durch ihre vereinte Kraft der westeuropäischen Civilisation dienstbar machen würde.

Bei dieser ganzen lebendigen Regsamkeit nach außen, dem schönen Gegenbild des wüsten Chaos im Innern von Deutschland, war es bloß das städtische Element, das jetzt als das kräftige hervortrat, während in den früheren einfacheren Zeiten Priester, Krieger und Bauern die Missionäre deutscher Cultur gebildet hatten. Solche Erfolge wirkten aber in jeder Beziehung mächtig auf die Haltung der Mutterstädte in Deutschland selbst zurück. Es war nicht bloß allen überflüssigen Kräften eine freie und lockende Bahn eröffnet, auf der sie durch die Bethätigung derselben Eigenschaften, die sie auch in der Heimath als die höchsten eines Bürgers zu schätzen sich gewöhnt hatten, zu einer ehrenvollen und behaglichen Existenz gelangen konnten; die deutschen Städte bereicherten sich nicht nur durch die neuen Märkte, die sie sich fortwährend eroberten, sondern sie wuchsen auch an wahrhaft sittlichem Selbstgefühl. Was ihnen nach innen und außen gelungen, war nicht ein Werk des Zufalls, sondern eine mühsame, verständig rechnende Thätigkeit, die sich jetzt immer schöner belohnt sah. Kein Wunder, wenn sie schon jetzt, indem sie ihr Wesen mit dem des hohen und niederen Adels der Zeit verglichen, sich in gewisser Hinsicht über ihn zu setzen begannen, obwohl sie nicht gesonnen waren, die durch die Autorität und innere Nothwendigkeit noch immer bestehenden Schranken zwischen ihnen und jenen niederzureißen. Sie traten nur in der Vertheidigung ihrer Rechte, ihres geschlossenen Kreises mit mehr Selbstgefühl als früher auf, wo sie fast nur wie durch Nothwehr gedrängt den Anmaßungen und Beeinträchtigungen von jener Seite sich zu widersetzen pflegten.

Der materielle und sociale Aufschwung dieses Standes erzeugte aber zugleich auch eine Art von idealer Erhebung, freilich von ganz anderer Art, wie die, welche einst das Ritterthum an die Spitze der weltlichen Entwickelung von Europa geführt hatte. Auch hier war es das religiöse Moment, was sich am meisten dabei geltend machte. Auch in der italienischen städtischen Entwicklung verband sich mit dem Gesammtaufschwung des Lebens eine lebhafte Hervorhebung der religiösen Interessen, aber dort schlug sie sogleich in eine sehr gefährliche negative Richtung um, der der sittliche und geistige Fond der Zeit offenbar nicht gewachsen war (s. o. S. 189). In den deutschen Städten verbreitete sich wohl auch im Anfang des 13. Jahrhunderts mannigfache Ketzerei, aber es bedurfte zu ihrer Beschränkung — ausgerottet konnte sie auch hier nie ganz werden — keiner so gewaltsamen Mittel. Sie erlosch von selbst in der nüchternen, an Beschränkung und Zucht aller Art gewöhnten Natur des Volkes oder dieses Bürgerstandes. Er war und blieb streng an den positiven Satzungen der Kirche hängen, erkannte die göttliche und unwandelbare Autorität in allen äußeren Institutionen der Kirche an, ließ es sich aber nicht nehmen, dieselbe Ehrbarkeit, nach der er in seinem eigenen Leben strebte, auch von den Personen, die die Kirche repräsentirten, zu fordern und seinen Unwillen da, wo er sie nicht fand, laut zu äußern, ohne die Weihe des Amtes durch irgend welche Dialektik im geringsten anzutasten. Daher fanden auch die beiden volksmäßigen neuen Orden, die Dominikaner und Franziskaner, besonders jetzt in fast allen deutschen Städten raschen Eingang und große Wirksamkeit. Sie stellten ungefähr das dar, was man daselbst an einem geweihten Haupte zu sehen wünschte: sie zeigten auch auf ihrem Felde die lebendige praktische Regsamkeit, die der Bürger an sich und seines Gleichen so hoch zu schätzen pflegte, weil sie die Grundbedingung seiner Existenz war.

In den Städten lebte sonach allerdings ein Geist, der sie mannhaft alle Hindernisse ihrer Entwickelung überwinden lehrte. Da sie sich weder durch das Formengepränge des absterbenden Ritterthums noch durch seine Brutalität,

weder durch die vermeintlichen Rechtsansprüche noch durch die Gewaltthätigkeiten der geistlichen und weltlichen Fürsten einschüchtern ließen, so schien es, als wenn sie auch einen so zerfahrenen Zustand der öffentlichen Verhältnisse, wie er damals in Deutschland herrschte, noch am ersten unter allen Ständen der Nation ohne Schaden ertragen könnten. Trotzdem war gerade in ihnen das Bedürfniß nach der Wiederherstellung der äußeren Rechtszustände oder concret ausgedrückt nach einem starken und gerechten König nie erloschen. Nur fehlte es ihnen an aller Gelegenheit ihm positive Geltung zu verschaffen, da sie ja staatsrechtlich auf keine Weise einen Einfluß auf die Besetzung des Thrones zu üben hatten.

Allmählig aber kam ihnen dieselbe Ansicht von einer Seite her zu Hülfe, wo man allerdings zur Ausübung eines solchen Einflusses berechtigt war.

Die großen geistlichen und weltlichen Fürsten hatten dem Königthum nun so viel abgerungen, als sie selbst von ihm zu erhalten begehrten. Von dieser Seite her war nichts mehr zu erlangen und noch weniger zu fürchten, daß irgend einmal ein Zustand eintreten könnte, in welchem ihre Erwerbungen durch die Uebermacht des Königthums wieder beeinträchtigt werden könnten. Dagegen begannen sie einzusehen, daß sie, so lange jeder von ihnen zu seiner Selbsterhaltung auf seine eigene Macht angewiesen war, ohne bei einer höheren Autorität irgend wie einen Rückhalt zu finden, dem Zufall und einem mächtigeren Nachbar auf eine höchst bedenkliche Weise Preis gegeben waren. Auch merkten sie wohl, wie sehr sie, um sich nach außen hin zu vergrößern oder auch nur zu schützen, im Innern schwach geworden waren, wie ihnen gegenüber ihre eigene Vasallenschaft dieselbe Rolle consequent und mit Glück durchzuführen begann, die sie einst gegen Kaiser und Reich gespielt hatten, und wie die städtischen Gemeinwesen, die noch den Namen nach ihre Oberhoheit anerkannten, in aller Stille bis ganz nahe an eine factische Unabhängigkeit gelangt waren.

Der Erzbischof Wernher von Mainz, der erste aller Reichsfürsten, verstand es diese Stimmung zu benutzen und diejenigen großen deutschen Fürsten, die allmählig im Namen aller das Wahlrecht usurpirt hatten, dahin zu bringen, daß sie die Krone noch einmal dem König Ottokar von Böhmen anboten. Allein dieser schlug sie wiederum aus und nun stellte Wernher den Grafen Rudolph von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, der unter den Herren vom zweiten Rang wegen seiner Tapferkeit und seiner Besitzthümer eines bedeutenden Ansehens genoß, als Candidaten auf. Er ward am 29. September 1273 wirklich gewählt und zwar einstimmig.

Der neue König ließ es sich angelegen sein den Erwartungen, die der Ordnung wünschende Theil von ihm hegte, zu entsprechen. Da er von den meisten Fürsten und den Städten kräftig unterstützt ward, so gelang es ihm bald, in dem südlichen Deutschland wieder einen viel gesicherteren Rechtszustand herzustellen, als diese Landschaften seit mehreren Menschenaltern genossen hatten. Aber er blieb dabei nicht stehen. Es genügte ihm nicht, die oberste Polizeigewalt im Dienste Anderer vorzustellen, er wollte auch und zwar hauptsächlich für das Königthum thätig sein.

In diesem Sinne trat er gegen den König Ottokar von Böhmen auf, der sich zwar in keiner Beziehung um die Rechte des Reiches kümmerte, vielmehr sie durch die Occupation von Oesterreich und Kärnthen und bei unzähligen anderen Gelegenheiten verletzt hatte, aber doch auf einen bedeutenden Einfluß in den deutschen Verhältnissen nicht verzichten wollte. Darum hatte er auch gegen die Wahl Rudolphs protestirt, weil er nicht dabei zugegen gewesen war. Rudolph eröffnete das gewöhnliche rechtliche Verfahren gegen ihn vor dem

Fürstengericht, das ihm, da er sich nicht stellte, seine Länder absprach. Der König Rudolph, der sich an äußerer Macht mit Ottokar nicht messen durfte, war doch muthig genug, den Spruch mit gewaffneter Hand zu vollstrecken und als Ottokar Widerstand leisten wollte, sah er, daß seine Herrschaft in allen deutschen Pertinenzen seiner Krone gänzlich unterhöhlt war. Er mußte es noch als eine Gnade ansehen, daß sich Rudolph mit der Abtretung der deutschen Länder begnügte und ihm Böhmen übrig ließ.

Als Ottokar, wüthend über diesen seinen Sturz, im Jahre 1278 noch einmal Gewalt versuchte, unterlag er völlig in der Schlacht auf dem Marchfeld, wobei er selbst den Tod fand. Rudolph konnte jetzt auch mit Böhmen schalten wie er wollte. Doch hielt er es für klug dasselbe Ottokars Sohn Wenceslav zurückzugeben.

Der Untergang dieser halbbarbarischen Macht an der Ostgrenze, die bis dahin einen gewaltigen Nimbus von Größe und Kraft um sich verbreitete, wurde in Deutschland mit Staunen, aber wenigstens von Seite der meisten Reichsfürsten nicht mit Freude gesehen, so bedenklich und unangenehm ihnen auch immer dieß böhmische Reich und besonders die brutale und hochfahrende Art Ottokars gewesen sein mochte. Offenbar hatten sie einen König gewählt, der klüger, tapferer und glücklicher war, als sie ihn für ihre Zwecke verlangten. Von diesem Augenblicke an stieß Rudolph überall auf eine zähe Opposition, die seine Schritte hemmte. Er suchte sie durch verschiedene Mittel, z. B. durch Heirathsverbindungen zwischen seinem Hause und den mächtigsten Reichsfürsten zu paralysiren, allein ein solches Mittel hat sich bekanntlich nie gegen die großen Verhältnisse der politischen Situation wirksam erwiesen. Er suchte sich mehr auf die geringeren Fürsten und die Städte zu stützen, allein obgleich ihm diese für die Beseitigung mancher ihnen sehr lästigen Hemmnisse dankbar waren, so ging ihre Dankbarkeit doch nicht so weit, daß sie jetzt alle ihre Kräfte ihren Separatinteressen entzogen und dem Königthum dienstbar gemacht hätten. Auf seine eigene Macht konnte er sich auch unmöglich nachdrücklich stützen. Seine Familienbesitzungen gehörten doch nicht zu den größeren, so wohlgelegen und einträglich sie auch sein mochten, und das, was noch von wirklich nutzbaren Reichsgütern und Reichsrechten übrig war, hätte kaum hingereicht um einen königlichen Hofhalt standesmäßig zu erhalten, aber nicht um die Kosten der Reichsregierung zu bestreiten, zumal da er sich bei seinen verschiedenen Kriegszügen lieber aus sehr verständigen Gründen geworbener und bezahlter Söldner als der Lehenshülfe der Vasallen des Reiches bediente, die so ganz ohne Ordnung und rechten Nachdruck geleistet ward und über die auch nicht so absolut disponirt werden konnte, wie es doch für seine rasche und energische Art der Kriegführung unerläßlich nöthig war.

Allerdings waren nun dem Reiche große Fürsten- und Herzogthümer ledig geworden und ein König der früheren Zeit hätte darauf seine reale Macht zu basiren vermocht. Aber nun erregte es schon große Unzufriedenheit, als er sie einige Jahre lang unter seiner unmittelbaren Verwaltung behielt, denn das Herkommen, d. h. die vom Sieg gekrönten Unabhängigkeitsbestrebungen der Fürsten hatte schon festgesetzt, daß ein deutscher König größere dem Reich anheimgefallene Lehen möglichst schnell wieder vergeben müsse.

Er mußte es noch als einen glücklichen Ausweg ansehen, daß er seine Söhne Albrecht und Rudolph mit Oesterreich und Steiermark belehnen und so wenigstens seiner Familie, wenn auch nicht seiner persönlichen Königsmacht, die Basis einer soliden Acquisition geben konnte.

So ist es leicht begreiflich, daß es ihm nicht gelang seinen Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, denn wenn der Vater schon ohne alle nennenswerthe Hausmacht die Eifersucht der Fürsten in so hohem Grade erregt hatte, so fürchteten sie vollends den Sohn, der bei früh bewährtem Regentengeschick und persönlicher Tüchtigkeit zugleich über so große äußere Hülfsmittel gebot.

Als Rudolph I 1291 starb, wurde ein seiner äußeren Stellung nach noch unbedeutenderer Mann gewählt, als er selbst gewesen, der Graf Adolph von Nassau. Er sollte nichts weiter als das gefügige Werkzeug in den Händen der größeren Fürsten, besonders der geistlichen, sein, das sie zu ihrem eigenen Vortheil, aber zum Nachtheil der anderen so lange brauchen wollten, als sie es bedurften, ohne daß er selbst davon irgend einen Nutzen habe. Rudolph I hatte trotz der mehr stillen als offenen Opposition, die sich ihm allseitig entgegenstemmte, durch seine verständige Thätigkeit die Würde der deutschen Krone doch wieder so gehoben, daß wenigstens für die Nichteingeweihten ihr Träger immer noch als eine Person von der größten Bedeutung galt oder wieder dazu geworden war. Wenn man diese moralische Kraft des Königthums zu Separatzwecken verwenden konnte, so ließ sich allerdings manches erreichen, was durch die isolirte Kraft des einzelnen Fürsten nicht erreicht werden mochte. Allein jeder der größeren Fürsten war ungefähr auf denselben klugen Gedanken gekommen und jeder verlangte, daß der König ihm allein dienen solle, während dieser, sobald die alte geweihte Krone Carls des Großen auf seinem Haupte saß, auch nicht wenig sich in seiner neuen Würde dünkte und die drückende Abhängigkeit von einem einzelnen oder allen Kurfürsten zusammen gerne abgeschüttelt hätte.

In kurzer Zeit war seine Stellung so verschoben, daß man sich entschloß, ihn wieder zu beseitigen. Er ward als ein Untauglicher unter Specificirung verschiedener, theilweise aus der Luft gegriffener, theilweise lächerlicher, theilweise unbedeutender Vergehen der Krone verlustig erklärt und Albrecht von Oesterreich gewählt, weil man doch eines mächtigen Gegencandidaten bedurfte um den König mit Gewalt zu verdrängen, der zur Vertheidigung seiner Rechte bis auf den letzten Blutstropfen entschlossen war. Er blieb diesem Entschlusse treu und fiel in der Schlacht bei Göllheim 1298.

Unter Adolf waren Friede und Ordnung im Reich, die auch von den Fürsten anerkannten Früchte der Thätigkeit Rudolphs I, soweit sie zur Beförderung ihrer Separatinteressen dienten, zum Theil wieder verloren gegangen. Albrecht, der in Oesterreich mit nachdrücklichem Ernste geordnete Zustände und damit eine Machtfülle der herzoglichen Gewalt hergestellt hatte, wie sie damals in keinem anderen deutschen Lande zu finden war, suchte auch für das Reich das nämliche zu thun, anfangs wieder unter lebhafter Mitwirkung der Fürsten und Städte, denen das Raubritterthum und sein Fehdewesen gleich verhaßt war. Aber als er nun auch die andere innerlich nothwendige Seite seines königlichen Berufes berücksichtigen wollte, als er wirkliche oder angebliche Rechte des Reiches auf verschiedene erledigte Länder zu behaupten versuchte, um die reale Basis, die seine Würde in seinem Hausbesitze hatte, noch zu verstärken, erhob sich gegen ihn ebenso allgemeine Opposition wie gegen seinen Vater. Da er nicht dessen besonnene Klugheit und gewinnende Außenseite besaß, die beide wesentlich dazu beitrugen eigentliche Explosionen der Unzufriedenheit zu vermeiden, so sah er öfter eine Anzahl Reichsfürsten unter diesem oder jenem Vorwande sich gegen ihn mit den Waffen erheben. Zwar gelang es ihm, die gefährlichste Situation, als sich die drei rheinischen Erzbischöfe, der Pfalzgraf am

Rhein, der König von Böhmen und andere zu seiner Absetzung verbündet hatten, also fünf Kurfürsten auf einmal gegen ihn standen, durch rasches Eingreifen und durch den treuen Beistand der rheinischen Städte, zur augenblicklichen Demüthigung seiner zahlreichen Feinde zu benutzen. Allein seine Stellung verschob sich immer mehr und die größeren Fürsten athmeten erst wieder auf, als er im Jahre 1308 durch die Hand seines Neffen Johann, Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolph, wegen angeblicher Beeinträchtigungen meuchlerisch ermordet wurde.

Nach Albrechts Tode stand es fest, daß die Kurfürsten wieder einen minder Mächtigen von der Art wie Adolph von Nassau, aber einen persönlich zuverlässigeren, wählen müßten. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier schlugen den Grafen Heinrich von Luxemburg vor, dessen Wahl auch durchging. Er stand in dem Ruf eines echt ritterlichen Herren, eines frommen und wohlgesinnten Mannes und eines großen und glücklichen Kriegers.

Albrecht hatte trotz aller Schwierigkeiten im Reiche doch im Ganzen die äußere Ordnung zu erhalten gewußt mit Ausnahme der Gegenden, die wie Thüringen und Meißen oder Böhmen der Schauplatz heftiger innerer Kämpfe waren. Heinrich VII fand also in dieser Hinsicht nicht so viel zu thun als seine Vorgänger Rudolph und Albrecht, aber er gab sich Mühe, den gewonnenen leidlichen Zustand zu erhalten. Da er unter den größeren Fürsten persönlich beliebt war, besonders wegen der Uneigennützigkeit nach ihrem Sinne, die sie bei ihm voraussetzten und ihm überall einer der mächtigsten und einflußreichsten Kurfürsten, der Erzbischof Balduin von Trier, sein leiblicher Bruder, mit Rath und That treu zur Seite stand, so konnte dieser König sehr bald eine äußerlich imposantere Stellung einnehmen, als irgend einer seiner Vorgänger seit Rudolph I. Freilich entsprachen seine wirklichen Machtmittel derselben nicht, indessen im gewöhnlichen Laufe der Dinge genügte auch schon dieser Schimmer bei einer Institution, die ja, wie man es von Seite der Fürsten ansah, gar keiner anderen als einer bloßen moralischen oder ideellen Basis bedurfte.

Heinrichs VII Individualität neigte sich überhaupt mehr zu dem Gefallen am äußeren Scheine als man es bei den durch ihre Stellung hervorragenden Personen im damaligen Deutschland sonst antraf. Vielleicht daß dieser Zug auf Rechnung seiner Nationalität kommt, denn er gehörte einem wallonischen Hause an, das wie andere in jenen Landschaften, seit uralten Zeiten im Verbande des Reiches war. So durfte er auch mit mehr Recht als die meisten Zeitgenossen den Namen eines echten Ritters in Anspruch nehmen: alle äußeren Formen des ritterlichen Idealismus kamen in ihm noch einmal auf glänzende Weise zum Vorschein und mit den äußeren Formen desselben auch das wohl nicht unmittelbare, sondern durch künstliche Reflexion erzeugte Verlangen seiner königlichen Würde die altherkömmliche Weihe im Sinne des idealen Mittelalters durch die Erwerbung der Kaiserkrone und Italiens zu geben.

Die Rüstungen, die Heinrich VII zu diesem großen Unternehmen aufbringen konnte, erreichten freilich lange nicht den imposanten Glanz und die numerische Stärke, die einst von den deutschen Königen in Italien entfaltet worden war. Von einem geordneten pflichtmäßigen Zuzug der deutschen Reichsvasallen war ohnehin keine Rede mehr: was von einzelnen geschah, trug durchaus den Stempel freiwilliger Beihülfe aus persönlicher Rücksicht für den König, und dieser selbst war nicht reich genug, um ein großes und nach der Art der Zeit anspruchsvolles Rittergefolge auf eigene Kosten über die Alpen zu führen, so zahlreich auch die Leute aus diesem Stande anzutreffen waren, die sich gelangweilt durch das ewige Einerlei des gewöhnlichen Lebens und getrieben durch

einen instinctiven Drang ihre überschüssigen Kräfte auszutummeln, bereitwilligst bei allen derartigen Unternehmungen betheiligten. Deutschland lieferte damals ein starkes Contingent der tapfersten freiwilligen Ritterslente, die sich bei allen Kriegen in der Mitte und im Westen von Europa durch ihre gewaltigen Thaten, aber auch durch ihren Uebermuth, ihr störrisches und eigensinniges Wesen und ihr rohes Streben, außer der Ehre auch noch sehr ansehnliche materielle Vortheile davon zu tragen, auszeichneten und die je nach der Laune, da sie durch kein inneres Motiv hier und dort gebunden waren, ihre Dienste bald dem einen, bald dem andern Fürsten widmeten oder verkauften, aber immer nur für sehr gewichtige Entschädigung, woran es gerade bei Heinrich fehlte.

Trotz der geringen Heeresmasse, die der deutsche König über die Alpen führte, war doch sein Unternehmen anfänglich von einem überraschend glücklichen Erfolge begleitet, wozu ihm die damaligen Zustände in Oberitalien verhalfen.

Seit den heftigen Kämpfen gegen Kaiser Friedrich II, wo es noch einmal darauf ankam, die gesammte Kraft zum Schutze der errungenen Unabhängigkeit nach außen zu wenden, wurde Oberitalien zwar von keinem mächtigen Feinde mehr heimgesucht, wohl aber von allen den inneren Zwistigkeiten, die stets hervorzubrechen pflegten, sobald die ärgste Gefahr sich nur etwas aus den Augen rückte. In den großen Städten handelte es sich jetzt wieder um die Lösung der unlösbaren Gegensätze, der Ansprüche der niederen Volksklassen und des zähen Widerstandes der Altberechtigten. Doch da die letzteren selbst wieder so tief durch allerlei Partei- und Familieninteressen gespalten waren, so konnte es nicht fehlen, daß allmählich in einer Stadt nach der andern die Zünfte (s. o. S. 236) den Sieg davon trugen und wenigstens gleiche Theilnahme, manchmal auch die Vormacht in der Regierung und Verwaltung erkämpften. Häufig ward aber eine so von inneren Wirren zerrissene Stadt die Beute irgend eines Nachbarn aus der Feudalaristokratie, die besonders in der letzten Zeit Friedrichs II den Kampf gegen die Städte auf eigene Hand, aber mit außerordentlichem Nachdruck führte. Wo sie siegte, war es nicht bloß um ihre Gegner, sondern überhaupt um alle Freiheit der Stadt geschehen, die dann mit einem wilden Despotismus ohne gleichen, schlimmer noch als er im Orient geübt zu werden pflegte, mißhandelt wurde. Aber als Kaiser Friedrich II gestorben, sein Haus zu Grunde gegangen war, fehlte diesen Zwingherren insgesammt der Stützpunkt, während ihre noch nicht besiegten Gegner einen solchen in dem jetzt siegreichen Papstthum immer noch besaßen und einen andern an dem anjouischen Königshaus in Neapel noch dazu gewannen. Daher half jetzt auch die allerextremste Steigerung der Tyrannei nicht mehr: die unterdrückten Städte befreiten sich meist durch einen von außen unterstützten Aufstand und die Rache, die sie an ihren bisherigen Zwingherren nahmen, war gewöhnlich ebenso teuflisch grausam, wie der Druck, den sie erlitten hatten. Indessen erschöpften sich durch solche wilde Evolutionen die politischen Kräfte fast überall in diesen lombardischen Städten: die inneren Kämpfe zwischen den Factionen und die äußeren gegen die rivalisirenden Nachbarn dauerten zwar noch fort, aber sie erlahmten allmählich und alles wies darauf hin, daß an die Stelle der bunt bewegten Vielheit der Kräfte, die sich hier einst mit so wüster Energie herumgetummelt hatten, einzelne mächtige Familien zu treten bestimmt waren, die den Uebergang zu einer streng monarchischen Herrschaft vorbereiteten. Noch aber war nirgends ein einigermaßen haltbarer Zustand dieser Art eingetreten. Dieß konnte erst dann geschehen, wenn die unterliegende Partei von dem Sieger so niedergeworfen war, daß sie selbst an der Zukunft verzweifelte und sich seiner Herr-

schaft mit stumpfer Gleichgültigkeit fügte. Jetzt aber mußten die Besiegten zwar oft den Widerstand innerhalb der Mauern ihrer Stadt aufgeben, aber außerhalb derselben setzten sie ihn mit zähester Ausdauer offen oder geheim noch fort und im äußersten Fall nahmen sie ihre Zuflucht zu den traditionellen Häuptern der beiden ehemaligen großen Parteien, der guelfischen und ghibellinischen, die jetzt freilich zu bloßen Namen herabgesunken waren oder höchstens als abstract-theoretische Begriffe noch einige Existenz besaßen. Der König von Neapel, als der geborene Chef der Guelfen, war seiner Partei mit seinem Einfluß nahe genug, allein auch er sah sich durch ihm noch näher liegende politische Verwickelungen meist außer Stand reale Hülfe zu gewähren, besonders da man am Hof von Neapel den Charakter der Italiener zu wohl kannte, um sich irgend eine Rechnung auf eine dauernde Anhänglichkeit und Hingebung der einmal Unterstützten zu machen. Als der Chef der anderen Partei galt der römische Kaiser oder, da seit Friedrich II niemand die Kaiserkroue getragen, der jedesmalige König von Deutschland als der präsumtive Candidat derselben. Allein die deutschen Könige dieser Zeit waren entweder zu machtlos oder zu sehr mit der Begründung ihrer Autorität in Deutschland beschäftigt, als daß sie für ihre Anhänger in Italien mehr aufbringen konnten, als freundliche Worte und Versprechungen und allenfalls auch wirkungslose Decrete, die von den Gegnern verlacht wurden. Nun aber schien sich dieß mit einem Male ändern zu wollen. Heinrich VII dachte nicht bloß an die Behauptung der ihm und dem Reiche zustehenden Rechte in Italien, sondern er kam auch in der That mit gewaffneter Hand. Alle ghibellinischen Parteihäupter schaarten sich um ihn, überall regten sich in den einzelnen Städten, wo damals mit wenigen Ausnahmen die Guelfen die Oberhand hatten, die Reste der ghibellinischen Partei, wozu sich jetzt auch alle augenblicklich unterdrückten oder unzufriedenen Factionen rechneten. So gelang es Heinrich, was Friedrich II mit ganz anderen Hülfsmitteln nicht erzwingen konnte, daß ihm die meisten lombardischen Städte freiwillig die Thore öffneten und er in ihnen ganz in derselben Weise wie einst Friedrich I auf der Spitze seines Glückes, als oberster Richter und Vermittler und auch als Bewahrer der Rechte des Reiches aufzutreten vermochte. Als darüber Unzufriedenheit und offene Empörung an vielen Orten ausbrach, war seine Macht schon so befestigt, daß er sie überall mit Gewalt niederschlagen konnte und so in der That die Lombardei in einer Weise von sich abhängig machte, wie kein Kaiser seit Friedrich I. Sein eigentliches Ziel lag jedoch in Rom, darum verließ er die Lombardei und wandte sich durch Tuscien dorthin. —

In Tuscien waren die Verhältnisse den lombardischen sehr ähnlich, nur daß sich dort der Herrenstand fast noch mehr wie hier durch das Umsichgreifen der Städte beeinträchtigt sah. In den Städten selbst dominirte zwar auch die guelfische Partei, an deren Spitze hier traditionell Florenz, wie dort Mailand stand, aber Florenz selbst konnte keine so hegemonische Stellung den andern Städten gegenüber behaupten, wie es dort Mailand für gewöhnlich vermochte. Seine uralte Nachbarin und Feindin, das streng ghibellinisch gesinnte Pisa, war ihm sogar an Größe, Reichthum und Macht noch um vieles überlegen wie es denn überhaupt nach Venedig, Mailand und Genua als das bedeutendste städtische Gemeinwesen in ganz Italien gelten durfte. Nur der hier etwas lebhafter sich äußernden Unterstützung des Königs von Neapel war es zuzuschreiben, daß sich nicht bloß Florenz gegen seine mächtigere Nebenbuhlerin, sondern die Guelfen im allgemeinen in einer gewissen Präponderanz

zu behaupten vermochten. Dem König Heinrich VII trat hier, wo das ganze städtische Leben, weil jünger als in der Lombardei, auch noch frischer und muthiger als dort war, ein viel energischerer und schwunghafterer Widerstand der Guelfen als dort entgegen. Er mußte sich bald überzeugen, daß seine Kraft trotz der großen Anstrengungen der Ghibellinen doch nicht im Stande war Florenz zu unterwerfen. Er umging daher diese Stadt und zog auf Rom los.

In Rom, wo alle Elemente, die im übrigen Italien und in dem ganzen Abendlande die städtische Entwickelung hervorgebracht hatten, von jeher fehlten, wo es außer den Angehörigen der Hierarchie nur einen sehr stolzen und oft sehr reichen, zum Theil aber schon sehr heruntergekommenen städtischen Adel und ihm gegenüber einen unruhigen und phantastischen Pöbel gab, herrschte zwar auch dasselbe Getriebe der Parteikämpfe wie anderswo, aber es bewegte sich nur zwischen den verschiedenen adelichen Factionen hin und her. Auch hier waren die großen Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen die Losungsworte. Seitdem der Papst Clemens V seine Residenz nach Avignon verlegt hatte, war von einer päpstlichen Herrschaft kaum mehr traditionell die Rede. Beide Hauptfactionen befehdeten sich ohne nur des Papstes zu erwähnen. Im Ganzen war die ghibellinische Partei die reichere und auch die stärkere, weil sie durch ihr Geld den hungrigen Pöbel auf ihre Seite zu ziehen vermochte. Allein die Guelfen erfreuten sich des neapolitanischen Schutzes und konnten damit ihren sonst überlegenen Gegnern doch die Spitze bieten.

Der Papst Clemens V war keineswegs gesonnen auf seine Herrschaftsrechte über die Stadt Rom zu verzichten, zumal da sich damit ganz von selbst auch die Geltendmachung seiner übrigen Rechte im Gebiete des römischen Stuhles verband, an die jetzt, wo Rom selbst so gut wie selbstständig auftrat, vollends niemand dachte. Doch wußte er wohl, daß er selbst kein Mittel in Händen hatte um sein Eigenthum zu schützen. Daher kam ihm die romantische Unternehmung Heinrichs VII einstweilen ganz gelegen. Er glaubte in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, der ihm wieder zu dem Besitz von Rom verhelfen sollte und übersah deßwegen, daß er nach der bisherigen Geschichte in ihm, der die Ansprüche eines Friedrich I und II notorisch wieder aufnehmen wollte, einen natürlichen Feind und zwar den allergrößten zu sehen habe.

Heinrich VII eroberte mit Hülfe der Ghibellinen die Stadt Rom nach einem hartnäckigen Widerstande, den die Truppen des Königs Robert von Neapel unterstützten, empfing von der Hand eines päpstlichen Legaten die Kaiserkrone und wiegte sich in dem Vollgefühl seines Glückes, aber nur auf sehr kurze Zeit. Die besiegten Guelfen griffen ihn von Neuem an und er mußte die Stadt räumen. Er zog sich mit den Ueberresten seines Heeres nach Toskana zurück, allein er konnte jetzt noch weniger als vorher Florenz erobern.

Unter solchen Umständen faßte er den abenteuerlichen Plan, Mittelitalien einstweilen seinem Schicksal zu überlassen und das Haupt der Guelfen, den König Robert, in seinem eigenen Lande anzugreifen. Dann schien ihm die Unterwerfung von Italien von selbst vollbracht.

Allein über diesen Plan, der zu lebhaft an die Zeit Friedrichs II erinnerte, erschrack der Papst so, daß er auf der Stelle einen ganz andern Ton gegen Heinrich VII anstimmte. Er kehrte seine Rechte auf Neapel heraus, von denen er bisher nichts hatte verlauten lassen und verbot dem Kaiser geradezu, seinen getreuen Lehensmann anzugreifen. Heinrich VII antwortete, wie kaum Friedrich II es je gethan, in dem vollen Bewußtsein kaiserlicher Majestät und ganz und gar ergriffen von allen den Doctrinen, die seit Friedrichs I Zeit die factische

Bedeutung des mittelalterlichen Kaiserthums auf gleiche Höhe mit dem hinaufzuschrauben versucht hatten, was nach den Vorstellungen dieser Zeit einst das antike Kaiserthum gewesen sein sollte.

Der Streit nahm alsbald die bitterste Wendung und Heinrich rückte wirklich gegen Neapel vor. Indessen starb er noch innerhalb der Grenzen von Toskana eines plötzlichen und räthselhaften Todes 1313, der von seinen ghibellinischen Anhängern ganz allgemein dem Gifte eines Dominicaners zugeschrieben ward. Auch in Deutschland theilte man diese Ueberzeugung, weil man sich hier schon gewöhnt hatte, die Italiener mit ähnlichen Mitteln gegen ihre Feinde operiren zu sehen, Mittel, die in Deutschland bei der größeren Ehrenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des Volkscharakters so selten angewandt wurden, daß jeder einzelne derartige Fall allgemeines Entsetzen erregte.

Die Erfolge des Kaisers in Italien hatten in Deutschland, so wenig man sich auch dabei thätig bewies, doch allgemeines Aufsehen erregt. Der Masse des Volkes imponirten sie im höchsten Grade und Heinrich VII erschien hier in einer idealen Glorie, die bald geschwunden wäre, wenn er in Deutschland selbst geblieben oder dahin zurückgekehrt wäre. Auch die größeren Reichsfürsten konnten sich diesem Eindruck nicht entziehen, aber bei ihnen erregte er Besorgnisse wegen der Zukunft. Daher stand es schon deßhalb ziemlich fest, daß sein Geschlecht nicht zur Succession auf dem deutschen Throne gelangen dürfe, besonders da sein gegenwärtiges Haupt, der Sohn des Kaisers, Johann, unterdessen in den Besitz des größten Reichslandes, des Königreichs Böhmen, gelangt war.

In Böhmen war 1306 mit dem Tode Wenceslav's V die einheimische Dynastie erloschen. König Albrecht, überall bei der Hand, wo er seine Hausmacht zu erweitern hoffen durfte, hatte seinen Sohn Rudolph damit beliehen. Allein Rudolph starb schon 1307 und nun wählten die böhmischen Stände den Herzog Heinrich von Kärnthen trotz Albrechts Widerspruch. Heinrich regierte, ohne sich um das Reich zu kümmern, gestützt durch die entschiedene Abneigung seiner Unterthanen gegen alles, was Habsburg hieß. Allein der Tod Albrechts veränderte die Situation. Seine hinterlassenen Söhne konnten nicht daran denken, Böhmen anzugreifen, und hier fühlte man, daß man eine schlechte Wahl getroffen. Es kam so weit, daß sich eine Anzahl böhmischer Vasallen an den König Heinrich VII wandte und von ihm die Absetzung Heinrichs von Kärnthen verlangte. Der deutsche König ergriff bereitwillig diese Gelegenheit, und die Fürstenversammlung erklärte Heinrich des Lehens verlustig, weil er bisher sich nicht um die Auswirkung der Belehnung bekümmert habe. Erzbischof Peter von Mainz, die Seele der Politik Heinrichs VII, soweit sie sich auf Deutschland bezog, übernahm es, den Spruch des Fürstengerichtes mit bewaffneter Hand durchzuführen. Er eroberte Böhmen ohne große Schwierigkeit und setzte den Sohn Heinrichs, Johann, als König ein, der durch seine Vermählung mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth, der Schwester des letzten einheimischen Königs, bald eine gewisse Popularität im Lande gewann.

Da die Anhänger des luxemburgischen Hauses einsahen, daß sie die Wahl Johanns zum deutschen König nicht durchzusetzen vermochten, so versuchten sie wenigstens einen ihrem Interesse ergebenen Candidaten durchzubringen. Dieß war der Herzog Ludwig von Oberbayern, der auch in der That von einer Anzahl Kurfürsten gewählt wurde. Die Gegenpartei schob diesmal das habsburg-österreichische Haus vor, und zwar den ältesten Sohn Albrechts, Herzog Friedrich, der gleichfalls die Stimmen einiger Kurfürsten erhielt. Als endlich nach vielen vergeblichen Vermittlungsversuchen die Waffen zwischen den beiden Prätendenten entschieden, siegte Ludwig in der Schlacht bei Mühldorf 1322, und

bekam seinen Gegner gefangen. Doch setzte noch das österreichische Haus den Krieg fort, namentlich da der Papst Johann XXII Friedrich oder vielmehr die Feinde Ludwigs auf alle Weise, selbst durch Bann und Interdict, unterstützte. Allein beides wirkte jetzt in Deutschland nicht mehr, oder höchstens da, wo schon vorher Feindschaft gegen Ludwig geherrscht hatte. So entschloß sich denn 1326 das österreichische Haus zur Nachgiebigkeit. Ein Vertrag gab Friedrich die Freiheit und Antheil an der Reichsregierung.

Kaum sah sich Ludwig auf diese Weise gesichert, als er, dem Beispiel seines Vorgängers folgend, Deutschland seinem Schicksal überließ, um in Italien die lombardische und kaiserliche Krone zu erwerben und zugleich den Papst Johann XXII in dem geheiligten Mittelpunkt der Kirche wegen seiner unchristlichen und unerhörten Anmaßungen zur Rechenschaft zu ziehen. Dies letztere Motiv fehlte bei Heinrich VII, und eben weil es fehlte, wurde ihm der scheinbar so glänzende Erfolg möglich, der Ludwig offenbar verblendet hatte. Im Anfang lief Alles ebenso glücklich ab wie bei seinem Vorgänger. Die Ghibellinen in Oberitalien, die, wiewohl unter manchen Anfechtungen, seit Heinrich VII doch noch die Oberhand behaupteten, empfingen ihn mit offenen Armen. Selbst in Toskana erlangte er einige Erfolge. Er zog ohne Widerstand in Rom ein, wo die Ghibellinen schon die Guelfen und die Neapolitaner bei der Nachricht von seiner Annäherung vertrieben hatten, und wurde unter unermeßlichem Volksjubel zum Kaiser gekrönt. Da er in seiner Romantik so weit ging, den zerlumpten römischen Pöbel als den populus romanus von ehedem zu behandeln, so konnte ihm der glänzendste Succeß bei demselben nicht fehlen. Die Spitze der lächerlichen Komödie, bei der sich Ludwig doch lange nicht so gewandt benahm, als sein Vorbild Heinrich VII, in dessen Naturell freilich das Schauspielertalent von selbst lag, war, als der neue Kaiser über den Papst Johann XXII auf öffentlichem Platze zu Gericht saß, und ihn wegen Simonie und Ketzerei in contumaciam verurtheilte. Darauf wurde das römische Volk zur Ausübung seines Wahlrechtes aufgefordert und entledigte sich dieser Mission mit allem dem theatralischen Pathos, das es bei dergleichen Fällen zu entwickeln pflegte.

Allein als der neue Imperator, den in Oberitalien einige unvermuthete Unfälle getroffen, sich genöthigt sah sein getreues Volk um eine Beisteuer zur Eroberung seines Reiches, zunächst aber des Königreichs Neapel, anzusprechen, wo sein Hauptfeind, König Robert, noch immer regierte, erhob sich gewaltige Unzufriedenheit, die sich bis zu blutigen Aufständen steigerte. Darauf verließ der Kaiser unter dem Hohn und den Verwünschungen aller Parteien die Stadt, die sich nun sogleich wieder auf das Lebhafteste an den eben von ihr abgesetzten Papst Johann XXII und den König von Neapel anschloß. Ludwig sah, daß er sich auch in Mittel- und Oberitalien nicht zu halten vermochte, denn überall wurden alte Freunde wankend und alte Feinde erhoben sich mit dem keckften Trotze. Er mußte es noch für ein Glück halten, daß er Deutschland so schnell als möglich wieder erreichte, während er in Italien Alles im vollen Abfall und den Papst und die Guelfen viel mächtiger als vor seinem unglücklichen Römerzug zurückließ.

So war er denn durch seinen eigenen bitteren Schaden gelehrt worden sich auf Deutschland zu beschränken. Doch auch dorthin verfolgte ihn der Haß seiner Feinde, besonders des Papstes, der jetzt durch immer grauenvollere Flüche Rache an ihm zu nehmen suchte. Indessen machten zunächst diese in Deutschland keinen Eindruck, trotzdem daß hier nicht wie in Italien von jeher eine unkirchliche Stimmung oder gar Ketzereien dominirten. Aber das Papstthum

war hier schon seit Innocenz IV moralisch so discreditirt, die unmittelbaren Beziehungen zu ihm besonders durch seine Uebersiedlung nach Avignon so zerrissen, daß es Ludwig und seinen Anhängern nicht schwer hielt, auch in weiteren Kreisen die nichtsnutzigen Motive deutlich und glaublich zu machen, die den Papst in seinen angeblich bloß aus kirchlichem Interesse hervorgegangenen Wuthausbrüchen bestimmten. Offenbar stand er ganz unter dem Einfluß des französischen Königs, der einmal wegen Neapels, dann wegen der Ansprüche des deutschen Reiches auf Arelat, und endlich weil er selbst für sich und sein Haus nach der Kaiserkrone und damit nach einer Universalmonarchie trachtete, den Papst in diese Wuthexaltation förmlich hineingezwungen hatte, um Ludwig in Deutschland und in Italien zu ruiniren. Nun zeigte es sich, daß sich der König von Frankreich bedeutend verrechnet hatte, wenn er bei den Deutschen noch jenen naiven Aberglauben an die Reinheit der Motive des Statthalters Christi auf Erden voraussetzte, durch den sie sich in Folge des Grundzugs ihres Volkscharakters, der Ehrlichkeit, d. h. der Voraussetzung, daß Recht und Gewissen die Handlungen der Menschen bestimmen, schon längst bei den gewitzigteren Nationen Europas, vor Allem bei den Italienern und Franzosen, lächerlich gemacht hatten.

Selbst die deutschen Fürsten hielten es ihrem Vortheil für angemessen sich in dieser Situation für Ludwig und gegen den Papst zu erklären, obgleich sie auch an Ludwig allerlei auszusetzen hatten, z. B. daß er auf eine etwas gar zu auffällige Weise sich um eine Hausmacht und die Ausstattung seiner Familie mit heimgefallenen oder eingezogenen Reichslehen oder durch Heirathsstiftungen bemühte, obgleich es jeder von ihnen unter denselben Verhältnissen wahrscheinlich nur noch etwas plumper gemacht haben würde.

So fanden sich die Kurfürsten als Repräsentanten der gesammten Reichsfürsten im Jahre 1338 zu der feierlichen Erklärung veranlaßt, daß die Forderungen des Papstes gegen ihren König und Kaiser unbegründet seien, daß er überhaupt gar kein Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen, also auch in der zwiespältigen Wahl zwischen Ludwig und Friedrich kein Urtheil habe fällen können, daß die deutsche Krone allein durch die Wahl der dazu berechtigten Fürsten und die Zustimmung der andern ertheilt werde, und daß diese Wahl allein schon ein Anrecht auf die Kaiserkrone und einstweilen den Gebrauch des kaiserlichen Titels involvire. Diese Erklärung versuchte also mit einem Schlage den Jahrhunderte lang unentschieden gebliebenen Streit der Theorie über das Verhältniß der beiden Gewalten, der geistlichen und weltlichen, zunächst in dem wichtigsten concreten Fall auf einseitig abstracte Weise zu lösen, und es ist ein merkwürdiges Zeichen wie sehr sich jetzt auch das Gefühl für die geschichtliche Bedeutung des thatsächlich schon lange untergegangenen Kaiserthums verloren hatte, daß man noch dazu im Interesse und unter der offenen Beistimmung dessen, der damals die Kaiserkrone trug, die eigentliche Grundlage der ganzen Institution, ihre innige Verschmelzung mit der römischen Kirche, beseitigen und doch noch die Sache selbst erhalten wollte.

Offenbar wirkte zu dieser Auffassung die eigentlich gelehrte Theorie der Zeit sehr viel mit, soweit sie sich auf die Seite des Kaisers gestellt hatte. Eine ganze Reihe weit berühmter und gelesener Schriftsteller in Italien und Deutschland suchten jetzt die schon früher behandelten Materien von der Natur des Staates überhaupt, insbesondere aber des christlichen Staates, d. h. des Kaiserthums und der Kirche, und die zwischen beiden bestehenden rechtlichen Verhältnisse nach den Fingerzeigen, die das Studium des römischen

Rechtes und die freilich noch immer sehr lücken- und nebelhafte Kenntniß der Geschichte des christlichen Roms und des ersten Mittelalters gewährte, systematisch ja sogar mit einem gewissen philosophischen Geiste zu begründen. Ohne daß sie es wußten, standen sie unter dem Banne der romantischen Vorstellungen, denen man sich damals auf dem Wege der durch die Phantasie irre geführten Reflexion über den Begriff der kaiserlichen Autorität hingab, und die, ins praktische Leben übertragen, woran freilich unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu denken war, eine Art von weltlichem Despotismus begründet haben würden, wie er niemals so straff und konsequent ausgeübt worden ist. Sie gingen alle von der Vorstellung der Omnipotenz des Kaisers im energischsten Sinne des Wortes aus, indem sie sich auf den römischen Satz stützten, daß derselbe über den Gesetzen stehe, folglich auch die Befugniß habe, mit vollster Autonomie alle und jegliche Herrscherrechte zu üben, soweit sie nicht gegen die Gebote der Ethik stritten, und sich daraus zu den barockesten Consequenzen fortreißen ließen, die nur zum Glück ganz unschädlich waren. Denn dadurch wurde Niemand in der damaligen europäischen Welt bewogen, auf irgend eines der Rechte, das er ausübte, und das nun von der Disposition des Kaisers abhängig sein sollte, zu verzichten und jenem in der That die Disposition darüber zuzugestehen. Die Leser dieser zahlreichen und im Einzelnen oft glänzend geschriebenen Werke nahmen nur so viel heraus, daß sie glaubten, eine Sache, die wie hier die des Kaisers, mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit und dialectischer Schärfe vertheidigt werde, könne unmöglich eine schlechte sein. Da sie ohnehin dem Papstthum aus diesen oder jenen Gründen gram waren, so freuten sie sich, durch solche gewichtige Autoritäten ihrem instinctiven Gefühl und subjectiven Meinen eine unerschütterliche Stütze gegeben zu sehen.

Die Polemik, die sich von päpstlicher Seite entweder durch immer härtere Verdammungsurtheile oder durch einzelne Dekrete über die Befugnisse der beiden höchsten Gewalten der Christenheit oder durch kirchlich gesinnte Schriftsteller dagegen erhob, vermehrte nur noch die Sympathien für den Kaiser und die Antipathien gegen das Papstthum fast in der ganzen gebildeten Welt, soweit sie nicht, wie dies z. B. in Frankreich und Neapel der Fall war, aus egoistischem Interesse dem Papstthum unbedingt Recht zu geben sich veranlaßt sah. Namentlich erregte die apologetische Schriftstellerei, die nicht bloß den Papst in dem einzelnen Falle vertheidigen, sondern überhaupt alle und jede Consequenzen, die das Papstthum je nach den Umständen gezogen, systematisch verbinden und ebenfalls durch eine Art philosophischer Beweisführung gegen alle und jede Anfechtungen sicher stellen wollte, durch ihre selbst damals auffällige Verdrehung geschichtlicher Thatsachen, durch ihre fanatische Sprache und durch die lächerlichen und zugleich gefährlichen Consequenzen, zu welchen sie sich in ihrem Eifer hinreißen ließ, zugleich Zorn und Ekel. Denn darnach war der Papst nicht bloß der höchste geistliche und weltliche Herrscher der Christenheit in dem Sinne, wie es Bonifazius VIII etwa aufgefaßt und zu realisiren versucht hatte, sondern überhaupt der einzige und absolute Herrscher nach beiden Beziehungen hin, der in weltlichen Dingen ebenso über den Gesetzen stehen und dieselben aus diesem das Nachdenken der Zeit so schwer beschäftigenden Satze abgeleiteten Befugnisse haben sollte, wie es die staatsrechtlichen Theoretiker, die für den Kaiser schrieben, für diesen beanspruchten. Daß es aber eine Abgeschmacktheit sonder Gleichen war, wenn man sich den Papst befugt dachte, einen Zoll an irgend einem Orte zu erheben, weil er der Statthalter Christi war, leuchtete auch dem rohesten Denker von selbst ein. Zudem schienen durch solche Behauptungen noch mehr wie durch die ultrakaiserlichen alle bestehenden

Rechts- und Eigenthumszustände über den Haufen geworfen zu werden. Die kaiserlichen Schriftsteller vermieden es, ob aus gesundem Instinct oder aus kluger Ueberlegung, muß dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber sehr zum Vortheil ihrer Sache, ihren abstrakten staatsrechtlichen Formalismus unmittelbar an concrete Fälle anzuknüpfen, und etwa z. B. zu behaupten, daß der Kaiser jeden Augenblick einen beliebigen Reichsfürsten oder einen der Könige der Christenheit absetzen könne, während die Vertheidiger der päpstlichen Anschauung mit besonderer Vorliebe bei ganz concreten Fällen verweilten und z. B. weitläufig auseinandersetzten, wann etwa ein Papst es für passend finden würde, einen der Könige der Christenheit ab- und einen andern an seine Stelle zu setzen, welche weltliche Gesetze dem Recht des Papstes am schreiendsten widersprächen und wie und wann sie wohl aufgehoben werden könnten, kurz eine Menge von Punkten, die, wirklich realisirt, Europa mit einer völligen politischen und socialen Revolution bedrohten. Dazu kam aber noch, daß der Papst von einer andern Seite aus der Mitte der Kirche, von den frömmsten und geehrtesten Gliedern derselben, den Franciscanern, auf das Allerheftigste angegriffen und als ein Verderber der heiligen christlichen Kirche, als ein Ketzer und Verführer der Christenheit mit einem Ingrimm ohne Gleichen verfolgt wurde.

Der Franciscaner-Orden, der auch in Deutschland zu der damaligen Zeit durch seine ganze Tendenz und seine äußere Form unter allen Gliederungen der Kirche bei weitem den größten Einfluß auf die Laienwelt übte, ward bald nach dem Tode seines Stifters in seinem Innern durch die lebhaftesten Kämpfe bewegt. Abgesehen von mehr exclusiven Speculationen, die in die allgemeine geschichtliche Entwickelung gar nicht eingriffen, so sehr sie auch im Orden selbst Erschütterungen und Spaltungen hervorriefen, drehte sich fortwährend der Streit um den Begriff der gänzlichen Armuth, die Franziskus selbst durchgeführt und von seinen Schülern und Untergebenen ausdrücklich verlangt hatte (s. o. S. 227). Jene gänzliche Armuth im allerstrengsten Sinne ließ sich freilich nur in den ersten Zeiten des exaltirtesten Schwunges der Begeisterung in ihm selbst und unter dem Volke, und ebenso auch nur so lange durchführen, als der Orden noch keine feste äußere Gestaltung angenommen hatte. Sobald er die letztere besaß, konnte man es schon um seiner Selbsterhaltung willen nicht darauf ankommen lassen, ob der Zufall heute einem Franziskanerkloster durch irgend eine mildthätige Hand Nahrung bescheere, um es morgen Hunger sterben zu lassen. Eine gewisse Art sicheren Besitzes erwies sich gerade den im Sinne des Ordensstifters selbst praktischen Naturen als durchaus unerläßlich, während die mehr zu theoretischer Contemplation geneigten Mitglieder sich mit aller Gewalt dagegen sträubten. Doch siegte die praktischere Ansicht, die auch die Päpste entschieden begünstigten. Der Orden durfte zwar immer noch nicht irgend eine Art von Besitz sein eigen nennen, aber was ihm von frommen Verehrern geschenkt ward und über die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse hinausreichte, zu seinem Nutzen verwenden, während der Papst das wahre Eigenthum davon und ebenso das Dispositionsrecht darüber erhielt. Theoretisch konnte so noch immer die Fiction der völligen Armuth gehalten werden und ward es auch in der That, besonders den Dominicanern gegenüber, die schon längst auf den unläugbar größeren Einfluß der Franziskaner im Volksleben eifersüchtig, jede Gelegenheit wahrnahmen, wo sie ihnen einen Streich versetzen konnten. Die schwersten mußten aber natürlich die sein, wodurch die Rechtgläubigkeit der Franziskaner verdächtigt ward.

So entspann sich bei zufälliger Veranlassung im Anfang des 14. Jahrhunderts ein Streit zwischen einem Dominikaner und einem Franziskaner über

die Frage, ob Christus und die Apostel ganz ohne alles Eigenthum gewesen, d. h. ungefähr so gelebt, wie es der heilige Franziskus und seine nächsten Anhänger gethan, oder ob sie gewisse Dinge im Gesammteigenthum besessen hätten, etwa wie es in dem Orden der Dominikaner der Fall war, der ja auch als Orden nicht gänzlich auf den Besitz verzichtete. Durch diese Fassung der Streitfrage war die Sache auf die Spitze gestellt. Wie auch immer die Entscheidung ausfiel, der eine oder der andere Orden, die sich beide für ihre besonderen Bestimmungen in diesem Punkte auf das Beispiel Christi und der Apostel beriefen, hatte sich einer Ketzerei schuldig gemacht und seine Autorität war damit schwer gefährdet. Im Sinne der Zeit handelte es sich also um eine wahre und echte Lebensfrage, nicht bloß um ein theoretisches Problem. Daher denn auch die allseitige Betheiligung daran in beiden Orden. Da sich die öffentliche Meinung, soweit sie die Sache begreifen konnte, den Franziskanern zuneigte, hauptsächlich deßhalb, weil sie als die consequent entsagenden, daher auch als die heiligeren überall verehrt wurden, beriefen sich die Dominikaner auf den Papst, der lange Zeit vergeblich zu vermitteln versuchte, aber sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt sah eine Partei zu ergreifen. Er erklärte die Ansicht der Dominikaner für die richtige und verurtheilte die Lehre von der unbeschränkten Armuth Christi und der Apostel förmlich als ketzerisch, wie sie denn auch in der That schon früher häufig von den Päpsten verurtheilt worden war, freilich immer nur als Glied einer ganzen Kette von Ketzereien, die sich gegen den Bestand der Hierarchie und des Papstthums in seiner jetzigen Weise richteten, wo es sich im Besitz des besten Theiles der weltlichen Güter wohl sein ließ.

Die Franziskaner fügten sich dieser päpstlichen Entscheidung nicht, sondern setzten den Kampf gegen die Dominikaner und zugleich gegen den ketzerischen Papst von Deutschland aus fort, wohin sich ihre Häupter in den Schutz des Kaisers Ludwig geflüchtet hatten. Zunächst freilich hatte ihr Streithandel mit dem des Kaisers nicht die geringste Berührung, aber da beide gegen denselben Feind kämpften, so machte es sich auch ganz von selbst, daß diese Franziskaner auch neben ihrem eigentlichen Gegenstand die Ansprüche des Kaisers vertraten, und für die öffentliche Meinung wirkte das allein schon genug, daß diese notorisch heiligen Männer von dem Papste verfolgt und von dem Kaiser beschützt wurden. Auf wessen Seite das Unrecht war, konnte unter solchen Umständen nicht zweifelhaft scheinen.

Aber Ludwig verdarb sich seine sehr günstige Position durch mancherlei Mißgriffe. In demselben Moment, wo er durch seine Gelehrten und Publicisten der Welt beweisen ließ, wie weit sich die Ansprüche des Papstthums von den Anforderungen der Vernunft und den Satzungen des positiven Rechtes entfernten, unterhandelte er mit Johann XXII und seinen Nachfolgern über einen leidlichen Frieden mit der Kirche. Er erklärte sich zu allen möglichen Zugeständnissen bereit, insofern sie nur nicht seine und des Reiches Ehre allzuschwer antasteten. In Avignon glaubte man aber einen vollständigen Sieg erfechten zu können und bestand auf unbedingter Unterwerfung, während man zugleich alles Mögliche that, um die Schwachherzigkeit des Kaisers seinen Anhängern von der bedenklichsten und ehrenrührigsten Seite her vor Augen zu stellen. Außerdem entfremdete er sich die Stimmung der größeren Reichsfürsten in Deutschland, die ihm nie besonders hold gewesen war, durch seine höchst unkluge Gier seine Hausinteressen zu fördern. Es schien wirklich, als ob das ganze Reich nur zur Ausstattung bairischer Prinzen da wäre und alles, was einst Albrecht in ähnlicher Tendenz gethan und was damals schon so viel böses Blut gemacht hatte, wurde durch die schreienden Rechtsverletzungen, die sich die

Ländersucht des Kaisers erlaubte, weit überboten. Der ganze öffentliche Rechtszustand wurde durch den, der sein wahrer und eigentlicher Hüter sein sollte, unterwühlt.

So gelang es endlich den Bemühungen des Papstes Clemens VI und dem französischen Golde, einen Gegenkönig in der Person Carls, des ältesten Sohnes Johanns von Luxemburg, Königs von Böhmen, aufzustellen, der 1346 von fünf Kurfürsten gewählt ward. Allein noch immer stand die größere Zahl der Reichsfürsten und die Masse der Städte auf Ludwigs Seite, mehr aus Haß und Verachtung gegen alles, was von Avignon aus begünstigt oder geleitet wurde, als aus Anhänglichkeit gegen den durch eigene Schuld in der öffentlichen Meinung ruinirten Kaiser, der übrigens bald darauf im Oktober 1347 eines plötzlichen Todes starb.

Dieselben Fürsten und sonstigen Glieder des Reiches, die bisher noch bei Ludwig beharrten, zeigten sich auch durchaus nicht gewillt, Carl nach Ludwigs Tode anzuerkennen. Sie beschlossen die Wahl eines allgemein geachteten Mannes aus dem mittleren Adel, des Grafen Günther von Schwarzburg, mehr als eine Demonstration gegen den Papst und seinen Schützling, als weil sie auf die Dauer ihren besonderen König zu halten hoffen durften. Denn ihre eigenen Interessen waren viel zu sehr zerspalten, als daß sie zu langem Widerstande gegen die mächtigsten Reichsfürsten, die Carl gewählt hatten, und gegen die Künste der Diplomatie und der Bestechung, die er meisterhaft anzuwenden wußte, befähigt gewesen wären. Günther wurde auch in der That seiner traurigen Rolle bald satt und legte die Krone auf eine ehrenvolle Weise nieder. —

So war jetzt Carl IV wirklich allgemein anerkannter deutscher König und zwar nach langer Zeit der erste, der durch seine Antecedenzien geeignet schien, den ganz zerrissenen Verband zwischen dem Reiche und dem Papstthum wieder herzustellen. Auch bewahrte er sorgfältigst den Schein eines ganz besonderen Interesses für diese Seite seiner Stellung, ohne aber das geringste von den ihn eigentlich beschäftigenden Interessen und Plänen darüber zu versäumen oder aufzugeben. Er wußte seinen Römerzug, der herkömmlich seinen Bund mit der Kirche besiegeln sollte, bis zum Jahre 1354 hinauszuschieben, und als er ihn dann unternahm, begnügte er sich im strengsten Sinne nur mit dem Vollzug der Kaiserkrönung durch die Hand eines päpstlichen Legaten, ohne sich irgend wie in die inneren Verhältnisse Italiens und das dort noch immer rege Parteileben, trotz der allerdringendsten Aufforderungen dazu, einzumischen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Deutschlands innere Entwickelung unter Carl IV und Wenceslav bis zu der Absetzung dieses letzteren.

Carls IV eigentliche Lebensaufgabe bestand in einem sehr klugen und vorsichtigen und meist vom Glücke begünstigten Streben, die materiellen und moralischen Machtmittel, die ihm die deutsche und die Kaiserkrone gewährten, zur soliden Begründung einer Hausmacht anzuwenden. Es kam ihm nicht mehr wie den ersten Habsburgern in den Sinn, eine Hausmacht zur Stütze seiner königlichen Gewalt in Deutschland erwerben zu wollen. Er sah zu klar in die Verhältnisse der Zeit, er war auch selbst zu sehr in dem Kreise der politischen Anschauungen eines größeren Reichsfürsten aufgewachsen, um dem deutschen Königthum auf Kosten dieser einmal faktisch gewordenen Selbstständigkeit einzelner Staaten oder Staatsansätze eine Autorität verschaffen zu wollen, die über kurz oder lang doch nur wieder durch eine um so heftigere Reaction der jetzt schon lange nicht mehr durch die Stammesindividualitäten, sondern bloß durch die fürstlichen Hausinteressen bestimmten particularistischen Elemente zu Nichte werden mußte. Ludwig der Baier hatte in seinem Streben nach dem gleichen Ziel, das Carl VI verfolgte, alle möglichen berechtigten und unberechtigten Interessen schwer verletzt, ja sogar alle Rechtssicherheit über den Haufen geworfen und war darum gescheitert. Carl VI, belehrt durch dieses Beispiel, hielt sich immer auf dem streng gesetzlichen, aber eben nur formell gesetzlichem Wege und konnte so, obgleich er im Grunde dem strengsten particularen Egoismus allein diente, doch immer sich hinter dem Deckmantel des Rechtes und seiner anerkannten Sorge für die Erhaltung der Reichsverfassung verstecken.

So gelang es ihm von dem festen Mittelpunkt seines böhmischen Reiches aus eine Reihe der wichtigsten Acquisitionen zu machen. Die Mark Brandenburg sammt den dazu gehörigen Nebenländern und Schlesien wurden damit verbunden, also der Umfang desselben auf mehr als das Doppelte erhöht. Aber es genügte ihm nicht bloß an dem äußerlichen Aneinanderfügen großer Ländermassen, er suchte auch aus ihnen eine Art von organischem Ganzen zu bilden, so weit dieß ohne Verletzung der besonderen politischen und rechtlichen Entwickelung möglich war, die jedes Land bis zu seiner Incorporation in das böhmische Reich durchlaufen hatte. Im Ganzen mußte sich dieß Bestreben nach den bestehenden Verhältnissen darauf beschränken, die landesherrliche Gewalt in allen Provinzen möglichst zu stützen und zu stärken, den materiellen Wohlstand der einzelnen Theile des Staates zu heben und damit der allein die Reichseinheit repräsentirenden Person des Königs größere Machtmittel zu verschaffen,

als sie ihr bisher zu Gebote standen. Auch in diesen Bemühungen war er nicht weniger glücklich als in den mehr nach außen gerichteten Bestrebungen, und Böhmen und seine Nebenländer erfreuten sich unter seiner Herrschaft eines so gesicherten Friedens und einer so fest begründeten Ordnung, wie kein anderes deutsches Land in dieser Zeit. Mehr bedurfte es wenigstens in den deutschen oder germanisirten Theilen seines Reiches nicht um Wohlstand und Gedeihen in den mittleren Schichten der Bevölkerung, die ja schon seit geraumer Zeit die eigentliche Kraft der Nation repräsentirte, zu einem hohen Flor zu bringen, denn die moralischen und materiellen Hülfsmittel dieses Standes waren noch so frisch und unerschöpft, daß er von dem Staate nichts als diesen negativen Schutz zu verlangen nöthig hatte; für alles positive war er Mannes genug selbst zu sorgen. Wo die deutsche Cultur noch weniger Eingang gefunden, wo also für das Staatsoberhaupt noch Raum für eine positiv förderliche Thätigkeit vorlag, wie in Böhmen selbst und in Mähren, begünstigte Carl IV systematisch das bisher mehr sporadische Eindringen deutscher Elemente. Prag und die andern Städte Böhmens und Mährens erhielten unter seiner Regierung einen rasch aufblühenden, fast ausschließlich deutschen Bürgerstand, der an die schon seit langem wesentlich deutsche Cultur des Adels und des Clerus bestens anzuknüpfen vermochte und die Hoffnung erweckte, auch die zähe slavische Masse des Volkes dereinst in die germanische Culturströmung einzuführen, wie es ja bereits mit so vielem Erfolge in anderen slavischen Ländern geschehen war. Prag durfte unter der Regierung Carls IV nicht bloß als der Sitz des deutschen Königs und Kaisers, somit auch als der zeitweilige politische Mittelpunkt des Reiches, sondern als das Centrum der feineren und höheren deutschen Civilisation und Cultur gelten. Selbst die deutsche Gelehrsamkeit wurde von dem Kaiser hier durch die Stiftung einer großartig eingerichteten wissenschaftlichen Lehranstalt, einer Universität, in gewissem Sinne centralisirt.

Die größeren Reichsfürsten, besonders die Kurfürsten, die natürlich trotz aller Vorsicht der kaiserlichen Diplomatie die Vergrößerung der luxemburgischen Hausmacht nicht ohne Bedenken sahen, wurden durch persönliche Vergünstigungen aller Art, dann auch durch ausdrückliche Anerkennung und systematische Zusammenfassung aller ihrer bisherigen Rechte bei guter Laune erhalten. So sicherte ihnen jetzt die goldene Bulle von 1356 ihre bisherigen Wahlprivilegien noch in größerer Ausdehnung und festerer Bestimmung, ferner innerhalb ihrer Territorien den Vollgenuß aller der Hoheitsrechte, die nach der Vorstellung der Zeit einem unabhängigen Fürsten zukamen, so daß ihnen gegenüber der Kaiser nicht bloß faktisch, sondern auch nach dem Buchstaben des Gesetzes bloß der primus inter pares war. Auch erwies sich der Kaiser bereitwillig, ihrer Eifersucht gegen die noch immer wachsende Macht der Städte durch besondere Gesetze zu Hülfe zu kommen. Die kleineren Fürsten und Dynasten wurden durch andere Mittel dem Kaiser geneigt erhalten. Carl bediente sich dabei besonders des ihm als Kaiser zustehenden Rechtes der Standeserhöhung und theilte eine Menge von hochklingenden Titeln nach allen Seiten aus. Aber auch die Städte gingen nicht leer aus. Für sie gab es unscheinbarere aber in der That bedeutende Vergünstigungen in reicher Fülle: Exemtionen von einem auswärtigen Landgericht, von den Resten der kaiserlichen Voigtei, Handels- und Gewerbsprivilegien aller Art, so daß sich zuletzt im Großen und Ganzen jede Klasse der politisch berechtigten befriedigt fühlte und den Kaiser in seiner eigentlichen Politik gewähren ließ. Ein Zeichen für sein Ansehen oder für die Zuneigung der größeren Reichsfürsten zu ihm war, daß er die Wahl seines

ältesten Sohnes Wenceslav zum deutschen König durchsetzte, was seit Friedrich II keinem deutschen Kaiser mehr gelingen wollte.

Wenceslav, der seinem Vater 1378 folgte, besaß von dessen Erbländern Böhmen, denn auch Carl IV, so modern in mancher Hinsicht seine Regierungsprincipien waren, konnte sich doch von der in Deutschland etwa seit hundert Jahren eingerissenen Sitte der Landestheilung unter alle Söhne des Erblassers nicht losreißen.

Ihm lag daher ganz von selbst die Beziehung auf die Reichsangelegenheiten näher als seinem Vater, dessen conservativ-egoistische Politik viel mehr dahin gezielt hatte, alle Störungen seiner Haupttthätigkeit, welche ihm aus seinem Verhältnisse zum Reich erwachsen konnten, durch gewandte Diplomatie, allenfalls auch durch Concessionen, die für ihn mehr scheinbar als wirklich waren, zu paralysiren. Aber dieß war Carl IV doch nur bis zu einem gewissen Punkte gelungen. Gegen sein sonstiges System hatte er namentlich im südwestlichen Deutschland die freien Verbindungen vieler Städte zum Schutze des Landfriedens und ihrer Rechte nicht zu verhindern vermocht, die sich nach seinem Tode immer weiter ausdehnten und bald diese wichtigsten, bevölkertsten und geistig regsamsten Landschaften des Reiches mit einem großartigen Netze einer bundesgenossenschaftlichen Organisation überzogen, wie es schien, fester und darum auch bedenklichster Art für alle anderen daselbst befindlichen größeren und kleineren Staatsbildungen feudalen Ursprungs. Sie erhielten durch ihre Anlehnung an eine ähnliche selbstwüchsige Staatsbildung im äußersten Südwesten von Alemannien, die Eidgenossenschaft in den oberen Landen oder die Schweizer Eidgenossenschaft eine besonders gefährliche Tendenz, die sie im Gegensatz zu früheren ähnlichen städtischen Bünden oder der norddeutschen Hansa, welche bloß auf eine rein defensive Haltung zum Schutz wohlerworbener Rechte und des freien Verkehrs berechnet waren, in eine geradezu offensive Richtung gegen die feudalen Elemente überhaupt führte.

Die Eidgenossenschaft der Schweizer war am Ende des 13. Jahrhunderts in den von Bauern bewohnten Landschaften Schwyz, Uri und Unterwalden entstanden. Früher hatten sie unter der Landgrafschaft Aargau, die dem habsburgischen Hause gehörte, gestanden, auch besaß das habsburgische Haus nebst anderen feudalen Grundherren hier große Gütercomplexe sammt der dazu gehörenden in Leibeigenschaft oder Unterthänigkeit stehenden Bevölkerung. Allein diese letzteren Verhältnisse hatten sich allmählig gelockert und die Bewohner der genannten Landschaften hielten sich zum großen Theil für vollfreie Leute, ohne den Widerspruch ihrer früheren Grund- und Leibesherren zu beachten. Doch blieben sie dabei nicht stehen. Sie eximirten sich nach dem Tode Königs Rudolph I auch von dem habsburgischen Landgericht und bildeten selbstständige Landgemeinden unter gewählten Vorstehern. König Albrecht, der überall die Rechte seines Hauses eifrigst wahrte, suchte auch diese in der That jungen Ansprüche auf Reichsfreiheit zurückzuweisen, allein ehe er zu einem Resultate kam, wurde er ermordet. Sein Nachfolger begünstigte nach seiner ihm durch die Verhältnisse vorgezeichneten Politik consequenter Weise diese Freiheitsbestrebungen eines Theiles der Nation, der in der damaligen Zeit überall um die letzten Reste seiner ihm herkömmlich zustehenden Rechte durch alle Mittel brutaler und hinterlistiger Vergewaltigung gebracht wurde. Dagegen suchten sich die Erben Albrechts auf eigene Hand zu schützen, aber erst nach dem Tode Heinrichs VII wagten sie einen offenen Angriff, unterstützt von dem benachbarten Adel und den andern in ihren Rechten gekränkten Grundherren, den die unterdeß in einer förmlichen beschworenen Bundesverfassung vereinigten Landschaften

jedoch siegreich zurückschlugen und damit das erste Beispiel gaben, daß die kriegerische Kraft nicht mehr ausschließlich dem Feudaladel oder dem Ritterthum angehöre. Nach der Schlacht von Morgarten 1315 traten noch andere Orte und Landschaften dem Verein bei, so 1332 die Stadt Luzern, 1351 die mächtige Reichsstadt Zürich und 1353 die Reichsstadt Bern, die Zürich an Bedeutung noch übertraf. So war der Verein zu einer politischen Macht herangewachsen, die sich von allen damals auf ähnliche Weise entstehenden darin unterschied, daß das Interesse nicht bloß eines socialen und politischen Standes, sondern zweier, des Bürger- und des Bauernstandes, auf gleiche Weise darin vertreten war.

Es lag die Gefahr nahe, daß sich die verschiedenen städtischen Bünde in Oberdeutschland in gesammter Masse mit dieser schweizerischen Eidgenossenschaft vereinigen könnten. Einem solchen Bunde schien die fürstliche und feudale Macht in jenen Gegenden unterliegen zu müssen, insbesondere wenn die alten Spaltungen immer noch fortdauerten, die die Angehörigen des mittleren und niederen Adels traditionell zu Feinden der eigentlichen Territorialfürsten machten und jede der beiden Hauptgruppen selbst wieder tief zerklüfteten. Die Furcht vor der gemeinschaftlichen Gefahr erzeugte in den sogenannten Ritterbünden verschiedene Versuche die gesammte Kraft der Feudalaristokratie zu vereinigen. Solche Ritterbünde wuchsen jetzt allenthalben in die Höhe, aber auch so schienen sie der bedrohlichen Verbindung der Städte mit der einzigen eigentlich demokratischen Organisation der Zeit von einigem Belange, mit der Schweizer Eidgenossenschaft, noch immer nicht gewachsen. Daher suchte man von Seite der Feudalaristokratie die eigentlichen Städtebündnisse durch das Anerbieten einer gemeinschaftlichen freien Einigung zum Schutz des Landfriedens zu gewinnen und es gelang auch für ganz West- und Südwestdeutschland in dem Landfrieden von Ehingen 1382.

Sobald sich solche freie Einigungen, die alle politisch berechtigten Theile umfaßten, über das ganze Reich ausdehnten, wie es in der That den Anschein hatte, war das deutsche Königthum selbstverständlich ein ganz leerer Name geworden und Wenceslav gab sich daher große Mühe, zunächst den südwestdeutschen Bund zu sprengen. Seine Auflösung gelang ihm auch, aber nun trat auch das so sehr gefürchtete Ereigniß der Verbindung der oberdeutschen Städte mit der Schweizer Eidgenossenschaft wirklich ein. Allein die Interessen beider Theile waren doch zu verschieden, als daß dasselbe von großen Folgen gewesen wäre. Als die Schweizer 1386 von Herzog Leopold von Oesterreich angegriffen wurden, wehrten sie sich mit ihrer eigenen Kraft und vernichteten den Herzog und sein ritterliches Heer bei Morgarten, ebenso ein zweites bei Näfels 1388.

Dagegen unterstützten sie auch die Städte nicht als diese in Schwaben von den dortigen Ritterbünden und Fürsten unter dem Oberbefehl des Grafen Eberhard von Wirtemberg und am Rhein von dem Pfalzgrafen Ruprecht angegriffen und dort bei Döffingen und hier bei Worms 1388 so vollständig geschlagen wurden, daß sie sich für lange Zeit auf die Vertheidigung ihrer Mauern beschränken mußten. Der König Wenceslav, der sich eine Zeit lang auf sie zu stützen schien, sah sich jetzt bei der drohenden Stellung der Fürsten und des Adels genöthigt, die alten Gesetze gegen alle städtischen Verbindungen wieder zu erneuern und alle bestehenden für aufgelöst zu erklären.

Schon durch diese und ähnliche Zugeständnisse war die Autorität des Königs in Deutschland völlig ruinirt, obgleich er nicht aufhörte neue Projekte zur Herbeiführung eines allgemeinen Landfriedens, der auf einer freien Einigung

aller Stände beruhen sollte, zu machen. Aber selbst wenn er durch seinen Charakter und den Besitz der dazu unerläßlichen äußeren Macht im Stande gewesen wäre solchen Projekten Realität zu geben, so hätten sie doch gegenüber den erst jetzt recht schrankenlos hervorbrechenden Gelüsten brutalster Freiheit und Zügellosigkeit, die den ganzen Feudaladel, Fürsten wie Ritter, erfüllten, auf irgend eine Dauer nicht rechnen können, namentlich seitdem ihnen die Besiegung der Städte so unerwartet rasch und vollständig gelungen war. Aber auch der Geist, der in den Städten lebte, eignete sich nicht zu einer fügsamen Verständigung und Ausgleichung mit den Interessen der Feudalaristokratie. Auch er drängte, erregt und gereizt durch die brutalen Uebergriffe der fürstlichen und adelichen Erbfeinde, seinerseits auf alle mögliche Weise darnach ihnen ihr früheres und jetziges Unrecht zu vergelten. Denn die wesentlich conservative Haltung, die einst die Städte zu bewahren gewußt hatten, war ihnen jetzt im westlichen und südlichen Deutschland ganz abhanden gekommen und selbst so herbe Verluste, wie sie sie in dem letzten großen Städtekrieg erlitten, konnten sie nur auf Augenblicke zur Vorsicht und in Folge davon zur Defensive, aber keineswegs zu einem Aufgeben ihrer offensiven Stimmung bewegen. Diese empfing immer neue Nahrung von außen durch den siegesstolzen Uebermuth der Feinde, die jetzt, wo ihnen auch noch der Buchstabe der Reichsgesetze zu Hülfe kam, den Städtern die Keckheit schwer empfinden ließen, daß sie, die zum Arbeiten und Gehorchen geborenen Bürger, es gewagt hatten, die Waffen trotz einem Rittersmann zu führen. Von innen heraus aber regten die während des äußeren Kampfes nie ganz ruhenden demokratischen Bewegungen auf, welche zumeist in den südlichen und westlichen Städten ihren früheren mehr ruhigen und gesetzlichen Charakter verloren und oft die Einwohnerschaft einer Stadt bewaffnet einander entgegenführten, während der gemeinschaftliche Feind alles Eigenthum der Stadt bis an ihre Thore mit Raub und Brand verheerte und die Mauern selbst bestürmte. Dieser rücksichtslose und wilde Kampfesgeist, der sich in dem damaligen Deutschland nicht mehr bloß auf den Adel, sondern ebenso gut auch auf den Bürgerstand verbreitet hatte, ließ sich höchstens zu einer kurzen Waffenruhe bewegen, wie sie die Erschöpfung der Kräfte ohnehin öfters nöthig machte, aber nur unter der stillschweigenden Voraussetzung, mit von neuem gesammelten Kräften um so nachdrücklicher und gewaltsamer auftreten zu dürfen und nie konnte ein dauernder Friedens- und Rechtszustand auf solche gährende Elemente gegründet werden.

Dazu kam noch, daß Wenceslav seinen persönlichen Credit ganz verscherzt hatte. Die deutsche Nation damaliger Zeit verlangte wenigstens von ihren Häuptern die Beobachtung einer gewissen Wohlanständigkeit und eines im gewöhnlichen Sinne moralischen Lebens. Wenn auch dieser Forderung keineswegs von allen Fürsten der damaligen Zeit in allen Stücken entsprochen wurde, so geschah dieß nie ohne der Autorität eines auf solche Weise in übelem Rufe stehenden Herrn großen Eintrag zu thun und damit, weil die persönliche Autorität in zerfahrenen Rechts- und Staatszuständen eine ganz andere Bedeutung als in geordneten haben muß, auch wirkliche, im einzelnen noch weisbare Nachtheile gewissermaßen als Strafen der beleidigten öffentlichen Sittlichkeit herbeizuführen. Am wenigsten ließ man sich derartige Excesse von dem höchsten Haupte, dem Kaiser, gefallen, und doch lebte Wenceslav ganz ungescheut und trotz öfterer Ermahnungen von Seite des Reiches in einer fast bestialen Zügellosigkeit fort, die unter seinen slavischen Unterthanen vielleicht weniger auffallen mochte, ihn aber in ganz Deutschland der allgemeinsten Verachtung Preiß gab. Deßhalb regten sich auch schon allenthalben Gedanken an seine Absetzung, besonders da man seiner Persönlichkeit,

wie natürlich unter solchen Umständen, alle Schuld an den von allen sehr schmerzlich empfundenen heillosen Verwirrungen im Reiche gab, zu deren Abstellung doch niemand das geringste Opfer bringen mochte und an denen im Grunde jeder ebenso oder noch mehr Schuld trug als der König selbst.

Diese immer allgemeinere Mißstimmung gegen den König benutzte der Erzbischof Johann von Mainz, um die mächtigeren Reichsfürsten zu der Eröffnung eines förmlichen Processes gegen den König zu gewinnen. Die Verfassungsmäßigkeit eines solchen äußersten Hülfsmittels, das ja schon früher angewandt worden war, hatte durch die goldene Bulle Carls IV noch seine ausdrückliche Anerkennung erhalten.

Der Erzbischof von Mainz ward dabei zunächst von ganz persönlichen Motiven geleitet, obgleich er, um Anklang zu finden, nur die allgemeinen Interessen des Reiches und der öffentlichen Sittlichkeit als seine Motive angab.

Seit dem Jahre 1378 war in der römischen Kirche ein Schisma entstanden, indem eine zwiespältige Papstwahl der Christenheit einen Papst in Rom und einen andern in Avignon gegeben hatte. In Deutschland kümmerte man sich nicht viel um diese scandalöseste Ausartung des Papstthums, das die Einheit der Kirche in ihrem stärksten und concretesten Ausdruck repräsentiren sollte. Man war schon so gewohnt dem ganzen Institut alles mögliche Schlechte zuzutrauen, daß man sich auch über dieses unerhörte Factum nicht sehr verwunderte und noch weniger entsetzte. Auch der König Wenceslav nahm anfangs wenig Rücksicht darauf, aber allmählig beschäftigte er sich doch, zumeist auf auswärtige Anregungen hin, mit dem Gedanken die Einheit in der Kirche wiederherzustellen. Bis dahin hatte Deutschland dem Namen nach den römischen Papst anerkannt, nun aber schien es nothwendig, beide, sowohl den in Rom als den in Avignon, fallen zu lassen, um eine einhellige Wahl zuStande zu bringen. Diejenigen geistlichen Häupter, die dem einen oder dem andern Papst ihre Stellen verdankten, konnten einer solchen Absetzung ihres Patrons natürlich nicht gleichgültig zusehen, da ja dann auch die Rechtmäßigkeit ihrer Stellung zweifelhaft wurde. In einem solchen Falle befand sich der Erzbischof von Mainz, der seine Würde dem römischen Papste Bonifacius IX verdankte. Er bot daher alles auf, um dem gefürchteten Ereigniß zuvorzukommen und Deutschland seinem Papste gehorsam zu erhalten, was er am leichtesten durch die Absetzung Wenceslavs und durch die Wahl eines ihm ganz ergebenen Königs zu bewerkstelligen hoffen durfte.

Der König Wenceslav protestirte zwar gegen seine Vorladung vor das Gericht der Kurfürsten, allein er ward doch in contumaciam abgesetzt und der Pfalzgraf Ruprecht, der dem Gerichte präsidirt hatte, an seiner Stelle erwählt 1400. Wenceslav fuhr aber fort von Böhmen aus alle Rechte des Reichsoberhauptes nominell und hie und da auch faktisch zu üben, denn ein Theil der Fürsten und Städte wollte das ganze Verfahren gegen ihn nicht für legitim anerkennen, ohne deßwegen seine Rechte mit den Waffen zu vertheidigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Päpste in Avignon. Das Schisma in der katholischen Kirche und die Bemühungen nach einer Wiederherstellung der kirchlichen Einheit auf dem Wege eines allgemeinen Concils.

Dieselben Gründe, welche einst Clemens V zur Verlegung seiner Residenz nach Avignon bewogen, bestimmten auch seine Nachfolger hier zu bleiben. Sie fühlten wohl, daß unter allen Ländern der Welt keines der Kirche mehr entfremdet war als Italien, und da sich einmal die Nothwendigkeit eines starken weltlichen Schutzherren der Kirche oder vielmehr des Papstthums geltend gemacht hatte, so schienen die Könige von Frankreich wegen der selbstständigen Richtung ihrer Politik und ihres weitreichenden Einflusses am ersten geeignet zu dieser Rolle. Freilich mußten sich die Päpste dazu bequemen sich als bloße Werkzeuge der politischen Combinationen dieser Könige brauchen zu lassen und ihnen der französischen Kirche gegenüber die volle Unumschränktheit faktisch und sogar gesetzlich einzuräumen, die einst Philipp IV gegen Bonifacius VIII in Anspruch genommen. Dafür konnten sie aber auch darauf rechnen, daß ihre Schutzherren ihnen in allen den Dingen freie Hand ließen, die ihr politisches oder finanzielles Interesse nicht unmittelbar berührten, und ihnen sogar gelegentlich einen Antheil an den Erpressungen verstatteten, die sie gestützt auf päpstliche Autorisation in der Kirche ihres Reiches ausübten, daß sie, soviel es die noch so mangelhaften Formen der Ueberwachung des öffentlichen Lebens ermöglichten, alle Angriffe gegen dieses jetzige Papstthum, die einst gerade von Frankreich aus so energisch unternommen wurden, unterdrückten und die Kirche ihres Reiches innerhalb der angegebenen Grenzen, soweit ihre eigenen Interessen nicht darunter litten, allen Anmaßungen der Päpste preißgaben. Von Avignon aus versuchten die Nachfolger Clemens V nach allen Seiten hin die Rolle der alten großen, weltbeherrschenden Päpste fortzuspielen. Doch war dieß leichter in der Theorie als in der Praxis. In der Theorie übertrieben sie wo möglich noch die systematische Ausbildung der universal-monarchistischen Vorstellungen der verflossenen Zeit, und Schriftsteller aller Art, die auf irgend eine Weise von dem Hofe in Avignon abhängig waren, oder sich bei ihm etwas Gunst und Geld verdienen wollten, sorgten dafür die päpstlichen Ansprüche mit wahrem Fanatismus für die Sklaverei der Kirche und der Welt noch auf die Spitze zu treiben. In der Praxis dagegen mußten sie doch allenthalben die große Veränderung in der Welt ringsherum zu ihrem Zorne wahrnehmen, am eclatantesten in ihrem Kampfe gegen Ludwig den Baier.

Indessen entschädigten sie sich für diese Niederlagen auf andere Weise.

Zunächst durch ein glänzendes und üppiges Hofleben, dessen Mittelpunkt sie ganz in der Art von weltlichen Fürsten bildeten. Südfrankreich hatte seit langer Zeit in dem Ruf des gesellig gebildetsten aber auch verdorbensten Landes der Erde gestanden. Seine geschichtliche Kraft und Bedeutung war zwar durch die Vertilgung der Ketzer und die Kriege, die sich daran anschlossen, für immer gebrochen, allein der Sinn und die Lebensart seiner Bewohner nicht geändert worden, nur daß sie jetzt äußerlich den Schein der Kirchlichkeit wieder trugen, während im Geheimen noch immer jener totale Abfall nicht bloß von den Dogmen und Institutionen der Kirche, sondern auch von allen herkömmlichen Grundsätzen der kirchlichen und bürgerlichen Sittlichkeit fort wucherte. Die zu Avignon residirenden Päpste bekümmerten sich jedoch um diesen geheimen Abfall nicht viel; sie waren zufrieden mit der Wiederherstellung der äußeren Autorität der Kirche, besonders da sie selbst in dem Leben, das sie führten oder in ihrer nächsten Umgebung duldeten, auch allen Gesetzen der Moral Hohn sprachen.

Dieß frivole Leben und Treiben verschlang ungeheure Summen, andere nicht geringere mußten zu verschiedenen Malen angewendet werden, um die Interessen des Papstthums nach außen hin zu vertreten. So kostete namentlich der Kampf gegen Ludwig den Baier und die Wahl Carls IV eine unendliche Menge Geldes, wenn auch der französische König dem Papste in etwas die Last es aufzubringen erleichterte. Dazu mußten die finanziellen Ressourcen der Kirche noch in viel auffallenderer Weise als bisher angegriffen und neue eröffnet werden. Zu den schon bekannten aber jetzt erst ganz systematisch ausgebeuteten gehörte der förmlich organisirte Pfründenhandel am päpstlichen Hofe. Da die Päpste nach ihrer Theorie im Grunde darauf Anspruch machen konnten, alle und jede Stelle in der ganzen katholischen Hierarchie selbst zu besetzen, so kam es nur auf die besondere Situation an, in wie weit sich dieß einträglichste aller päpstlichen Rechte oder Anmaßungen durchführen ließe. Im Ganzen gelang es trotz des Wehe- und Zornesrufes, der sich allenthalben in der Kirche darüber erhob, jetzt doch mehr als früher, indem die Päpste das System befolgten, die weltlichen Gewalthaber durch irgend welche Vergünstigungen abzufinden, ihnen auch wohl einen Antheil an der Aussaugung und Beraubung der Kirche zu lassen. Je mehr päpstliche Creaturen auf diese Weise in den Besitz einträglicher und einflußreicher Aemter kamen, desto leichter konnten die noch unabhängiger gestellten Glieder der einzelnen Landeskirchen in Schach gehalten werden. Und wenn es den Päpsten auch nicht gelang oder wenn sie es nicht wagen durften, die Besetzung aller Pfründen an sich zu reißen, so wußten sie sich doch durch die Einführung neu ausgedachter Contributionen oder die willkürliche Ausdehnung altherkömmlicher Abgaben auch in diesem Falle schadlos zu halten. Mit Recht klagten die Laien der damaligen Zeit einstimmig über die Habsucht aller Geistlichen und Mönche. Und wirklich haben diese niemals so viel bedenkliche, ja geradezu verruchte Mittel angewandt, um ihre Säckel zu füllen. Aber wenn man die alle Begriffe übersteigenden Summen erwägt, die unter den verschiedensten Titeln aus der Kirche nach Avignon flossen, so erscheint ihre Habsucht nur als eine Art Nothwehr, um sich vor gänzlicher Verarmung durch das päpstliche Raubsystem zu schützen. Gewiß ist es, daß das Vermögen der meisten einzelnen kirchlichen Stiftungen in der ganzen christlichen Welt in dieser Zeit, trotz der reichlichsten Ausbeutung der Gutmüthigkeit und Beschränktheit der Laien, eher ab- als zugenommen hat.

Außerdem wußte das jetzt vollständig ausgebildete System der päpstlichen Ablaßertheilungen auch die Geldkräfte der Laien, insbesondere der niederen

Stände auf die schlaueste und wirksamste Weise auszubeuten, obgleich sich ernste Stimmen aus der Kirche und aus der Laienwelt gegen diesen ärgsten Mißbrauch der päpstlichen Suprematie erklärten, der sowohl den Einfluß der Seelsorger auf ihre Gemeinden, wie auch die öffentliche Sittlichkeit mit völligem Untergang zu bedrohen schien. Aber in Avignon hörte man selbstverständlich auf solche Mahnrufe nicht, denn wo anders sollte man die zur Bestreitung des Hofstaates, zur Bereicherung der päpstlichen Verwandten und ihrer Familien, zum Unterhalt einer unzähligen Menge für die verschiedensten Dienstleistungen brauchbarer niederer Cleriker und Mönche, die zur Betreibung der päpstlichen weltlichen Politik nöthigen Gelder hernehmen, als aus den Mitteln der Kirche und falls diese nicht ausreichten, von den Laien, die sich dazu bereitwillig hergaben?

Nachdem durch den Tod Ludwigs von Baiern das Papstthum wieder einmal einen äußerlichen Sieg erfochten hatte, der ihm sehr viel Geld kostete und gar nichts nützte, begann man in Avignon die Abhängigkeit von der französischen Krone mehr und mehr lästig zu finden. Aber für den Augenblick waren die Verhältnisse in Rom allerdings nicht der Art, daß sie zu einer Rückkehr dorthin einluden.

Die adelichen Factionen, die sich um die päpstlichen Rechte nicht im geringsten kümmerten, waren durch die zwei Römerzüge Heinrichs VII und Ludwigs IV nur für schnell vorübergehende Momente etwas bei Seite geschoben und jedesmal nach dem Abzuge dieser, wie sie und andere glaubten, legitimen Herrscher von Rom übermüthiger als je hervorgetreten. Allein die Vorgänge bei der Kaiserkrönung Heinrichs und noch mehr bei der Ludwigs erregten in der zahlreichen und gänzlich unbeschäftigten Masse des sogenannten römischen Volkes allerlei phantastische Ideen von seiner Größe und Herrlichkeit, die nicht so rasch verklangen, wie der theatralische Firlefanz, der vor den Augen und unter der Mitwirkung dieses Volkes als Kaiserkrönung, Absetzung des Papstes und Wahl eines neuen agirt ward. Dazu kam noch der thatsächlich elende materielle Zustand, in welchen sich dieser Pöbel versetzt sah. Bisher hatte er von den Abfällen des päpstlichen Hofes und der hier centralisirten kirchlichen Behörden und von den unzähligen Fremden aus allen Theilen der Christenheit, die hieher durch Geschäfte geführt wurden, recht behaglich zu leben vermocht. Aber Rom war jetzt verödet. Der Hof des Papstes in Avignon führte die Fremden dorthin und die frommen Pilger, die sonst aus bloßer Andacht nach der heiligen Stadt gekommen waren, stellten sich jetzt auch immer seltener oder höchstens nur bei außerordentlichen Gelegenheiten ein. So bildete denn der gegenwärtige Zustand einen selbst für diese leichtsinnige und phantastische Menge allzu fühlbaren Contrast gegen die Vergangenheit, die ja jetzt wieder lebendig geworden sein sollte, wie es ihnen Kaiser Ludwig und andere Schwärmer und Pedanten dieser Art mit klaren Worten auseinander gesetzt hatten. Namentlich kehrte sich der Grimm der Masse gegen den Adel, der sich jetzt für seine frühere Exclusivität, die ihn zu einer ganz selbstständigen Gesellschaftsklasse gestempelt hatte, dadurch bestraft sah, daß man ihn als etwas ganz Fremdes betrachtete und nicht unter den stolzen Begriff des römischen Volkes einschloß. Er sollte durch seine Fehden und Räubereien die Schuld an vielen Dingen tragen, die der Masse unangenehm waren, so an der Abwesenheit des Papstes, an dem Ausbleiben der Pilgrime, an der Theilnahmlosigkeit des Kaisers für die Hauptstadt der Welt, der er doch die Kaiserkrone verdankte. Diese Stimmung, die sich nach gewöhnlicher italienischer Art sehr schnell bis zu förmlicher Exaltation des Hasses steigerte, fand ihren Ausdruck in einem echten gebornen Demagogen, Cola Rienzi, einem Mann aus

der niedersten Hefe des Pöbels, der sich aber mit seinem noch über das gewöhnliche italienische Maß hinaus begabten Geiste eine gewisse äußere Bildung, ja sogar einige Brosamen von der damals üppigst blühenden romantisch-antikisirenden Gelehrsamkeit — dem theoretischen Pendant zu den geschichtlichen Figuren Heinrichs und Ludwigs — trefflich anzueignen gewußt hatte. Mit einer erstaunlich drastischen Beredsamkeit begabt revolutionirte er den Pöbel gegen den Adel, der von dieser Bewegung so überrascht wurde, daß er die Stadt ohne großen Widerstand förmlich räumte. Nun schien es an der Zeit, die altrömische Republik im vierzehnten Jahrhundert unter einem durch christlich-kirchliche und feudale Einflüsse beherrschten und verdorbenen Pöbel und durch denselben wieder aufzurichten. Der Versuch mißlang auf die allerlächerlichste Weise, doch rettete sich Rienzi noch mit heiler Haut vor der Wuth des ihn vor Kurzem vergötternden Volkes und suchte den Kaiser Karl IV, so wie den Papst Clemens VI für seine Pläne zu interessiren. Alles, was in Rom, der nominellen Hauptstadt der christlichen Welt, vorging, erregte natürlich allgemeine Theilnahme; dann waren auch selbst die meisten nüchternen und verständigen Menschen, falls sie nur etwas aus der Naivität des gesunden Instinctes heraustraten und sich an der allgemeinen Cultur und Literatur betheiligten, immer etwas von dem Miasma jener antikisirenden Romantik angesteckt und betrachteten deßwegen Dinge wie Cola Rienzi's Hanswurstiade mit ernsthaften Augen. Deßhalb fand ihr Urheber bei Kaiser und Papst die ehrenvollste Aufnahme, allein Karl war doch zu vorsichtig, um sich enger mit ihm einzulassen. Clemens VI dagegen glaubte ihn als passendes Werkzeug zur Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in Rom und im Kirchenstaat benützen zu können.

Der Papst sandte im Jahre 1353 den Cardinal Albornoz, einen der größten Staatsmänner und Feldherren dieser Zeit, mit hinreichenden Geldmitteln und Rienzi in seiner Begleitung nach Italien. Albornoz überließ die Stadt Rom einstweilen seinem Schützlinge und beschäftigte sich mit der Wiederherstellung der päpstlichen Autorität in den übrigen Theilen des Kirchenstaates, wo ihm sein Werk über alles Erwarten gut gelang. Städte und Herren dieser Landschaften, die bis dahin die päpstlichen Gerechtsame verlacht hatten, mußten sich glücklich schätzen, wenn ihnen Albornoz gestattete, einen Theil ihrer bisherigen Unabhängigkeit unter den bündigsten Garantien ihres Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl beizubehalten. Rienzi war seinerseits in der Stadt Rom ebenfalls glücklich. Er machte der dort wieder eingerissenen Adelsherrschaft von Neuem ein blutiges Ende und regierte die Stadt als Senator unter der Oberhoheit des Papstes. Allein seine Herrlichkeit dauerte auch dießmal nicht lange. Als er sich genöthigt sah dem weltgebietenden Volke Steuern aufzulegen, stand dasselbe gegen ihn auf und ermordete ihn 1354.

Die von Albornoz erreichten Resultate schienen erst dann recht fruchtbar werden zu können, wenn der Papst, die damaligen politischen Zustände Frankreichs benützend, die es dem König dieses Landes nicht ermöglichten seine bisherige obervormundschaftliche Suprematie über den Hof von Avignon fortzusetzen, nach Rom übersiedelte. Urban V ging im Jahre 1367 dorthin ab, nicht ohne großen und hartnäckigen Widerstand der französisch gesinnten Cardinäle, der bei weitem überwiegenden Mehrzahl des Cardinalcollegiums. Er vermochte auch nur drei Jahre dort zu bleiben, so sehr beherrschte ihr Einfluß seine eigene Neigung. Auch sein Nachfolger Gregor XI brachte es erst 1377 zu einer Verlegung der Residenz nach Rom und starb schon 1378, worauf Urban VI gewählt ward. Bei dieser Wahl überwog zum ersten Male wieder die italienische und zugleich etwas ernster gesinnte Partei unter den Cardinälen und Urban VI kündigte

auch sogleich strenge Maßregeln zur Reinigung des päpstlichen Hofes und zur Wiederherstellung der Zucht und Sitte in den höchsten Regionen der Hierarchie an. Dieß erbitterte seine ohnehin zahlreichen Feinde so, daß die französische Partei in Verbindung mit allen den Cardinälen, die gerechte Ursache hatten die beabsichtigte Epuration zu fürchten, unter einem ganz nichtigen Vorwand Rom verließ und einen andern Papst, Clemens VII, wählte, der sich sogleich nach Avignon begab und dort als der Hauspapst des schlauen Königs Karl V figurirte. Dessen Einfluß verschaffte ihm auch die Anerkennung von Neapel, Castilien, Arragonien, Schottland, Savoyen und Lothringen, alles Länder, die aus guten, d. h. aus bloßen politischen Gründen einem Papst unter französischer Obhut günstig sein mußten. Die übrige Christenheit blieb aus denselben Motiven Urban VI treu.

Der französische Papst gieng durchaus auf dem Wege seiner Vorgänger in gleicher Dienstbarkeit; dafür entschädigte er sich wie sie durch die frivolsten Genüsse und die üppigste Verschwendung. Da sein kirchliches Gebiet so sehr beschränkt war, so mußte sich das früher schon unerträgliche Aussaugungs- und Plünderungssystem nun gar noch bis auf die äußerste Spitze der Schamlosigkeit steigern, denn man brauchte jetzt in Avignon noch viel mehr Geld als früher, weil man noch luxuriöser lebte und die tausendfachen Intriguen, die gegen den römischen Papst angezettelt würden, ohne Geld und zwar ohne viel Geld nicht einzuleiten waren.

Urban VI suchte dagegen, so viel an ihm war, seine Versprechungen zu erfüllen. Allein auch er war durch seine Stellung zu sehr von der eigentlichen Politik abhängig geworden, auch er mußte als einzig wirksames Mittel der Nothwehr gegen Avignon nun sehr viel Geld, gleichviel wie, aufbringen und daher manche unrechtmäßige Mittel dazu zu gelangen, noch beibehalten. Sein Nachfolger Bonifacius IX aber übertraf Clemens VII wo möglich noch durch die ungemessenste Habsucht. Niemals war die römische Curie durch die ärgste Simonie, durch den schamlosesten offenkundigen Handel mit Aemtern und Gnaden aller Art so befleckt worden wie unter ihm.

Die letzten Reste von Achtung, die das Papstthum noch genoß, verschwanden auf eine schreckenerregende Weise während dieses Schisma, denn nun hielt es auch dem blödesten Sinn nicht schwer zu begreifen, daß jetzt alles das furchtbare Rüstzeug dieses Amtes, Bann und Interdict und dergleichen Dinge aus rein persönlichen Motiven oder auch nur um der Geldschneiderei willen angewandt wurden, ja daß sie überhaupt entweder von dieser oder jener Seite her ganz bedeutungslose und hohle Formeln sein müßten. Indessen sah die Masse des Volkes in allen europäischen Ländern, selbst das gewissenhafte und innerlich gesunde Deutschland nicht ausgenommen, diesen vollkommenen moralischen Ruin des Papstthums mehr mit Schadenfreude als mit Unruhe an, wie dieß wohl sonst in ähnlichen Situationen zu geschehen pflegte. Denn die ganze Institution war schon so gründlich verhaßt und unter den mittleren und unteren Ständen ein zwar noch ganz gestaltloses, aber ebendeßhalb desto innerliches Drängen nach jeder Art von Freiheit, folglich auch nach Freiheit von dem kirchlichen Drucke verbreitet, der wieder in dem Papstthum seine concreteste Gestalt gefunden hatte, daß davon gelegentlich alle anderen sittlichen und religiösen Anschauungen und Stimmungen ganz verdrängt wurden und man nur im bloß negativen Umsturz alles Bestehenden sich befriedigen zu können schien. Doch waren die höheren Schichten der europäischen Gesellschaft dießmal noch auf ihrer Hut. Die gebildeteren weltlichen Fürsten und geistlichen Würdenträger der Zeit ahnten die Gefahr wenigstens im Allgemeinen und arbeiteten ihr mit vereinten Kräften

unter den manchfachsten äußeren und inneren Hindernissen entgegen. Sie waren vermöge ihrer geistigen Cultur noch mehr als die wesentlich von brutalen Instincten beherrschte Masse im Stande, den Verderb der Kirche, sammt den hauptsächlichsten Ursachen desselben, einzusehen und auf Mittel zur Herbeiführung eines besseren Zustandes zu denken. Vor allem anderen aber stand die Beseitigung des Schisma als der Hauptquelle des Scandales.

Dazu kam noch, daß auch die Wissenschaft dieser Zeit, die unterdessen in gewissem Sinne zu einer selbstständigen, von dem Papstthum, aber freilich nicht von der Kirche emancipirten Macht herangewachsen war, sich aufs Eifrigste an den Bestrebungen der zu practischer Thätigkeit berufenen Häupter der Kirche und der Welt betheiligte und diese hinwiederum ein sehr großes Gewicht auf eine solche Bundesgenossenschaft legten.

Namentlich war es die Universität Paris, die seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts den Centralpunkt aller höheren wissenschaftlichen, besonders der speculativ-theologischen und philosophischen Bestrebungen im ganzen christlichen Abendlande bildete, welche sich der Lösung dieser kirchlichen Wirren und zugleich der allgemeinen Reformfrage mit staunenswerthem Eifer annahm. Durch ihren Einfluß bewogen erklärte sich der König Karl V bereit den Papst in Avignon trotz seiner großen politischen Vortheile fallen zu lassen, wenn zugleich der römische Papst zur Abdankung bewogen werden könne. Die Pariser Universität und die Diplomatie des französischen Königs gab sich, nachdem einmal dieser Punkt festgestellt war, die größte Mühe diese Ansicht in ganz Europa in den höheren Kreisen zur herrschenden zu machen, und es gelang ihr auch ziemlich gut. Nur in Deutschland schien sie nicht durchdringen zu können, da ja sogar der König Wenceslav, der sich zu ihr bekannte, deßhalb seine Krone verloren hatte. Und doch war es in jeder Beziehung unmöglich das Schisma zu lösen, so lange das größte und wichtigste Land der Christenheit dabei seinen besonderen Weg gehen wollte.

Der König Ruprecht, eine Creatur des Mainzer Erzbischofs, konnte selbstverständlich wenig Bereitwilligkeit zur Absetzung des Protectors seines Protectors zeigen. Indessen ward seine Bedeutung, die niemals groß gewesen, schon im Jahre 1401 durch einen verunglückten Zug nach Italien völlig vernichtet, und es kam somit nur auf die Stimmung der einzelnen mächtigsten Reichsfürsten an, die sich immer mehr dem allgemeinen Wunsche annäherte.

Als das äußere Mittel um zur Beseitigung des Schisma und zugleich auch zu einer Reformation der Kirche in conservativem Sinne, d. h. zur Beschränkung der Uebergriffe des Papstthums in der Kirche selbst und gegenüber der weltlichen Gewalt zu gelangen, sah man einstimmig die Berufung eines allgemeinen Concils an. Die Theorie der letzten Jahrhunderte schwankte indessen über die Machtbefugnisse eines solchen Concils; die Päpste, und was sich an ihre Auffassung anschloß, behaupteten, daß ein Papst nach dem Begriffe seines Amtes als Stellvertreter Gottes auch über einem Concil stehe und deßhalb von einem solchen nicht gerichtet oder gar abgesetzt werden könne. Die bekannten historischen Vorgänge, wo sich doch so etwas ereignet hatte, wurden entweder in diesem Sinne verdreht und als neue Beweise gebraucht oder als unrechtmäßige Gewaltstreiche dargestellt. Auch jetzt wagte man noch keine vollständige theoretische Lösung dieser Frage, obgleich sich die Mehrzahl aller kirchlichen Schriftsteller und Wortführer zu der früheren Ansicht hinneigte, nach der ein allgemeines Concil die höchste gesetzgebende und richtende Autorität der sichtbaren Kirche vorstellte, folglich auch noch über dem Papste stand. Man begnügte sich, streng an dem gegebenen Verhältniß haltend, auszuführen, daß unter so abnormen Um-

ständen wie jetzt, wo es keinen rechtmäßig gewählten und allgemein anerkannten Papst gebe, die höchste Autorität einem Concile zustehe, ohne damit über das Princip entscheiden zu wollen. Ein anderes wo möglich noch größeres Bedenken bot die Frage, wer ein solches Concil rechtmäßig berufen könne. Hier waren die Meinungen, je nachdem die einzelnen mehr unter dem Banne des Papalsystems seit Alexander III standen oder in ihrer Opposition zu einem relativ freieren Standpunkt fortgeschritten waren, sogar dreifach getheilt.

Die einen erkannten das Berufungsrecht ausschließlich dem Papste zu, die andern dem Kaiser, die dritten den Cardinälen. Die letztere Ansicht, als die gegenwärtig allein practische, wo es weder einen allgemein anerkannten Papst, noch weniger einen Kaiser gab, drang durch und so glaubten die Staatsmänner, Gelehrten und geistlichen Würdenträger, die von ihren Bestrebungen alles, was nur an revolutionäre Tendenzen gemahnte, mit ängstlicher Pedanterie ferne zu halten suchten, endlich den legitimen Weg gefunden zu haben.

Wirklich ließ sich die Mehrzahl der Cardinäle der beiden Päpste zur Uebernahme dieser wichtigen Aufgabe bereit finden. Sie schrieben ein Concil nach Pisa aus, das daselbst am 25. März 1409 eröffnet ward und sogleich Gregor XII und Benedict XIII absetzte. Darauf wurde mit Beobachtung des canonischen Herkommens ein neuer Papst, Alexander V gewählt. Aber als dieser nun in Verbindung mit dem Cardinalcollegium den zweiten Theil der Aufgabe, die Reformation, in die Hand nehmen sollte, ließ er sich durch den Einfluß der Mehrzahl der Cardinäle, denen ein solcher Plan begreiflich im Grund des Herzens zuwider war, dazu bewegen, das Concil aufzulösen und die Kirchenreformation auf eine andere Synode, d. h. auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Die strengen Männer des Gesetzes mußten sich diesen Spruch, den sie wohl vorausgesehen und gegen den sie sich durch eidliche Reservationen der Cardinäle hatten sichern wollen, gefallen lassen, denn der Papst war nach dem Herkommen formell vollkommen dazu berechtigt.

So war hier also nichts erreicht als die Lösung des Schisma und diese nicht vollständig, denn Gregor XII und Benedict XIII wütheten mit allen geistlichen Mitteln gegen die Anmaßungen des Concils, das sie nicht berufen und anerkannt hatten, und fuhren fort ihr Amt zu behaupten. Sie verloren zwar den größten Theil der Länder, die ihnen bisher gehorcht hatten, allein einige blieben ihnen fürs erste doch noch treu, und so gab es statt zweier Päpste durch das Concil von Pisa drei, die sich und die ganze ihnen nicht gehorchende Christenheit mit den gräßlichsten Flüchen überhäuften.

Alexander V starb schon 1410 und sein Nachfolger Johannes XXIII, das Haupt der Partei im Cardinalcollegium, die sich bei dem Verderbniß der Kirche sehr wohl befand, verhöhnte alle Bitten und Mahnungen, die ihn an die Erfüllung des Versprechens einer Reformation der Kirche erinnerten und übertraf alle seine Vorgänger in Rom und Avignon durch die systematischste und schamloseste Simonie und durch einen Lebenswandel, für dessen Bezeichnung die Sprache kein Wort hat. Allein durch politische Verhältnisse sah er sich endlich gezwungen, den Forderungen der Christenheit nachzugeben und ein neues Concil auszuschreiben.

Der König Ladislaus von Neapel war ein Anhänger des Papstes Gregor XII geblieben, nicht aus einem kirchlichen Beweggrund, sondern weil es in seine politischen Combinationen paßte einen Papst zu seinem ausschließlichen Werkzeug zu benutzen. Darum war er auch der weltliche Feind Alexanders V und Johanns XXIII und bedrängte diesen letztern so sehr, daß er ihn zur Flucht aus Rom nöthigte. Der Papst glaubte nun bei dem 1410 nach Ruprechts Tode gewählten

und jetzt in Deutschland allgemein anerkannten König Sigismund, Wenceslavs jüngerem Bruder, Hülfe zu finden, die dieser ihm auch gegen das Versprechen, zusagte, ein Concil zusammenzurufen.

Das neue Concil ward auf Sigismunds Wunsch nach der deutschen Reichsstadt Constanz ausgeschrieben und von Johannes XXIII noch als allgemein anerkanntem Papst 5. Nov. 1414 eröffnet. Um sich gegen den ihm dort drohenden Sturm möglichst zu decken, erschien der Papst mit einer großen Masse italienischer Cleriker, zum Theil von allerzweideutigstem Rufe und von ihm nur mitgenommen, daß sie, seine ganz ergebenen Creaturen, ihm bei den Beschlußfassungen die Stimmenmehrheit sichern sollten. Nach dem bisherigen Gebrauche war auf dem Concil von Pisa nach Kopfzahl aller Anwesenden, Cleriker und Gelehrten, gestimmt worden, unbekümmert um ihre Herkunft oder ihre sonstige Qualität. Allein die Versammlung in Constanz beschloß, daß nicht bloß auch die anwesenden weltlichen Fürsten oder deren Beamte stimmberechtigt sein sollten, sondern daß, um die ganze Christenheit gleichmäßig zu repräsentiren, nicht nach der Kopfzahl, sondern nach den einzelnen Hauptnationen abgestimmt werden sollte. Als besonderer Grund dafür wurde eben der unendliche Troß italienischer Cleriker angegeben, den der Papst mit sich nach Constanz gebracht hatte, der ihm allerdings die Majorität nach der Kopfzahl gesichert haben würde. Als die Hauptnationen nahm man die deutsche, italienische, französische und englische an, unter welche die aus anderen Ländern anwesenden Prälaten vertheilt wurden. Jede dieser Nationen oder Curien sollte für sich verhandeln und in gewöhnlicher Weise abstimmen, und in den allgemeinen Abstimmungen dann für eine Stimme gerechnet werden.

Nachdem einmal dieß durchgesetzt war, konnte das Schicksal des Papstes Johann XXIII nicht mehr zweifelhaft sein. Er ward zunächst zur freiwilligen Resignation bewogen und als er durch eine Intrigue und seine Flucht diese ungültig machen wollte, förmlich angeklagt und wegen unerhörter Verbrechen und Schandthaten abgesetzt. Der schon in Pisa abgesetzte Gregor XII resignirte freiwillig, nur Benedict XIII blieb unerschütterlich. Doch sagte sich jetzt die spanische Kirche, die allein ihm gehorsam geblieben war, von ihm los und trat als eine fünfte Hauptnation zu den vier übrigen hinzu. Benedict aber hielt sich auf der Burg Peniscola in Valencia und sprach von da aus den Bann über die ganze Christenheit außerhalb der Mauern der Burg. Er starb erst 1424 und die vier Cardinäle, die ihm treu geblieben waren, suchten die Tragicomödie fortzusetzen, geriethen aber dabei selbst wieder in ein Schisma. Doch kümmerte sich die ganze übrige Christenheit weder um Benedicts XIII Bann noch um seine Nachfolger.

Nachdem so viel vollendet war, suchte der Kaiser Sigismund und die deutsche Nation, eingedenk der Erfahrungen auf dem Concil zu Pisa, die Versammlung zuerst zur Vornahme der fest beschlossenen Kirchenreformation zu bewegen. Allein die lebhaftesten Vorkämpfer einer solchen besonders unter den französischen Theologen, darunter ein Peter von Ailly und Nicolaus Gerson, ohne Zweifel die gelehrtesten und einflußreichsten unter allen Anwesenden, wollten zuerst die Kirchenverfassung völlig wiederhergestellt haben, was nur durch eine neue Papstwahl geschehen konnte. Ihre Furcht vor aller revolutionären Zerrüttung der Kirche war so groß, daß sie nur in der festesten Sicherung der vorhandenen Verfassungsformen ein Heil für ihre Reformationspläne zu finden vermeinten. Da ihr Einfluß auch die andern Nationen beherrschte und ihren Ansichten die der streng hierarchisch oder vielmehr eigennützig curialistisch gesinnten Partei unter den Cardinälen und dem italienischen Clerus entgegenkamen, welche

ähnlich wie in Pisa auch jetzt noch nicht die Hoffnung aufgaben eine Reformation zu vereiteln, so wurde wirklich der Reformplan einstweilen vertagt und ein neuer Papst, wieder ein Italiener und zwar aus dem Adelshause Colonna, unter dem Namen Martin V am 11. November 1417 gewählt.

Die Furcht der ehrwürdigsten Stimmführer des ernst und fromm gesinnten Theiles der Versammlung vor einer gänzlichen Revolutionirung der Kirche hatte durch mancherlei Erscheinungen während des Schisma und besonders während der letzten Jahre desselben fortwährend neue Nahrung erhalten und beruhte sonach keineswegs auf bloßer abstracter Reflexion, noch viel weniger auf der Feigheit des bösen Gewissens.

Während die Achtung vor der Person der Päpste in der ganzen Christenheit zu Grunde ging, war zugleich auch das ganze kirchliche Lehrgebäude aus der Mitte der Kirche von berühmten theologischen Lehrern angegriffen worden. Dieß durfte für eine ganz neue und höchst bedenkliche Erscheinung gelten, denn bisher glaubte man, daß die Wissenschaft nothwendig zur festeren Begründung und genaueren Ergründung der positiv gegebenen und über alle Anfechtung erhabenen Kirchenlehre führen müsse. Alle Ketzerei schien nur aus gänzlicher oder theilweiser Geistesrohheit zu entstehen, daher man denn auch nicht ohne stolzes Selbstgefühl auf das städtische Proletariat und auf die entferntesten und rohesten Winkel des christlichen Europas als auf die eigentliche Stätte ketzerischer Ansichten hinwies. Zwar kam es fortwährend vor, daß der eine oder der andere mehr oder minder gefeierte Mann der kirchlichen Wissenschaft in den Verdacht ketzerischer Meinungen fiel und deßwegen auch angegriffen, gelegentlich verurtheilt wurde, allein entweder geschah dieß über Controversen, die bis dahin noch nicht von der Kirche endgültig entschieden waren, deren wahre Lösung so zu sagen erst an ihrer paradoxen Auffassung entdeckt wurde, oder es waren ganz einzeln stehende, meist nur die formelle Seite des kirchlichen Lebens, die Kirchenverfassung, den Cultus und dergleichen betreffende Punkte, die den Verdacht der Ketzerei erregten. Eine systematische Negirung irgend einer der Hauptseiten des ganzen kirchlichen Gebäudes oder gar seiner eigentlich dogmatischen Grundlagen durch die Mittel der Wissenschaft war noch nicht vorgekommen, bis es ein englischer Gelehrter, Johann Wicliffe, Lehrer der Theologie an der Universität Oxford, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts zum erstenmale versuchte.

Anfänglich kämpfte auch er bloß gegen die Mißbräuche in einigen kirchlichen Institutionen, dann gegen die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt, insbesondere in so weit sie die Freiheit der englischen Kirche und des englischen Staates beeinträchtigten. Seine Ansichten darüber fanden sowohl unter Geistlichen wie unter vornehmen und geringen Laien großen Anklang und es war dem Papste unmöglich, die gegen ihn erlassenen Straffentenzen vor der Opposition seiner mächtigen Gönner vollziehen zu lassen. Allmählig unterwarf er auch die gesammte Dogmatik einer verständigen kritischen Prüfung und gelangte hier zu der offenen Verwerfung vieler Hauptlehren, z. B. von der Transsubstantiation, und von anderen Sakramenten. Obgleich seine Beweisführung sich nur der dialektischen Hülfsmittel der damaligen scholastischen Theologie bediente, so suchte er doch wenigstens als Postulat die einfache, dem gesunden Menschenverstande angemessene Erklärung der heiligen Schrift zur Grundlage seiner Lehre, sowie überhaupt der ganzen kirchlichen Lehre und ebenso auch der äußeren Institutionen der Kirche zu machen. Er bezweifelte die Bedeutung der Messe, weil er die Bibelstellen, auf die sie sich gründen sollte, nach einfacher Interpretation nicht darauf beziehen zu können meinte, ebenso die priesterliche Kraft der

Sündenvergebung aus demselben Grunde. Um seinen Ueberzeugungen allgemeinen Eingang zu verschaffen griff er zu dem Mittel, das einst auch die Ketzer des 12. und 13. Jahrhunderts mit Vorliebe angewandt hatten. Er übersetzte die Bibel in seine Volkssprache und erregte damit unter der Hierarchie seines Landes größeren Schrecken als mit seinen einzelnen kecken Angriffen gegen die Dogmen und die Verfassung der Kirche. Denn man konnte sich eine solche Uebersetzung ohne einen völligen Abfall vom Glauben gar nicht denken, so sehr wirkten noch jene fulminanten Erklärungen der Päpste und einzelner Synoden gegen die in den Landessprachen übersetzten Bibeln der Ketzer nach.

Auch seine weltlichen Gönner wurden über die Aufregung in den unteren Volksklassen stutzig und ließen zu, daß er in Folge eines gerichtlichen Verfahrens Oxford verlassen mußte. Allein seine persönliche Sicherheit blieb unangetastet und er ward nicht einmal zu einem Widerruf seiner Ketzereien genöthigt, von denen jede einzelne früher ihrem Urheber das Leben gekostet haben würde.

Die Geistlichkeit Englands suchte sich von den äußersten Consequenzen Wycliffes fern zu halten, obgleich ihr bei weitem größter Theil seinen oder vielmehr den allgemein in der Zeit liegenden Angriffen gegen das Papstthum und die Sclaverei der Landeskirchen beistimmte. Dafür fand er unter den Laien immer mehr Anhänger und die auch auf politischem Gebiete revolutionäre Tendenz seiner Ansichten äußerte sich unter denselben so unverholen, daß sich der König Heinrich V zu ihrer blutigen Verfolgung und Ausrottung genöthigt sah, ohne jedoch das Uebel von Grund aus heben zu können.

Wycliffes Ansichten verbreiteten sich durch mündlichen Verkehr und durch seine zahlreichen Schriften nach allen Hauptsitzen der damaligen Cultur. So wurde auch Johannes Huß davon ergriffen, ein Lehrer der Theologie an der Universität Prag und Prediger an einer Kapelle, die von einigen frommen Laien im Jahr 1396 zu dem Zwecke, der außerdem so vernachläßigten Predigt in der Landessprache eine besondere Stätte zu gründen, gestiftet worden war. In Böhmen, namentlich in Prag selbst erzeugte die seit Karl IV eingetretene lebhaftere Theilnahme an dem abendländischen, speciell dem deutschen Culturleben dieselben Erscheinungen einer sittlichen Opposition unter Geistlichen und Laien gegen das maßlose Verderben der Kirche, wie sie auch anderwärts vorkam. Sie hielt sich noch streng innerhalb der Grenzen der Rechtgläubigkeit und Huß selbst wollte anfangs weiter nichts, als eine sittliche Erweckung seiner Zuhörer im Gegensatz zu dem durchaus äußerlichen Getriebe des Cultus und der kirchlichen Heilsanstalten, deren Bedeutung im allgemeinen er jedoch nicht anzutasten wagte. Höchstens behauptete er, daß sie in dem jetzigen Zustand der Auflösung der Kirche, der Unsittlichkeit der Cleriker höheren und niederen Ranges leicht zu großen Gefahren für das Seelenheil der Laien werden könnten und daher nur mit der größten Vorsicht angewendet werden dürften. Später wurde er durch einen seiner Freunde, Hieronymus Faulfisch, der in Oxford studirt hatte, mit den Schriften Wycliffes bekannt und mußte nach eifrigem und gewissenhaftem Studium vielen Ansichten desselben Recht geben.

Allmählich bildete sich um ihn eine Partei von Leuten aus allen Ständen, Geistliche wie Laien, die die Gebrechen der Kirche und des Dogma's schmerzlich empfanden und sich nach einer Reform in beiden sehnten. Zugleich aber ließ er sich von der damals in Böhmen weitverbreiteten Opposition gegen das eingedrungene deutsche Element, das auch anfänglich noch von dem regierenden König Wenceslav auf alle Weise bevorzugt ward, anstecken und brachte so in seine Stellung ein ursprünglich ihr ganz fremdartiges Moment herein. Allerdings erwies sich dasselbe für den Augenblick als das wirksamste von allen.

Der gefeierte und allgemein wegen seines fleckenlosen Lebenswandels und seiner werkthätigen Frömmigkeit fast für heilig geachtete Prediger und Lehrer, ward von dieser spezifisch nationalen Partei zu ihrem einstweiligen Führer erwählt und begann sein Amt in seiner gewöhnlichen rastlosen und ungestümen Weise mit einem Angriff auf die Deutschen an der Prager Universität, die nach der von Carl IV gegebenen corporativen Verfassung dieses Institutes bedeutende Rechte genossen und sowohl unter den Lehrern wie unter den Studenten die Mehrzahl bildeten. Der König Wenceslav begünstigte jetzt diese Angriffe aus Rachsucht wegen der in Deutschland erlittenen Schmach und so ward die bisherige Verfassung zu Gunsten der slavischen Böhmen umgestoßen. Darauf hin verließ der größte Theil der deutschen Lehrer und Studenten die Universität und wandte sich nach dem eigentlichen Deutschland. In Prag aber dominirte Huß und seine Partei jetzt ganz ausschließlich, bis sich der römische Stuhl ins Mittel legte und Huß endlich, trotz der Fürbitten des Hofes und des böhmischen Adels excommunicirte. Indessen appellirte er von dem Papst an Christus, als das wahre Haupt der Kirche und verließ Prag nur, um in der Nähe mit noch größerem Erfolge und in noch freierer Weise zu lehren.

Bei der Machtlosigkeit der orthodoxen Partei, besonders der böhmischen Hierarchie, gegenüber den vielen und einflußreichen Gönnern des Verurtheilten, hätte er persönlich sich vollkommen sicher fühlen können. Allein es lag ihm daran nicht als Ketzer, sondern als echt christlicher Lehrer anerkannt zu werden, und so nahm er dann die Aufforderung des Concils von Costniz bereitwillig an sich vor ihm zu rechtfertigen.

In Costniz begann er sogleich in seiner bisherigen Weise thätig zu sein und seine Persönlichkeit machte, wie in der Heimat, den größten Eindruck. Allein alles, was die versammelten Kirchenhäupter über die Wirkung seiner Predigt hörten, so wie die ferneren Verdächtigungen, welche von seinen ärgsten Feinden, den aus Prag von ihm vertriebenen deutschen Theologen, gegen ihn erhoben wurden, stimmte sie von vorn herein höchst ungünstig. Dazu kam noch, daß einer seiner Anhänger, Jacob von Mies, Pfarrer in Prag, jetzt plötzlich den Laien den Kelch im Abendmahl wieder zu reichen begann, was seit etwa 150 Jahren allgemein abgekommen war. Da die geschichtliche Autorität über das Concil, das den wahrhaft conservativen Geist in der Kirche repräsentiren wollte, eine so gewaltige Macht ausübte, so konnte es nicht umhin in dieser Neuerung eine höchst gefährliche Ketzerei zu sehen und sie mit Huß selbst, der dabei unmittelbar gar nicht betheiligt war, in Verbindung zu bringen. Auch erklärte er sich, als er davon hörte, in der That beifällig darüber, ohne indessen großes Gewicht darauf zu legen, weil ihm bei seiner innerlichen und zugleich speculativen Richtung die ganze Sache offenbar ziemlich unbedeutend erscheinen mußte.

Alle diese Momente zusammen bestimmten das Concil zu einem sehr harten Verfahren. Es wurde nicht, wie Huß dachte, eine Untersuchung seiner Doctrin vorgenommen, sondern er wie ein verurtheilter Ketzer behandelt, was nach formalem Rechte allerdings geschehen durfte. Man ließ ihm nur die Wahl zwischen Widerruf oder der Strafe der Ketzerei, dem Feuertod. Er wählte entschlossen den letztern und ward auch wirklich den 6. Juli 1415 als hartnäckiger Ketzer verbrannt. Auch Hieronymus Faulfisch erlitt ein Jahr später dieselbe Strafe.

Das Concil hatte durch solche energische Maßregeln den revolutionären Geist niederschlagen wollen, dessen Dasein unter den Laien und Geistlichen es durchaus nicht verkannte. Allein gerade dadurch kam er erst recht zum Aus-

bruch. Die Wirksamkeit des Johannes Huß beruhte nicht allein, ja genauer besehen, nicht einmal vorzugsweise auf seiner geistlichen Thätigkeit; seine dogmatischen Ansichten waren nun vollends nicht geeignet, in weiteren Kreisen Anklang zu finden, denn dazu gehörte eine vollkommene gelehrte Bildung, wie sie damals überall selten, aber in Böhmen am allerseltensten war. Dagegen nahm sich die Masse mit Vorliebe das ihr verständliche und ihren Neigungen so sehr entgegenkommende allgemein oppositionelle Moment heraus: die Banden, unter deren Last sie sich bisher so schwer gebeugt, sollten unberechtigt und ihre Abschüttelung berechtigt sein. Wie hätte sie sich für eine solche Lehre nicht interessiren sollen, besonders da sie ein Mann vortrug, dessen Persönlichkeit einen so imposanten Eindruck machte. Dazu kam nun vollends noch die Aufstachelung der nationalen Antipathie; die verhaßten Deutschen durften jetzt mit noch viel besserem Rechte gehaßt werden, da sie zugleich die Verderber der Kirche und die Mörder des heiligen Apostels der religiösen und nationalen Befreiung repräsentirten.

Als der Tod des Huß in Böhmen bekannt wurde, organisirten sich sogleich seine Anhänger unter dem böhmischen Adel zur bewaffneten Vertheidigung der reinen Lehre überhaupt, sowohl der freien Predigt in seinem Geiste als auch der Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten, und alle Drohungen des Concils, das sich in einen weitläufigen Schriftwechsel mit den Böhmen einließ, fachten ihren Trotz erst recht an. Es fehlte alle und jede weltliche Macht, durch die das Concil der Bewegung mit Gewalt ein Ende hätte machen können, denn der böhmische König Wenceslav, an und für sich ganz indifferent gegen die inneren Glaubensangelegenheiten, sah mit Wohlgefallen, daß seinem Bruder Sigismund in seiner Eigenschaft als oberstem Schutzherr der Kirche und als besonderen Beschützer des versammelten Concils durch den hartnäckigen Widerstand der Böhmen, gegen den er keine Mittel in der Hand hatte, die größte Verlegenheit erwuchs.

Das Concil saß nun bereits mehrere Jahre in Costniz und hatte vor allen diesen unvermutheten Händeln weder Zeit noch die rechte Stimmung sich mit seiner so laut angekündigten Hauptaufgabe, der Reformation der Kirche, eindringlich zu beschäftigen. Dem Papst Martin V, der seiner Gesinnung nach ganz seiner Vorgänger würdig war, wenn er sich auch in seinem Lebenswandel einer größeren Anständigkeit befliß, konnte nichts erwünschter kommen, als daß er sah, wie die lautesten Sprecher für die Reformation allmählich immer weniger Eindruck machten und aus Furcht einer Revolution Vorschub zu leisten, wie sie bereits durch die Vorgänge in Böhmen begonnen schien, in sich über die Zweckmäßigkeit eines entschiedenen Angriffes auf das ganze bisherige System der Mißbräuche ängstlich wurden, weil es so sehr enge mit den Grundsätzen der herkömmlichen Lehre und Verfassung verwachsen war, die sie unter jeder Bedingung geschützt wissen wollten. Martin V benutzte diese Stimmung, um das Reformationswerk aus den Händen des Concils in die seinigen zu escamotiren, wo es freilich etwas ganz anderes werden mußte, als man ursprünglich damit gemeint hatte. Er selbst aber konnte nun für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, daß er die Initiative ergriffen habe. Seine Reformation beschränkte sich auf die Aufstellung einiger allgemeinen wohlklingenden, aber nichts bedeutenden Grundsätze, nach denen die Kirche von nun an geleitet werden solle, und auf Staatsverträge, Concordate, die er mit den Vertretern der einzelnen Nationen schloß, wo er jeder einige wenige Zugeständnisse machte, die kein einziges der noch vor kurzem so allgemein bekämpften Prinzipien der geistlichen Regierungspraxis umstießen und jetzt noch als eine

Art von Gnadengeschenk des römischen Stuhles hingenommen werden mußten. Darauf löste er am 22. April 1418 das Concil auf, wieder mit der als bloße Phrase gemeinten Vertröstung auf eine neue allgemeine Kirchenversammlung zur Erledigung der noch nicht gelösten Fragen.

Die religiös-nationale Aufregung in Böhmen wuchs unterdessen immer mehr. Der König Wenceslav, der alle factische Regierungsmacht in die Hände der Führer der Hussiten fallen sah, hätte sich jetzt gerne zum Beschützer der Orthodoxie aufgeworfen, aber er war zu schwach dazu. Er mußte sehen, wie die extremeren Richtungen der Prager Bewegung, sowohl auf kirchlichem wie auf politischem und socialem Gebiete immer entschiedener hervortraten, und starb 1419 aus Zorn und Schreck über das Unheil, das sich durch seine Nachlässigkeit so furchtbar erhoben hatte.

Dem Herkommen nach wäre sein Bruder Sigismund zur Thronfolge berechtigt gewesen, aber die Hussiten erklärten ihn, weil er Huß das Geleite gebrochen habe und die reine Lehre verfolge, für unwürdig des Thrones. Uebrigens hatte sich auch das Verlangen nach vollständiger Lösung der hergebrachten politischen Formen Schritt für Schritt mit der immer größeren Entfernung von der Kirche so allgemein verbreitet, daß die Böhmen ihn, selbst wenn er sich den ihm zu Last gelegten Vergehen nicht schuldig gemacht hätte, doch nicht als König geduldet haben würden. So sah sich nun die katholische Partei in diesem Lande, die allerdings in der Minorität, aber doch aller Orten vorhanden war, dem gereizten Zorne und dem Fanatismus der Hussiten Preis gegeben, die sie auf alle Weise kränkten und verfolgten. Es trat ein Zustand ein, wie man ihn bisher, seit das katholische Christenthum die abendländische Welt beherrschte, noch nicht gesehen hatte. Ein ganzes Volk auf einmal war ketzerisch geworden und zwar offen und ungescheut, und ging aus der defensiven Haltung, die sonst alle Ketzer, auch wenn sie noch so zahlreich waren, einnahmen in die Offensive über. Bei einer solchen Entfesselung des negativen Elementes verstand es sich von selbst, daß sich unter diesen glühenden Feinden der katholischen Kirche wieder verschiedene Richtungen oder Secten heraus arbeiteten, je nachdem sie die Consequenzen ihrer sogenannten Befreiung mit mehr oder weniger einseitigem Formalismus des Denkens zogen. Sigismund und die katholische Kirche verstand es nicht, aus diesen inneren Spaltungen, die nach der Unterdrückung der nächsten gemeinschaftlichen Feinde, der einheimischen Katholiken schon zu blutigen Reibungen geführt hatten, Vortheil zu ziehen; beide verlangten eine unbedingte Unterwerfung als das ihnen zukommende Recht und täuschten sich über ihre Gewaltmittel zur Bekämpfung dieser gewaltigen Revolution.

Indem Sigismund Böhmen in der laut verkündeten Absicht angriff den Katholicismus wieder herzustellen und alle Ketzer und Rebellen zu bestrafen, zwang er alle Parteien zum Widerstand auf Tod und Leben, woraus sich ein neuer noch exaltirterer, politischer und religiöser Fanatismus mit Nothwendigkeit erzeugte. In kurzem beherrschte die extremste Richtung, die sich von ihrem neugegründeten Mittelpunkt, Tabor, die Taboriten nannte, Böhmen und bedrohte nicht nur die Gemäßigten im eigenen Lande, sondern alle Nachbarländer. Sie hielt sich nicht bloß für berechtigt, sondern geradezu von Gott verpflichtet dieselben, weil sie den Feinden der Auserwählten Gottes angehörten, weil diese Auserwählten Gottes von dorther verschiedene Male angegriffen waren, mit allen Gräueln barbarischer Verwüstung zu überziehen.

Sigismund hatte die Bekämpfung der Hussiten zu einer Angelegenheit des Reichs zu machen gewußt, allein die Hülfe die er von daher erhielt, war im allgemeinen nur geeignet die Revolution in Böhmen zu lebhafterer Action

nach außen zu führen und sie zu verhindern ihre eigenen Consequenzen gegen sich selbst zu ziehen, ohne stark genug zu sein, sie mit Gewalt niederzuschlagen. Die Hussiten erhielten durch die verkehrten und schwächlichen Maßregeln ihrer Feinde einen Anschein von Unwiderstehlichkeit, der alle christlichen Länder mit Furcht und Zittern erfüllte und große und wohlgerüstete Heere nicht einmal ihren Anblick ertragen ließ. Namentlich waren die zunächst gelegenen deutschen Landschaften ihren wüthenden Ueberfällen fast wehrlos Preis gegeben und nur an den Mauern der festen Städte brach sich ihre fanatische Tapferkeit.

Da sie in ihren Kriegszügen die ganze Bestialität ihres durch religiöse, politische und nationale Exaltation bis zum Wahnsinn erhitzten Naturells zügellos wüthen ließen, so erstickten sie vollständigst die Sympathien, die sie sonst unzweifelhaft in der Masse des deutschen Mittelstandes und bei der Bevölkerung des platten Landes gefunden haben würden Es hielt nicht schwer allen denen, die im Herzen mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen unzufrieden waren, begreiflich zu machen, daß diese die Früchte einer Lostrennung von der Kirche seien und sie so auf negativem Wege wieder an eine conservative Haltung des eigenen Empfindens und Denkens zu gewöhnen. Nur die allerexcessivesten kirchenfeindlichen Richtungen, die Fortsetzungen der Ketzereien des 12. und 13. Jahrhunderts, die überhaupt mit aller und jeder Autorität in Dogma, Moral und Kirchenverfassung gebrochen und sich der Lehre vom freien Geiste zugewandt hatten, entdeckten in dem Treiben der Hussiten verwandte Momente und zogen sich, wenn es sich nur irgend thun ließ, zu ihnen nach Böhmen, das so zu der eigenen Erregung noch von außen eine Menge wildgährender Elemente in sich aufnahm.

Ihr Einfluß machte sich bald bemerklich. Aus der Mitte der Taboriten, die sich noch an eine buchstäbliche Erfüllung der biblischen Lehren banden und diese in alle Lebensverhältnisse, Kirche, Staat, Gesellschaft und Familie übertragen wollten, erhoben sich einzelne Secten, welche die Erlösung des Geistes von den Banden des Gesetzes verkündigten und sie sogleich durch den Umsturz aller Zucht und Sitte, durch eine Negirung der Begriffe Kirche und Staat, Eigenthum und Ehe, kurz aller Grundpfeiler der menschlichen Ordnung bethätigten. Indessen überwog doch ein Rest gesunden Sinnes bei der Mehrzahl der Führer der Taboriten so, daß sie diese Neuerer mit unerbittlicher Härte vertilgten.

Auch war es schon nach physischen Gesetzen nicht möglich, daß der Taumel, der hier die Mehrzahl einer Nation ergriffen hatte, sich lange auf gleicher Höhe hielt. Wenn auch der Hussitismus äußerlich noch immer das streng taboritische Gepräge trug und von keinem Frieden mit den Feinden Gottes, von keiner Waffenruhe hören wollte, bis sie alle vertilgt und die ganze Christenheit nach dem Wort der heiligen Schrift erneut sei, so organisirte sich im Stillen doch eine sehr mächtige Opposition dagegen. Sie bestand aus dem größeren Theil des hussitischen Adels, dem Mittelstande, den Resten der katholischen Partei, die ihrer Sicherheit wegen sich äußerlich zum Hussitismus bekannten, und den vielen gelehrten und gebildeten Männern, welche im Ganzen die Ansichten von Huß theilten, aber eben auch nicht weiter als er, ja häufig nicht einmal so weit gehen wollten. Diese gemäßigte Partei legte ein besonderes Gewicht auf die Austheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten und gab der katholischen Kirche zu verstehen, daß dieß die hauptsächlichste Divergenz der Ansichten zwischen beiden Theilen sei, aber auch, daß eine Vermittlung nicht geschehen könne, bis man von dieser Seite her feste Garantien habe.

Im Jahre 1431 versammelte sich ein neues Concil der katholischen Kirche

zu Basel, ausgesprochener Maßen hauptsächlich auch um die unselige Spaltung beizulegen. Es suchte sogleich Unterhandlungen mit der gemäßigten Partei anzuknüpfen, denn mit den Taboriten war durchaus keine Verständigung möglich, falls sich das Concil nicht etwa zu ihrer Lehre bekehren wollte. Die gemäßigte Partei fühlte sich im Jahre 1433 stark genug Gesandte zur Anknüpfung officieller Unterhandlungen nach Basel zu schicken, trotz alles Wüthens der Taboriten, die darin den schmählichsten Verrath der heiligen Sache sahen. Indessen waren sie durch innere Uneinigkeiten jetzt so gespalten, besonders seitdem nach dem Jahre 1431 Böhmen nicht mehr von außen angegriffen, sondern sich selbst überlassen wurde, daß die Gemäßigten oder Calixtiner ihrer Wuth nicht sehr achteten.

Es kam endlich zu dem Abschlusse eines wirklichen Friedensvertrages, 30. November 1433, der sogenannten Prager Compactaten, worin ihnen der Gebrauch des Kelches beim Abendmahl zugestanden ward und sie sich dafür wieder mit der katholischen Kirche vereinigten. Kaum war somit die kirchliche Einheit wieder hergestellt, als die Taboriten noch einmal ihren Hader vergaßen und sich in Masse gegen den Vertrag erhoben. Allein sie wurden bei Deutschbrod 1434 von deu Calixtinern nicht bloß geschlagen, sondern fast vernichtet und dadurch auch einer politischen Restauration der Weg gebahnt.

Die Calixtiner verstanden sich zur Anerkennung Sigismunds, doch nur nachdem er eine Reihe von Punkten beschworen hatte, wodurch die Religionsübung der Hussiten noch besser als durch die Prager Compactaten gesichert werden sollte. Darunter war, daß er in Böhmen keine andere Umgebung in seinem Rathe und unter seiner Hofgeistlichkeit haben solle als eine solche die das Abendmahl unter beiden Gestalten genieße, daß er die hussitische Glaubensgenossenschaft als eine förmlich constituirte Kirche anerkenne und ihr die freie Wahl eines Erzbischofs, sowie der nöthigen Sufraganbischöfe überlasse, daß er die während des Aufstandes eingezogenen Kirchengüter bis auf Weiteres in den Händen ihrer jetzigen Besitzer lassen, keine Entschädigungsansprüche für die vertriebenen Mönche und Nonnen erheben wolle.

Sigismund ging auf alle diese Bedingungen bereitwillig ein, indem er das, was ihm nach seiner kirchlichen Gesinnung darin anstößig schien, leicht beseitigen zu können hoffte, sobald er nur einmal im Besitz des Thrones war. Die Calixtiner dagegen lebten der Ueberzeugung, daß der König nichts weiter als ein Werkzeug in ihren Händen sein werde, bestimmt um der eingerissenen Auflösung der bürgerlichen Verhältnisse durch die Autorität seines Namens Einhalt zu thun und ihnen die formal-rechtliche Garantie für alle die materiellen Erwerbungen zu verschaffen, die sie in den Zeiten der Verwirrung vornämlich auf Kosten der einst so reich dotirten Landeskirche gemacht hatten.

Das Concil zu Basel hatte also die Fehler des Costnizer Concils wieder gut gemacht, ohne seiner Würde und der der Kirche etwas zu vergeben. Aber auch in anderer Beziehung bemühte es sich Aufgaben, die damals nur nominell gelöst waren, endlich einmal zur Begründung einer bessern Zukunft der Kirche sorgfältig und rücksichtslos zu erledigen.

Der Schluß des Costnizer Concils war in eine durch die ersten revolutionären Symptome in Böhmen so bewegte Zeit gefallen, daß man für den Augenblick wenig über den traurigen Abstand der erreichten Resultate und der mitgebrachten Hoffnungen nachdachte. Indessen stellte sich das Nachdenken darüber sehr bald wieder ein, besonders als sich zeigte, daß der neue Papst Martin V nicht bloß nicht aus freien Stücken eine Reformation der Kirche unternahm, sonderu sich auch nicht einmal an die Concordate mit den einzelnen christlichen

Hauptnationen band. Die Simonie dominirte unter ihm am päpstlichen Hofe ebenso wie unter seinen Vorgängern, und wenn auch sein persönlicher Lebenswandel nicht in der Weise anstößig war, wie der eines Johannes XXIII oder der meisten Avignoner Päpste, so konnte doch die Kirche mit Recht von ihrem Oberhaupte noch etwas mehr als die bloße äußerliche Anständigkeit des Benehmens verlangen. Die Aussaugungen und die Erpressungen unter den verschiedensten Titeln nahmen eher zu als ab: der Papst disponirte über die reichsten Pfründen der Christenheit ganz in der früheren Weise zum Nutzen seiner Creaturen und seiner Casse und die ungeheuern Summen, welche jetzt wieder in Rom zusammenströmten, wurden weniger als je zu wirklichen oder angeblichen kirchlichen Zwecken, sondern hauptsächlich zur Bereicherung der Familie des Papstes, der Colonna, und ihres Anhangs verwandt. Wieder waren für Geld alle Gnaden in Rom feil, ja auch die Gerechtigkeit selbst wurde in den geistlichen Tribunalen ganz offenkundig für Geld meistbietend verkauft.

Martin V sah, daß er sich durch seine Vorliebe für seine Familie in seiner nächsten Umgebung, namentlich im Cardinalcollegium viele Feinde machte, welche die an jene verschwendeten Summen lieber in ihren eigenen Beutel hätten wandern sehen. Er versuchte anfangs durch gelegentliche Spenden, die nicht ihm sondern bloß der Christenheit etwas kosteten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen und die Ueberzeugug zu verbreiten, daß wenn er auch seinem Hause viel zukommen lasse, doch noch Geld in Fülle für alle die vorhanden wäre, die sich seiner Gnade würdig machten. Allein je mehr er auf diese Weise gab, desto übler wurde es von der andern Seite empfunden, daß er nicht Alles gab und es verbreitete sich durch das ganze Cardinalcollegium eine große Gereiztheit, die der Papst hinwiederum durch strenge Edikte niederzuschlagen versuchte. Nur wo es darauf ankam, ein neues Mittel der Bedrückung der Christenheit zu ersinnen, gingen Papst und Cardinäle einträchtig zusammen.

Als eine andere Ableitung der ihn zunächst umgebenden Unzufriedenheit betrachtete er daneben auch ein geschicktes Manövriren mit dem Phantom eines allgemeinen Concils. Er selbst traute sich so viel staatsmännische Klugheit zu um damit fertig zu werden, aber die Cardinäle hatten gute Ursache zu erschrecken, wenn der Papst, wie er zu verstehen gab, sich mit der reformatorischen Partei in der Kirche gegen sie verband und ihr aristokratisches Gremium sprengte. Dieß Mittel, das er mit dem besten Erfolge seit 1423 öfters anwandte, konnte aber auch sehr gefährlich werden, wenn die Cardinäle, wozu freilich wenig Aussicht war, sich selbst mit der reformatorischen Partei gegen das Papstthum verbündeten.

Indessen wagte er doch von neuem die Berufung eines Concils auf das Jahr 1431, obgleich er sah, daß sich die conservative Opposition in der Kirche aus ihrer mißmuthigen Thatlosigkeit, in der sie während der ersten Jahre nach dem Costnizer Concil und während der ersten Eindrücke der hussitischen Revolution verharrte, wieder aufzuraffen und sich von neuem zu organisiren begonnen hatte.

Ehe noch das Concil eröffnet wurde starb Martin V und Eugenius IV, der an seine Stelle trat, fürchtete den Sturm, der sich dort muthmaßlich erhob, so sehr, daß er es noch ehe es feierlich eröffnet war wieder entlassen und auf eine spätere Zeit vertagen wollte.

Allein als sich die aus allen Ländern der Christenheit Versammelten zu ihrem eigenen Erstaunen von einem so einmüthigen Geist des Widerstandes gegen die Anmaßungen des Papstthumes durchdrungen sahen, daß davor aller Unterschied der Nationalitäten, alle Divergenzen in anderen Punkten verschwan-

den, so verbreitete sich über sie eine selbstbewußte Haltung, die sie zu der kühnsten Opposition fähig machte. Sie erklärten, daß dem Papst so wenig wie irgend einer Gewalt auf Erden das Recht zustehe die Synode aufzulösen, bis sie selbst überzeugt sei ihre Aufgabe d. h. die Reformation der Kirche vollbracht zu haben. Sie wiederholten zugleich einige Hauptbeschlüsse der Costnizer Versammlung, die damals nur todte Buchstaben geblieben und eben deßhalb auch in Rom nicht besonders gefürchtet worden waren: dort hatte man in einem Augenblicke der Erregung die unendlich oft behandelte Frage, ob ein Concil über dem Papst stehe oder nicht in den stärksten Ausdrücken bejahend beantwortet und den Concilien die ausgedehnteste Gewalt, eigentlich die einzige wirklich unumschränkte Gewalt in der Kirche eingeräumt.

Gestützt auf diese Beschlüsse, die allerdings für formal unantastbar gelten durften, citirte das Concil den Papst und die Cardinäle in seine Mitte, um Antheil an seiner Arbeit der Herstellung des Kirchenfriedens und der Reformation zu nehmen, widrigenfalls es selbst die Oberleitung der kirchlichen Verwaltung in seine Hände zu nehmen und gegen Papst und Cardinäle als gegen Ungehorsame zu verfahren drohte.

Als der Papst nicht erschien, so ging das Concil ohne weiteres zu dem angedrohten gerichtlichen Verfahren gegen ihn über, und der Papst sah sich durch äußere Verhältnisse gezwungen entgegenkommende und ausgleichende Schritte zu thun. Er erkannte die Souveränität des Concils in der von ihm selbst bestimmten Weise förmlichst und feierlichst an und mußte es als eine Art von Gnade ansehen, daß ihm die persönliche Anwesenheit erlassen wurde. Darauf hin erhielten seine Legaten den Vorsitz in der Versammlung, die somit schon ehe ihre eigentlichen Arbeiten begannen, den scheinbar vollständigsten Sieg über das monarchische oder despotische Element in der Kirchenverfassung davon getragen hatte, das sich seit länger als vierhundert Jahren auf Kosten aller anderer so gewaltig erhoben. Nun schien man wieder zu dem Zustand der aristokratisch korporativen Verfassung der Kirche zurückgekehrt zu sein, wo allerdings jedermann den Concilien die vollste Souveränität zuzuschreiben pflegte.

Nachdem das Concil durch die Beilegung der hussitischen Streitigkeiten den einen Theil seiner eigentlichen Aufgabe ziemlich rasch erledigt sah, schritt es mit wahrem Feuereifer zu dem andern, der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Es schien selbstverständlich, daß mit dem Haupte begonnen werde und so wurden denn eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche die hauptsächlichsten Uebergriffe der Päpste gegenüber den Gliedern, d. h. den ihnen untergebenen Landeskirchen, für alle Zukunft unmöglich machen sollten. Ohne daß es zu einer prinzipiellen Bestimmung des päpstlichen Amtes gekommen wäre, zog sich doch durch alle diese Beschlüsse eine ganz veränderte Grundanschauung im Vergleich mit dem, was die Päpste selbst darüber dachten und was sie theoretisch und praktisch zum alleingültigen Recht in der Kirche zu erheben versucht und zum größten Theil auch wirklich erhoben hatten. Das Basler Concil sah in dem Papste nichts weiter als das, was er allerdings eine Zeitlang gewesen war, den innerhalb bestimmter Verfassungsformen zur Regierung der Kirche berechtigten Stellvertreter Christi, als des wahren Hauptes der Kirche, während sich die Päpste kraft ihres Amtes als autonom und an das Herkommen und an die Verfassung nur so lange gebunden erachteten, als sie es für passend hielten. Die aristokratischen Gliederungen in der Kirche, die durch das monarchische Element des Papstthums zu bloßen Dienern desselben herabgedrückt waren, sollten jetzt ihr altes gutes Recht wieder erhalten, das sie innerhalb ihrer engern Sphäre ebenso souverän machte, als der Papst selbst

war. Deßhalb erneuerte und ergänzte das Concil alle die fast vergessenen Bestimmungen über die canonischen Wahlen der Bischöfe, über Diöcesan- und Provinzialsynoden, die innerhalb ihres Kreises dieselbe Suprematie ausüben sollten, welche ein allgemeines Concil in der ganzen christlichen Kirche beanspruchen konnte; es erließ Verordnungen über die möglichste Beschränkung der Appellationen nach Rom u. s. w.

Eugenius IV sah sich mit Schrecken von seiner allmächtigen Höhe herabgestürzt. Er suchte vergebens dem Zug des Concils, in welchem die reformatorische d. h. antipäpstliche Partei immer entschiedener die Oberhand gewann, Einhalt zu thun durch Intriguen aller Art, und kam endlich so ins Gedränge, daß er einen äußersten Schritt wagte, indem er das Concil, das er, wie er selbst beschworen, nicht auflösen durfte, von Basel hinweg nach Ferrara verlegte. Er hoffte es dadurch wenigstens augenblicklich aus der Fassung zu bringen und rechnete auf irgend einen glücklichen Zufall.

Allein das Concil ließ sich keineswegs aus der Fassung bringen. Es eröffnete jetzt den Proceß gegen den Papst und da die Sache sehr einfach und die Stimmung möglichst gereizt war, wurde er feierlich abgesetzt und sogleich ein neuer Papst, Felix V, gewählt, 1439.

Indessen machte dieser Schritt außerhalb des Concils nicht den erwarteten, vielmehr einen sehr unzureichenden Eindruck. Im Ganzen genoß die Versammlung schon lange nicht mehr der großen Popularität, mit der sie einst begrüßt worden war. Die Masse der Laien hatte sich unter ihrer Reformation etwas durchaus anderes vorgestellt, als was das Concil dafür gab. Man wollte irgend welche Garantien, daß die schreiendsten Uebelstände, die die Laien zunächst berührten und die sie auch fast allein zu würdigen verstanden, gänzlich abgethan würden. Dazu gehörte das sittenlose Leben der meisten Priester, ihre Habsucht, ihr Uebermuth, ihre Herrschsucht, ihre Gleichgültigkeit gegen die religiösen Interessen ihrer Gemeinde, ihre scandalösen Zänkereien unter einander, ihre Theilnahme an allen möglichen Welthändeln. Denn mehr und mehr hatte sich allmählich die früher so gebundene und demüthige Anschauungsweise der Laienwelt verändert, die in dem Priester allein nur die Weihe des Amtes, also das mystische Element einer unendlichen Gewaltfülle sah, und seine Persönlichkeit und alles, was damit in Beziehung stand, ganz aus dem Spiele ließ. Man wollte fromme, keusche, einfache und demüthige Priester, die in ihrem eigenen Leben alle die Forderungen der Moral verwirklichten, die sie an die Laien stellten. Und wie man durchweg das Verderbniß der niederen Geistlichkeit bitter empfand, und sich noch bitterer darüber äußerte, ohne deswegen sogleich zu einem Bruche mit den Grundsätzen der Kirchenverfassung oder gar des kirchlichen Dogmas zu gelangen, so fühlte man sich noch mehr geärgert durch dieselben Laster in den höheren Regionen der Kirche, wo sie, wie man meinte, nur noch rücksichtsloser auftraten. Allerdings war die Stimmung gegen das Papstthum überall so gereizt, daß alles, was gegen dieses gethan wurde, auf sicheren Beifall unter der Laienwelt zählen durfte. Allein man glaubte sich eben deßhalb, weil man es so allgemein haßte, zu keinem besonderen Dank für einige Beschränkungen verpflichtet, wie sie mit ihm in Basel vorgenommen wurden. Dieß schien sich so von selbst zu verstehen, daß man sich wunderte, wie die dort versammelten Väter so viel Gewicht darauf legen wollten. Da einmal der Argwohn der Masse gegen das Institut der Kirche so hoch gestiegen war, so glaubte man allmählich den Grund davon darin suchen zu müssen, daß die Hierarchie mit diesen vorgeblichen großen Reformen die wirkliche Reform im Sinn der damaligen Laienwelt zu escamotiren gesonnen sei.

Die höchsten Spitzen der Laienwelt, die Fürsten und Staatsmänner der Zeit, sahen das Concil ebenfalls nicht mit günstigen Augen an. Auch sie glaubten in ihm hauptsächlich das Bestreben wahrzunehmen, das Papstthum zu Gunsten der kirchlichen Aristokratie zu schwächen, damit diese dann an der Stelle desselben die Welt beherrsche. Vor dem so sehr zerrütteten Papstthum der damaligen Zeit waren keine ernstlichen Besorgnisse mehr zu hegen. Dieß vermied sorgfältig jeden Conflict mit den Hauptinteressen der größeren weltlichen Mächte und war zufrieden, die Kirche im eigentlichen Sinne zu despotisiren und auszusaugen, die Laien aber immer möglichst nur so weit auszubeuten, als die betreffende Staatsgewalt ihm dabei ihre Unterstützung lieh, was sie natürlich niemals umsonst that. So lange das Papstthum so ganz ausschließlich allmächtig sich in der Kirche geberden durfte, war die Hierarchie aller Landeskirchen selbstverständlich darauf angewiesen, eine Art von Schutz dagegen bei der weltlichen Macht zu suchen, die also von beiden Seiten zu ihrem unendlichen Vortheil als Bundesgenossin oder Patronin gesucht ward. Aus einer klugen Benützung dieser vortrefflichen Position durften sich die weltlichen Fürsten auch für die Zukunft noch die allergrößten Vortheile versprechen und es schien fast undenkbar, daß das Papstthum jemals wieder die einstige so lästige Suprematie auch in rein weltlichen Angelegenheiten, wie etwa zur Zeit Innocenz III geltend zu machen fähig sein werde. Wohl aber war zu fürchten, daß die korporativ geschlossene kirchliche Aristokratie nach der Besiegung des Papstthums ihre Kraft so gewachsen fühlen werde, um auch gegen die Staatsgewalt nachdrücklich Front zu machen und sie in ihrer angestrebten Autonomie zu beschränken. —

Daher fühlten die größeren Staaten des christlichen Europas auch keinen Beruf in sich den neuen Papst des Concils anzuerkennen, sondern blieben Eugen IV entweder offen treu, oder erklärten sich wenigstens vorläufig neutral. Aber die guten Früchte, die das Concil bisher gebracht, eilten sie sich zuzueignen. Die Beschränkung der päpstlichen Eingriffe in die einzelnen Landeskirchen, das Verbot der unter allerlei Titeln von Seite der Curie bisher geübten Gelderpressungen konnte ihnen nur erwünscht kommen. Insofern war ihnen auch die Wahl eines Gegenpapstes höchst vortheilhaft, weil sie dadurch Eugen IV gegenüber das wirksamste Drohmittel in die Hand bekamen. Wirklich sah sich Eugen genöthigt, die reformatorischen Beschlüsse des Baseler Concils für Frankreich, das sich in diesem ganzen Handel mit größter Gewandtheit benahm, unter dem Namen der pragmatischen Sanction von Bourges zu bestätigen, auch das deutsche Reich suchte sich diese Vortheile durch eine feierliche, zu Mainz aufgestellte, Acceptionsurkunde zu sichern und machte von ihrer Annahme die fernere Anerkennung Eugens IV abhängig.

Allein die innere Zerspaltung des deutschen Reiches machte es den päpstlichen Intriguen leicht, Boden zu gewinnen. Zuerst wurde der damalige Kaiser Friedrich III dem Papste günstig gestimmt und dann kein Mittel gespart um auch andere Fürsten gleichgültig oder gewissenlos gegen die Mainzer Beschlüsse zu machen. Namentlich mit Hülfe eines sehr schlauen Bestechungssystemes gelang es erst einige Zugeständnisse von dem Reiche zu erwirken, die die Mainzer Beschlüsse zwar nicht wesentlich, doch hie und da amendirten, dann gab der Papst zu diesen so modificirten Beschlüssen allerdings seine Zustimmung, aber in einer so sophistisch gedrehten Weise, daß ihm in der That für die Zukunft freie Hand zur völligen Zurücknahme des eben zugestandenen blieb. Darauf hin leistete ihm eine feierliche Gesandtschaft des Reiches, worunter sich viele seiner erkauften Anhänger befanden, förmlich die Huldigung als dem rechtmäßigen Papste, ohne

sich um die bedenkliche Fassung seines Consenses weiter zu kümmern, von dem doch die Huldigung abhängig gemacht worden war.

Dieser erste Sieg in Deutschland war deßhalb so wichtig, weil hier der Heerd der aristokratisch-corporativen Opposition gegen die Kirche lag. Die geistlichen Würdeträger dieses Landes in ihrer Eigenschaft als wirkliche und zwar als die vornehmsten Fürsten des vornehmsten Reiches in der Christenheit waren am wenigsten geneigt, sich von den Päpsten wie auf Wohlverhalten angestellte Bediente behandeln zu lassen. Kurz darauf starb Eugen IV 1447. Bald darnach legte auch Felix V sein undankbares Amt nieder und das Concil, um das sich Niemand mehr kümmerte, gieng auseinander 1449.

Der Nachfolger Eugens, Nicolaus V, war durchdrungen von dem Gedanken alle Resultate des Baseler Concils zu Nichte zu machen. Mit der größten diplomatischen Gewandtheit operirte er auf dem ihm von seinem Vorgänger gebahnten Wege in Deutschland weiter fort und es gelang ihm mit Hülfe des ganz für ihn gewonnenen Kaisers, Friedrich III, in einem neüen Concordat mit dem Reiche zu Wien 1448 die Stellung der deutschen Kirche auf das einst in jeder Beziehung so hart in Deutschland getadelte Costnizer Concordat zurückzuschrauben. Was das päpstliche Gold und die pfiffigen Ueberredungskniffe päpstlicher Emissäre nicht vermochten, das wurde durch besondere Zugeständnisse an die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten erreicht und so war wenigstens das Hauptland der Christenheit in jedem Sinne um die gehoffte Reformation der Kirche betrogen.

Frankreich wußte sich zwar die errungenen Zugeständnisse besser zu bewahren, allein auch hier gieng ihr Hauptwerth verloren, weil sie nun nicht mehr als das Recht der ganzen Kirche, sondern nur als eine zufällige Concession an einen Theil derselben erschienen. Die Päpste durften sich trotz ihrer Einschränkung auf einem Punkte ihres Gebietes doch auf dem ganzen für ebenso souverän als früher halten, und der Grundgedanke der beiden großen Concilien, die Verfassung der Kirche durch Zurückführung auf ihre ältere aristokratisch-repräsentative Form gänzlich umzugestalten, mußte als vollkommen gescheitert angesehen werden.

Noch weniger konnte von einem vortheilhaften Einfluß dieser Concilien auf die Reformation der Kirche im Sinne der Laien und der besseren und tieferen Gemüther unter der Geistlichkeit die Rede sein. Das Basler Concil hatte diese ganze Seite seiner Thätigkeit für die unwichtigere gehalten und sich entweder nur mit ganz allgemeinen Phrasen oder mit ganz speciellen Verordnungen z. B. gegen das Concubinat der Priester, begnügt, von denen die ersteren so wenig halfen wie die letzteren. Da es von Anfang an nach dem Geiste derer, die es zusammensetzten, alles Gewicht auf die Formen der Verfassung, also auf das Aeußere der Kirche legte, so schien es anzunehmen, daß sich der rechte sittliche Geist, den die Laien und sehr viele unter den gelehrten und sehr trefflichen Männern, die in seiner Mitte saßen, schmerzlich vermißten, von selbst wieder einfinden werde, sobald nur dem revolutionären Despotismus des Papstthums und der von ihm nothwendig erzeugten Anarchie ein Ende gemacht sei. Auch war es in der That schwer, falls man sich durchaus conservativ gegen die Lehre und Verfassung der Kirche verhalten wollte, was doch der Grundzug der Stimmung des Concils war, den so schwankenden, namenlosen und so sehr individuell gefärbten Wünschen der Gemüther der Zeitgenossen gerecht zu werden. Gewiß war es, daß sie sich unbefriedigt fühlten, daß sie eine Reform wollten, aber doch konnte oder wollte Niemand deutlich angeben, in welchen einzelnen Dingen dieselbe bestehen müsse, wenn sie wirklich alle Bedürfnisse befriedigen solle. Man wollte die kirchliche

Lehre und Verfassung unter keiner Bedingung antasten, weil jeder Eingriff den, der ihn wagte, zum Ketzer stempelte, und das Beispiel der Hussiten war noch neu genug, um alle gewissenhaftere Menschen mit Grauen vor einem solchen Hinausgehen über die herkömmlichen Schranken zu erfüllen, das in sich ohne ein zügelndes Moment nur mit dem Zusammensturz aller ewigen Gesetze und Ordnungen des menschlichen Daseins enden zu können schien. Und doch waren es im Grunde diese selben Lehren, diese selben Verfassungsformen, die so schwer auf der Zeit lasteten, ohne daß sich der Einzelne in seinem Inneren eingestehen durfte, daß er dagegen sich empörte.

So war zwar der äußere Friede und die Einheit in der christlichen Welt wiederhergestellt und alle die, deren Interesse durch die bisherigen Reformations- und Revolutionsversuche so schwer gefährdet worden, an ihrer Spitze die Päpste, athmeten wieder freier auf, als seit mehreren Menschenaltern, allein die trübe Stimmung, die sich über die ganze Christenheit ausbreitete, das Gefühl der Rathlosigkeit, die Sehnsucht und zugleich die Furcht vor einer neuen, noch namenlosen That, an die Niemand recht zu denken wagte, wenn er nicht keck genug war, sich selbst einen Zerstörer des Heiligsten und Gesichertesten in der ganzen Ordnung der Welt zu nennen, war nicht auszutilgen, wenn sie auch in Rom und anderwärts entweder nicht beachtet, oder verlacht, oder als Symptome einer vorübergegangenen Krankheit, des Reformationsfiebers, das man so schlau geheilt zu haben vermeinte, betrachtet wurden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Frankreich und England in ihren Wechselbeziehungen während des XIV und XV Jahrhunderts und die selbständige Entwickelung beider Nationen und Staaten.

So lange noch die Eroberung oder Vertheidigung des heiligen Landes die Kraft der gesammten Christenheit nach außen zu concentriren vermochte, gab es ein auch äußerlich wahrnehmbares Symbol für die Einheit derselben, die unbeschadet des von diesem Standpunkt aus geringfügigen Unterschiedes der Nationalität, des Wohnortes und dergleichen als der eigentliche charakteristische Zug der mittelalterlichen Entwickelung von Karl dem Großen an zu betrachten ist. Er hatte diese Einheit auch in der äußeren Zusammenfassung innerhalb desselben Verbandes des christlichen Staats schlechtweg zu realisiren versucht. Dieser Versuch, ihm scheinbar geglückt, erwies sich freilich bald als unhaltbar, allein von nun an konnte sich kein Glied der Christenheit ohne die lebhaftesten weltlichen Beziehungen zu dem andern denken, ganz abgesehen von der Uniformität

der geistlichen Interessen und des kirchlichen Staates, der mit vollem Bewußtsein in dem Begriffe der Gesammtheit alle Momente der Vereinzelung verschwinden ließ.

Die geistliche Einheit, als sie am meisten realisirt war, zugleich eine geistige Einheit des christlichen Europas, konnte aber doch die natürlichen Elemente der Trennung nach einzelnen Staaten und Völkern nur so lange beseitigen, als sie dieselben zu lebhaftester Action nach außen, zur Erreichung eines Zieles, das bloß vom kirchlichen Standpunkt aus Werth hatte, zu befeuern wußte. Als sie dieß nicht mehr vermochte, stand sie zwar äußerlich noch ganz ungebrochen da, denn es gab nach wie vor nur die eine katholische Kirche mit ihrem einzigen Oberhaupte, aber die Momente der weltlichen Trennung nach Staaten und Völkern machten sich jetzt, gleichsam durch ihre lange Zurückdrängung zu intensiverem Wachsthum genöthigt, in einer Stärke geltend, von der früher nichts zu bemerken war.

Nach ihrer Anlage schlugen sie für ihre weitere Entfaltung einen Weg ein, auf dem sie zunächst zwar sehr selten mit jener theoretisch noch immer die Geister beherrschenden Einheit des geistlichen Staates oder der Kirche collidirten, indessen, wo eine solche Collision doch eintrat, ergab es sich, daß der Trieb nach der freien Entwickelung der nationalen oder staatlichen Besonderheit stärker war, als die Reminiscenzen der einstmals thatsächlich bestandenen geistigen und formalen Einheit der christlichen Welt.

Dieß trat zum ersten Male vollständig in die Geschichte ein, als König Philipp IV von Frankreich seinen Kampf gegen Bonifazius VIII, den starren Repräsentanten der kirchlichen Alleinherrschaft und zugleich Einherrschaft wagte und ihn mit der Unterstützung des nationalen Geistes in Frankreich siegreich beendete.

Von da an war es entschieden, daß jede der großen Massen der christlichen Völkerfamilie nach gewissen Richtungen hin, die man unter dem Namen der weltlichen zusammenfaßte, obgleich sich nirgends eine scharfe Grenzlinie gegen das sogenannte geistliche Gebiet ziehen ließ, zu ihrer selbstständigen, ungehinderten Entwickelung befähigt und berechtigt war und die Geschichte Europas zerfiel von da ab in eine Geschichte seiner hauptsächlichsten Völker, auf dem anfangs noch beschränkten aber immer mehr sich ausdehnenden Gebiete, das sie für ihr eignes ungestörtes Leben sich reservirten, und in die Geschichte der daneben noch immer gültigen, geistigen oder kirchlichen Gesammtentwickelung, vor welcher der Voraussetzung nach jene trennenden Momente nicht vorhanden sein sollten.

Philipp IV hatte nur, um seinen brutalen Souveränitätsbegriff zu wahren, den Kampf mit der ersten Macht der Welt gewagt. Um seine Kühnheit besser begreifen zu können, muß man bedenken, daß das französische Königthum schon seit Philipp Augustus auf Kosten der es früher so sehr einschränkenden, höheren und niederen weltlichen Aristokratie, unendlich an materieller Kraft und damit auch an Selbstgefühl zugenommen hatte. Mancherlei Glücksfälle erleichterten den Nachfolgern von Philipp Augustus auf der von ihm eröffneten Bahn kühn weiter zu gehen, auch wenn sie persönlich nicht dieselbe Begabung aufweisen konnten, die ihm eigen war.

Der Einfluß der französischen Könige erstreckte sich noch zu seiner Zeit nicht über die nördlichen und centralen Gegenden des heutigen Frankreichs hinaus. Der Süden, obwohl er dem Namen nach die Oberhoheit des Königs des Nordens anerkannte, durfte doch sonst in jeder Hinsicht als ein unabhängiges Land gelten. Aber durch die Kriege gegen die dort dominirenden

Ketzer wurde das mächtigste Haus jener Gegenden, das der Grafen von Toulouse gestürzt und den französischen Königen Gelegenheit gegeben, in dem weiter daran sich reihenden Krieg bei den kleineren Vasallen erst als Vermittler, dann als wirkliche Herren aufzutreten. Zugleich benutzten sie die Verwirrung im deutschen Reiche seit Friedrich II, um in dem der Nationalität nach zu Frankreich, der politischen Eintheilung nach zu Deutschland gehörigen Königreich Arelat unter dem verschiedensten Vorwande große Landstrecken und wichtige Städte zu occupiren, bis endlich die Grafschaft Provence an den Bruder Ludwigs IX, Karl, den nachherigen König von Neapel kam und damit die Entfremdung dieser Provinzen von dem deutschen Reiche vollbracht war, wenngleich dieses seine nominellen Ansprüche darauf nicht aufgab. Endlich bot die fortdauernde Zerrüttung in England, wenn auch nicht Gelegenheit zu neuen Eroberungen, so doch zur festen Behauptung der schon gemachten, und so war die französische Krone schon zur Zeit Philipps IV im unmittelbaren Besitz der größeren Hälfte des damaligen Reiches, und damit viel besser gestellt als irgend eine der Kronen der übrigen Lehensstaaten dieser Zeit, in denen der oberste Lehensherr nur durch die vielgegliederte Stufenfolge von Vasallen, deren oberste fast auf gleicher Höhe mit ihm selbst stand, eine sehr mittelbare Autorität auszuüben vermochte.

Dazu kam noch, daß das ganze französische Leben der Zeit schon einen festen Mittelpunkt in der alten Hauptstadt Paris gefunden hatte. Vor ihrem Uebergewicht mußte sich die Bedeutung aller anderen großen Orte des Reiches beugen, die immer nur als locale Centren angesehen werden konnten. Hier war der hergebrachte Sitz des so mächtigen und reichen Königthums, hier sammelte sich die höhere Kultur der gebildeten Klassen und wirkte von da aus tonangebend auf alle die kleineren Vasallenhöfe, ja selbst über die Grenzen von Frankreich hinaus, auf alle die Höfe, die durch ihre Abstammung dem französischen Wesen angehörten. Diese selbe Stadt war zugleich der Mittelpunkt der höheren Wissenschaften der Zeit, der Theologie und Philosophie, und wenn auch diese Art von Wissenschaft und die Kultur, die von dem Hofleben ausgieng und sich auf dasselbe bezog, nicht die geringste innere Berührung zeigten, so erhöhte der doch autoritätmäßig angenommene Ruhm der Stadt als des Wohnsitzes der gebildetsten Geister der Zeit, auch wenn man die Dinge nicht begriff, mit denen sie sich beschäftigten, zugleich die Bedeutung aller andern Einflüsse, die von dort ausgingen. Früher hatte sich in Südfrankreich ein wesentlich selbstständiges Culturleben ausgebildet (s. oben S. 222). Dieß war seinerseits sehr anregend für die Entwicklung des nordfranzösischen gewesen, obgleich sich das letztere bald auch innerhalb gewisser Grenzen zu emancipiren wußte. Aber mit den Albigenserkriegen war das südfranzösische bunte Geistesleben, der bewegte Idealismus des dortigen höfischen und ritterlichen Treibens zerstört und was in Frankreich ähnliches noch sich regte und blühte, gehörte durchweg in den Kreis des nordfranzösischen Elementes, in welchem Paris ohne Rivalen den Ton angab.

Auch in Frankreich war allmählig auf denselben Bedingungen, wie in den übrigen europäischen Culturländern, wie besonders in Deutschland und Italien, ein dritter Stand, ein städtisches Bürgerthum erwachsen. Allein während es in socialer Hinsicht ein nicht viel anderes Gepräge als dort trug — es war angewiesen auf die nützlichen Gewerke und die Theilnahme an dem Weltverkehr, der sich seit den Kreuzzügen über ganz Europa spannte — so nahm es doch in politischer Hinsicht eine wesentlich andere Richtung an. Sein Emporkommen fiel in die Periode, wo das Königthum mit Bewußtsein und durch das Glück vortrefflich begünstigt nach Unabhängigkeit von den beschränkenden Verhältnissen

des Lehensstaates trachtete. Daher schloßen sich das Königthum und der dritte Stand hier enger als anderswo zusammen und der letztere glaubte in dem ersteren die einzige Schutzmacht gegen die ihm hier wie anderwärts feindliche Lehensaristokratie höheren und niederen Ranges gefunden zu haben, während er in Italien ganz und in Deutschland fast ganz selbstständig sich sein Geschick zu schaffen unternahm. Die Krone hütete sich wohl ihm allzuviel Concessionen zu machen und ihn auf diese Weise zu der freien Stellung zu führen, auf die er gewissermaßen selbst, wahrscheinlich in Folge seiner nationalen Grundlage verzichtete. Philipp IV zog die Abgeordneten der wichtigeren königlichen Städte zwar zu den Versammlungen der großen geistlichen und weltlichen Vasallen, die bis dahin ausschließlich die französische Nation in politischer Beziehung repräsentirten, aber er überwachte mit der größten Strenge jede Regung wahrhafter Autonomie, wo sie sich nach dem Muster dessen, was in den freien italienischen und deutschen Städten geschah, auch in Frankreich, freilich immer nur sehr schüchtern und ungeschickt zu äußern wagte.

So war das französische Königthum auf dem Wege alle anderen Monarchien der Zeit durch seine Machtfülle zu überflügeln, als es durch äußere Verwicklungen für lange Zeit von seiner Bahn abgelenkt und wenn auch nicht ganz um seine Bedeutung gebracht, so doch beträchtlich zurückgeworfen wurde.

Es gehörte zu seinen politischen Traditionen die Feindschaft gegen England als ewig d. h. als so lange nothwendig zu betrachten, als überhaupt noch etwas von den englischen Besitzungen auf dem Festlande erobert werden konnte. So lange England durch innere Verhältnisse wenig geeignet zur Kraftentfaltung nach außen war, standen sich die französischen Könige sehr gut bei dieser politischen Maxime. Dieß änderte sich aber mit der Thronbesteigung Eduards III von England 1327.

Das Jahrhundert von dem Tode König Johanns (s. oben S. 212) bis zu seiner Thronbesteigung war für England eine Zeit der folgenreichsten inneren Kämpfe gewesen. Die Ertheilung der Magna Charta hatte die höheren Vasallen in den Stand gesetzt ihre an und für sich nach dem Herkommen in anderen Lehensstaaten und auch in England selbst gerechtfertigten Ansprüche auf die Theilnahme an der höchsten Gewalt mit einer unumstößlichen urkundlichen Begründung gegen alle Uebergriffe des Königthums geltend zu machen. Von dem Augenblick, wo sie ertheilt war, begannen aber auch die Streitigkeiten über ihre Auslegung und diese, die oft den König und die Vasallen bewaffnet gegen einander führten und das Land durch alle Gräueln förmlicher innerer Kriege, nicht bloß durch das gewöhnliche Fehdegetriebe der mittelalterlichen Welt erfüllten, entschieden sich nicht nach dem Buchstaben des geschriebenen Gesetzes, sondern nach der factischen Gewalt, die der eine oder der andere Theil zu seinem Nutzen anwenden konnte. Besonders folgenreich waren die Kriege zwischen der Krone und den Vasallen unter Heinrich III. Im Laufe derselben errang die Aristokratie geführt von dem Grafen von Leicester einen vollständigen Sieg über den König und bekam sofort die ganze Regierungsgewalt in ihre Hände. Um sie sich aber dauernd zu sichern, sah sie sich nach Verbündeten außerhalb ihres eigenen Kreises um. Sie glaubte diese in der niederen Ritterschaft und in der Bürgerschaft der größeren Städte zu finden. Die niedere Ritterschaft, bisher ohne gesetzliche politische Bedeutung in den allgemeinen Staatsangelegenheiten, bildete doch die Grundlage für die Macht der eigentlichen Kronvasallen. Ohne ihren guten Willen wäre ihr Kampf gegen das Königthum bald geendet gewesen. Die Städte waren in England zwar weniger zahlreich und weniger vorgeschritten in Gewerken und Handel, folglich auch in dem daraus entsprin-

genden Reichthum wie auf dem Continent, aber sie hatten sich doch so gut als sie es vermochten innerhalb ihres Kreises zu regen versucht und selbst diese geringen Erfolge waren schon hinreichend um ihnen ein Gefühl für Selbstständigkeit und bürgerliche Freiheit zu verleihen, das sehr mit den willkürlichen Erpressungen contrastirte, die sich die königlichen Beamten gerade gegen sie erlaubten. Leicester berief Abgeordnete aus beiden Ständen, aus der niederen Ritterschaft und den Städten zu der Versammlung der Geistlichen und weltlichen Kronvasallen, die er 1263 zu London berufen hatte, um dort über weitere Maßregeln zur Beschränkung der königlichen Gewalt und zur Durchführung der Pläne der Aristokratie zu berathen. Indeß zerfiel seine Partei sehr schnell wieder: der Sohn Heinrichs III, der nachherige König Eduard I sammelte die Anhänger seines Hauses und die Feinde Leicesters um sich und es gelang ihm die Restauration seines Vaters. Als Eduard I 1274 den Thron bestieg, wiederholten sich dieselben Vorgänge wie unter den früheren Regierungen und wiederum war es die Aristokratie, die um den Kampf gegen den als Helden ersten Ranges gefürchteten König bestehen zu können ihre alte Verbindung mit den niederen Ständen erneuerte. Eduard I wurde 1297 gezwungen urkundlich die volle Gültigkeit der so oft von ihm und seinen Vorgängern verletzten Magna charta anzuerkennen und zugleich den Abgeordneten der Ritter und der Städte einen dauernden Sitz in der Versammlung der Kronvasallen, dem Parlament, zuzugestehen. Besonders aber mußte er sich verbindlich machen, keine neue Schatzung oder Steuer unter welchem Vorwand es auch sei im ganzen Reiche zu erheben, ohne die Bewilligung dieser vier Hauptglieder der Nation. Die Magna charta suchte nur die Erpressungen zu verhindern, die die darin vertretenen Stände, Clerus und Barone betrafen. Jetzt aber mußte der König der ganzen Nation d. h. den Ständen, die im Besitz politischer Rechte waren, verheißen, dieses für ihn werthvollste, für die andern aber lästigste Stück der königlichen Autonomie für immer aufzugeben. Weder die Sieger noch die Besiegten konnten freilich ahnen, welche unermeßliche Folgen sich an dieß scheinbar so particulare Ereigniß knüpfen würden.

Zunächst half der Sieg, den die vier Stände über das Königthum davon getragen, wenigstens so viel, daß sich unter der Regierung Eduards II, der persönlich sehr unbedeutend war, ihre Gemeinschaft noch ungeirrt durch die natürliche Verschiedenheit ihrer Interessen immer mehr befestigte. Der König endigte auf die traurigste Weise durch die Intriguen seiner nächsten Umgebung, allein da die politisch berechtigte Nation sich nun hinlänglich gegen das Königthum gesichert glaubte, da sie alles erreicht hatte, was sie für's erste selbst wollte, so wurde es seinem Sohne Eduard III, obwohl er bei dem Tode seines Vaters erst vierzehn Jahre alt war, doch mit Hülfe seiner eigenen Heldenkraft und Klugheit und der Unterstützung des Volkes möglich, die Ligue, die ihn zu ihrem ebenso willenlosen Werkzeug machen wollte, wie es sein Vater gewesen war, zu zersprengen und als wirklicher König an die Spitze der englischen Nation zu treten.

Sein persönlicher Instinkt führte ihn dazu den Kampf gegen die jetzt schon so fest begründete Selbstständigkeit des Landes zu unterlassen, dagegen die Kräfte desselben, die sich bereits so sehr hatten fühlen lernen, nach außen zu kehren, dem lebhaften Nationalbewußtsein durch ein glänzendes Ziel Gelegenheit zu geben sich vollständigst zu befriedigen und so indirect den Glanz und die Würde der Krone, die hier die Initiative ergriff, neu aufzufrischen. —

In dem Jahre 1328 war das bisherige französische Königshaus in seiner directen männlichen Linie erloschen und Philipp VI von Valois aus einer Sei-

tenlinie bestieg den französischen Thron. Allein Eduard machte kraft seiner Abstammung von einer Tochter Philipps IV Ansprüche darauf und beschloß sie mit den Waffen durchzusetzen. Er nannte sich König von Frankreich und begann 1339 den Krieg nicht wie einst seine Vorfahren um ein Stück von Frankreich wiederzuerobern, sondern um es ganz zu unterwerfen. Seine Erfolge waren glänzend. Er schlug die Franzosen zur See bei Sluys in Flandern 1340, zu Lande bei Crecy 1346, wo die Blüthe des französischen Adels vor den mit der Armbrust bewaffneten Soldtruppen und Eduards überlegenem strategischen Talente zu Grunde ging und eroberte einen großen Theil Frankreichs. Philipps Tod 1350 machte nur eine kurze Unterbrechung in dem Kriege. Sein Nachfolger Johann der Gute reizte Eduards Stolz und der Krieg begann auf's Neue. Wiederum wurden die Franzosen durch die englischen Stahlbogenschützen bei Maupertuis vernichtet 1356 und ihr König selbst gefangen. Allein Eduard verfolgte seine Vortheile nicht so nachdrücklich als er gekonnt hätte, weil er hoffte, daß nach der Gefangennehmung Johanns der Widerstand von selbst aufhören würde. Der Sohn Johanns Karl setzte jedoch den Widerstand fort, zugleich von England und von sehr gefährlichen Volksaufständen bedrängt, die in Folge des großen Steuerdruckes und der Verwüstungen beider kriegführenden Heere aufloderten. Carl zeigte sich hier schon als den geschicktesten Staatsmann seiner Zeit. Es gelang ihm den nachlässigen Engländern Verluste beizubringen und den Ausbrüchen der Verzweifelung der niederen Stände, in die sich auch etwas von den damals z. B. durch die deutschen Städte hindurchgehenden demokratischen Bestrebungen eingemischt hatte, mit Festigkeit und Klugheit ein Ende zu machen. Eduard III, der außer seinen Kriegen gegen Frankreich noch mehrere andere Unternehmungen betrieb, verstand sich endlich dazu den König Johann wieder freizulassen. Bald darauf starb Johann 1364 und nun fand sein Sohn Carl V Gelegenheit sich in seiner ganzen Tüchtigkeit zu zeigen. Es gelang ihm Eduard III und seinem Nachfolger und Enkel Richard II seit 1377 fast alle ihm durch Verträge garantirten Eroberungen in Frankreich wieder zu entreißen, und im Innern das Königthum gegen den Uebermuth der Vasallen und die Brutalität der unteren Stände gleichmäßig wieder zu befestigen. Allein nach seinem Tode 1380 eröffnete die Regierung seines fast blödsinnigen Sohnes Carl VI eine Periode des größten Unglücks für Frankreich. Zunächst stritten sich die Prinzen des königlichen Hauses um die Vormundschaft und damit um die factische Regierungsgewalt, da man wohl wußte, daß Carl sie niemals selbstständig ausüben könne. Dann mischte sich ganz naturnothwendig auch die Aristokratie, hier und dort Partei nehmend hinein und bald tobte überall der innere Krieg. Die Situation Frankreichs verschlimmerte sich noch, als auch England wieder feindlich auftrat. Richard II befand sich bei persönlich größerer Begabung als Carl VI doch in einer ähnlichen Lage wie er, mitten im Gedränge aristokratischer Factionen, bis er endlich durch den Führer einer derselben, den Herzog Heinrich von Lancaster, seinen Vetter, entthront wurde 1399. Heinrich v. Lancaster wurde hauptsächlich durch die Unterstützung der beiden niedern Stände im Parlament König, hatte aber während seiner Regierung genug zu thun, um sich auf dem Throne zu halten. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich V, seit 1413, glaubte sich aber stark genug um Frankreich wieder anzugreifen. Auch er wurde vom Glück unmäßig begünstigt und eroberte in einigen Feldzügen, freilich nur mit der Unterstützung der mächtigsten aristokratischen Faction, der burgundischen, fast ganz Frankreich. Mit ihrer Hülfe ließ er sich auch die Erbfolge auf dem französischen Throne mit Ausschluß des rechtmäßigen Thronerben für den Todesfall Carls VI sichern. Doch starb Heinrich

einige Monate vor ihm 1422 und hinterließ nur einen neun Monate alten Knaben, Heinrich VI, dem so in der Wiege die Kronen beider Reiche zufielen.

Carls Sohn, Carl VII schien trotz der Jugend seines Gegners verloren, als ihm plötzlich in der Jungfrau von Orleans eine ganz unerwartete Hülfe erstand. Das unendliche Unglück Frankreichs, der Uebermuth und die Sittenlosigkeit der Fremden und der mit ihnen verbundenen einheimischen Aristokratie, ihr prahlerisches Selbstvertrauen erweckte in den untersten Schichten der Bevölkerung besonders auf dem Lande einen mächtigen religiösen Sinn, der sich allein mit dem inbrünstigen Glauben, daß Gott und seine Heiligen doch noch das Land retten und ihre übermüthigen Vernichter demüthigen werde, vor gänzlicher Verzweiflung bewahren konnte. Alle Blicke waren auf den legitimen König gerichtet, wie denn überhaupt das französische Königthum gerade in diesen Kreisen seit der Zeit des wunderthätigen Ludwigs des Heiligen immer in einem gewissen überirdischen Nimbus erschienen war, von dem die höheren Stände nicht das Geringste wahrnehmen wollten. Als der Ausdruck dieser Stimmung des Volksgeistes trat Johanne d'Arc aus Domremy an der Grenze von Lothringen auf 1429, voll des Glaubens, daß ihr durch die endlich sich offenbarende Gnade Gottes die Vertreibung der Feinde des legitimen Königs und seiner Krönung in Rheims aufgetragen sei. Anfangs bespottet, dann angestaunt, theilte sich ihre Inspiration allen denen mit, die ihr nahe traten und es gelang ihr auch wirklich die Engländer zu schlagen, die sie sofort für ein dämonisches Wesen hielten und ihr nun gar nicht mehr zu widerstehen vermochten. Selbst als Johanne, da sie ihr anfängliches selbst gestecktes Ziel überschritt, von den Engländern gefangen und als Hexe verbrannt wurde, blieb das Glück doch den Franzosen treu und in einer Reihe von Feldzügen verloren die Engländer ihre neuen Eroberungen sammt ihren alten Besitzungen bis auf die einzige Stadt Calais.

Carl VII war selbst im Felde ganz unbrauchbar und so der rechte Typus der französischen Könige dieser Zeit, die meist nichts von der heldenmäßigen Art ihrer Feinde an sich hatten und doch, gerade dadurch daß sie nichts davon hatten, sondern bloße Diplomaten und theilweise auch Staatsmänner waren, schließlich den Sieg über sie davon trugen. Er versuchte den so sehr wankenden Thron nach der Vertreibung der äußeren Feinde innerlich besser zu begründen, und es gelang ihm überraschend gut. Die Macht der Aristokratie, ja selbst ihr äußerer Bestand hatte durch die hundertjährigen Kriege mit England einen Stoß erlitten, von dem sie sich nie wieder zu erholen vermochte; die Mittelstände und die Masse des Volkes sah ihr einziges Heil in einem möglichst starken Königthum und ließ sich gerne selbst große Beschränkungen und im gewissen Grade auch den Druck neuer Verwaltungsformen und eines neuen Steuersystems gefallen. Nur sollte der Autonomie des Lehensadels, die ganz nach ihrer Laune über alle Theile des Volkes aus Ursachen, die dasselbe nicht das Geringste angingen, Verwirrung und Verderben bisher zu verbreiten vermocht hatte, dauernd gesteuert werden, wie es Carl ernstlichst versuchte. Als ein Hauptmittel dazu bot sich ihm die Beibehaltung von Soldtruppen dar, die sonst immer nur für die Dauer einer Kriegsunternehmung geworben und nach ihrem Ausgange entlassen zu werden pflegten. Damit vermochte er, selbst bei geringen Streitkräften, doch die Unzufriedenheit der Aristokratie in Schach zu halten und das Volk ertrug die schweren Steuerlasten, die ihm zu dem Unterhalt derselben aufgewälzt wurden, zwar mit Seufzen aber doch mit der Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Zustand besser als die Vergangenheit sei.

Carl VII verstand es außerdem auch das Interesse der französischen Hierarchie durch die pragmatische Sanction von Bourges, welche die Freiheiten der

gallicanischen Kirche gegenüber dem Papstthum begründeten, dauernd an die Krone zu fesseln und die Aristokratie von dieser Seite her, wo sie eigentlich auf natürliche Verbündete gegen die königliche Autonomie hätte rechnen dürfen, vollständigst zu isoliren und so war es ihm möglich, nicht bloß der Krone ihren früheren sondern einen noch viel höheren Glanz, als sie zur Zeit Philipps IV, V und VI gehabt, zu verschaffen.

Was er angefangen, vollendete sein Sohn Ludwig XI 1461 — 83. Er hatte nur noch zwei große Vasallen, freilich die größten unter allen zu bekämpfen, dann konnte er sich mit Recht für den wirklichen Gebieter, den absoluten König von Frankreich halten. Der eine war der Herzog von Bretagne, der andere der von Burgund. Es gelang ihm den ersten zu demüthigen, aber der Kampf gegen den zweiten, der über einen Staat gebot, der an äußerem Umfang dem Königreich Frankreich zwar nicht gleich aber an innerer Kraft ihm weit überlegen war, hätte ihn ohne das unfertige Ungestüm und das prahlerische Selbstvertrauen seines Gegners, des Herzogs Carl des Kühnen beinahe um alle Früchte seiner übrigen mühsamen Thätigkeit gebracht, in Frankreich fast wieder die Suprematie des Königthums gestürzt und die Herrschaft adelicher Factionen an ihre Stelle gesetzt. Nur durch die schlaueste Perfidie und die zäheste Aufmerksamkeit gelang es Ludwig seinen gewaltigen Gegner aufzuhalten, ihn durch auswärtige Feinde zu beschäftigen und ihm endlich durch diese einen frühen Tod zu bereiten 1477. Damit war die Hauptgefahr beseitigt, denn der burgundische Staat, in seinem Wesen noch ganz auf mittelalterlichen Principien ruhend, konnte nach dem Todesfall Carls nur mit der größten Anstrengung von seinen Erben zusammengehalten werden. Jetzt konnte Ludwig XI auch der günstigen Gelegenheit wahrnehmen, nnd wenigstens etwas von dem, was er eigentlich ganz gewollt, an sich reißen. Den Rest mußte er mit Schmerz in mächtige Hände, in die des österreichischen Hauses übergeben sehen, wodurch diese Landschaften fürs erste aus dem Bereich der zum Untergange bestimmten Opfer der Politik der französischen Krone gerückt wurden.

Während sich so das französische Königthum durch die allerschlechtesten aber praktischen Mittel zu einer früher nie gekannten Machtfülle erhob, war es in England in Gefahr gänzlicher Auflösung.

Während der Minderjährigkeit Heinrichs VI trat dort ein Zustand ein, der dem Frankreichs unter Carl VI sehr genau glich. Auch als der König heranwuchs, gelang es ihm nicht, die unterdessen so erstarkten Factionen niederzuwerfen. Er blieb nach wie vor unter der Vormundschaft bald dieser, bald jener. Dabei wurde der Zustand des Landes immer unerträglicher und die auswärtigen Angelegenheiten nahmen die allerschlimmste Wendung. Frankreich, an dessen Behauptung die Ehre des englischen Königshauses gebunden war, ging rettungslos verloren und so konnten die im Innern gährenden Elemente nicht einmal mehr diese natürliche Ableitung nach außen finden.

Die Auflösung aller Zustände schritt auf eine so bedenkliche Weise fort, daß es endlich der Herzog Richard von York, der Nachkomme eines der jüngeren Söhne des Königs Eduard III, für gerathen fand, zwischen die Hoffactionen und ihr Treiben zu treten und sich des Königs zu bemächtigen, um durch eine strenge Bevormundung desselben das zerfallene Reich, das er mit Recht auch als sein Erbtheil betrachten durfte, wieder herzustellen. Allein er traf auf so erbitterten Widerstand, daß er sich zu offenem Kampfe gegen den König, d. h. gegen seine Lenker, die ihn immer für ihre Zwecke vorschoben, entschließen mußte. Ein rechtlicher Vorwand fand sich dazu in den näheren Erbansprüchen auf die englische Krone, die jetzt der Herzog von York für sich und sein Haus anführte,

weil es, obgleich von einem jüngern Sohne Eduards III abstammend als das regierende der Lancaster doch weiblicherseits die Nachkommenschaft des zweiten Sohnes Eduards III, des Herzogs von Clarence repräsentirte, während die Lancaster von dem dritten Sohn abstammten. York konnte diesen unwiderruflichen Schritt im Vertrauen auf seine eigene Tüchtigkeit und auf seine große Popularität bei dem Ritterstand und den Bürgern wagen, während die höhere Aristokratie, die ihn für ihresgleichen ansah, um keinen Preis das Emporkommen eines Usurpators aus ihrer Mitte wollte. Es entspann sich so ein förmlicher Krieg, der sich durch ganz England mit der brutalsten Wuth und einer bis dahin nicht vorgekommenen Rücksichtslosigkeit gegen die besiegten Führer verbreitete. Je höher dieselben an Rang standen, desto grausamere Rache pflegten auch ihre Feinde an ihnen zu nehmen, wenn dieselben in ihre Gewalt kamen.

Richard selbst fiel auf dem Schlachtfeld von Wakefield 1460, aber seine drei Söhne setzten den Krieg fort. Der älteste von ihnen wurde als Eduard IV von dem Parlamente unter dem Beifall der Nation als König anerkannt, allein Heinrichs Partei gab den Widerstand nicht auf. Ja es gelang ihr sogar einmal wieder einen vollständigen Sieg zu erringen 1470, und Eduard mußte aus dem Lande fliehen. Allein diese Faction regierte so unvernünftig wie früher und das York'sche Haus hatte während seines Unglückes eher an Anhängern gewonnen als verloren. Eduard IV benutzte diese günstigen Umstände Es gelang ihm die Lancastrier wieder zu vernichten und den König Heinrich VI so wie seinen Thronfolger Eduard in seine Gewalt zu bekommen. Beide mußten sterben und Eduard IV konnte jetzt einige Jahre in Ruhe seines Sieges genießen. Er starb schon 1483 und hinterließ zwei unmündige Söhne, die von ihrem Oheim, dem Herzog Richard von Glocester durch Mord beseitigt wurden, worauf dieser selbst als Richard III den Thron bestieg. Er regierte nur zwei Jahre, drängte aber in dieser Zeit eine solche Menge von Freveln und Gräueln aller Art gegen die zusammen, bei denen er irgend eine Absicht zu erkennen glaubte, ihm seinen durch Mord usurpirten Thron streitig zu machen, daß endlich alle noch übrigen Familien höheren Standes sich über die früheren Parteiunterschiede die Hand zur Verständigung und Selbsterhaltung reichten und einen Thronprätendenten, Graf Heinrich von Richmond, der von mütterlicher Seite aus dem Hause Lancaster stammte, gegen Richard unterstützten. Es gelang Heinrich von Richmond Richard III bei Bosworth 1485 zu schlagen und nun bestieg er als Heinrich VII unter allgemeiner Freude als der Versöhner des furchtbaren Streites den englischen Thron. Da er die Prinzessin Elisabeth von York, die Tochter Eduards IV heirathete, so repräsentirte er die Vereinigung der beiden so todtfeindlichen Häuser Lancaster und York.

Die beinahe vierzigjährigen Bürgerkriege oder wie sie nach den Abzeichen der beiden Parteien gewöhnlich genannt werden, die Kriege der rothen (Lancaster) und der weißen Rose (York) hatten England auf eine Weise verwüstet, die mit dem Zustande Frankreichs nach der Beendigung der großen Kriege mit England vieles ähnliche zeigte. Doch wußte sich hier in England der Bürgerstand, theilweise auch der niedere Adel, im Bewußtsein seiner schon errungenen Freiheit und der bis auf einen gewissen Grad ebenfalls schon durchgesetzten Rechtsgleichheit mit den höheren Ständen trotz der schweren Leiden materieller Art und trotz des bestialischen Mordens und Vernichtens, das ihn so gut wie die höheren Stände traf, viel mehr oberhalb der Fluth der Zerstörung zu halten als in Frankreich. Beide Stände gingen, wenn auch vielfach geschädigt, doch an moralischer Kraft nicht bloß ungebrochen, sondern eher gestärkt

aus den Bürgerkriegen hervor. Das Umgekehrte geschah der höheren Aristokratie. Sie war schon durch die langwierigen Kriege mit England an Vermögen und an Zahl sehr heruntergekommen, jetzt aber trafen sie in beiden Beziehungen noch viel härtere Schläge. Eine Menge der berühmtesten Familien erlosch entweder ganz dadurch daß alle ihre Glieder den Tod auf dem Schlachtfelde oder den damals noch gewöhnlicheren durch Henkershand erlitten, andere verarmten und verkamen gänzlich. Wenn die hohe Aristokratie bis dahin, trotzdem daß sie länger als vierhundert Jahre auf englischem Boden angesiedelt war, sehr viel von dem specifisch französischem Wesen beibehalten hatte und noch immer auch in nationaler Hinsicht eine ganz eximirte Klasse im Volke bildete, die durch ihre politische Stellung, ihren Reichthum und ihre Zahl doch noch die Vormacht in ihrer Hand hatte, so fügte sie sich jetzt ganz von selbst den in jeder Beziehung überwiegenden Einflüssen der mittleren und unteren Schichten der Nation, die entweder nie oder doch nur sehr äußerlich von dem französischen Wesen berührt worden waren. Die nationelle Einheit, nach der die englische Entwicklung sichtlich seit der Zeit hinstrebte, wo die politische Vertretung sich über den Kreis der Aristokratie ausdehnte, war nun dauernd gesichert und sie trug fortan wieder ein überwiegend germanisches Gepräge, wenn gleich die Spuren der französischen Cultur, die hier einstmals so ausschließlich geherrscht hatte, darin nie wieder ganz ausgetilgt werden konnten.

Dreißigstes Kapitel.

Deutschland und der europäische Osten und Norden während des 15. Jahrhunderts.

Während so die zwei großen westlichen Reiche des mittelalterlichen Europa's zwar auf verschiedenem Wege doch nach dem gleichen Ziele größerer nationaler Concentration sich fortbewegten, machten sich in Deutschland die auflösenden Momente mehr und mehr geltend und zerfällten die dem Begriffe nach immer noch festgehaltene ideale Einheit des Reiches in eine Masse einzelner Staatsbildungen, die alle das Verlangen aber freilich nicht die Fähigkeit zu völliger Selbstständigkeit in politischer Beziehung in sich trugen.

Wenceslaw's Versuche, dem deutschen Kaiserthum als dem concreten Ausdrucke der politischen Einheit des Reichs eine neue Basis durch die Benützung der freien Innungen zu geben, welche das Bedürfniß der Zeit geschaffen hatte, erwiesen sich in jeder Beziehung als unzureichend. Sein Nachfolger Ruprecht war von Anfang an zu völliger Nichtigkeit verdammt und dessen Nachfolger, Sigismund, der letzte des ganzen luxemburgischen Geschlechtes, sah sich durch

seine Stellung, die ihm schon gegeben war, ehe er die Krone des Reichs erwarb, zu einer Thätigkeit angewiesen, welche ihm alles Eingreifen in die innere Entwicklung der deutschen Verhältnisse unmöglich machte.

Er trug als Erbe seines Hauses die böhmische Krone, und um sie zu behaupten, die ihm durch die Hussiten so schwer gefährdet wurde, bedurfte er wohl des Reiches oder des guten Willens seiner mächtigsten Glieder, aber diese nicht seiner. Da ihm auch noch die Aufgabe zugefallen war, einer der idealen Hauptpflichten des alten Kaiserthums, der Herstellung des kirchlichen Friedens, unter den schwierigsten Verhältnissen gerecht zu werden, so traten ihm die anderen Pflichten desselben Amtes, die sich speciell auf Deutschland bezogen, schon deßhalb desto ferner. So waren denn die einzelnen deutschen Staaten und Stände, die großen wie die kleinen, die höheren wie die niederen, obgleich sie ein Oberhaupt besaßen, das nach der Ansicht einer Zeit, die noch so ganz unter dem Banne der ächt mittelalterlichen Tradition stand, sein kaiserliches Amt mit Würde und Eifer und auch, wie die Bezwingung der Hussiten und die Beilegung des kirchlichen Schisma ergab, mit Erfolg verwaltete, doch ganz auf sich selbst angewiesen und durften ihre Kräfte und ihre Privatinteressen frei sich regen lassen, soweit ihnen nicht die der anderen beschränkend entgegen zu treten vermochten.

Aber Sigismund war nicht bloß König von Böhmen und Kaiser im mittelalterlichen Sinne, sondern zugleich König von Ungarn. Dies Land war ihm durch seine Heirath mit der Erbtochter des Königs Ludwig seit 1382 zugefallen. Auch hier hatte er sehr schwere Kämpfe im Innern gegen die Aristokratie, in deren Händen factisch die Staatsgewalt lag, zu bestehen, bis er nur zum unbestrittenen Besitz des königlichen Namens kam. Aber noch schwerer wurde ihm die Vertheidigung des Reiches gegen die neuen Feinde des christlichen Europas, die Türken.

Die Türken, d. h. eine türkische Horde, die sich unter der Anführung Osmans, des Sohnes des Ertogruhl, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Kleinasien auf Kosten ihrer eigenen Stammesgenossen, der verschiedenen daselbst herrschenden seldschuckischen Fürsten und der Griechen schnell ausgebreitet hatte, waren, nachdem ganz Kleinasien in ihre Hände gefallen, auch nach dem gegenüberliegenden europäischen Ufer vorgedrungen und breiteten sich von da mit schreckenerregendem Ungestüm und unwiderstehlichem Glück in den europäischen Provinzen des byzantinischen Reiches aus. Die Hauptstadt Constantinopel ließen sie als für's erste unangreifbar bei Seite liegen, und dort bestand denn auch das griechische Kaiserthum, eingeengt wie noch nie, noch immer fort, während es über keinen Fuß breit Landes außerhalb der alten unbezwinglichen Mauern der Stadt gebot. Diese Erfolge erschreckten die ganze Christenheit und regten, freilich zu ganz anderem Zwecke als früher, den Gedanken gemeinschaftlichen Krieges gegen die Ungläubigen, neuer Kreuzzüge, wieder an. Jetzt aber war es nicht die überschwängliche Begeisterung für die Ehre der Kirche, sondern der Instinkt der Selbsterhaltung, der dabei wirkte. Auch die Päpste nahmen sich dieser sie traditionell so sehr berührenden Angelegenheit an. Allein trotz der Gefahr und trotz der Furcht und des Abscheues, den jede Kunde von weiteren Fortschritten der Türken in Europa verbreitete, kam es doch zu keiner gemeinsamen Unternehmung, für die es ohnehin an jedem materiellen und idealen leitenden Mittelpunkte gebrach. Nur die der Gefahr nächsten Staaten, vor allen Ungarn, suchten ihr schon jetzt, ehe sie unmittelbar ihre Grenzen berührte, zu begegnen, allein mit schlechtem Erfolge. Die verschiedenen slavischen Staaten zwischen Ungarn und dem byzantinischen Reiche wurden von den Türken zur

Unterthänigkeit gezwungen und nun standen sie in der That an den Grenzen Ungarns und somit an den Grenzen der wenigstens der Voraussetzung nach zu einer solidarischen Einheit verbundenen abendländischen Christenheit.

Ungarn war seit dem Ende des 10. Jahrhunderts zunächst freilich nur äußerlich in die Reihe der christlich-mittelalterlichen Staaten eingetreten. Die wiederholten Niederlagen, die die Magyaren durch die sächsischen Könige und Kaiser in Nord- und Süddeutschland im Laufe des 10. Jahrhunderts erlitten, wirkten wenigstens in soweit auf die inneren Zustände des Volkes, daß jene überströmende Kraft des offensiven Barbarenthums, das von hier aus die ganze christliche Cultur Europas schwer bedroht hatte, zusammenbrach und der Geist des Volkes nun umgekehrt äußeren Einwirkungen zugänglich wurde.

So fanden unerschrockene deutsche Missionäre, besonders aus der angrenzenden Passauer Diöcese, allmählig hier einigen Boden für ihre Bemühungen. Mehrere der vornehmsten Häuptlinge, so wie viele aus den niederen Schichten des Volkes ließen sich taufen. Unter den ersteren befand sich der Fürst oder Herzog Geysa aus dem Geschlecht Arpad, dem es zugleich gelang eine Art von Suprematie über die zahlreichen anderen Häuptlinge des Landes zu gewinnen, wobei er durch den Einfluß der deutschen Fürsten sehr gefördert wurde.

Noch mehr that sein Sohn Stephan der Heilige seit 981. Gestützt auf den Beistand des Herzogs Heinrich von Baiern, des nachherigen Kaisers Heinrichs II, gelang es ihm das Christenthum dem Namen nach zur allein herrschenden Religion im Lande zu machen, obwohl das heimische Heidenthum unter den Vornehmen und noch mehr unter dem niederen Volke noch lange Zeit nicht bloß als Grundlage der religiösen und sittlichen Anschauungen, sondern auch in seinen Aeußerlichkeiten sich bald offener, bald versteckter das Leben zu fristen wußte. Aber wer sich am Hofe und in der Umgebung des Königs zeigen wollte, mußte sich wenigstens in die Formen der strengsten Christgläubigkeit fügen, wie sie der König selbst auf eine so glänzende Weise zu bethätigen wußte, daß er später unter die Heiligen der Kirche als ächter Nationalheiliger seines Volkes aufgenommen wurde.

Stephan gründete ganz in der gewöhnlichen Weise des Mittelalters mit der Einführung des Christenthums zugleich auch eine zahlreiche Hierarchie, die mit großen Grundbesitzungen und Einkünften ausgestattet wurde und deren höchste Würdenträger den ersten Platz am Throne und im Staate einnahmen. Wie sie selbst eine Schöpfung des Königthums waren, so stützte sich auch dieses fortan hauptsächlich auf sie, obgleich sie ihm schon nach kurzer Zeit den Dank, den sie ihm schuldeten, nicht immer vollständig abtrugen, sondern sich denselben Tendenzen weltlicher Unabhängigkeit hingaben, wie ihre Amtsbrüder in den übrigen Ländern der occidentalischen Christenheit.

Stephan stellte sein neues christliches Reich unter den besonderen Schutz des päpstlichen Stuhles. Er wählte dazu die damals sehr gewöhnliche Form, es dem Papste als Eigenthum zu übertragen und es von ihm sammt der Königskrone als Lehen wieder zu empfangen. Damit war zugleich seine königliche Würde in der ganzen Christenheit anerkannt, während man vordem nichts von einem König von Ungarn gewußt hatte, und seine königliche Gewalt erhielt dadurch auch nach innen hin eine nicht hoch genug anzuschlagende Weihe, die er selbst bestens in seiner Stellung zu den Großen des Landes und allen seinen Unterthanen auszubeuten verstand.

Schon Geysa hatte eine Art von königlicher Gewalt ausgeübt, aber neben ihm standen als Ueberbleibsel der bisherigen Verfassung eine ganze Anzahl fast ebenso vornehmer und kaum weniger mächtiger Fürsten aus dem alten Stamm-

adel. Stephan hatte gegen sie im Anfang seiner Regierung schwere Kämpfe zu bestehen, da sie zum größten Theil die Sache des nationalen Heidenthums sammt der ihrer eigenen Gleichberechtigung oder Unabhängigkeit vertraten. Als es ihm gelungen war, sie niederzuwerfen, nahm das Königthum schon dadurch, ganz abgesehen von seiner moralischen und materiellen Verstärkung durch das Christenthum und die Kirche, eine neue Stellung im ungarischen Volksleben ein. Stephan bemühte sich, dieselbe durch bestimmte Verfassungsformen und durch die Gesetzgebung möglichst zu fixiren oder auch noch zu erweitern.

Er legte den Grund zu einer völligen Einführung des abendländischen Lehenswesens, das an und für sich freilich nicht als eine Machtverstärkung für das Königthum angesehen werden konnte, aber unter diesen besonderen Verhältnissen sich dennoch als eine solche, wenigstens für einige Zeit erwies. Aus dem großen Grundbesitz seines Hauses, aus dem unermeßlichen herrenlosen Boden in allen Theilen des Reiches und aus den Gütern der Empörer bildete er einen Fond, aus welchem er, ganz wie es in Deutschlaud gebräuchlich war, Lehen gegen die Verpflichtung besonderer Treue und besonderer Kriegsdienste vertheilte. Die Masse der ärmeren freien Geschlechter des Landes trat gerne in dieß Verhältniß ein, ja selbst der höhere Adel fand es hier wie anderwärts passend, bei der Vertheilung der Lehen sich nicht übergehen zu lassen und bald wurde es auch gebräuchlich, daß dem König früheres freies Eigenthum zur Verwandlung in Lehen übergeben und in dieser neuen Qualität fortan besessen wurde. In kurzer Zeit stand dem alten Stammadel der Nation ein in den gewöhnlichen Abstufungen gegliederter neuer gegenüber, der in dem König nicht bloß das Staatsoberhaupt sah — ein Begriff, der in Ungarn von wenigem Belange gewesen wäre — sondern den obersten Lehensherrn, und wie sich das Königthum der westeuropäischen Cultur gefügt hatte, so war es auch bei diesem Lehensadel der Fall, der von nun an die innere Entwickelung seiner Standesgenossen im Westen so gut es gehen wollte getreu zu copiren versuchte und auf seine Weise an dem ritterlichen Idealismus der folgenden Jahrhunderte, freilich etwas plump und ungeschlacht, aber doch mit mehr innerer Wärme als etwa in Polen Antheil nahm.

Auch in den eigentlichen Staatseinrichtungen copirte Stephan das Vorbild Westeuropas so weit es sich thun ließ. Er theilte das ganze Land in Grafschaften, deren Vorsteher zugleich die höchste Civil- und Militärwürde in ihrem Kreise besaßen. Sie wurden von dem König ernannt, natürlich aus den Reihen des Lehensadels und galten selbst in ihrer Amtsqualität als Lehensträger der Krone. An die Spitze der gesammten Rechtspflege ward auch hier ein Hofgericht gestellt, dessen Beisitzer die vornehmsten Vasallen der Krone waren und das von dem königlichen Palatinus präsidirt wurde, dessen Stellung aus der Verfassung des deutschen Reiches entlehnt war.

In seiner Gesetzgebung stützte er sich zunächst auf das gewohnheitsmäßige Recht des Landes. Doch wurde im Strafrecht manches nach den Anforderungen des Christenthums umgewandelt und aus demselben Motive manches ganz Neue eingeführt. Außerdem gab auch noch der veränderte Begriff der Strafgewalt oder der königlichen Würde Gelegenheit zu neuen Bestimmungen, die mit so strengen Strafen als sich nur irgend mit dem Volksgeiste vereinigen ließen auf ihre Sicherung und Heilighaltung hinzielten.

Die rechtlichen Verhältnisse der verschiedenen Klassen und Stände der Landeseinwohnerschaft blieben unangerührt, abgesehen von den großen Umwälzungen, die das Eindringen der feudalen Institutionen mit sich brachte. Als frei galten nach wie vor die Abkömmlinge der herrschenden Nation, so weit sie nicht

selbst auf diese oder jene Weise ihre Freiheit verwirkt hatten. Ihnen gegenüber stand in verschiedenen Abstufungen die Masse der unterthänigen Bevölkerung. Sie bestand zum größten Theile aus den Nachkommen der älteren Bevölkerung des Landes, ehe es im 9. Jahrhundert von den Ungarn erobert wurde und gehörte fast ohne Ausnahme dem slavischen Stamme an. Dazu kamen noch die sehr zahlreichen Nachkommen der einst von den Ungarn in das Land gebrachten Knechte und eigenen Leute, sowie die noch zahlreicheren Abkömmlinge der Kriegsgefangenen, die die Ungarn einst aus allen Nachbarländern weggeschleppt hatten. Von den milderen Formen der Zinspflichtigkeit bis zu förmlicher Sclaverei fanden sich unter dieser Masse, die die Zahl des herrschenden Volkes weit überstiegen zu haben scheint, alle möglichen Abstufungen der Hörigkeit und die Gesetzgebung überließ es dem Einfluß des Christenthums die drückendsten Verhältnisse dieser Art zu mildern.

Die Kraft des ungarischen Königthums wurde gleich nach Stephans Tod auf eine harte Probe gestellt. Es erfolgten Empörungen der alten Aristokratie vermischt mit den letzten Zuckungen des Heidenthums und dazu noch Streitigkeiten in der herrschenden Familie. Der König Peter wußte keine Hülfe als im innigsten Anschluß an das damals so mächtige deutsche Reich und huldigte 1045 dem Kaiser Heinrich III, so daß jetzt auch Ungarn in die Reihe der Pertinenzen Deutschlands eintrat. Allein trotz dieses Schutzes vermochte er sich doch nicht zu behaupten und nach Heinrichs III Tode begannen auch in Deutschland Zeiten, die eine kräftige Bethätigung der Gewalt des Reiches nach außen hin unmöglich machten. So erlosch das kaum eingeführte Lehensverhältniß sehr bald bis auf den Namen und Ungarn mußte sich durch eigene Kraft wieder zur Ruhe hindurcharbeiten. Der König Ladislaus I seit 1077 war wieder ein König im Geiste Stephans und es gelang ihm sogar, die Herrschaft seiner Krone über die südlichen Slavenländer, das Königreich Croatien, auszudehnen und diese dauernd mit Ungarn zu vereinigen. Seine Nachfolger gingen auf dieser Bahn weiter. Sie eroberten die slavischen Küstenländer am adriatischen Meere, wo sie mit der schon fest gegründeten Macht der Venetianer hartnäckige aber im ganzen nicht unglückliche Kriege zu bestehen hatten. Auch nach Südosten hin geriethen die slavischen Länder bis zur Grenze des oströmischen Kaiserthums unter die Oberherrschaft der Ungarn.

Aber während dieser Erweiterung des königlichen Ansehens nach außen wurde es im innern durch die immer compacter auftretende Lehensaristokratie mehr und mehr beschränkt und schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts war keine Spur mehr von dem Uebergewicht der Krone zur Zeit Stephans I übrig. Ungarn wurde nun durchaus eine feudale Adelsrepublik mit monarchischer Spitze, wie es die anderen Reiche Westeuropas bereits alle waren und nur der unmittelbare Schutz, den einzelne Päpste ihren Lehensträgern, den Königen, angedeihen ließen, sicherte ihnen wenigstens den Rest der Macht, die sie noch besaßen.

Noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schien der Einbruch der Mongolen diesem ungarischen Staate, ja überhaupt dem ungarischen Volke ein Ende machen zu wollen. Viele Jahre lang verwüsteten sie das Land mit noch mehr als sonst bei ihnen gewöhnlicher Energie, und als sie es endlich verließen, war es eine menschenleere Einöde geworden. Doch ersetzte sich die Bevölkerung nach dieser unerhörten Calamität sehr rasch, besonders auch durch massenhafte Einwanderungen aus Deutschland, die jetzt ganze Landstriche einnahmen. Meist schlossen sie sich an schon vorhandene deutsche Colonien an, denn schon seit

König Stephan I war fortwährend ein Strom deutscher Auswanderung hierher gegangen und hatte bis nach Siebenbürgen hin städtische und ländliche Ansiedlungen gegründet, die sich unter dem Schutz großer Privilegien des besten Gedeihens erfreuten und allein die Gewerbthätigkeit und den Handel in ihren Händen hatten. Da die Zustände der einheimischen Bevölkerung noch so ganz in ursprünglichster Rohheit befangen waren, so erstreckte sich der bildende Einfluß dieser deutschen Colonien nicht über ihren eigenen Kreis hinaus, und auch später nach der mongolischen Verwüstung blieben sie trotz ihrer Zahl wesentlich nur auf sich und auf den sehr lebendigen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande beschränkt.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts erlosch das arpadische Geschlecht und nun bestieg unter päpstlichem Einfluß ein Prinz aus dem neapolitanischen Hause Anjou, Carl Robert 1301 den Thron. Seine zahlreichen Rivalen und Feinde wußte er unter eifrigster Mitwirkung des Papstes Clemens V zu besiegen, der hierbei sowohl aus eigenem Interesse wie durch seine Knechtschaft unter Philipp IV von Frankreich (s. o. S. 256) geleitet wurde. Carl Robert wußte sich auch in Ungarn mit dem bunten Flitter der feinen socialen Cultur zu umgeben, der am Hofe von Neapel herrschte, und da ihm das Glück in den meisten Unternehmungen zur Seite stand, so genoß er eines großen Namens im eigenen Lande und durch ganz Europa. Sein Ansehen verschaffte auch seinem Sohne Ludwig die Nachfolge in Ungarn. Dieser Ludwig, der Große genannt, von 1342—1382, regierte noch glücklicher und glänzender als sein Vater und es schien, als ob Ungarn durch ihn der Kern eines großen mitteleuropäischen Reiches werden sollte. Denn auch Polen wählte Ludwig zum König; Dalmatien, die Walachei, Slavonien und Bulgarien unterwarfen sich ihm.

Nach seinem Tode ging die ungarische Krone auf seine Tochter Marie und deren Gemahl Sigismund über, die jedoch beide vor mächtigen feindseligen Factionen und Kronprätendenten zu keinem rechten Ansehen zu gelangen vermochten. Jedenfalls waren die Kräfte, die Sigismund aus Ungarn zur Bekämpfung der Türken nehmen konnte, nicht sehr bedeutend. Als sich jedoch Sigismund ernstlich zu seiner Vertheidigung anschickte, erhielt er aus dem übrigen Europa, besonders von Burgund her, wo damals eine äußerlich sehr glänzende Nachblüthe des ächten Ritterthums sich entfaltete, nicht unbeträchtliche Hülfe und damit wagte er den Kampf gegen die Barbaren, ward aber bei Widdin total von ihnen geschlagen 1396.

Zum Glück für Ungarn und das übrige Europa lähmte eine neue Völkerfluth aus Osten, an deren Spitze der Mongole Timur stand, die Kraft der Türken für längere Zeit, aber man mußte jeden Augenblick ihr Wiederaufleben befürchten, was auch in der That nach dem Tode Timurs durch die türkischen Sultane Muhammed I, 1413 — 1421, und noch mehr durch Murad II, 1421—1451 geschah. Sigismund starb 1437, ohne daß er sich mit der Hoffnung eines dauernden Widerstandes der Christenheit gegen die Türken zu trösten vermochte. Doch war allmählig auch das deutsche Reich von der Größe der Gefahr, die es von dorther bedrohte, erschreckt worden und dieser Ueberzeugung muß man es zuschreiben, daß ihm sein Schwiegersohn und Erbe in Ungarn und Böhmen, Herzog Albrecht von Oesterreich, an sich schon einer der mächtigsten aller Reichsfürsten und durch die Beerbung seines Schwiegervaters weit aus der mächtigste Herrscher in der Christenheit, auf dem deutschen Throne nachfolgte. Die deutschen Fürsten schienen jetzt alle zugleich von dem Gedanken durchdrungen, daß im Reiche selbst endlich einmal Ordnung hergestellt werden müsse und auch diese Aufgabe sollte der neue König, der dazu Macht genug

und ebenso auch guten Willen und Geisteskraft zu besitzen schien, lösen. Allein er starb schon 1439 mitten unter weitaussehenden Entwürfen nach beiden Richtungen hin, für die Neuordnung der deutschen politischen Verhältnisse und für die Vertheidigung der Christenheit gegen ihre Feinde.

Nach seinem Tode löste sich die für die Sicherheit aller dabei Betheiligten so wesentliche, gewissermaßen naturnothwendige Verbindung zwischen dem deutschen Reiche, Böhmen und Ungarn, für die in der politischen und geographischen Situation Oesterreichs gleichfalls der natürliche Mittelpunkt gegeben war.

In Deutschland wurde der Herzog Friedrich von Oesterreich gewählt, in Böhmen trug nach mancherlei Zwischenfällen die nationale zugleich hussitische Partei, die geborene Feindin der deutschen Herrschaft, den Sieg davon und ihr Haupt, Georg Podiebrad, wurde König. In Ungarn erhob der Adel des Landes, der bei einem durch auswärtige Hülfe mächtigen Königthum für seine Omnipotenz fürchtete, endlich gleichfalls einen aus seiner Mitte, Matthias Corvinus, den Sohn eines Helden der Türkenkriege, des Johann Huniady.

Ungarn hatte offenbar die glücklichste Wahl getroffen. Matthias, 1458—1490, wußte durch treffliche Vertheidigungsanstalten den Türken so zu imponiren, daß sie während seiner ganzen Regierung keinen eigentlichen großen Angriff auf Ungarn wagten. Und doch war ihre Macht materiell und noch mehr moralisch seit ihrem großen Siege bei Nicopolis sehr gewachsen.

Dem Nachfolger Murads II, Muhammed II, gelang es 1453 dem Rest des griechischen Reiches durch die Eroberung der Hauptstadt Constantinopel ein Ende zu machen. So sehr sich auch der Occident dem Orient, namentlich seit der Kirchenspaltung entfremdet hatte, so erregte doch der Untergang des orientalischen Reiches in Europa ein Gemisch von Entsetzen, Scham und Mitleid, wie kein Ereigniß seit vielen Jahrhunderten. Es war als wenn das herkömmlich noch als feststehend angenommene Gebäude der Weltordnung nun auf einmal in Trümmer zerschlagen wäre. Aber doch konnte sich die Zeit bei ihren anderweiten Interessen nicht ermannen, die Hülfe zu leisten, die allein dem Untergange der Griechen vorzubeugen oder nachdem Constantinopel erobert war, das verlorene wieder zu ersetzen vermocht hätte. Die letzten griechischen Kaiser versuchten alles mögliche, um das Abendland zum Beistand moralisch zu nöthigen. Sie unterwarfen sich und ihre Kirche der Oberhoheit des Papstes und hoben damit den ursprünglichen Hauptgrund der Entfremdung auf. Die Päpste selbst ließen es weder an Bitten, Ermahnungen, Verheißungen, selbst nicht, was bei ihnen noch viel mehr sagen wollte, an Geldunterstützungen zur Errettung Constantinopels fehlen. Ihre Sprache und ihr Benehmen erinnerte noch einmal wieder ganz an die Zeiten Urbans II und Innocenz III, aber die Christenheit, obgleich gerührt, beschämt und erschreckt, brachte es doch zu nichts weiterem, als daß gelegentlich einige tausend Freiwillige, meist aus den untersten Ständen den Griechen oder den Ungarn, als den nunmehrigen Vorkämpfern Europas zu Hülfe zogen.

Deutschland selbst, das nach Sigismunds Tod ein so lebhaftes Interesse und wie es schien den besten Willen für die große Sache, die so ganz unmittelbar die seiner eigenen Erhaltung war, beurkundete, dachte unter der fast vierundfünfzigjährigen Regierung Friedrichs III nur gelegentlich an die Türken, aber auch nur um sich in Klagen und leeren Verheißungen vor sich selbst und der Christenheit zu entschuldigen, die von dort aus, wo nach der herkömmlichen Ansicht der Sitz der weltlichen Centralgewalt war, auch die Initiative erwartete.

Am wenigsten konnte man von dem Kaiser selbst etwas Bedeutendes in dieser Angelegenheit hoffen, obgleich sie, wenn man seine nächsten Regenteninteressen erwägt, ihn als Erbfürsten in den östlichen Grenzmarken am meisten unter allen anging. Er war so ganz und gar genöthigt, alle Aufmerksamkeit nur auf seine eigene Vertheidigung gegen seine christlichen Nachbarn zu richten, die aber mit ihm gewöhnlich unbarmherziger als die Türken umgingen, daß er es während des größeren Theiles seines Lebens als das höchste Ziel seiner Bemühungen ansehen mußte, wenn er nur nicht ganz von ihnen zu Boden getreten wurde. Anfänglich mit einer sehr bescheidenen Hausmacht ausgerüstet — er besaß die Hälfte von Steiermark, Kärnthen und Krain — sah er sich auch diese durch die Habsucht und die Feindseligkeit des Mitbesitzers, seines leiblichen Bruders, des Herzogs Albrecht, lange gefährdet, oft auch entrissen. Als Albrecht 1463 starb und Friedrich schon 1457 durch den Tod des minderjährigen Sohnes Kaiser Albrechts II, Ladislaus, in den Besitz der andern österreichischen Lande gekommen war, wurde ihm derselbe durch die Widersetzlichkeit des Landesadels und der Städte, vor allem der Stadt Wien und bald auch durch einen ungleich mächtigeren Feind, den König Matthias von Ungarn, beeinträchtigt und es gelang ihm erst nach dessen Tode, das beste Stück seines Erbes, Niederösterreich, dauernd zu unterwerfen. Außerdem intriguirte der hussitische König von Böhmen, Georg Podiebrad, fortwährend gegen ihn und suchte bald diesen, bald jenen der mächtigeren deutschen Fürsten zur Absetzung des Kaisers zu stimmen, allerdings ohne wirklichen Erfolg, aber doch zu fortwährender Beängstigung des schon genugsam geplagten Kaisers, bis ihn Georgs Tod 1473 auch von diesem schlauen und unversöhnlichen Feinde befreite.

Mitten in diesem Gedränge wußte der Kaiser keine andere Politik als daß er alle seine Rechte, wenn auch gewöhnlich erfolglos, so doch mit der zähesten Beharrlichkeit vertheidigte und daneben für eine bessere Zukunft seines Hauses zwar nicht mit den Waffen, sondern mit denselben Mitteln, die auch andere Fürsten der Zeit anwandten, mit denen der Diplomatie arbeitete. Und so gelang ihm trotz der zahllosen Demüthigungen, die er erlitten, und trotz der mehr als bescheidenen Figur, die er zu Hause und im Reiche spielte, doch eine Erwerbung, reicher als sie irgend einer seiner Vorgänger oder einer der wegen ihrer Tapferkeit und ihres Glückes geehrten Fürsten dieser Zeit machte. Er vermittelte ganz leise und bedächtig die Heirath seines Sohnes Maximilian mit der Erbtochter des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund und erwarb seinem Hause dadurch die Aussicht auf einen Machtzuwachs, der allein schon den Staatskräften von Frankreich mehr als gleich kam und die jedes anderen europäischen Reiches weit überstieg. Noch dazu ging die anfangs sehr ferne liegende Aussicht schneller in Erfüllung, als irgend jemand vermuthete. Carl, wie sein Vorgänger noch ein Repräsentant des späteren, auf seine eigene Kraft trotzenden und um die äußeren Verhältnisse in ihrer sittlichen oder natürlichen Nothwendigkeit unbekümmerten Ritterthums, gerieth in Händel mit der schweizerischen Eidgenossenschaft, die von Anfang an als der typische Gegensatz des Wesens aufgetreten war, das in Carl gleichfalls typisch concentrirt erscheint. Er fand dabei auf dem Schlachtfeld von Nancy seinen Tod und nun war seine Tochter Marie die Herrin seiner reichen Länder, freilich hart bedrängt durch den äußeren Feind, den König Ludwig XI von Frankreich (s. o. S. 315) und innere gährende Elemente. Allein ihr Gemahl Maximilian erwies sich anders als sein Vater als ein kühner Kriegsheld und wußte die Franzosen und die inneren Feinde gleichmäßig niederzuwerfen, so daß er, nach Abtretung einiger Landschaften an Frankreich, um sich von dieser Seite her Ruhe zu verschaffen, doch noch bei

Lebzeiten seines Vaters, der erst 1493 starb, das große Ziel erreichte, was dieser selbst erst für eine ferne Zukunft anzubahnen geglaubt hatte.

Zu dem System dieser Art conservativer Politik, wie sie Friedrich III übte, gehörte auch, daß er theoretisch fortwährend und in der Praxis so oft es sich thun ließ an dem Begriffe der kaiserlichen Machtvollkommenheit im alten Sinne festhielt. Allerdings straften ihn die Thatsachen, das völlig freie Gebahren der größeren und kleineren Reichsstände, ihr Hohn und Uebermuth gegen seine etwaigen kaiserlichen Befehle, täglich Lügen, allein er wich und wankte nicht davon und tröstete sich auch hiebei mit dem Gedanken, daß er sein Recht der Zukunft seines Hauses erhalten müsse, wo es dann schon in glänzenderer Gestalt sich werde geltend machen können. Daher war er nicht sowohl durch die immer maßloseren Unordnungen im Reiche, die verwüstenden Kriege, in denen gleich eine ganze Anzahl von Reichsfürsten gegen einander stand, alterirt, als vielmehr durch die Zumuthungen, die gerade wegen des doch allseitig als unerträglich anerkannten Zerfalles im Reiche an ihn gestellt wurden, Reformen in der Verfassung desselben vorzunehmen, wodurch, wie er argwöhnte, ihm nur sein gutes kaiserliches Recht geschmälert werden sollte.

So geschah auch in dieser langen Periode nichts, um die immer weiter fortschreitende Zerbröckelung des Reiches zu hemmen, wenn man nicht das Zustandekommen einer neuen Einigung in Süddeutschland zur Erhaltung des Landfriedens, des neuen schwäbischen Bundes dahin rechnen will, an dem sich auch der Kaiser wegen der habsburgischen Erblande in dortigen Gegenden lebhafter als es sonst seine Natur mit sich brachte, betheiligte.

Für die gänzliche Desorganisation des Reichskörpers konnte aber noch immer das frische Leben in den meisten seiner Glieder Ersatz geben. Insbesondere waren es die städtischen Gemeinwesen, die gerade in dieser Zeit ihre höchste Blüthe erreichten. Während des 14. Jahrhunderts rüstig auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortschreitend, war es ihnen jetzt im Großen und Ganzen gerechnet gelungen, die zwei bisherigen Haupthindernisse ihres Aufschwungs, die Beeinträchtigungen durch die Landesherren und den niederen Adel und die inneren Zwistigkeiten über die Verfassungsformen so weit zu beseitigen, daß die Reste von beiden der Lebenskraft der einzelnen Gemeinwesen eher zu weiterem Impuls als zum Hemmniß sich gestalteten. Nach dem unglücklichen Ausgang der großen Städtebündnisse des 14. Jahrhunderts wurden in Süddeutschland zwar keine ähnlichen Bildungen mit dauernder Tendenz versucht, aber die Gemeinsamkeit der Interessen führte die äußerlich vereinzelten Städte im rechten Augenblicke immer wieder zusammen. Als der Wendepunkt in dem bis dahin noch unentschiedenen Kampfe kann der große Krieg der süddeutschen Fürsten und Ritter unter der Anführung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg gegen die Stadt Nürnberg und ihre Verbündeten betrachtet werden, der im Jahre 1450 durch eine gänzliche Niederlage der Ersteren bei Villenreuth geendet wurde. Damit trat stillschweigend eine Art von Friedensstand zwischen den beiden politischen und socialen Gruppen ein, die sich hier noch einmal mit allen ihren Kräften gemessen hatten. Alle Kämpfe der einen gegen die anderen zeigten von nun an nur das Gepräge vereinzelter Unternehmungen und es kam keinem deutschen Fürsten zunächst mehr in den Sinn, die Thatsache der städtischen Freiheit umstoßen zu wollen. Ja die Städte erhielten von jetzt an allmählig auch, was sie bisher nicht besaßen, eine gewisse officielle Theilnahme an den allgemeinen Reichsangelegenheiten. Abgeordnete von ihnen erschienen immer häufiger auf den Reichstagen und damit war der ganze Stand auf dieselbe Stufe politischer Berechtigung wie die übrigen unab-

hängigen Glieder des Reichs gehoben, wenn man ihnen auch nicht dieselben Ehrenrechte wie jenen zugestand.

Die inneren Zwistigkeiten, die durch das Hervorbrechen des demokratischen Elementes entstanden waren, hatten manche süddeutsche Stadt — der Norden war noch wenig davon berührt — an den Rand des Unterganges gebracht. Allein allmählig schob sich auch hierin durch den Geist der Nüchternheit und Gesundheit, der noch immer wie ehedem frisch und lebendig waltete, alles wieder in ein erträgliches Geleise. Fast nirgends gelang es der alten Aristokratie des Bürgerthums, den Patriciern, den Zünften oder den eigentlichen Gewerbstand die erstrebten politischen Rechte ganz vorzuenthalten, wiewohl das Maß des errungenen fast in jeder Stadt ein anderes war. Aber ebenso trug die eigentliche Demokratie nirgends, mit Ausnahme ganz unbedeutender Orte, einen vollständigen Sieg davon. Indem die deutschen Städte mit gesundem Instinkt einen so gemäßigten Mittelweg zu halten wußten, schützten sie sich vor dem jähen Verderben, was über die nur in Extremen sich bewegenden italienischen Städte fast allenthalben schon hereingebrochen war.

Es ist schwer zu sagen, ob im Laufe dieses 15. Jahrhunderts die Hauptblüthe des deutschen Mittelstandes im Norden oder im Süden zu suchen ist. Die Städte des Südens, meist uralter Herkunft, übertrafen die des Nordens jedenfalls in der feinsten Ausbildung aller städtischen Gewerbe und in einer allseitigen daran sich aufs engste anschließenden Kunstthätigkeit. Malerei, Skulptur und Architektur erreichten hier um diese Zeit eine Höhe, die sie nirgends in ganz Europa, so lange sie aus ächt mittelalterlichen Wurzeln emporwuchsen, zu erreichen vermochten. Wie diese idealeren Momente aus der Anlage des Volksgeistes entstanden und von ihm groß gezogen waren, so wirkten sie nun zu selbstständigen Erscheinungen ausgebildet im höchsten Grad befruchtend und anregend auf ihn zurück und Städte wie Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Straßburg, Basel, Worms, Cöln, das auf der Scheide zwischen süddeutschem und norddeutschem Wesen lag, repräsentirten jede in ihrer Art die Totalität des deutschen Volksgeistes ganz anders, als die norddeutschen Centren Bremen, Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Magdeburg, Stralsund, Danzig, Riga, in denen die idealere Seite dieser Entwickelung doch nur als ein secundäres Element auftrat, während sie im Süden unlösbar mit ihrer materiellen Basis verwachsen und eben so gut wie diese die Substanz ihres Wesens bildete.

Dafür aber genossen die norddeutschen Städte schon durch ihre maritime Stellung offenbar den Vorzug eines größeren ja eigentlich unbegrenzten Raumes zur Entfaltung ihrer Kräfte. Vermittelst der Ost- und Nordsee, welche die Kriegs- und Handelsflotten der norddeutschen Hanse, jetzt nächst Venedig der ersten Seemacht in der Welt, vollständigst beherrschten, eröffneten sich ihnen für die Zukunft ganz unermeßliche Fernen. Fest gestützt auf das deutsche Binnenland, dessen zahlreiche Städte ihrer eben so naturnothwendig zum Vertrieb ihrer eigenen Producte bedurften, wie die Hansa aus diesem Vertriebe ihre besten Lebenssäfte zog, war keine Macht der damaligen Welt, am wenigsten irgend ein deutscher Fürst der Zeit im Stande, ihrer weiteren Ausdehnung Schranken zu setzen oder gar offensiv gegen sie zu verfahren. Die Könige der nordischen Reiche mußten es öfters durch die herbsten Demüthigungen büßen, wenn sie es wagten, an dem Joch zu schütteln, das ihnen und ihren Ländern die Handelspolitik des Bundes auferlegte, der dieselben unter keinem anderen Gesichtspunkte betrachtete, als es etwa heute von den Engländern mit Ostindien und China geschieht und sie auch schonungslos darnach behan-

delte. Ihre Bundesglieder lagen zerstreut von dem finnischen Meerbusen bis zu den Niederlanden, aber weil das Meer ihre eigentliche Domäne war, schadete diese gewaltige Ausdehnung nichts. Hinter der Reihe der Küstenstädte lagerte sich dann noch eine zweite von Binnenstädten, die als die natürlichen Anknüpfungspunkte an den inneren Verkehr des übrigen Deutschlands betrachtet werden müssen.

Mit der wachsenden Größe der Hanse wuchs zugleich auch überall der direkte oder indirekte Einfluß der deutschen Cultur, die unter ihrer Aegide den Norden von Europa bis in ferne Tiefen allmählig durchzog und wenn auch nicht ganz zu sich heranbildete, doch mehr und mehr aus der Starrheit seiner naturwüchsigen Barbarei löste und zu freiwilligerer Betheiligung an der Cultur des übrigen Europas befähigte. Während des Mittelalters waren ihm diese, wie z. B. die wichtigste von allen, das Christenthum nur aufgedrungen worden und kümmerlich wie eine exotische Pflanze gediehen.

So waren nun zwar die nordischen Reiche Norwegen, Schweden und Dänemark seit geraumer Zeit in den Kreis der mittelalterlichen Welt eingetreten, doch gelang es ihnen nicht selbstständig zu seiner Erweiterung oder Vertiefung etwas beizutragen, sondern sie mußten sich begnügen, von dem Abhub der anderwärts producirten Cultur dieser Zeit zu zehren.

Die scandinavischen Germanen hatten einst als allezeit fertige Feinde und Zerstörer der christlichen Welt eine bedeutende, freilich im höheren Sinne innerlich für sie selbst ganz unfruchtbare Rolle in der Geschichte gespielt. Als das Christenthum und mit ihm auch ganz neue sociale und politische Bildungskeime durch die Carolinger bis an das Ufer der Nord- und Ostsee getragen wurden, schien es in der Natur der Sache zu liegen, daß sich die nördlichen germanischen Stämme ihm allmählig ebenso fügten, wie es die continentalen gethan. Zu diesem Behufe war an der Grenzscheide zwischen beiden das Erzbisthum Hamburg von Kaiser Ludwig den Frommen gegründet worden. Insbesondere durch die Thätigkeit des Anscharius erfüllte es seine Bestimmung als Missionsanstalt des ganzen Nordens eine Zeit lang mit nicht geringem Erfolge, bis die zunehmende Schwäche des carolingischen Reiches ihm nicht mehr ausreichenden Schutz gegen die Raubanfälle der nordischen Heiden gewährte und es 849 nach Bremen verlegt und mit dem dort schon bestehenden zunächst für Sachsen bestimmten Bisthum vereinigt werden mußte. Allerdings hielten Anschars Nachfolger auf dem Stuhl von Bremen-Hamburg jene große Aufgabe fortwährend im Auge, allein die Ungunst der Verhältnisse verhinderte sie an nachhaltigen Erfolgen.

Seit dem Tode Ludwigs des Frommen äußerte sich nämlich gleichsam als Reaction gegen die bisherigen christlichen Missionsversuche unter den scandinavischen Germanen in bis dahin unbekannter Weise ein Geist lebhaftester aggressiver Feindseligkeit gegen das christliche Europa, zunächst gegen das fränkische Reich, aus dem die Züge der Normannen hervorgingen (s. o. S. 134), welche allerdings eine Zeit lang den Bestand der christlichen Cultur im Abendlande in Frage stellten. Sie erklären sich zunächst als eine bloße Steigerung des in diesen nordischen Germanen noch ganz ungebrochenen abenteuerlichen Wandertriebes, bei dem das grenzen- und ziellose Hinausschweifen in die Ferne als solches, die kecke Freude an Gefahren und blutigem Kampf, und die Raub- und Beutelust eines einmal aufgestachelten und in Begehrlichkeit versetzten Barbarenvolkes als Hauptmotive wirkten.

Die nordischen Germanen hatten sich während der Zeit, als ihre continentalen Stammesgenossen in viel großartigerer Weise das römische Reich

zertrümmerten und unter seinen Ruinen allmählig zur Ruhe gelangten, langsam aber unwiderstehlich über die einst wohl von finnischen Stämmen bewohnte scandinavische Halbinsel verbreitet, hatten auch einige der von den continentalen Germanen geräumten Landschaften wie Jütland occupirt und waren noch immer allseitig im Vorwärtsdringen begriffen, als die continentalen Germanen schon längst dauernde Sitze eingenommen hatten. Die Länder, die sie jetzt ihre Heimath nannten, genügten in keiner Weise weder der rasch angeschwollenen Volksmasse, noch weniger dem Streben nach bisher unbekanntem Glanz und Genuß, das sich ganz von selbst als das eigentliche lebensbeherrschende Moment bei allen durch eine Ortsveränderung aus der passiven Naivität der ursprünglichen Zustände gerissenen Völker kund gibt.

Die Massen der beutesuchenden Scandinavier erhielten fortwährend großen Zuwachs durch zahllose durch sociale und politische Verhältnisse aus ihrer Heimath vertriebene Männer. Zu Hause dauerten die elementaren urgermanischen Zustände noch mit gesteigerter Rohheit der individuellen Unbändigkeit fort. Die Verwirrung wurde noch erhöht, als seit dem 9. Jahrhundert der Ehrgeiz einzelner fürstlicher Geschlechter nach einer ausgebreiteteren Herrschaft strebte und die Nachbarfürsten und Stämme von diesem Gesichtspunkte aus angriff. Seit dieser Zeit begann auch die ganze Masse der scandinavischen Germanen sich nach ihrer geographischen Vertheilung und nach ursprünglich schon vor ihrer Einwanderung im Keime vorhandenen Stammesunterschieden zu crystallisiren. So sonderte sich eine Gruppe im heutigen Norwegen, eine andere im südlichsten Theile von Schweden, auf den dänischen Inseln und in Jütland, und eine dritte, die bald auch wieder in zwei Hauptabtheilungen zerfiel, in eigentliche Schweden und Gothen, in Schweden. Ueberall tauchten hier jetzt fürstliche Geschlechter auf, die sich unter unaufhörlichen Kämpfen eine gewisse Obergewalt über die anderen zu erringen suchten und in diesem Bestreben glücklich waren, weil die grenzenlose Zersplitterung der sie umgebenden Verhältnisse jeden nur einigermaßen geschickten und kühnen Versuch dieser Art bestens begünstigte. Bald versuchten es diese Usurpatoren ihr Oberkönigthum in eine wirkliche Alleinherrschaft, oft mit sehr despotischen Formen zu verwandeln und auch hierin begünstigte sie theilweise das Glück.

So wurde Norwegen am Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts durch Harald Harfage und seine Nachkommen bis Olaf Trygvason zu einer einheitlichen Monarchie verbunden. Hier gewann dieser über ein Jahrhundert sich hinziehende Kampf noch dadurch besonderes Interesse, daß das Geschlecht der Usurpatoren mit der alten Verfassung auch zugleich die nationale Religion bekämpfte und beide durch dieselben Maßregeln von Gewalt, Grausamkeit und Heimtücke ausrottete, so daß am Ende des 10. Jahrhunderts Norwegen ein fast despotisch regiertes, äußerlich wenigstens ganz christliches Land war.

Dieser große Vertilgungskampf gegen das nationale Leben führte ganze Ströme von Auswanderern aus Norwegen entweder in die Reihen der Wikinger, jener in Süd- und Westeuropa vorzugsweise Nortmannen genannten Seeräuber oder zu dauernden Colonisationen in der Nähe ihrer ehemaligen Heimath, aber außerhalb des Bereiches der verhaßten Tyrannen und des noch verhaßteren Christenthums. So wurde die große Insel Island seit dem Ende des 9. Jahrhunderts von Norwegen aus bevölkert und dort entwickelte sich noch für einige Zeit eine Nachblüthe des Heidenthums und der alten Verfassungs- und Rechtszustände, aber endlich mußten auch diese Flüchtlinge die norwegische Herrschaft anerkennen und das Christenthum drang ebenfalls schon seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts ein ohne großen Widerstand zu finden.

Wer sich dieser neuen Lebensordnung nicht fügen wollte, dem bot das Meer wiederum die beste Zuflucht, obgleich jetzt, wo die Verhältnisse der europäischen Welt fester consolidirt waren, nicht mehr ein Seeräuberleben in dem großen Style von ehemals möglich war. Daher suchten sich diese späteren Auswanderer in möglichst fernen Gegenden eine sichere Freistätte. So entdeckten und colonisirten sie das nachherige Grönland, und als auch hierhin ihnen das Christenthum nachdrang, breiteten sie sich längs der Ostküste Nordamerikas bis nach Florida hin in zahlreichen Ansiedlungen aus, die aber alle noch im Laufe der ersten Hälfte des Mittelalters durch die Angriffe der umwohnenden Völker spurlos verschwanden.

Unter den scandinavischen Stämmen im südlichen Schweden, auf den jetzigen dänischen Inseln, in Jütland und Schleswig bis zur Schley erhoben sich früher als in Norwegen die Häuptlinge von Lethra in Seeland zu einer Art von Hegemonie. Dort in Lethra war der Mittelpunkt des heidnischen Cultus für die angegebenen Landschaften und mit der Herrschaft über dieses größte nationale Heiligthum verband sich von selbst auch ein politisches Uebergewicht. Lange suchten sich die Häuptlinge in Jütland in ihrer Selbstständigkeit zu vertheidigen, allein auch sie erlagen der Reihe nach dem seeländischen Könige Gorm dem Alten, einem Zeitgenossen Heinrichs I von Deutschland. Diese inneren Kämpfe hatten hier in Dänemark gerade umgekehrt wie in Norwegen ein allmähliges Nachlassen der nach außen gerichteten Thätigkeit zur Folge. Früher waren es besonders die Inseldänen und die Jütländer, welche den Kern der normännischen Schaaren bildeten, die alle wendischen, deutschen, englischen und französischen Küsten fast jährlich überzogen und bis tief in das Binnenland alles vernichtend und plündernd vordrangen. Gleichzeitig mit dieser Schwächung der dänischen Seeräuberstaaten erstarkte das deutsche Reich unter den sächsischen Königen. So kehrte sich nun das Verhältniß um; die Dänen sahen sich von Heinrich I und seinen Nachfolgern verschiedene Male angegriffen und schon derselbe Gorm, der als der erste König von ganz Dänemark angesehen werden darf, mußte sich zur Huldigung an Heinrich I, zur Zahlung eines Tributes, ja sogar nominell zur Annahme des Christenthums verstehen, das ohnedem seit der Zerstörung von Hamburg trotz aller Verfolgungen doch noch einige Fortschritte auf der cimbrischen Halbinsel gemacht hatte. Gorm's Sohn, Harald Blatand, mußte zwar wieder von Otto I zur Unterthänigkeit gezwungen werden, allein jetzt bedeutete dieselbe auch viel mehr als zur Zeit Heinrichs I und das Christenthum wurde nun wirklich als herrschende Religion in ganz Dänemark eingeführt. Zwar erfolgte noch einmal eine Reaction des Heidenthums unter Haralds Sohn Sven, der zugleich die auswärtigen Beutezüge wieder aufnahm und besonders England in bisher unerhörter Weise bedrängte (s. o. S. 165). Allein sein Sohn Knut war wieder Christ und machte auch den letzten Spuren des Heidenthums ein Ende. Dadurch gelang es ihm nicht bloß England dauernd zu unterwerfen, was nimmermehr einem Heiden möglich gewesen wäre, sondern er ward auch von Papst und Kaiser und damit von der gesammten christlichen Welt als König anerkannt und somit sein Reich in den Kreis der christlich-abendländischen Cultur aufgenommen. Da ihm auch die Unterwerfung von Norwegen und im Innern die Durchführung einer stricten Anerkennung seiner königlichen Autorität gelang, so durfte er sich wohl zu den mächtigeren Herrschern seiner Zeit zählen.

Aehnlich wie in Dänemark erhob sich das Geschlecht der Ynglinger, der Könige von Upsala, der Hauptopferstätte aller schwedischen und gothischen

Stämme, über alle anderen Häuptlinge des Landes. Am Ende des 9. Jahrhunderts gründete Erik Emundson sich eine Alleinherrschaft in ganz Schweden bis auf den südlichsten von Dänen besetzten Theil. Ungefähr um dieselbe Zeit drang hier auch das Christenthum durch deutsche und angelsächsische Missionäre ein, und nach langen und blutigen Kämpfen wußte es endlich um 1000 der Ynglinger Olaf Schooßkönig durchzusetzen, daß er nicht bloß für sich Christ bleiben durfte, sondern daß auch der größte Theil des Volkes zu dem neuen Glauben übertrat. Doch hatte die einheimische Religion noch zahlreiche und fanatische Anhänger, die im Bunde mit den Feinden des Ynglinger Hauses sich öfters gewaltsam erhoben und eine Zeit lang wenigstens in Ostgothland eine heidnische Dynastie der christlichen in Upsala gegenüberstellten. Endlich bemächtigte sich sogar diese ostgothische Dynastie des ganzen Reiches, aber nun trat sie selbst zum Christenthum über und damit war dessen Sieg etwa in der Mitte des 12. Jahrhunderts entschieden.

Schweden stellte eben so gut wie Dänemark und Norwegen sein Contingent zu den scandinavischen Räuberhorden, die das ganze Europa in Schrecken versetzten. Doch wandten sich die von hier ausströmenden Schaaren mehr nach Osteuropa und nur in seltenen Fällen kamen sie bis in die Nordsee. Sie brandschatzten die rohen und armen finnischen Stämme im heutigen Rußland und die slavischen Bewohner desselben besonders während des 9. und 10. Jahrhunderts. Aber der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum und zwischen den verschiedenen Dynastien ließ auch hier diese auswärtigen Unternehmungen erlahmen, bis sie mit dem Siege der Christen und der ostgothischen Dynastie wieder einen neuen freilich lange nicht so großartigen Aufschwung wie einstmals nahmen.

Das bedeutende Reich, welches König Knut von Dänemark beherrschte, zerfiel nach seinem Tode wieder. Seine drei Söhne theilten es so unter sich, daß jeder ein Hauptland bekam, Harald England, Hardiknut Dänemark, Sven Norwegen. Allein Sven wurde von den Norwegern vertrieben, die einen Nachkommen ihres heimischen Königsgeschlechtes, Magnus I erhoben. Damit trat Norwegen wieder auf mehrere Jahrhunderte, bis 1389, mit Ausnahme einer kurzen Periode unter Magnus I selbst, der auch dänischer König wurde, aus seiner Verbindung mit Dänemark. Gelegentlich stand es dafür mit Schweden unter einem Könige, ohne daß auch diese Verbindung irgend von nachhaltigen Folgen gewesen wäre. Doch nahmen die inneren Verhältnisse des Landes bald einen festeren Typus als in den anderen scandinavischen Reichen an. Die alten zahlreichen Häuptlingsgeschlechter und ihre Dienstmannen, der Uradel des Landes, waren im Kampfe gegen den königlichen Despotismus und das Christenthum fast ganz vernichtet worden und nur die freie Landbevölkerung als der eigentliche Kern der Nation übrig geblieben. Dieser, die auf einen ungeheuren und größtentheils unzugänglichen Raum zerstreut lebte, konnte sich der königliche Absolutismus nicht sehr fühlbar machen und sie blieb im Großen und Ganzen im Genuß ihrer herkömmlichen Rechte, wenn sie auch auf die Geschicke des Staates oder vielmehr des königlichen Hauses wenig Einfluß ausübte. Dieß rieb sich in wilden Kämpfen selbst auf und fiel endlich vor Knut von Dänemark. Als es dann wieder nach der Vertreibung der Dänen durch die freien Bauern des Landes, die keine auswärtige Herrschaft dulden wollten, den Thron bestieg, konnte es natürlich noch weniger als früher an die Gründung einer despotischen Herrschaft denken und so gestaltete sich die Landesverfassung schon damals ungefähr so, wie sie heute noch besteht.

Die norwegischen Könige seit Magnus I suchten ihrer Armuth und Beschränktheit durch systematische Begünstigung auswärtiger Handeltreibender zu

Hülfe zu kommen, von denen sie Zölle erheben konnten. So ließen sich englische Kaufleute in Bergen, dem Haupthafen des Landes, schon im 11. Jahrhundert nieder, denen bald auch deutsche folgten. Als die Hansa sich constituirt hatte, bemächtigte sie sich bald des ganzen norwegischen Handels und verwandelte ihn in der drückendsten Weise in ihr Monopol, ohne daß den Königen die gehofften pecuniären Vortheile davon zu Gute kamen. Sie versuchten daher mehr als einmal das Joch der deutschen Seestädte abzuwerfen, aber immer vergeblich, und jeder neue Versuch machte es nur immer drückender. Da sich das eigentliche Volk, der Bauernstand, bei dem Monopol der Hansa sehr wohl befand, so fanden die Könige auch von dieser Seite her keine Unterstützung und so mußten sie sich endlich die Vasallenabhängigkeit von einer Handelsgesellschaft gefallen lassen.

In Dänemark erlosch zwar das Geschlecht Knuts schon 1042, allein sein Geist beherrschte auch später noch die ganze Entwickelung des Staates. Hier allein unter allen nordischen Reichen bildeten sich die großen Lebensgestaltungen des Occidents in Staat und Kirche mit einer gewissen Lebenskraft aus, freilich ohne sich zu individuell-nationalem Gepräge zu erheben, wenn man nicht das, was sie zu nachhaltiger welthistorischer Bedeutung unfähig machte, also ein rein negatives Moment, dafür rechnen will. Clerus und Lehensadel beschränkten das Königthum, und neben ihnen kamen freilich überall durch deutschen Einfluß auch Städte mit der gewöhnlichen Verfassung und der gewöhnlichen Haltung der Zeit in die Höhe, die durch ihre günstige Lage und ihre Nachbarschaft bei der Welthandelsmacht des europäischen Nordens, der Hanse, rasch zu Gedeihen gelangten. Die Landbevölkerung dagegen wurde den höheren Ständen preisgegeben und zum größten Theil aus ihrer Freiheit in die drückendste Hörigkeit oder Leibeigenschaft versetzt.

Das Gepräge der höheren Gesellschaft, des Hofes, der Kirche und des Adels wurde bis ins einzelnste hinein eine Copie des Lebens der gleichen Stände in Norddeutschland, wohin überhaupt unzählige persönliche Beziehungen aus diesen Regionen gingen und ebenso von dort herüberliefen.

Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts verstanden die dänischen Könige die Verwirrung des deutschen Reiches zu benutzen um in Norddeutschland festen Fuß zu gewinnen, während ihre Vorgänger seit dem Erlöschen des Knut'schen Hauses mehr die wendischen und pommerschen Küsten, ja selbst die fernen Küsten des Finnischen Meerbusens zum Ziel ihres Ehrgeizes gemacht hatten. Knut VI seit 1172 und sein Bruder Waldemar II unterwarfen so nach und nach entweder ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Herrschaft die Küstenländer von der Weichsel an bis an die Elbe, allein schon 1223 brach diese innerlich jeden Haltes entbehrende dänische Macht zusammen. Waldemar II wurde von dem Grafen Heinrich von Schwerin gefangen und nun befreiten sich alle die Länder, Städte und Fürsten wieder, die bis dahin den Druck der Dänen ertragen hatten. Als Waldemar nach seiner endlichen Befreiung aus der Gefangenschaft einen Theil seiner Eroberungen wieder zu gewinnen versuchte und sich zuerst gegen die Lübecker wandte, so erhoben sich alle seine früheren Feinde zu ihrem Schutze gegen ihn und das dänische Heer wurde bei Bornhöved 1227 bis zur Vernichtung geschlagen.

Dieß war der Wendepunkt der dänischen Geschichte auf lange hinaus. Denn von da ab begann eine Zeit der größten Verwirrung im Innern, wo Reichstheilungen, Erbfolgestreitigkeiten in der Königsfamilie, Gewalt und Blutthaten aller Art, der Trotz des Lehensadels und der Hierarchie, die Rohheit

des ersteren und die Habsucht und Sittenlosigkeit der letzteren die Hauptrolle spielten. Dabei verschlechterte sich die Lage der bäuerlichen Bevölkerung mehr und mehr und selbst die Städte, obgleich ihnen der Schutz der Hanse zur Seite stand, gelangten nicht zu der Blüthe, die sie bei günstigeren Verhältnissen hätten erlangen können.

Erst Waldemar III fand in einer fünfunddreißigjährigen Regierung 1340—1375 Gelegenheit der Zersplitterung des Landes ein Ende zu machen und im Innern Friede und Ordnung mittelst einer Neubefestigung der Königsmacht herzustellen. Die Zerrüttung, in der sich sein Nachbarland Schweden befand, benützend, machte er in Südschweden glückliche Erwerbungen, bis er dadurch die Interessen der Hanse verletzte, die sich mit seinen Feinden verband und einen Krieg mit ihm führte, der ihn an den Rand des Verderbens brachte. Doch durch große Concessionen gelang es ihm 1370 Friede von der Hansa zu erkaufen und dem Untergang zu entgehen. Seine übrigen Feinde hatte er theils schon vorher zu beschwichtigen gewußt, theils waren sie jetzt wo er Friede mit der Hanse hatte, ihm nicht mehr gefährlich.

Seine Krone erbte auf seine Tochter Margarethe. Sie war seit 1363 mit König Hakon VII von Norwegen vermählt, der aus dem schwedischen Königshause abstammte. Das Geschlecht Harald Harfages war 1318 erloschen und von den Norwegern das Kind, welches damals den Namen eines Königs von Schweden trug, der dreijährige Magnus Smek, der Sohn des schwedischen Prinzen Erik und der Ingeborg, der Tochter des norwegischen Königs Hakon VI, auch zu ihrem König erwählt. Sein Sohn war Hakon VII, der bis zu seiner Heirath mit Margarethe auch als König von Schweden galt. Aber seine Heirath mit einer Dänin kostete ihm die Krone dieses Landes und die Schweden riefen den Herzog Albrecht von Mecklenburg herbei, der auch kam, zum König gemacht wurde und sich mit Hülfe der Hanse gegen seine Feinde, den Norwegischen König und seinen Schwiegervater, den dänischen Waldemar III hielt.

Aber Hakon hatte doch noch eine bedeutende Partei im Lande, die noch durch die Masse der unter jeder Regierung oppositionellen Elemente, die es in Schweden gab, vermehrt wurde. Während des 12., 13. und 14. Jahrhunderts war die Geschichte Schwedens durch sie in eine Reihe wüster Kämpfe verwandelt worden, die an Rohheit und Erbitterung den in Dänemark seit Waldemar II geführten nichts nachgaben. Dabei waren auch hier manche Elemente des westeuropäischen Culturlebens oberflächlich eingedrungen, namentlich hatte sich eine Art von Lehensaristokratie oder Ritterthum und eine sehr verdorbene aber desto übermüthigere Hierarchie entwickelt, die beide auf Kosten des Königthums in die Höhe wuchsen. Die Masse der Nation, der freie Bauernstand, vermochte sich hier seiner uralten Rechte besser zu wehren als in Dänemark: er blieb größtentheils frei, ja er errang sich sogar auch neben Adel und Geistlichkeit corporative Vertretung und Theilnahme an den großen Vorgängen des Staatslebens. Außerdem waren auch einige Handelsstädte, wie in Dänemark durch die Anregung der Hanse emporgewachsen, so bedeutend geworden, daß auch sie eine selbstständige Rolle im Lande spielten und vertreten waren neben Geistlichen, Adel und Bauern, so daß die Zustände Schwedens ungefähr die Mitte zwischen den fast ganz ursprünglichen Norwegens und den ganz nach westeuropäischem Vorbild gemodelten Dänemarks hielten. Das Königthum fand höchstens an den Bauern und den Städten einigen Wiederhalt, aber ein auswärtiger König wie Albrecht konnte auch auf ihre Unterstützung nicht mit Sicherheit zählen. Daher versuchte er es im großen Style, deutschen Adel in Schweden anzusiedeln, allein dieser Versuch steigerte die Feindseligkeit der

einheimischen Aristokratie, die sich nun an die Königin Margarethe von Dänemark wandte und ihr die Krone des Landes anbot.

Margarethe regierte seit 1375 in Dänemark für ihren Sohn Olaf und seit 1380 nach ihres Gemahls Hakon VII Tod auch in Norwegen als Reichsverweserin, bis 1387 Olaf starb und sie selbst in beiden Reichen als Königin anerkannt ward. Sie ging auf die schwedischen Anträge ein, besiegte Albrecht 1389 und nahm ihn gefangen.

So waren die drei nordischen Reiche durch einen Zufall unter einem Herrscher vereinigt. Margarethe suchte diesen Zufall zu einem dauernden Zustand umzuwandeln und brachte es wirklich auch dahin, daß die Stände aller drei Reiche 1397 sich zu Calmar für eine ewige Verbindung der drei Reiche erklärten. Zunächst sollte Erich von Pommern, der Großneffe Margarethe's, succediren, dann von den Ständen in gemeinschaftlicher Berathung einer der Söhne des zuletzt verstorbenen Königs gewählt werden. Außerdem wurde jedem der drei Reiche seine vollständige innere Freiheit und Selbstständigkeit zugesichert, über welche ein bleibender Ausschuß der Stände wachen sollte.

Als Margarethe 1412 starb, folgte ihr auch wirklich der vertragsmäßige Thronerbe Erich in allen drei Reichen. Allein die innere Unmöglichkeit der Verbindung kam bald zu Tage. Zuerst brach ein Aufstand in Schweden aus, veranlaßt weniger durch irgend welche Beschwerden gegen den König, obgleich es auch daran nicht fehlte, als durch das Unbehagen, welches die Unterordnung unter einen dänischen König veranlaßte. Denn naturgemäß galt Dänemark als das Hauptland in der Union, weil sie durch eine dänische Königin zu Stande gebracht war. Seit 1435 machte sich Schweden in der That, wenn auch nicht dem Namen nach, ganz unabhängig von Erich, und Männer aus der einheimischen Aristokratie, zuerst Engelbrecht Engelbrechtson, dann Karl Knutson führten die Regierung. Aber auch Dänemark kündigte 1439 Erich den Gehorsam auf, weil er fremde Truppen ins Land gebracht habe, was durch den Vertrag von Calmar ausdrücklich verboten war. Die dänischen Stände wählten den Herzog Christoph von Baiern, Erichs Neffen, zum König, der auch in Norwegen bald anerkannt wurde. Es gelang ihm sogar auch in Schweden gewählt zu werden, obgleich dort eine mächtige Partei principiell gegen jede neue Verbindung mit Dänemark kämpfte.

Der neue Unionskönig stützte sich in allen drei Reichen vornämlich auf die Hierarchie, die der einheimischen Adelswirren müde, bei denen sie nichts gewinnen konnte, ein fest gegründetes aber doch wieder ein durch seine unmittelbare Nähe nicht allzulästiges Königthum begünstigte. Allein als Christoph schon 1448 starb, traten die Schweden nun offen von der Union zurück und machten den Marschall des Reichs, Karl Knutson, das Haupt der weltlichen Aristokratie und der bisherigen Opposition gegen die Union zu ihrem König.

Dänemark dagegen trug seine Krone dem Herzog Adolph von Holstein und Schleswig an. Schleswig hatte früher einen Bestandtheil des dänischen Staates gebildet und war erst durch Margarethe an den mächtigen Grafen Gerhard von Holstein verliehen worden, um sich seines Beistandes zu versichern. Später versuchten Margarethe und Erich sich des lästigen Nachbarn wieder zu entledigen, allein mit Hülfe der Hansa gelang es den Holsteinern, sich in Schleswig zu behaupten. Jetzt wandten sich die dänischen Stände an diesen ihren mächtigsten Nachbar, allein er schlug die Krone aus und veranlaßte die Wahl seines Neffen und präsumtiven Erben, des Grafen Christian von Oldenburg. Dieser sah sich auch bald in Norwegen anerkannt, das sich

seit der Calmarer Union lieber an Dänemark anschloß, als daß es wieder einheimische Könige geduldet hätte.

Christian I versuchte auch in Schweden seine vermeintlichen Rechte durchzusetzen. Der dortige König Carl hatte, wie vorauszusehen, während seiner kurzen Regierung die Zahl seiner Feinde bedeutend vermehrt. Sie benutzten seine Beschäftigung in einem Kriege mit Christian, der über den Besitz der Insel Gothland ausgebrochen war und erhoben offenen Aufruhr. An seiner Spitze standen die großen Häuser der Wasa und Oxenstierna und der höchste Geistliche des Landes, der Erzbischof von Upsala, gleichfalls aus dem Geschlechte der Wasa. Carl sah sich in kurzer Zeit allseitig verlassen und flüchtete aus seinem Reiche.

Allein die Schweden ertrugen die Herrschaft des Unionskönigs, der obgleich ein deutscher Fürst von Geburt, ihnen doch als ein Däne galt, wieder nicht besser als früher. Als Christian vollends so unvorsichtig war, sich mit seinem mächtigsten Gönner, dem Erzbischof von Upsala zu entzweien, war sein Schicksal entschieden. Carl erschien wieder in Schweden, seine Anhänger sammelten sich rasch um ihn und eröffneten den Krieg gegen Christian. Doch auch Carl vermochte nicht zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, weil ihm seine alten Feinde, die Wasa's und Oxenstierna's eben so feindlich gegenüberstanden wie dem dänischen König.

Als Carl 1470 starb, trat Sten Sture als Reichsverweser an die Spitze seiner Partei. Er ließ dem König Christian auch in Schweden den Königstitel, allein ohne irgend welche Machtberechtigung. Nach Christians Tode 1481 versuchte es sein Sohn Johann zur Herrschaft in Schweden zu gelangen. Wirklich hatte Sten Sture trotz seiner anfänglichen Popularität doch in kurzer Zeit so viel Parteigetriebe gegen sich, daß er es für sich selbst und für das Heil des Landes am gerathensten fand, die Bestrebungen zur Wiederherstellung der Union zu unterstützen.

So kam im Jahre 1493 der sogenannte Calmarer Receß, gleichsam eine Zusatzurkunde zu dem Calmarer Vertrag von 1397 zu Stande, in welchem die Hauptbestimmungen desselben feierlich wiederholt, aber auch zugleich der schwedischen Aristokratie noch viel größere Rechte und Freiheiten als bisher, besonders auf Kosten der beiden unteren Stände der Nation, eingeräumt wurden. Von einer wirklichen königlichen Gewalt war, falls diese Bestimmungen in voller Integrität aufrecht erhalten werden konnten, in Schweden für die Zukunft keine Rede mehr und der schwedische Adel konnte sich um diesen Preis die Herrschaft eines auswärtigen Königs gefallen lassen, selbst wenn er aus dem verhaßten Dänemark ihm zukam. —

Im Gegensatz zu der Lebenskraft der staatlichen und mercantilen Organisationen des deutschen Bürgerstandes sank der Colonialstaat des deutschen Adels, Preußen sammt seinen Nebenländern, in dieser Periode sehr rasch von seiner einstigen Höhe.

Aeußerlich erreichte er während dem ersten Menschenalter des 14. Jahrhunderts seine höchste Blüthe, in der er jeder anderen Macht des damaligen Europas an Kräften wenigstens gleichzukommen schien. Nach dem Verlust von Ptolemais sah sich der Hochmeister und der hohe Rath des Ordens gezwungen, das heilige Land zu verlassen, dem nach dem Wortlaute ihrer Stiftung eigentlich die Kräfte des Ordens gewidmet sein sollten, wie es die der Templer und Johanniter waren. Da aber Preußen schon seit langer Zeit den wahren Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildete, so entsagte er jetzt um so leichter seiner ursprünglichen Bestimmung und der Sitz der Ordensregierung wurde nach Venedig und bald darauf nach Marburg verlegt, womit dieselbe auch räumlich

ihrem eigentlichen Wirkungskreis um vieles näher rückte. Endlich geschah noch der letzte durch die Natur der Verhältnisse gebotene Schritt: 1309 siedelte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen sammt dem Generalcapitel nach der 1274 gegründeten Marienburg an der Weichsel über. Von diesem Momente datirt eine neue Periode in der Geschichte des Ordens. Seine jetzt concentrirte Kraft wirkte nach außen hin stärker als je. Auf allen Seiten wurden neue Erwerbungen gemacht. So fiel 1311 Pomerellen, d. h. der größte Theil des jetzigen Westpreußens und Hinterpommerns an die deutschen Herren vermöge einer Schenkung seines vorletzten einheimischen Herzogs aus dem pommerschen Hause. Zwar suchte der König Casimir der Große die vermeintlichen Ansprüche der polnischen Krone auf dieses Land mit gewaffneter Hand durchzusetzen, allein er mußte sich 1343 zu Frieden und zu Verzichtleistung bequemen. Auch Esthland, das bis dahin zum größeren Theil in den Händen der Krone Dänemark gewesen war, wurde jetzt für den Orden erkauft. Da sich die Schwertbrüder in Liefland schon seit 1238 mit den deutschen Herren vereinigt, d. h. unter Beibehaltung ihres Namens und einer gewissen Selbstständigkeit sich ihnen unterworfen hatten, so reichte jetzt das Ordensgebiet nach Nordosten hin überall bis an den finnischen Meerbusen, wie es nach Südwesten an manchen Stellen die Oder berührte.

Nachdem das eigentliche Preußen bezwungen war, blieb dem Orden bei seinen südöstlichen Nachbarn, den heidnischen Lithauern, den nächsten Stammverwandten der bekehrten oder ausgerotteten Preußen, noch ein hinreichender Spielraum für seine eigentliche Bestimmung, der Waffenkampf zur Verbreitung des Glaubens. Allein der Widerstand, den er hier fand, war wo möglich eben so erbittert und fanatisch wie einst in Preußen und jedenfalls durch die größere Volksmenge und die noch größere Unzugänglichkeit der meisten litthauischen Landschaften viel imposanter als dort. Schon früher hatten die Schwertbrüder bei der Eroberung von Kurland erfahren müssen, daß ihre Kräfte auf die Länge den Litthauern nicht gewachsen seien. Der deutsche Orden gebot freilich über ganz andere Hülfsmittel als jene, allein auch mit diesen konnte er nur Schritt für Schritt und mit ganz unverhältnißmäßigen Opfern vorwärts dringen. Auch machte es sich bemerkbar genug, daß jener kirchlich-kriegerische Eifer, der ihm bei der Bezwingung der Preußen Schaaren von Streitern aus Deutschland zugeführt hatte, jetzt mehr und mehr erlosch. Die Ankömmlinge aus dem Westen bezeigten nur in den seltensten Fällen Neigung, sich gegen die wilden und grausamen Heiden die Märtyrerkrone zu verdienen, falls sie nicht durch ihren völligen Eintritt in den Orden ihren eigentlichen Beruf in diesem Kampfe sehen mußten. Dazu kam noch, daß die Litthauer allmählig von den benachbarten Staaten Polen und Rußland als eine vortreffliche Vormauer gegen die immer bedenklicher wachsende Macht des Ordens angesehen und trotz ihres Heidenthums wenigstens ungehindert unterstützt wurden, während sie früher mit beiden eben so tödtlich verfeindet waren wie mit den deutschen Herren.

Dagegen erforderte es schon die geographische Situation des Ordensstaates, Litthauen zu erobern, da dasselbe wie ein Keil zwischen den eigentlich preußischen Landschaften und der Territorien der Schwertbrüder sich hineinschob, und beide, die doch nur ein Gebiet bilden sollten, isolirte. Es war auch unerläßlich nöthig für die Ehre und die Kriegsübung des Ordens, auf der seine Existenz ruhte, den einmal begonnenen Krieg nicht fallen zu lassen bis zu einem definitiven Sieg, obgleich dieser Kampf schon weit mehr aus Reflexion als aus der instinctiven Glaubens- und Kampfesfreudigkeit hervorging, und sich deßhalb auch auf eine so unerquickliche Weise endlos hinzog.

So wurden den Litthauern mühselig einige Sumpf- und Waldwüsteneien abgerungen, als die Bekehrung ihres Großfürsten Jagel und seine Wahl zum polnischen König die ganze Situation veränderte. Der größte Theil Litthauens wurde dadurch an und für sich den Angriffen des Ordens entzogen, weil es nun als ein christliches Land galt und in Personalunion mit Polen stand. Auch diejenigen litthauischen Landschaften, in denen Jagel vor seiner Bekehrung keine Herrscherrechte ausgeübt hatte, sollten nun als Pertinenzen des polnisch-litthauischen Reiches gelten und der Orden, der um ihren Besitz stritt, sah sich nun zugleich auch noch in Feindschaft mit Polen verwickelt. Trotzdem gelang es ihm noch Schamaiten, die Landschaft zwischen Kurland und dem eigentlichen Preußen zu erobern und auch gegen Polen zu behaupten 1404.

Aber kurz darauf nahm Jagel der Gelegenheit wahr um den Orden in Preußen anzugreifen. Ein Krieg gegen den Orden war in Polen selbst im höchsten Grade populär und der polnische Adel nahm sehr zahlreich an dem Heereszuge Theil. Außerdem aber hatte Jagel auch für reichlichen Zuzug aus Litthauen und aus den tartarischen Stämmen an der Südostgrenze Polens gesorgt, die je nach den Umständen Feinde oder Bundesgenossen der Polen abgaben. Bei weitem der größte Theil des zahllosen Heeres, das nun über Preußen hereinbrach, bestand notorisch aus Heiden, und ein anderer Theil war in der That nicht besser christlich als sie. Doch wäre mit einem solchen Heere nicht viel auszurichten gewesen, hätte nicht Jagel an gemietheten Kriegsknechten aus Deutschland und Böhmen, die es wenig kümmerte, daß sie mit Heiden gegen Christen fochten, einen zuverlässigen Kern gehabt. Der deutsche Orden unterlag in einer äußerst blutigen Schlacht bei Tannenberg 1410. Da der Hochmeister Ulrich von Jungingen die ganze Entscheidung auf einen Wurf gesetzt und alle disponiblen Streitkräfte hier vereinigt hatte, so schien das Schicksal des Ordens damit entschieden. Allein in den aus der Schlacht entkommenen Brüdern lebte ein solcher ritterlicher und zugleich nationaler Stolz und eine solche heldenmüthige Tapferkeit, daß das polnische Heer zwar das wehrlose Land mit viehischer Wildheit zu verderben, aber keine der großen Festungen zu erobern vermochte und sich bald durch Mangel und Unordnung — die natürliche Folge seiner Zusammensetzung — in eine sehr schlimme Lage versetzt sah. Jagel mußte auch zu seinem Schrecken bemerken, daß die übrige Christenheit nicht gesonnen sei, dieser nach mittelalterlichen Begriffen ärgsten Schandthat, der Verwüstung eines christlichen Landes durch rohe heidnische Horden ruhig zuzusehen und zog es daher vor, nach Polen zurückzukehren. Schon im nächsten Jahre schloß er mit dem Orden Friede, in welchem dieser allerdings Schamaiten abtrat, aber außerdem in seinem äußeren Bestand unangetastet blieb.

Aber die inneren Zustände des Ordens nahmen nach dieser großen äußeren Katastrophe eine durchaus unglückliche Wendung. Der Schade an Geld und Gut, der durch das bestiale Wüthen der polnischen Horden geschehen war, hätte sich allerdings mit der Zeit ausgleichen lassen, während er zu groß war, als daß er schnell verschmerzt werden konnte. Auch der Verlust an Menschen konnte für den Orden selbst durch neue Ankömmlinge aus dem deutschen Adel ergänzt werden, der noch immer mehr Candidaten zur Aufnahme stellte, als verwandt werden konnten. Die verödeten Dörfer und Städte mochten auf gleiche Weise an deutschen Colonisten Elemente zu ihrer Wiederbevölkerung finden. Allein durch das Unglück waren Schäden im Orden selbst auf einmal sichtbar herausgetreten, die sich vorher kaum bemerkbar gemacht hatten. Das Interesse und das Wesen eines großen Theiles seiner Angehörigen stimmte schon lange nicht mehr mit dem Geiste der ganzen Institution und wollte jetzt, nachdem durch den

Krieg alles aus den Fugen gekommen war, immer weniger damit stimmen. Die Lücken, die der Krieg gemacht hatte, wurde zum Theil durch eine rasch sich hinzudrängende Masse ausgefüllt, in der die roh egoistische und prosaische Lebensauffassung des damaligen deutschen Adels nun vollends ganz ohne Widerhalt dominirten. Als der Hochmeister, Heinrich der Reuße, aus dem Geschlechte der Vögte von Plauen, der eigentliche Retter des Ordens in der ärgsten Gefahr, indem er die Marienburg mit unvergleichlichem Heldenmuthe vertheidigt hatte, eine strenge Reform der Ordensverfassung durchsetzen wollte, von der er zunächst das Heil erwartete, stieß er bei der Mehrzahl der Ritter auf die heftigste Opposition, die sich freilich schlecht mit dem Grundsatz des unbedingten Gehorsams vertrug, aber desto besser mit den Lebensanschauungen des deutschen Adels der Zeit, auf deren Niveau auch diese Ritter herabgesunken waren. Sein Sturz erfolgte durch ein Bündniß der Unzufriedenen im Orden, die natürlich dann auch dafür sorgten, daß in den künftigen Hochmeistern nicht wieder dergleichen ihnen unbequeme und unverständliche Tendenzen zur Herrschaft gelangten. Ohne daß sich die äußeren Formen der Verfassung geändert hätten, ward damit doch zugleich ihr Wesen vollständig umgeändert. Während der Orden vorher eine Adelsoligarchie mit mächtiger monarchischer Spitze war, stellte er jetzt eine Adelsdemokratie mit allen Zügellosigkeiten und der rohen Centrifugalkraft eines solchen Zustandes dar.

Daß der Staat in bedenklicher Lage sei und daß auf irgend eine Weise für seine Vertheidigung zunächst gegen Polen gesorgt werden müsse, dessen feindselige Gesinnung immer offenkundiger hervortrat, entweder in wirklichem Kriege oder in einem nominellen Friedensstand, der noch gefährlicher als der Krieg war, davon war auch die Masse der Ritter überzeugt. Nur dachten sie die Last dieser Sorge von sich ab und auf das von ihnen beherrschte Land wälzen zu können, während sie selbst sich eines möglichst unbeschränkten Genusses ihrer Stellung erfreuten.

Allein ein Theil der Bevölkerung hatte die Herrschaft des Ordens schon vor der Katastrophe des polnischen Krieges mit immer steigendem Unwillen ertragen und die Vorgänge nach demselben trugen nur dazu bei, die traditionelle Gewöhnung der Ehrerbietung vor der einst so geheiligten Institution allmählig im Lande verschwinden und Haß und Verachtung an ihre Stelle treten zu lassen.

Allmählig hatte sich in Preußen ein zahlreicher Adel angesiedelt und war im Laufe der Zeiten daselbst ganz heimisch geworden. Er stand der Ordensaristokratie in Beziehung auf Sitte und Art so nahe wie nur immer möglich, aber er glaubte doch, weil er herkömmlicher Weise als außerhalb derselben betrachtet ward, in schroffem Gegensatz zu jener zu stehen. Sie ergänzte sich meist aus dem fremden, d. h. dem eigentlich deutschen Adel und es konnte nicht fehlen, daß der Landesadel es in seinem Gefühle immer unpassender fand, daß er, der in diesem Lande seit unvordenklichen Zeiten, d. h. seit mehreren Generationen einheimisch war, sich unter die Herrschaft fremder Standesgenossen beugen sollte. Auch trug schon in den besseren Zeiten des Ordens die Strenge, mit der er alle autonomen Gelüste des Landesadels niederschlug, nicht wenig dazu bei, daß sich derselbe im Vergleich mit den Zuständen seiner Genossen in Deutschland und vor allem in dem benachbarten Polen für sehr mißhandelt hielt. Das Recht der bewaffneten Selbsthülfe, das ihm auch in dem damaligen Deutschland nirgends streitig gemacht wurde, sollte er allein hier nicht ausüben dürfen. Als die scharfe Zucht im Orden selbst allmählig nachließ, lockerte

sich freilich auch diese Strenge, allein die Erinnerung daran erbitterte nicht minder als ihre einstmalige wirkliche Ausübung.

Auch ein anderes wichtiges Glied des mittelalterlichen Lebens, die höhere Geistlichkeit, glaubte sich in vielfacher Hinsicht über den Orden beklagen zu können. Daß er es gewesen war, der mit seinem Blute die christliche Kirche in diesem Lande überhaupt begründet und der sie dann später mit außerordentlicher Freigebigkeit ausgestattet hatte, war längst vergessen. Dagegen störte die Prälaten des Landes die herkömmliche Exemtion der Ritterschaft von ihrer Jurisdiction, was auch den andern Ritterorden die Feindseligkeit der Geistlichen so sehr erregt hatte und den Templern in ihrer letzten Noth zu nicht geringem Unheil ausgeschlagen war. Der Clerus des Landes behauptete, ähnlich wie es früher anderwärts in Betreff der Templer behauptet worden war, daß die Mehrzahl der Ritter die Kirche verachte, daß sehr viele von ihnen durch die hussitischen Ketzereien angesteckt seien und suchte einen Hauptbeweisgrund in der hochmüthigen Art, mit der die Ritter oft zu erkennen gaben, daß auch sie durch eine ähnliche Weihe wie der Clerus bevorzugt wären. Auch war es ganz gegen alles Herkommen des übrigen Europas, daß sich der hohe Clerus von der Theilnahme an der Oberleitung der Staatsgeschäfte ausgeschlossen sah: überall standen Geistliche dem Regenten als die vertrautesten Rathgeber zunächst, hier allein rangirten sie in politischer Beziehung doch nur als Unterthanen, wenn auch als die bevorrechtetste Klasse derselben.

Daß die zahlreichen großen und reichen Städte des Landes in Opposition gegen die Ritteraristokratie standen, war ganz natürlich. Sie fühlten sich in doppelter Weise unter der Herrschaft des Ordens unbehaglich, dem auch sie doch allein ihre Existenz verdankten. Einmal in so fern sich mehrere der größten, wie Danzig, Thorn, Elbing, Königsberg zunächst als Glieder der großen Hansa, eines ihnen vollkommen homogenen Gemeinwesens betrachteten, das alle ihre politischen Bedürfnisse befriedigte, und dann weil alle zusammen von demselben Streben sich von der Territorialgewalt zu emancipiren ergriffen waren, wie ihre Schwestern im eigentlichen Deutschland. Der Orden war aber in seiner kräftigeren Zeit keineswegs geneigt, seine Rechte so leicht aufzugeben wie es manche andere Landesherren thaten und in seinem Gebiete eine Reihe selbstständiger Kleinstaaten mit wesentlich merkantilen Tendenzen aufkommen zu lassen, die seinem traditionellen politischen System so schnurstracks zuwiderliefen.

In materieller Hinsicht lastete die Herrschaft des Ordens, wie man zugeben muß, wenigstens bis zu dem Thorner Frieden von 1410 nicht schwer auf diesen drei Ständen. Nach der Gewohnheit der deutschen und der anderen westeuropäischen Staaten verstand es sich von selbst, daß ihnen keine Lasten angesonnen wurden, zu denen sie nicht vorher ihre Einwilligung gegeben hatten. Es bildeten sich so hier ganz unwillkührlich und ganz in denselben Grundzügen wie anderwärts die Elemente einer ständischen Vertretung, die so lange sie noch getrennt von einander waren, für den Orden keine Gefahr enthielten. Aber auch hier wirkte der Zug der Verhältnisse darauf hin, daß sich die einzelnen Stände mehr an einander anzuschließen versuchten, so wenig dieß auch anfangs gelingen wollte.

Nach dem Thorner Frieden wurden diesen einzelnen Ständen in Anbetracht der schwierigen Lage des Landes höhere Steuern als irgend vorher angesonnen, und trotz heftigen Widerspruches auch durchgesetzt. Die Opposition der Stände gegen den Orden überwand von da an mehr und mehr die Momente der Trennung, welche bis jetzt Adel und Clerus und Städte bei den so widersprechenden Privatinteressen dieser einzelnen Categorien doch noch immer

auseinander gehalten hatten und im Jahre 1440 constituirten sie sich unter dem Namen des preußischen Bundes zu einem Gesammtkörper, ähnlich wie ihn die Stände anderer Staaten bildeten. Seine Haltung war so imposant und die Lage der herrschenden Aristokratie so bedenklich, daß diese in ihrer Noth sich nach auswärtiger Hülfe umsah und ihre Beschwerden gegen ihre widersetzlichen Unterthanen an den Kaiser Friedrich III brachte.

Preußen oder der deutsche Orden gehörte zwar staatsrechtlich niemals zum deutschen Reiche, aber daß der Kaiser in seiner Eigenschaft als oberster Herr der Christenheit auch eine Suprematie über den Orden ausübe, verstand sich eigentlich nach diesem Begriffe von selbst und war noch durch jenen staatsrechtlichen Act, auf dem die politische Existenz des Ordens ruhte, durch die Belehnung Friedrichs II vom Jahre 1225 (s. o. S. 262) ausdrücklich bestätigt. Da sich der Orden grundsätzlich nur aus Deutschland ergänzte und überhaupt so viele öffentliche und private Beziehungen zu Deutschland hatte, so galt er in der gewöhnlichen Auffassung allmählig auch für ein Glied des Reiches, ohne daß diese Auffassung durch einen staatsrechtlichen Act irgend eine gültige Basis erhalten hätte. So wagte auch jetzt niemand zu bestreiten, daß dem Kaiser das Recht eines obersten Urtheilsspruches zustehe, obgleich die Stände von vornherein nicht gesonnen waren, sich demselben zu fügen, falls er gegen sie ausfiele. Da sie die wahre Beschaffenheit der Macht Friedrichs III wohl kannten — sie war in ganz Europa schon lange kein Geheimniß mehr — so konnte ein solcher Ungehorsam unbedenklich gewagt werden und für den Nothfall hatten sie sich schon eines mächtigen Bundesgenossen, des polnischen Königs versichert. Polnischer Einfluß leitete schon lange ihre Opposition und wirkte auch außerhalb der Stände dem Orden in der feindseligsten Weise entgegen. In dem seit 1406 erworbenen Pomerellen konnte er insbesondere bei dem zahlreichen, armen und durch die Nationalität den Polen ungemein nahe stehenden ja zum Theil geradezu polnischen Landesadel weit verzweigte Verbindungen anknüpfen, unter denen eine mit der kühnen Tendenz den Orden überhaupt zu vertilgen, unter dem Namen des Eidechsenbundes große Verbreitung und selbst unter dem deutschen Landesadel zahlreiche Theilnahme fand.

Als das kaiserliche Urtheil gegen die Stände ausfiel, beschlossen diese offen aufzutreten. Sie erklärten die kaiserliche Resolution für durch Bestechung erschlichen, kündigten dem Orden den Gehorsam auf, bewaffneten sich und stellten sich unter polnischen Schutz. Ein äußerst hartnäckiger und verderblicher Krieg begann jetzt 1454 zwischen dem Orden und seinen aufrührerischen Unterthanen. Obgleich der erstere alle seine Kräfte zusammenraffte und noch einmal sein alter Heldenmuth auf das herrlichste sich bewährte, so reichte dieß doch gegen die Stände und den König Casimir III von Polen nicht aus. Der letztere schon längst auf diese Eventualität gerüstet, war sogleich mit einem mächtigen Heere den Aufrührern zu Hülfe gekommen. Im Jahre 1466 sah sich endlich der Orden genöthigt, um nur einen Rest seines Staates zu retten, Friede mit dem polnischen König und den Ständen zu machen. Aber er mußte alle Landschaften westlich von der Weichsel und einen großen Theil der östlich davon gelegenen sammt der Hauptburg Marienburg und den Städten Thorn, Culm, Danzig, Elbing u. s. w. aufgeben und für das übrige die polnische Lehenshoheit anerkennen.

Damit war für lange Zeit dem Vordringen des deutschen Culturelementes nach dieser Seite hin eine Grenze gesteckt. Der Orden verarmt und innerlich aufgelöst wie er war, durfte froh sein, wenn er nur seine Existenz fristete. Der materielle Wohlstand sowohl des abgetretenen als des erhaltenen Landes

war in unerhörter Weise zerstört und keine Aussicht vorhanden, ihm durch die früheren Mittel wieder aufzuhelfen. In den abgetretenen Landschaften wiesen jetzt alle staatlichen Beziehungen auf Polen, während nationale und materielle Interessen noch immer die alte Einheit des Landes vergegenwärtigten. Anfänglich schien es, als wenn wenigstens Adel und Städte der an Polen abgetretenen Landschaften Ursache hätten, mit dem Falle des Ordens zufrieden zu sein, denn sie hatten sich bei ihrer freiwilligen Unterwerfung in Betreff ihrer Privilegien möglichst gut bedacht und König Casimir hatte keinen Anstand genommen, sie zu beschwören. Dazu gehörte vor allem, daß ihnen ihre deutsche Nationalität im vollsten Umfange gewährleistet wurde. Aber bald mußten sie sehen, wie man polnischer Seits versuchte, sie auf alle Weise in ihren Rechten zu beeinträchtigen und wie sich namentlich ein ganz deutliches aber freilich im allgemeinen ohnmächtiges Bestreben kund gab, das deutsche Wesen in diesen durch deutsches Blut erworbenen Landschaften auszumerzen. Wenn man sich auch solcher Attentate um so leichter erwehren konnte, weil das Aufstreben des polnischen Reiches nur von kurzer Dauer war und bald einer gänzlichen Hülflosigkeit Platz machte, so mußte man doch wenigstens geschehen lassen, daß die noch vorhandenen polnischen oder slavischen Elemente im Adel und in der ländlichen Einwohnerschaft sich nicht bloß gegen ihre Verschmelzung mit der deutschen Cultur und Nationalität des einstmaligen Ordenslandes sträubten, sondern durch ihre Verbindung mit Polen sogar allmählig an Consistenz und Zahl auf Kosten der deutschen Ansiedler gewannen und diese auf von einander isolirte Distrikte beschränkten. Für die östlichen massenhaften deutschen Colonien wurde damit die natürliche Verbindungslinie mit dem Mutterlande, auf der sie sich bis dahin immer frisch recrutiren konnten, abgeschnitten und auch sie im Ganzen und Großen in eine ähnliche Isolirung versetzt, wie sie im kleineren Maßstab bei den einzelnen deutschen Colonien westlich von der Weichsel stattfand. So verloren auf der einen Seite die Colonien selbst, diese fruchtbarste und erquicklichste Seite der späteren mittelalterlich deutschen auswärtigen Verhältnisse, ihre wahre Lebenskraft, auf der andern Seite wurde aber auch das eigentliche Deutschland einer durch die Natur und die Geschichte ihm angewiesenen Mission auf mehrere Jahrhunderte hinaus beraubt, was man freilich in dem ganz in egoistisch-particulare Interessen aufgelösten deutschen Reiche der damaligen Zeit vollständig unbeachtet ließ. Auch die einzelnen Stimmen, welche sich vom politisch-staatsrechtlichen Gesichtspunkt aus gegen die Uebergriffe Polens und die aufgezwungene Lehensunterthänigkeit des deutschen Ordens erhoben, verhallten ungehört.

Die Demüthigung der Ordensritter dehnte das Gebiet Polens bis an die Ostsee aus, während dieses Reich bis dahin nirgends die Meeresküste erreicht hatte. Wenn man in einem so roh zusammengefügten Gemeinwesen wie das polnische von einer politischen Reflexion sprechen dürfte, die sich auf die Erwägung großer geschichtlicher und natürlicher Verhältnisse gründete, so könnte man sagen, daß die polnischen Könige bei ihren Unternehmungen gegen den Orden von dem Gedanken ihrem Reiche eine Küste zu gewinnen geleitet gewesen seien. Allein richtig erwogen war es eben nur der ganz elementare und rohe Ehrgeiz oder Eroberungsdrang, wie er überall ohne allen politischen Instinkt und ohne alle leitenden Gesichtspunkte vorkommt. Im früheren Mittelalter hatten die polnischen Fürsten öfters sich bald nach dieser bald nach jener Seite hin auf Kosten ihrer zufällig schwächeren Nachbarn auszubreiten versucht, aber nach kurzen Erfolgen ereilte diese Eroberungen dasselbe Schicksal, wie ähnliche Unternehmungen anderswo: sie zerrannen eben so schnell

als sie gewonnen waren. Jetzt zeigte sich der deutsche Orden zugleich als der gefährlichste und als der schwächste Nachbar und so wandte sich die zufällig einmal etwas höher gestiegene Kraft Polens mit Glück gegen ihn. Wenn irgend ein innerliches Motiv dabei mit im Spiel war, so bestand dieß höchstens in der ererbten Antipathie dieses slavischen Stammes gegen die deutsche Cultur und das deutsche Wesen im allgemeinen, an die er durch die Fügung der Geschichte schon seit undenklichen Zeiten unlösbar gekettet war, deren zwingenden Einfluß er allseitig empfand und von denen er sich trotz des größten innerlichen Widerstrebens nicht losmachen konnte.

Schon seit der Zeit der Ottonen (s. o. S. 140), als Norddeutschland mehr von innen heraus in die Strömung des gesammten abendländisch-christlichen und speciell des germanisch-christlichen Culturlebens eingetreten war, dauerte diese so widerwillig ertragene und doch unlösliche Verkettung. Durch die Kraft des damaligen Aufschwunges des niederdeutschen Stammes waren die heidnischen Slavenstämme zwischen der Elbe und dem eigentlichen Polen schnell wenigstens äußerlich überwältigt und Polen somit ein Nachbar des christlichen deutschen Reiches geworden. Der Herzog Miesko oder Mieciślaw, ein Zeitgenosse Otto's I, II und III war durch seine Verheirathung mit einer böhmischen Prinzessin Dombrowka schon 966 dem Christenthume gewonnen und erkannte deßhalb um so eher die Oberhoheit des deutschen Kaisers als des obersten Herren aller christlichen Völker an. Sein Uebertritt zum Katholicismus und dieses wenn auch ganz lose Lehensverhältniß zum Reiche wurden die Angelpunkte, um die sich die weitere polnische Geschichte drehte. Es war damit wenigstens ausgesprochen, daß Polen in den Kreis der abendländisch-christlichen Cultur gehöre, wenn es gleich niemals vollständig in ihn hereintrat.

Das Christenthum beherrschte in verhältnißmäßig kurzer Zeit die ganze Außenseite des polnischen Lebens. Es scheint nicht als ob das nationale Heidenthum, der gewöhnliche dualistische Naturdienst der slavischen Stämme, irgend erfolgreich dagegen reagirt hätte, nachdem einmal der Fürst des Landes und die mächtigsten eingebornen Stammeshäupter zu jenem übergetreten waren. Anfänglich bildete das von Deutschland aus gestiftete Bisthum Posen den kirchlichen Mittelpunkt, allmählig entstanden aber noch viele andere Bisthümer, darunter zwei, Gnesen und Krakau, zu Erzbisthümern erhoben wurden. Der hohe und niedere Clerus der ersten Zeit stammte aus Deutschland und Böhmen, bis ihn ein einheimischer Nachwuchs allmählig ersetzte. Von Seite der Landesfürsten und der höheren Aristokratie wurden ihm die äußeren Ehren und Begünstigungen, nach denen er selbst die christliche Gesinnung der Laien zu messen sich gewöhnt hatte, in reichlichster Fülle zu Theil und die polnische Kirche durfte bald verhältnißmäßig für eine der reichsten und mächtigsten in Europa gelten. Ihre höheren Würdenträger erhielten ohne Widerspruch eine bevorzugte weltliche Stellung und den größten Einfluß auf die Entwickelung der äußeren und inneren politischen Verhältnisse. Ihr Einfluß wäre noch unendlich bedeutender geworden, wenn sie sich innerlich mehr an der geistigen Cultur ihres Standes im übrigen Europa zu betheiligen vermocht hätten. Aber sie waren bald zu dem Niveau des gewöhnlichen Lebens ihrer Nation herabgesunken und glichen in jeder Beziehung der weltlichen Aristokratie des Landes zu sehr. Keine der großen Fragen, die die übrige Kirche Europas während des Mittelalters bewegten, vermochte hier tieferen und dauernden Eindruck zu machen. Da sich auch die übrige Kirche wenig um Polen kümmerte, so isolirte sich die polnische Landeskirche innerlich mehr und mehr, während sie äußerlich an striktem Gehorsam gegen die Päpste, wenn einer sich gelegentlich einmal um

diese ihnen selbst höchst fremdartigen Verhältnisse bekümmerte, nichts zu wünschen übrig ließ. Wenn die rohe Zügellosigkeit der weltlichen Aristokratie die äußere Stellung der Kirche, wie es oft vorkam, allzu gewaltsam antastete, so schloß sich diese dafür desto enger an das fürstliche Haus an und gereichte dem Fürsten von ganz Polen oder der einzelnen Landschaften hinwiederum zu ihrer sichersten Stütze gegen den Uebermuth und Ungehorsam ihres Adels.

Das Verhältniß politischer Abhängigkeit von Deutschland brachte die Nachfolger Miesko's und ihre Umgebung in die mannigfachste Berührung mit den Königen, Fürsten und Herren Deutschlands. Es läßt sich erkennen, daß man in Folge davon in Polen sehr bald anfing, die großen äußeren Formen des deutschen weltlichen Lebens, vor allem die Institution des Lehenswesens auf die heimischen Verhältnisse roh zu übertragen, wie man es ähnlich mit den kirchlichen Institutionen gemacht hatte. Die vornehmsten adelichen Familien gestalteten sich zu großen Kronvasallen, die zahlreichen Freien zu dem niederen Adel, der wieder in den verschiedensten Abstufungen sich in Lehensabhängigkeit zu jenen stellte. Das Schicksal der großen Masse der Bevölkerung wurde dadurch in rechtlicher und socialer Beziehung nicht berührt. Sie war vor dem Eindringen deutscher Einflüsse schon in einer erblichen Leibeigenschaft gegen den nachherigen hohen und niedern Adel des Landes und blieb auch darin. Nur insofern verschlechterte sich wo möglich noch ihr Loos, als der Adel des Landes jetzt auch auf ihre Kosten das äußere Gepränge des mittelalterlichen Ritterthums zwar sehr roh aber desto verschwenderischer nachzuahmen versuchte, während er früher in ähnlicher Einfachheit wie die Masse der Nation gelebt hatte. Da sich, wie zu erwarten war, die schon im 10. Jahrhundert in Deutschland sprüchwörtlich gewordene unmenschliche Behandlung dieser Leibeigenen auch durch den Einfluß des Christenthums nicht humaner gestaltete und dieser materielle Druck hinzukam, so hatte die Masse des Volkes allerdings nur Nachtheil von der Verbindung Polens mit dem Occident.

Miesko's Nachfolger ließen sich übrigens durch das Lehensverhältniß zum deutschen Reiche keineswegs stören, wenn es galt eine Eroberung im eigentlichen Reichsgebiete oder auf Kosten einer Pertinenz des Reiches zu machen. So eroberte schon Miesko's erster Nachfolger, Boleslav I, die Lausitz und sogar Meißen, beides unzweifelhaft Theile des Reiches, und Schlesien, was bis dahin zu Böhmen gerechnet wurde, während Böhmen selbst auch einen Theil des Reiches bildete. Zum Zeichen seiner Macht nahm er sogar den Königstitel an. Im Anfang des 12. Jahrhunderts versuchte Boleslav III Pommern sich zu unterwerfen, aber mit seinem Tode 1138 endeten diese Uebergriffe der polnischen Herrscher für lange Zeit. Von da an erfolgten öftere Reichstheilungen und es constituirten sich eine Reihe unabhängiger Fürsten- oder Herzogthümer, unter denen sich die in Schlesien innig an Deutschland anschlossen und auf alle Weise die vollständige Germanisirung des Landes durch großartige Einwanderungen beförderten. Endlich vereinigte Wladislav Lokietek Groß- und Kleinpolen wieder miteinander, während Schlesien seinem natürlichen Zug folgte und sich an Deutschland, zunächst an Böhmen anschloß. Er wurde von Papst Johann XXII als König von ganz Polen anerkannt. Sein Sohn Casimir der Große imponirte den Zeitgenossen durch den Glanz seines Hofhaltes, durch sein nach damaligen Begriffen echt fürstliches und ritterliches Wesen, während er seiner Aristokratie gegenüber durch alle diese Eigenschaften nicht viel mehr Macht erhielt, als sie seine Vorgänger besessen hatten. Sein Tod 1370 beschloß das einheimische nach dem mythischen Stammvater Piast das piastische genannte Herrschergeschlecht Polens und der Adel des Reiches verstand sich dazu, den König

Ludwig den Großen, einen Neffen Casimir's, auf den Thron zu berufen. Seine Herrschaft währte bis 1382, allein sie blieb durch die starre Opposition des Adels eine bloß nominelle. Nach seinem Tode erklärte sich der Adel für seine jüngere Tochter Hedwig und nöthigte sie, den Großfürsten der Litthauer, Jagel, zu heirathen 1386. Jagel war wie sein Volk noch heidnisch und die Litthauer hatten dem polnischen Reiche bisher als die gefährlichsten Nachbarn gegolten. Jetzt bot sich die beste Gelegenheit diese Gefahr zu beseitigen, denn Jagel ließ sich unter dem Namen Wladislaw taufen und versprach auch die Bekehrung seines Volkes sowie die immerwährende Vereinigung desselben mit dem polnischen Reiche. Als König von Polen suchte er seinen Ehrgeiz auf Kosten des deutschen Ordens zu befriedigen und zeichnete damit seinen Nachfolgern die von ihnen nur zu glücklich eingehaltene Bahn ihrer Hauptthätigkeit vor. Die innerlichen Zustände des Reiches änderten sich durch den Wechsel der Dynastie nicht im geringsten. Die Vergebung der Krone blieb nach wie vor von der Aristokratie abhängig, wenn gleich eine gewisse Erbberechtigung des fürstlichen Blutes nicht in Abrede gestellt wurde. Auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten übte aber diese Krone schon lange so gut wie keinen Einfluß; sie lagen in den Händen des hohen Clerus und der hohen und niederen Aristokratie, denn auch die niedere Aristokratie hatte ihren Lehensherren gegenüber stets eine verhältnißmäßig sehr freie Stellung behauptet und jeder aus ihrer Mitte nahm für seinen Theil an allen großen Staatsangelegenheiten, z. B. an den Königswahlen mit demselben Rechte wenn gleich natürlich nicht mit demselben Gewicht des Einflusses Theil, wie die Glieder des hohen Adels.

Dieser zahlreiche, unruhige, zum größten Theil arme Adel, die Kirche und das Königthum blieben sonach die einzigen Factoren des Staates, der vierte, zukunftreichste Stand, der das Gegengewicht gegen die zwei ersten in den echt mittelalterlichen Staaten darstellte, das Bürgerthum der gewerbe- und handeltreibenden Städte fehlte gänzlich bis auf einige unbedeutende Ansätze deutscher Colonien in den größeren Orten, die man aber mehr als bloße Factoreien wirklicher Colonien betrachten konnte.

Wesentlich verschieden von der Entwickelung Polens gestaltete sich die Rußlands, wie ähnlich auch die ursprünglichen Grundbedingungen gewesen sein mögen.

Die zahlreichen Slavenstämme östlich von den Karpathen und von der Grenze der Polen waren bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts eben wegen ihrer Zersplitterung eine erwünschte Beute der umwohnenden tartarischen und finnischen Völker. Um diese Zeit gesellten sich zu ihren bisherigen Drängern auch noch scandinavische Germanen aus Schweden, die hier in ähnlicher Weise wie ihre Stammesbrüder in Westeuropa als See- und Landräuber und zugleich als Handelsleute auftraten. Die schlaffe Art des Volkscharakters und die Zersplitterung in kleine Fürstenthümer erleichterte ihnen die vollständigste Ausbeutung des Landes. Sie gründeten hier stabile Niederlassungen für den Betrieb des Handels und Raubes, zugleich als Zufluchtsörter im Falle der Noth, ähnlich wie an der Küste der Nordsee in England, Schottland, Irland, den Niederlanden und Frankreich und bedienten sich ihrer als Stützpunkte für weitere Unternehmungen, die besonders den Wolgalandschaften und den Küsten des kaspischen Meeres, bald aber auch dem schwarzen Meere, ja sogar der Küste des ägeischen Meeres galten, wo die Schätze des byzantinischen Reiches insbesondere der Stadt Constantinopel lockten. Als sich ihre Schaaren unter den Slaven durch neue Nachzügler, die durch den Erfolg der vorangegangenen angereizt wurden, rasch vermehrten, so bemächtigten sich einige ihrer Anführer, unter denen die spätere Sage drei

Brüder Rurik, Truwor und Sineus besonders hervorhebt, etwa um 860 der Herrschaft über die in der That schon lange von diesen Germanen abhängigen Slaven. Die Gegenden um Nowgorod und die um Kiew wurden anfänglich die Centren dieser neuen Fürstenthümer, bis 882 Kiew von Nowgorod aus unterworfen und zugleich zur Hauptstadt der gesammten Eroberungen gemacht wurde. Das fürstliche Haus und seine nächste Umgebung bewahrten ihre scandinavische Nationalität in der Mitte der ihnen an materieller Cultur wenigstens gleichen Slaven nicht lange. Schon nach einem Jahrhundert ging Sitte und Sprache der Besiegten auf die Sieger über, wozu auch die zahlreichen Heirathen der ersteren mit slavischen Frauen sehr viel beitrugen. Nur der Name der Ros (Auszügler) blieb ihnen von ihrer Heimath her und ging allmählig auch auf ihre slavischen Unterthanen über, die jetzt wie ihre Herren das Volk der Russen genannt wurden. Dann hielt auch wenigstens für die ersten Jahrhunderte der alte kühne und abenteuerlustige Sinn bei den Nachkommen Ruriks noch vor, der sich insbesondere in ihrer Neigung zu Seeräuberzügen und überhaupt zu dem Meere im Gegensatz zu der den Slaven angebornen dumpfen Indolenz und unüberwindlichen Antipathie vor dem kecken und frischen Elemente der See und des Wassers überhaupt, zum Schrecken ihrer Nachbarn, vorzüglich aber zum Schaden des byzantinischen Reiches und zu wiederholter ernstlicher Gefahr für die Hauptstadt kund gab. Zum Glück für Constantinopel traten andere der Ros aus Schweden und dem übrigen Scandinavien oder auch aus den Colonien im slavischen Lande gegen schweren Sold in den kaiserlichen Dienst, wo sie bald wegen ihrer zugleich stürmischen und zähen Tapferkeit und ihrer physischen Ueberkraft den bevorzugtesten Theil des Heeres, die eigentliche kaiserliche Garde unter dem Namen der Warangen bildeten und diese waren es, die die herrliche Stadt am nachdrücklichsten gegen ihre Stammesgenossen vertheidigten.

Die meist feindseligen oft aber auch freundlichen Beziehungen mit dem byzantinischen Reiche veranlaßten die Bekehrung des russischen Volkes zum Christenthum des orientalischen Ritus. Wladimir I, ein Urenkel Ruriks, des Gründers des russischen Reiches, ließ sich 988 zu Cherson taufen und erhielt die Hand der Anna, Tochter des Kaisers Romanus I. Sein Vorgang wirkte entscheidend auf sein Volk. Die Vornehmsten seines Hofes, die Nachkommen der alten Ros waren mit ihm übergetreten und die andere Masse folgte freiwillig oder gezwungen bald nach. In kurzem gewann das äußere Aussehen des Landes ein durchaus christliches Gepräge, das bis in die kleinsten Einzelheiten, z. B. in der kirchlichen Architektur eine Copie des byzantinischen Kirchenthums darstellte und niemals von diesem Typus abwich, selbst dann nicht, als der früher so vielseitige Zusammenhang mit Byzanz allmählig fast ganz unterbrochen wurde. Auch das Hofleben der Fürsten der Russen wurde möglichst dem Vorbild des byzantinischen heiligen Palastes angepaßt und die Person des Fürsten dadurch mit einem Nimbus umgeben, der so roh barbarisch er auch sein mochte, doch von bedeutendem Einfluß auf die weitere Entwickelung des Volkes war. Selbst die nächste Umgebung des Fürsten nahm diesem gegenüber ganz unwillkürlich eine andere, demüthigere Stellung ein als es in Westeuropa irgendwo vorkam oder als es selbst in Polen möglich war, wo die Uebertragung der Formen des Lebenswesens augenblicklich auch ein starkes Selbstgefühl in dem Adel das Bewußtsein einer gewissen Berechtigung dem Lehensherren oder dem König gegenüber erzeugte, das den Staat sogleich in eine beschränkte Monarchie verwandelte. In Rußland dagegen war mit dem Sieg des orientalisch-byzantinischen Elementes der byzantinisch-orientalische Despotismus entschieden. Es half dazu auch noch sehr wesentlich der Geist der orientalischen Kirche, der nichts

von dem weltlichen Freiheitsdrange ihrer lateinischen Schwester empfand, sondern einen staatlichen oder fürstlichen Despotismus auch da nothwendig hervorrief, wo er vorher noch nicht gewesen war, während die abendländische Kirche im ganzen sich immer getrieben fühlte auf die Seite der Opposition gegen eine bestehende Staatsgewalt zu treten. Auch war es sehr wichtig, daß die Anzahl der eingewanderten Ros und ihrer Nachkommen, die hier den Erbadel des Reiches bildeten, wenn auch an und für sich groß, doch gegen die Masse der einheimischen slavischen Bevölkerung und für die ungeheuren Räume des Landes sehr unbedeutend war, so daß sich jene unter diese wie verloren und schon aus äußeren Gründen nicht im Stande sein konnten, zu einem corporativen Zusammenhalten zu gelangen.

Die Kraft des russischen Reiches, die unter Wladimir I unter seinem Sohne Swiätopluk und seinem Enkel Jaroslaw I hoch gestiegen war, zersplitterte sich nach dem Tode des letzteren schnell wieder durch Landestheilungen. Zwar sollte der jedesmalige Großfürst von Kiew eine Oberherrschaft über alle Fürsten aus dem Hause Ruriks ausüben, allein diese blieb meist nur nominell und die einzelnen Fürsten, deren Zahl sich immer mehr vervielfältigte und zuletzt bis auf ein halbes Hundert wuchs, setzten alle Mittel der Gewalt und des Verrathes gegen einander in Bewegung. Unter solchen inneren Verhältnissen wurde Rußland äußeren Feinden wieder zugänglich, wie es vor der Ansiedelung der Ros gewesen war. Die östlichen Nachbarn tatarischen Stammes, die Kumanen, verheerten das Land während des 12. Jahrhunderts fast ohne Widerstand, auch die Polen und Litthauer vergrößerten sich auf seine Kosten.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts drangen die Mongolen unter Dschingis Chan von Hochasien aus unaufhaltsam wie einst die Hunnen nach Europa vor; die Kumanen waren zu schwach ihnen zu widerstehen und auch die Russen, die jetzt in der gemeinsamen Gefahr sich mit diesen ihren Erbfeinden verbündet hatten, unterlagen in wiederholten Schlachten 1224—1239. In kurzer Zeit wurde das ganze Land von ihnen überschwemmt und mit einer Grausamkeit verwüstet, die im Laufe der ganzen Geschichte nur mit den Zerstörungen der Hunnen verglichen werden kann. Doch wälzten sich die mongolischen Massen nach ihrem angeborenen Weltvernichtungstrieb bald weiter nach Westen, wo sie ähnliches Unheil über Polen und Ungarn brachten. Allein der soliden und gebildeten Tapferkeit des eigentlichen Westeuropas waren sie auf die Dauer doch nicht gewachsen, sie kehrten daher nach kurzer Frist wieder nach Osteuropa zurück. Polen und Ungarn rafften sich nach ihrem Abzug wieder auf, dagegen blieb auf Rußland ihr Joch lasten. Die noch übrigen russischen Fürsten mußten dem Großchan Unterthänigkeit schwören, ihm Tribut zahlen und nicht bloß ihre Würde sondern auch ihr Leben und ihre Freiheit als sein Gnadengeschenk betrachten. Dafür schützte er sie wieder gegen alle äußeren Anfechtungen und gegen die in der Verwirrung dieser Zeiten auf sehr natürliche Weise auftauchende Unbändigkeit und Unbotmäßigkeit ihrer Großen.

Als das mongolische Reich bald in eine Reihe selbstständiger Chanate zerfiel, bildete Rußland einen Theil des Chanates von Kaptschak. Als auch dieses Chanat in immer größere Auflösung gerieth, wagten einzelne russische Fürsten schon auf ihre Befreiung zu denken. Allein solche Empörungsversuche endeten meist sehr unglücklich für ihre Unterthanen. Erst als am Ende des 14. Jahrhunderts eine neue Fluth der Mongolen unter Timur hereinbrach, wurden die Kräfte von Kaptschak vollständig gebrochen und es gelang die Befreiung. Iwan III, seit 1462 Großfürst von Moskau, führte sie aus. Dabei ging das Reich von Kaptschak auch bis auf den Namen in Trümmer. Iwan verstand es

zugleich den noch übrigen Fürsten seines Stammes durch sein Kriegsglück so zu imponiren, daß er sich, obgleich einige noch immer in ihrem Besitze blieben, mit Recht den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland beilegen konnte. Es gelang ihm sogar den höchst merkwürdigen, selbstständig emporgewachsenen Staat Nowgorod zu unterwerfen. Dieser bietet das einzige Beispiel in der Geschichte der gesammten slavischen Völker, wo sich auf einer wesentlich slavischen nationalen Grundlage ein Bürgerthum in der Art Westeuropas mit ähnlicher Verfassung, ähnlichen Interessen und ähnlichen Lebensgewohnheiten wie dort entwickelte. Allerdings dienten ihm die deutschen Städte in seiner unmittelbaren Nähe zum Vorbild, wie er auch durch seine materielle Grundlage, durch den Handel auf die innigste Verbindung mit diesen und mit der großen norddeutschen Hansa angewiesen war, der die deutschen Colonien im Norden zum größten Theile angehörten.

Mit der Zerstörung dieser einzigen slavischen Stadt, die in Wahrheit diesen Namen verdiente, war überhaupt das bürgerliche Element in Rußland gebrochen und dieses wenigstens hierin Polen ähnlich geworden, wo es noch gar nicht zur Entwickelung gekommen war, während außerdem beide Völker sich fast in allen Stücken fern ab von einander gewandt hatten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Italiens Staatensystem am Ende des Mittelalters und das moderne Wesen in seiner nationalen Cultur.

Das deutsche Reich, so schwach auch immer seine zusammenhaltenden Kräfte sein mochten, konnte wenigstens noch immer einige aufweisen, die wenn auch für die Gegenwart ohnmächtig vor der Centrifugalkraft aller seiner Glieder, doch der Zukunft ein äußeres Mittel zur Neubegründung einer staatlichen Einheit an die Hand gaben; dieß fehlte in Italien ganz. Eine politische Einheit dieses Landes hatte es während des ganzen Mittelalters nie gegeben, denn die Ansprüche der sogenannten italienischen oder lombardischen Krone erstreckten sich nicht weiter als ungefähr das ehemalige Longobardenreich. Die päpstlichen Territorien, Neapel und Sicilien, der venetianische Staat fielen nicht einmal theoretisch unter ihren Machtbereich. Jetzt aber war sogar diese ganz leere Form einer theilweisen politischen Einigung des Landes untergegangen, denn wenn auch noch einzelne deutsche Kaiser kraft des alten Herkommens die eiserne Krone empfingen, so verstanden sie doch unter den Machtbefugnissen und Rechtsansprüchen, die dadurch auf sie übergingen, nichts weiter als die Oberlehensherrlichkeit über einige norditalienische Territorien. Das wichtigste

davon war das Herzogthum Mailand, welches Kaiser Wenceslav creirt hatte. Es blieb bis zum Jahre 1447, wo Philipp Maria, der letzte männliche Nachkomme des ersten Herzogs Johann Galeazzo Visconti, starb, im Besitz der Visconti's, die hier, wie einst die zahlreichen allmählig wieder untergegangenen Gewaltherrscher in den früheren freien Städten eine schonungslose Despotie ausübten. Sie kehrte sich namentlich gegen alle die reichen und angesehenen Familien, die früher in der Geschichte der Stadt eine große Rolle gespielt hatten und überwachte jede Regung derselben, die auf irgend ein politisches Motiv deuten konnte, durch ein kunstvoll organisirtes Spionir- und Polizeisystem, von welchem die übrigen Länder Europas bis zur Zeit Ludwigs XI von Frankreich keine Ahnung hatten. Ein ebenso sorgfältig organisirtes finanzielles System bedrückte zwar die Unterthanen nicht wenig, allein es war unerläßlich, um die kunstvolle Polizei und Verwaltung des Staates — Begriffe die hier zum ersten Mal im cultivirten Europa identisch wurden — zu erhalten und zugleich auch die bewaffnete Macht, deren diese Herrscher stets bedurften, da ihre ganze Gewalt ja nur auf dem Gefühl der Ohnmacht bei den Beherrschten begründet war, während sich die Gesinnung derselben so zu sagen immerdar in Aufruhr befand.

Die stehende bewaffnete Macht verwandten diese Fürsten indessen nicht bloß gegen ihre Unterthanen, vor denen sie allerdings ohne dieselbe nicht eine Stunde sicher gewesen wären, sondern auch gegen ihre Nachbarn, von denen jeder zugleich der offene und noch mehr der geheime Feind des andern war. Da auch ihnen ungefähr dieselben Geld- und Kriegsmittel zu Gebote standen, so erwuchs bei ihnen bald die Ueberzeugung, daß offene Kämpfe des einen gegen den andern nur zur Schwächung beider und dadurch zum Vortheil eines dritten, der als solcher der gemeinschaftliche Feind beider sein mußte, führen könnten und so hielt gewöhnlich ein Schwert das andere in der Scheide, ganz anders wie in Deutschland oder im übrigen Europa, wo die Habsucht und Vergrößerungsgier der einzelnen Fürsten noch nicht zu diesem Raffinement politischer Bildung gediehen war, sondern sich blindlings, freilich gewöhnlich auch ohne allen Erfolg, dahin stürzte, wo Gelegenheit zum Raube zu sein schien oder wo überhaupt nur etwas, dessen Besitz reizte, vorhanden war. Als jedoch durch das Erlöschen der Visconti's der mailändische Staat herrenlos wurde, griffen die mächtigsten Nachbarn, die Venetianer, zu. Die Mailänder versuchten zugleich das Experiment einer Selbstregierung und einer Vertheidigung ihres Staates, aber es fand sich, daß sie zu beiden unfähig waren. So gelangte ein glücklicher Heerführer der früheren herzoglichen Soldtruppen Franz Sforza bald an die Stelle der Visconti's, nachdem er erst die Vertheidigungsanstalten gegen die Venetianer organisirt und diese gezwungen hatte, von ihren Eroberungsplänen abzustehen. Das Possenspiel republikanischer Formen verschwand von selbst vor der Nothwendigkeit, einen Feldherrn und Staatsmann zur einheitlichen Leitung der so überaus verschlungenen Fäden der Politik an die Spitze zu stellen, und er und seine Nachfolger waren ebenso unumschränkte Herzoge von Mailand wie die Visconti's vor ihnen es gewesen.

Der andere Hauptstaat des nördlichen Italiens, Venedig, war von einer ursprünglich republikanischen Grundlage zwar nicht zu dem monarchischen Despotismus Mailands, aber doch zu einer sehr despotischen Oligarchie durch die Mittelstufe einer geschlossenen Aristokratie fortgeschritten. Seine Hauptbeziehungen lagen außerhalb Italiens. Er trug nach seinem Ursprung und Wachsthum durchaus einen kosmopolitischen Charakter an sich und zunächst war es der Osten des mittelländischen Meeres, wo seine großen Handelscolonien lagen,

die wieder den weiteren Verkehr in noch größere Fernen vermittelten. Jede Macht, die mit ihm auf diesem Gebiete concurrirte, war seine geborne Feindin. Aber es gab in Europa nur eine einzige, die es früher gewagt hatte, Genua. Allein dessen Geschick war schon lange im Sinken, meist in Folge der Schwankungen und Parteikämpfe im Innern, von denen die festgefugte despotische Oligarchie Venedigs nichts wußte und so hörte auch die eigentliche Concurrenz mit Venedig von selbst auf, die noch im 14. Jahrhundert beide sich oft zur See in blutigen und hartnäckigen Schlachten hatte messen lassen. Außerdem konnte es den Venetianern, da sie nur den Handel des Orients ausbeuten und keine anderen ideellen Zwecke, am wenigsten die eines unvermittelten Ehrgeizes verfolgten, gleichgültig sein, wer dort herrschte. Sie verhinderten deßhalb auch den Fall des griechischen Reiches nicht, ja man gab ihnen nicht ohne Grund im christlichen Europa Schuld, daß sie aus Eifersucht gegen die dort sehr angesehenen und einflußreichen Genueser den Sturz desselben durch allerlei schlechte Mittel befördert hätten. Allerdings zogen sie allein unter allen europäischen Völkern Gewinn aus diesem Ereigniß, das sonst als ein Weltunglück empfunden wurde. Der ganze Handel des Ostens gerieth jetzt, nach Vertreibung der Genueser, die so viel Ehre besessen, um den Griechen noch im letzten Augenblicke beizustehen, in ihre Hände und sie bemühten sich auf alle Weise durch biegsames Benehmen gegen die neuen Herrscher, die Türken, so weit es nicht bei ihren christlichen Kunden allzugroßen Anstoß erregte, ihn auch auf die Dauer zu monopolisiren.

Seit dem 13. Jahrhundert begann dieser venetianische Staat, der auf dem Meere seine rechte Heimath hatte, auch auf Erwerbungen auf dem festen Lande von Italien zu denken. Es gelang ihm durch günstige Verhältnisse allmählig große Fortschritte auf dieser Bahn zu machen und sich zum Range einer der italienischen Hauptmächte zu erheben, der fortan sein Gewicht bei allen Fragen der inneren italienischen Politik geltend machen konnte.

Im Gegensatz zu Venedig entwickelte sich der dritte Hauptstaat Italiens, Florenz. Während des 14. Jahrhunderts stand er nach außen hin an der Spitze der Guelfenpartei, die, insofern nicht bloße Tradition oder rein locale Verhältnisse eine Stadt oder einen Staat bei ihr festhielten, das Widerstreben des national italienischen Elementes gegen die deutsche Herrschaft, überhaupt gegen die echtmittelalterliche Staats- und Weltanschauung repräsentirte. Seit den verunglückten romantischen Restaurationsplanen Heinrichs VII und Ludwigs von Bayern erlosch indessen die Bedeutung der ghibellinischen Ideen und damit löste sich von selbst auch der Zusammenhang der Guelfen. — Florenz konnte aber noch insofern als Typus des italienischen Guelfenthums gelten, als es die demokratischen Elemente in seiner Verfassung am prägnantesten und am längsten entwickelte und festhielt. Seine ehedem ghibellinische Aristokratie hatte es schon im 13. Jahrhundert gestürzt und politisch ganz vernichtet. Nun aber erhob sich aus der Mitte des guelfischen Bürgerstandes ein Kampf der höheren und niederen Klassen, der lange unentschieden schwankte, eine Zeit lang mit einem vollständigen Siege der untersten Schichten enden zu wollen schien, aber am Schlusse des 14. Jahrhunderts doch wieder zur Herstellung des Uebergewichtes der reichen und vornehmen Kaufmanns- und Banquiersfamilien führte, das nicht wenig auf allen übrigen Klassen lastete. Diese Zeit der inneren Kämpfe war nach außen hin durch große Glücksfälle bezeichnet. Es gelang dem an Geldmitteln und daher auch an den besten Truppen reichen Staat nach und nach fast ganz Toscana zu unterwerfen und eine Reihe von Städten, die früher die

gefürchtetsten Rivalen von Florenz gewesen, zu bloßen Landstädten herabzudrücken, so z. B. Pisa und Arezzo.

Doch erschöpfte sich im Anfang des 15. Jahrhunderts sichtlich die bis dahin so wunderbar thätige politische Productionskraft des florentinischen Bürgerthums und das Streben nach einem monarchischen Centrum, das dem Hin- und Herwogen der verschiedenen Interessen Einhalt zu thun vermöchte, trat auch hier hervor. Ein solches fand sich in dem reichsten der reichen Bauquiershäuser, in dem der Medici, das trotz seiner Geldmittel und Familienverbindungen doch nie in die eigentliche geschlossene Plutokratie eingetreten war und deßhalb von den niederen Klassen stets mit besonders günstigen Augen betrachtet wurde. Johann von Medici, † 1428, übte schon großen Einfluß auf den Staat, noch mehr sein Sohn Cosimo, † 1464. Dessen Enkel Lorenzo, † 1492, durfte, ohne daß er den Namen eines Fürsten führte, doch in der That als der Gebieter dieses Staates betrachtet werden. Er konnte schon ohne Widerstand zu finden bedeutende Verfassungsänderungen vornehmen, wodurch sein Einfluß, der bisher wegen der complicirten Formen des Staatswesens die wunderlichsten Umwege zu machen genöthigt war, unmittelbarer und einfacher wirken konnte.

Der rechte centrale Staat Italiens, wenn in diesem Lande überhaupt von einem Centrum die Rede sein kann, der Kirchenstaat, mußte nach der Rückkehr der Päpste von Avignon aus seiner Zersplitterung in unendliche locale Atome feudaler oder demokratischer Natur künstlich wieder zusammengebaut werden. Die politische Thätigkeit seiner Regenten fand hier ein sehr weites, aber nicht sehr dankbares Feld, denn alle diese localen Bildungen hatten während der langen Entfernung ihrer Herrscher, der Päpste, Zeit genug, sich in sich und nach außen möglichst abzuschließen. Daher entsprach auch das politische Gewicht, welches der Kirchenstaat in den allgemein italienischen Verhältnissen in Anspruch nehmen konnte, durchaus nicht seinem Umfang, der ihm den zweiten Rang unter allen damaligen italienischen Staaten zuwies. Zwar versuchten es die Päpste, wie sie von jeher gethan, ihr politisches Gewicht durch ihre kosmopolitische Bedeutung zu verstärken. Sie nahmen gegen ihre einheimischen Feinde, ihre ungehorsamen Unterthanen und gegen die anderen italienischen Staaten, von denen sie sich etwa gefährdet sahen, ihr geistliches Rüstzeug zu Hülfe, allein meist ohne Erfolg. Die italienischen Staatsmänner verstanden es schon lange, haarscharf zwischen dem Papst als geistlichem Oberhaupt der Christenheit und zwischen dem der Person nach damit identischen, der Sache nach aber getrennten Fürsten des weltlichen Territoriums der römischen Kirche zu unterscheiden und fürchteten weder die öffentliche Meinung, noch ihr eigenes Gewissen, wenn sie dem Letzteren zum Vortheil ihres eigenen Staates irgend einen Abbruch thun oder sich seinen Uebergriffen mit gewaffneter Hand entgegensetzen konnten.

Der größte aller italienischen Staaten war noch immer das Reich Neapel, auch nachdem Sicilien sich davon losgerissen hatte. Indessen vermochte doch diese gewaltige Masse nur wenig Einfluß auf die italienischen Verhältnisse auszuüben, theils in Folge ihrer geographischen Stellung, theils wegen ihrer eigenen Schwäche bei allem Schein von Kraftfülle. So lange die Könige aus dem Hause Anjou den Guelfen in Ober- und Mittelitalien zum Rückhalt gegen ihre auswärtigen Feinde dienten, übten sie in gewissem Sinne eine Hegemonie über Italien. Allein diese endete von selbst, als die deutschen Kaiser ihre Ansprüche auf Italien stillschweigend aufgaben. Schon vorher war das Haus Anjou zum Besitz des ungarischen Thrones gelangt und die politischen Verhältnisse, die sich an diese neue Acquisition knüpften, traten nun ausschließlich in den Vordergrund.

Da hier im Süden von Italien alles autonome Leben schon lange ertödtet und eine despotische Monarchie die einzig mögliche Regierungsform war, so ging auch nothwendigerweise die ganze Politik des Staates in die Politik des regierenden Hauses über und als dieß wegen Ungarn Italien außer Acht ließ, hörte auch all und jeder Einfluß des Staates auf Italien auf. Erst als es sich zeigte, daß der ungarische Thron wegen der Uebermacht der Aristokratie des Landes nur ein glänzender Schein war, versuchten einige neapolitanische Herrscher, ihre verlorene Position in Italien wieder zu gewinnen, vor allem der schon erwähnte König Ladislaus, der Feind Johann XXIII (s. o. S. 294). Allein nach dem Prinzip des Staates blieb auch diese Richtung seiner Politik nur die Privatsache dieses oder jenes Königs. Der nächste kümmerte sich in der persönlichen Autonomie, wie sie der Despotismus giebt, nichts mehr darum, und so blieben diese Bestrebungen ganz erfolglos. — Das Anjouische Königshaus des Landes erlosch dazu auch schon im Anfang des 15. Jahrhunderts mit der Königin Johanna II, die, verfeindet mit den übrigen Nebenzweigen ihres Hauses, einen fremden Fürsten, den König Alfons V von Arragonien, zur Nachfolge berief. Es gelang ihm nach harten Kriegen mit den andern Thronbewerbern die Nachfolge sich zu sichern, 1442, und so trat Neapel für eine Zeit lang auch äußerlich aus dem Kreise des italienischen Staatensystems heraus. Allein der Tod Alfons V, 1485, gab ihm wieder seinen eigenen Herrscher, Ferdinand I, einen Sohn Alfons V, und damit auch eine richtigere Stellung zu Italien.

Diese fünf großen italienischen Staaten waren einander an Macht ungefähr gleich, wenigstens keiner von ihnen so vor dem andern begünstigt, daß er den Gedanken einer Unterwerfung der übrigen fassen konnte. Sie waren also um ihres eigenen Vortheils willen, nachdem einmal diese Thatsache durch die Erfahrung von Jahrhunderten feststand, zu einer gewissen conservativen Politik gegen einander gezwungen, die zunächst freilich nur eine rein negative Basis hatte. Sobald äußere Umstände den einen oder andern Staat momentan schwächten, mochten die Nachbarn ganz ungescheut alle bisherigen friedlichen Verhältnisse vergessen und aus seiner Bedrängniß so viel Vortheil als möglich ziehen, wie das Beispiel der Venetianer nach dem Erlöschen der Viscontis darthat. Allein mehr und mehr richteten die meist hochgebildeten Lenker der einzelnen Staaten ihre Blicke über die Grenzen des nächsten Horizontes hinaus und was sie dort wahrnahmen, stimmte sie zu einer mehr positiv conservativen Politik. Es war nicht zu verkennen, daß allen italienischen Staaten wie seit uralten Zeiten so auch jetzt noch vom Norden und Nordwesten her die Gefahr einer fremden Invasion drohte, deßgleichen jetzt auch von Osten, wo die Türken sich schnell bis an die Küste des adriatischen Meeres ausgedehnt, ja schon einen glücklichen Eroberungszug nach dem eigentlichen Italien versucht und Otranto occupirt hatten. Diesen Allen gemeinsamen Gefahren konnte nur durch eine gemeinsame Vertheidigung begegnet werden. Das Bewußtsein der Selbstständigkeit, sowie der Argwohn gegen die Nachbarn war jedoch zu stark in jedem der einzelnen Staaten, als daß sich irgend eine dauernde politische Organisation der Gesammtheit, wenn auch nur auf diesen einen Zweck beschränkt, hätte denken lassen. Alles, was geschehen konnte, war nur, daß die einzelnen Staaten nicht durch im Grunde doch, wie man aus der Erfahrung wußte, nutzlose Kämpfe unter einander ihre Kräfte vergeudeten und so einem auswärtigen Eroberer seine Arbeit erleichterten. Namentlich war es das mediceische Haus, welches diese verständige Maxime seiner ganzen italienischen Politik zu Grunde legte und auch, wie es schien, in den übrigen Hauptstaaten eine gleiche Ansicht verbreitete. —

So konnte man den politischen Schwerpunkt Italiens jetzt nach Florenz

gelegt achten, wo auch schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts der Mittelpunkt der höheren Culturinteressen der Nation lag. Der kluge, verständige Sinn der Florentiner, der sie zu den feinsten Berechnungen des Handelsverkehrs und den verwickeltsten Geldgeschäften befähigte zu einer Zeit, wo die Handelswelt des übrigen Europa's, selbst die Venetianer nicht ausgeschlossen, ihre Geschäfte im Ganzen doch noch in den rohen Formen des Waarenumtausches betrieben, bildete den diametralen Gegensatz zu dem mittelalterlichen Wesen in allen seinen Beziehungen. Zwar beherrschte dasselbe äußerlich auch sie noch, z. B. in der Form der katholischen Kirche und in dem traditionellen Ideenkreise, der sich daran anschloß. Im innersten Kern practisch und prosaisch-nüchtern erhielt ihr Leben von dieser Seite her noch eine gewisse idealistische Verbrämung, die im Grunde nur deßhalb nicht abgestreift wurde, weil jene vorwiegende Richtung auf Erwerb und weltkluges Benehmen die noch vorhandene Naturfrische seiner physischen und geistigen Anlage doch nicht ganz unter ihren Bann zu ziehen vermochte. Man bedurfte noch eines gewissen Idealismus und da die sittliche Kraft des Volksgeistes nicht in gleicher Stärke mit seinen übrigen großen Gaben entwickelt war, so ließ er es sich mit Hülfe einer lebhaften Phantasie und einer fein ausgebildeten Empfindung gefallen, bei idealen Formen stehen zu bleiben, die wohl die beiden letzteren Seelenvermögen, nicht aber seine höheren Kräfte zu befriedigen wußten. Daher entwickelte sich in dieser Stadt der Banquiers und der Nützlichkeitspolitiker eine ganz eigenthümliche Nachblüthe des echt mittelalterlichen Idealismus zunächst im Gebiete der christlichen Kunst, die von hier zuerst ganz Italien und nach und nach im Laufe der modernen Entwickelung das ganze gebildete Europa befruchtete. Malerei, Sculptur und Architectur dienten dem Namen nach der Kirche und ihren heiligen Zwecken: sie schloßen sich sogar äußerlich an die überlieferten echten Typen an, in denen das wahrhaft mittelalterlich-christliche Bewußtsein seinen richtigsten Ausdruck gefunden hatte. Aber ganz unmerklich übertrug sich auf dieselben der Einfluß des wirklichen Lebens, in welches sie als innerlich vollkommen fremdartige Bildungen hereinragten, und damit auch die Möglichkeit, sie nach den Bedürfnissen des Schönheitssinnes der Zeit immer weiter fortzubilden, so daß zuletzt nichts mehr als die Namen und einiges traditionelle Beiwerk an ihre ursprüngliche Bedeutung erinnerten.

Florenz war zugleich auch der Ausgangspunkt für eine andere Art künstlerischer Production, für die schöne Literatur des italienischen Volkes, die gleich bei ihrem ersten Eintritt in die Welt von dem mittelalterlichen Geist wenig mehr als das zeigte, was auch die übrigen Künste davon beibehielten. Die übrigen Culturvölker des Mittelalters, die Süd- und Nordfranzosen, die Deutschen, ja selbst die Engländer, erzeugten zur Zeit der höchsten Blüthe des mittelalterlichen Idealismus eine Literatur, natürlich durch und durch poetischer Art, die das, was die große geschichtliche Bewegung bedingte, im Rahmen der Kunst vergegenwärtigte. Italien allein war damals stumm geblieben, um, als sein mittelalterlicher Idealismus sich selbst vernichtet hatte, desto glänzender herauszutreten. Auch hierin ward Florenz nicht bloß für Italien, sondern ähnlich wie im Gebiete der übrigen Künste für die ganze westeuropäische Culturwelt maßgebend, die damals noch an den traditionellen Typen des mittelalterlichen Kunstideals, namentlich im Gebiete der Literatur, vergebens festzuhalten suchte.

Aber es war damit nicht genug. Gleichsam als wenn sich hier providentiell die Hauptelemente, die den Umschwung der modernen Geschichte und den gänzlichen Bruch mit dem Mittelalter bedingten, zusammenfinden sollten, ward dieselbe Stadt im Laufe des 15. Jahrhunderts auch der Herd eines neuen Be-

triebes der Wissenschaften, der von dem mittelalterlichen gerade so ferne stand, wie die Florentiner Architectur von der gothischen, die italienische Poesie dieser Zeit von den romantischen Rittergedichten der Franzosen oder Deutschen, oder die florentinische Malerschule von den Meistern, welche die Basiliken von Ravenna und Venedig geschmückt hatten. Alle mittelalterliche Wissenschaft sollte sich der Voraussetzung nach nur auf den idealsten Gehalt des geistigen Lebens, das Kirchenthum, mittelbar oder unmittelbar beziehen. So lange die Wissenschaft im mittelalterlichen Sinne ihren Namen verdienen wollte, durfte sie keinen Selbstzweck haben. Und innerhalb des kirchlichen Kreises war sie auch nur dazu bestimmt, das schon Vorhandene dem äußerlich gespaltenen Denkvermögen gerecht zu machen, nie aber sollte sie es wagen, Neues auf eigene Hand zu erzeugen. Dieser Aufgabe waren die unzähligen bedeutenden Geister, die sich während des Mittelalters namentlich in Paris und dann auch auf den andern nach ähnlichen Mustern eingerichteten Universitäten hervorthaten, getreulich nachgekommen. Die ganze Kraftäußerung der erwähnten Geistesbegabung richtete sich nun darauf, die großen feststehenden Formen der schon gefundenen letzten Resultate des Glaubens ihrem eigenen subjectiven Denken anzubequemen.

Dieser Scholastik gegenüber erhob sich in Italien, und zwar zuerst in Florenz, eine im Grunde realistische, wenn auch äußerlich sehr idealistisch gefärbte Richtung, die sich von jenen feststehenden Resultaten des Denkens zunächst dadurch emancipirte, daß sie sie als ein abgeschlossenes Gebiet für sich betrachtete, ohne eine Kritik desselben sowie seiner Prinzipien zu wagen. Aber sie nahm auch für sich selbst das Recht in Anspruch, ein abgesondertes Gebiet zu besitzen, in welches kein Einspruch von der andern Seite geduldet werden sollte. Dieß Gebiet lag ihr in dem Bereiche der literarischen Denkmäler des klassischen Alterthums, die von der mittelalterlichen Wissenschaft als unerläßliches propädeutisches Studium immer in gewissen Ehren gehalten worden waren. Diese neue Richtung aber rückte sie von der seither untergeordneten Stufe nun auf einmal zu der allerhöchsten. Um ihrer selbst willen sollten sie studirt und genossen werden und zwar sowohl wegen ihrer formellen Vollendung, als wegen ihres geistigen Gehaltes, worin die ethische Weltanschauung der Zeit, der sie angehörten, des antiken Heidenthums, mit inbegriffen war. In jeder Hinsicht erschienen sie als das absolut Schöne und Wahre selbst und ihre Verehrer begeisterten sich ebenso für sie, wie einst das Mittelalter für seine ebenfalls für absolut gehaltenen Ideale begeistert gewesen war. Allerdings wirkte ihre äußere Formenschönheit und der Realismus der Weltanschauung, der sich in ihnen ausspricht, auf den ähnlich gestimmten und manchfach dafür vorbereiteten florentinischen oder italienischen Geist, ja bald auf den Geist von ganz Europa. Aber das Wesentlichste daran war doch, daß die Geister, die sich mit ihnen beschäftigten, auch durch ein äußeres Symbol ihren Bruch mit dem Geisteszwang des Mittelalters beurkunden konnten, daß sie hier ein Feld der Wissenschaft aufgefunden hatten, was sie um seiner selbst willen bebauen durften. Befördert wurde diese Richtung der Studien durch die vermehrten äußeren literarischen Hülfsmittel dieser Zeit. Unendlich viele Werke der classischen Literatur, besonders der griechischen, deren man für den propädeutischen Curs der mittelalterlichen Wissenschaft nicht so nöthig wie der lateinischen bedurfte, waren im Abendlande ganz vertilgt oder wenigstens in den Bibliotheken so versteckt, daß Niemand mehr eine Kunde von ihnen hatte. Aber seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gaben die Unionsversuche zwischen der lateinischen und griechischen Kirche (s. o. S. 323) ganz unwillkürlich auch Gelegenheit zu literarischer Berührung. In Constantinopel fanden die abendländischen Gelehrten zwar nicht Alles, aber doch sehr viel von

dem, was im Abendland als verloren betrachtet werden mußte und der mündliche Unterricht der griechischen Gelehrten, denen diese Werke noch traditionell mechanisch geläufig waren, half bei dem jugendlichen Feuereifer der Lernenden über sonst fast unüberwindliche Schwierigkeiten hinweg. Die Griechen konnten sich bei den gebildeten Italienern nicht besser empfehlen, als wenn sie ihrerseits wieder gelehrte Männer mit den Unterhandlungen betrauten, von denen manche in Italien zurückblieben. Noch mehrere kamen nach der Eroberung Constantinopels und fanden überall große Kreise von Zuhörern, die aus den strebsamsten, begabtesten und in jeder Beziehung gebildetsten Männern Italiens zusammengesetzt waren. In kurzer Zeit kam es dahin, daß jeder, der überhaupt auf Bildung Anspruch machen wollte, sich wenigstens einen äußeren Anstrich dieser klassischen Gelehrsamkeit verschaffen mußte. Alle die höheren Stände der Nation sahen sich gleichmäßig sowohl durch innere Nöthigung, wie durch die Macht des Beispiels davon berührt. Sie dominirte ebenso wohl an dem Königshof von Neapel, wie in dem Palaste der Mediceer, ja selbst der päpstliche Hof konnte sich ihrem Einfluß nicht entziehen. Die Fürsten, der hohe Adel, der reichere Bürgerstand auf der einen Seite, auf der anderen die Mehrzahl der höher gestellten Prälaten, an ihrer Spitze die meisten Cardinäle, bekannten sich mit mehr oder weniger Entschiedenheit und Begeisterung als die Jünger der neuen Disciplin, für die der zusammenfassende Name der humanen Studien in Gang kam. Ihnen gegenüber eiferten die Vertreter der traditionellen kirchlich-mittelalterlichen Gelehrsamkeit so heftig als möglich gegen eine solche Wiedererweckung des Heidenthums, aber mit dem schlechtesten Erfolge. Sie konnten sicher sein, selbst von denen, deren Lebensprinzip sie eigentlich vertheidigten, von den kirchlichen Würdeträgern, als bornirte Pedanten verlacht oder als verschmitzte Heuchler verachtet zu werden. Von Italien aus verbreitete sich die neue Wissenschaft mit derselben Unwiderstehlichkeit, mit der sich eine neue Religion zu verbreiten pflegt, auf den verschiedensten Wegen durch alle Länder der Christenheit, am raschesten und umfassendsten nach Deutschland. Als mächtiges Vehikel diente ihr die in Deutschland um 1440 erfundene Kunst des Bücherdruckes, welche die geistigen Erzeugnisse unverhältnißmäßig leichter zugänglich machte als früher und ihre Vervielfältigung auch äußerlich den Händen der privilegirten Bücherschreiber entwand, die zum großen Theil der Kirche angehörten oder wenigstens in vollständiger Abhängigkeit von kirchlichgesinnten Patronen sich befanden.

Sobald sich einmal der Geist von seiner bisherigen Bevormundung befreit hatte, erweiterte er die Grenzen des Feldes seiner Thätigkeit mit einer staunenswerthen Raschheit. Ueberall ging man jetzt über das traditionelle Wissen, das bisher so viele Jahrhunderte hindurch genügt hatte, hinaus und entdeckte gleichsam als wenn das Auge eine vorher nicht vorhandene Schärfe erhalten hätte, einen unendlichen Reichthum von Thatsachen und Gesetzen um sich herum, an denen man bisher bewußtlos vorbeigegangen war. Namentlich war es das Gebiet der angewendeten Mathematik und der Naturforschung, wovon in Wahrheit das ganze Mittelalter keine Ahnung gehabt hatte, das sich jetzt auf einmal erschloß.

Auch hiefür bildete Italien den Ausgangspunkt der Thätigkeit, aber schnell wetteiferten andere Länder, besonders wieder Deutschland, mit ihm. In der Zeit von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zu seinem Schlusse häuften sich die Entdeckungen in diesem Felde, von denen jede irgend einer autoritätsmäßig festgehaltenen Lehre, die wieder mit dem ganzen Gebäude des geistlich-weltlichen Autoritätsglaubens des Mittelalters unauflöslich verwachsen war, ein Ende bereitete.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Südwesten von Europa während des 15. Jahrhunderts.

Lange ehe sich die christliche Begeisterung des Mittelalters zu den Kreuzzügen erhob, war auf der pyrenäischen Halbinsel dem Erbfeind des Glaubens ein Stück christlichen Landes nach dem andern wieder entrissen worden. Auch während der großen Kreuzzüge standen diese kleineren nicht still und führten nach und nach zu der Bildung mehrerer echt christlicher und ebenso echt mittelalterlicher Staaten auf der Halbinsel. Ihre nächste Aufgabe war die Vertreibung der Saracenen aus dem ganzen Lande und seine Einfügung in das europäische Culturſystem. Allein da auch sie den Typus aller mittelalterlichen politischen Bildungen trugen, da sie Feudalstaaten waren, in denen die rohe Subjectivität der Einzelnen sich in möglichster äußerer Unabhängigkeit zu bethätigen und der zusammenhaltenden Herrschermacht nur so viel Kraft zu lassen bestrebte, als diese zu erzwingen vermochte, so waren ihre Fortschritte gegen die Glaubens- und Staatsfeinde nicht so rasch und glänzend, als sie nach der im Ganzen schwachen Widerstandskraft derselben ohne diese natürlichen Hindernisse hätten sein müssen. Als es sich aber doch seit dem Ende des 13. Jahrhunderts entschied, daß sich der Islam in Spanien nicht halten konnte, kehrte sich der Ausbreitungstrieb der einzelnen Staaten nur noch ausnahmsweise gegen dessen letzte Trümmer, die in Andalusien mühsam das Leben fristeten, vielmehr gewöhnlich gegen die christlichen Nachbarn. Indessen bildeten sich auch hier bald einige größere Massen von soliderem Bestand heraus, die durch die Thatsache belehrt, daß sie einander nicht zu vertilgen vermochten, sich allmählig als gleichberechtigte Staaten anerkannten, ähnlich wie dieß auch in Italien geschehen war. Diese waren, wenn man das nur halb spanische Navarra abrechnet, Arragonien, Castilien und Portugal.

Arragonien und Castilien, die Jahrhunderte lang die feindseligsten Rivalen gewesen, wurden endlich durch die Heirath des Kronprinzen Ferdinand von Arragonien mit der Erbin von Castilien, Isabella, 1469, zu einer gemeinschaftlichen Zukunft mit einander verbunden und da Isabella schon 1474, Ferdinand 1479 ihre väterlichen Throne bestiegen, auch thatsächlich unter einheitliche Oberleitung gestellt, während die Separatverfassung und Gesetzgebung beider Staaten, die in vielen Beziehungen stark von einander abwichen, zunächst durch diese Vereinigung nicht betroffen wurden. Ferdinand, der wenn auch nur im Namen seiner Gemahlin Isabella die thatsächliche Herrschaft über Spanien sammt den dazu gehörigen Nebenländern Sicilien und Sardinien ausübte, versuchte nach dem Vorbild anderer gleichzeitigen Regenten auch in den spanischen Reichen die königliche Macht auf Kosten der autonomen Bildungen möglichst zu erheben. In Castilien war ihm bereits durch die frühere Geschichte des Landes ziemlich

vorgearbeitet, weniger in Arragonien. Aber auch in Castilien erwies es sich als unmöglich, die reiche und stolze Kirche, den mächtigen Lehensadel, die zahlreichen fast unabhängigen Städte direkt etwa in der Art zu beherrschen, wie Ludwig XI, das lockende Vorbild aller gleichzeitigen Könige, Frankreich beherrschen konnte.

Es war nur auf indirektem Wege durch mancherlei kluge Praktiken möglich, die für den Augenblick kaum bemerkt und am wenigsten in dem Sinne, in welchem sie gemeint waren, verstanden wurden. Dazu gehörte besonders die ganz eigenthümlich enge Verbindung, die hier in Spanien die Staatsgewalt mit der Kirche einging, während im ganzen übrigen Europa die Beziehungen zwischen beiden immer mehr sich lockerten.

Da noch ein Reich der Ungläubigen, das von Granada, auf der Halbinsel bestand, so sah die spanische Kirche die Erbfeinde des Glaubens, wenn auch schwächer als sonst, aber doch noch als eine reale Macht sich gegenüber. In den eroberten Landstrecken waren viele Saracenen unter gewissen beschränkenden Bedingungen wohnen und dem Glauben ihrer Väter treu geblieben; ebenso gab es hier viele Juden, die schon vor dem Einbruch der Araber zahlreich sich während ihrer Herrschaft sehr ausgebreitet hatten. Beide, wenn auch jetzt unterworfen und scheinbar zufrieden, wenn sie von dem christlichen Sieger nur geduldet wurden, blickten doch sehnsüchtig zu den Saracenen in Granada und in Nordafrika, und erwarteten von dorther Erlösung und Rache an den Christen. Zu diesen offenen Feinden kamen noch viel gefährlichere geheime. Unzählige Saracenen und Juden hatten sich im Drang des Augenblicks, um Eigenthum und Leben zu retten, taufen lassen, waren aber, wie man zu wissen glaubte, im Stillen noch ihrer Religion zugethan, während sie sich äußerlich allen Gebräuchen des Christenthums fügten. Die spanische Kirche stand also auf einem ganz unterhöhlten Boden und konnte ihre Sicherheit nur in dem kräftigen Schutze des Königthums finden, das hier noch wie in der früheren mittelalterlichen Zeit ihren bewaffneten Arm darstellte. Daher war ihr auch jede Kräftigung des Königthums willkommen, besonders da sie in der Stimmung des spanischen, namentlich des castilischen Volksgeistes, der noch ganz von dem alten starren Fanatismus der Rechtgläubigkeit und dem Ideal der gewaltsamen Vertilgung aller Feinde des Glaubens erfüllt war, auf eine sichere Basis rechnen durfte, wenn die Staatsgewalt je einmal den Versuch machen sollte, sich ihrer Dienstbarkeit oder im Sinne der Kirche ihrer eigentlichen von Gott gesetzten Aufgabe zu entziehen. So begünstigte jetzt die spanische Kirche die Wiederherstellung des geistlichen Tribunals zur Bestrafung der Ketzereien, der Inquisition, die Ferdinand in Castilien durchsetzte. Sie hatte schon früher dort bestanden, war aber allmählig, weil ihr der zu ihrer odiosen Wirksamkeit unerläßliche Schutz des Staates fehlte, verfallen. Jetzt wurde ihre Einrichtung und Besetzung ganz dem so glaubenseifrigen König anheimgegeben, der damit schon augenblicklich einen sehr ausgedehnten Einfluß auf die zahlreichen geistlichen Richter, die er dabei nach Gutdünken anstellte und durch diese auf die ganze spanische Kirche und wiederum durch sie auf den streng kirchlichen Volksgeist gewann. Die Inquisition eröffnete ihre Thätigkeit im Jahre 1481 mit einem selbst zur Zeit Innocenz III nicht gesehenen Eifer. Bald zitterten alle die verdächtigen Neubekehrten vor ihr, aber auch andere von echt christlicher Abkunft, denn nach den ganz abnormen Formen ihres Prozeßverfahrens war eigentlich Niemand vor ihr und ihren grausamen Strafen sicher, als wer selbst in dem Tribunal saß. Der königliche Einfluß vermochte schon jetzt durch dieses unwiderstehliche und unangreifbare Werkzeug Leute aus den vornehmsten Ständen

zittern zu machen, die ihm sonst keck die Stirne geboten und es war leicht eine bloß zu politischen Zwecken dienende Vernichtungsanstalt jeder freien Regung daraus zu machen.

Vom Jahre 1481 bis 1498 wurden 8800 Personen lebendig, 6500 in effigie verbrannt. 90,000 mit zum Theil schweren Strafen belegt. Meist waren diese Opfer aus der Zahl der unglücklichen neubekehrten Saracenen und Juden, die Kirche konnte nun auf eine baldige Ausrottung dieser Feinde hoffen.

Ferdinand verschaffte ihr auch noch den Triumph, daß der letzte Rest saracenischer Herrschaft vom spanischen Boden vertilgt wurde. Er griff 1482 das Reich von Granada an und eroberte nach dem zähesten Widerstande, dem er die zäheste Beharrlichkeit entgegenstellte, endlich 1492 die Stadt Granada selbst. Für die Stimmung Spaniens hatte dieß Ereigniß, das an und für sich nur von untergeordnetem Belang war, ungefähr die Bedeutung, wie einst die Eroberung von Jerusalem für die abendländische Christenheit. Der National- und Glaubensstolz empfand sich gleich mächtig nicht sowohl dadurch befriedigt, denn die That war für die Spannung des Gemüthes zu klein, als vielmehr angeregt, ohne doch ein greifbares Ziel zur Bethätigung seines Selbstgefühles vor Augen zu sehen. Und so lebte hier in dem entferntesten Westen Europas noch einmal, wie es schien, der ganze Idealismus des Ritterthums oder des specifischen Mittelalters nicht durch Reflexion sondern durch die Wirklichkeit der Ereignisse wieder auf, um bald die Welt durch unerhörte Thaten, nur freilich nicht im mittelalterlichen Geiste, staunen zu machen.

Das dritte der selbstständigen Reiche der Halbinsel, Portugal, unterschied sich weniger in seinen ersten Anfängen als in seiner späteren Entwickelung merklich von den beiden anderen, namentlich von seinem Nachbarlande Castilien. Es war wie die beiden anderen in unendlichen mit wechselndem Glück zuletzt aber doch siegreich geführten Kämpfen mit den Mauren oder Saracenen erwachsen. Allein die Ausbreitung des castilischen Reiches schnitt ihm schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts den natürlichen Schauplatz seiner erregten Thatkraft ab. Eine Zeit lang suchte sie sich durch innere Revolutionen und durch Kriege gegen die christlichen Nachbarreiche zu befriedigen, aber am Ende des 14. Jahrhunderts lenkte sie unter dem großen König Johann dem Unächten wieder in ihre natürliche Bahn ein. Dieser König faßte den kühnen Entschluß, die Mauren, die er in Europa nicht mehr erreichen konnte, in Afrika zu bekämpfen und trieb so sein Volk auf die See, wozu es durch die natürliche Lage des Landes an und für sich angewiesen war.

Glaubenseifer und Ehrgeiz in unlösbarer Vermischung führte die Portugiesen zuerst nach Afrika, bald aber spielten andere Tendenzen, wie sie dem Zeitalter im Ganzen angemessener waren, herein. Es lockten die Schätze des Goldlandes Afrika, die von jeher in Europa, namentlich im Westen sagenhaft verklärt erschienen, und die Portugiesen, ja selbst ein Prinz des königlichen Hauses, Heinrich (gestorben 1460) rüsteten nicht mehr bloß um die Mauren zu bekriegen und zu vertilgen oder auch zu bekehren Schiffe aus, sondern noch mehr um jene reichen unbekannten Länder, an deren Existenz man glaubte, ohne zu wissen, wohin man sie zu verlegen hätte, aufzusuchen und ihre Schätze für Portugal auszubeuten. So gelang eine Reihe von neuen Entdeckungen, die die portugiesischen Schiffer und Ritter immer weiter an der Westküste Afrikas nach Süden hinabführten, immer neue Wunder eröffneten und die Begier nach größeren immer mehr erhöhten. Endlich blitzte auch der Gedanke auf, daß man sich auf diesem Wege den eigentlichen Utopien der mittelalterlichen Phantasie, China und Ostindien, wohl nähern könne und dieser Gedanke ward durch kühne Seefahrer nach und

nach zur Wirklichkeit. 1487 umschiffte Bartholomäus Diaz die Südspitze von Afrika, das Kap der guten Hoffnung und 1497 erreichte Vasco de Gama wirklich die Küste von Ostindien. Damit trat in den materiellen Grundlagen des bisherigen europäischen Völkersystems eine durchgreifende Revolution ein, die alle und jede Verhältnisse dieser Art und viele andere scheinbar gar nicht damit zusammenhängende gänzlich umgestaltete, besonders da auch um dieselbe Zeit der Gesichts- und Verkehrskreis Europas nach einer andern Seite hin einer unermeßliche Erweitung empfing.

Die großen Entdeckungen der Portugiesen erregten in der ganzen abendländischen Welt außerordentliches Interesse. Der Drang nach einer Lösung aus den bisherigen Zuständen sah sich, ohne daß man damals über den inneren Zusammenhang viel reflektirt hätte, auf die ahnungsvollste Weise mächtig berührt. Zugleich erhitzte sich auch die nach der wesentlichen Stimmung der Geister von viel materielleren Bildern als einstens erfüllte Phantasie an den unglaublichen Nachrichten, die von Portugal her natürlich ins Unendliche vergrößert durch Europa sich in Circulation setzten. Und endlich erhielt auch der durch das Eindringen der Türken ebenfalls wieder lebhafter angeregte Glaubenseifer durch die mögliche Eroberung ungeheurer heidnischer Länder, mit der man sich ihre gütliche oder gewaltsame Bekehrung identisch denken mußte, einen neuen Schwung.

Nirgends aber wirkten diese drei Momente lebhafter als in den Küstengegenden von Italien, deren Bewohner sich nun auf einmal von früher unbekannten Rivalen so überboten ja beschämt sahen. Indeß konnten sie nichts thun, als sich an den weiteren Entdeckungen unter portugiesischer Flagge möglichst betheiligen. Dieß geschah besonders zahlreich von genuesischen Seefahrern, und einer von diesen, Christoph Columbus, faßte den genialen Gedanken, das damals noch nicht erreichte Ziel, China und Indien, auf einem näheren Wege als um die Südspitze von Afrika zu erreichen. Als er diesen Plan in Portugal mittheilte, fand er wegen der Kühnheit desselben nicht die von ihm gehoffte bereitwillige Aufnahme. Er ging nach Spanien und setzte es bei Ferdinand und Isabella, die so wie ihr Volk auf den Ruhm und den Gewinn der Nachbarn schon längst eifersüchtig waren, endlich durch, daß ihm einige Schiffe zu seiner Ausführung gegeben wurden, mit denen er zwar nicht China, nach dem er steuerte, sondern ein größeres und wichtigeres Land Amerika entdeckte, von dem die damalige Welt nichts mehr wußte, obgleich es im früheren Mittelalter von den rastlosen norwegischen Wikingern wenigstens in seinem nördlichen Theile bereits aufgefunden war, 1492.

